Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Kerner

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1842.

Inhalt.

	Seite.
Außergewöhnliche Erscheinungen, die an bestimmten Häusern haften	1
Eine Spuckgeschichte aus Rußland	22
Kaiser Karl IV. Traum und Spuckgeschichte, von ihm selbst erzählt	25
Das Versprechen, nach dem Tode zu erscheinen	30
Eine Erscheinungsgeschichte aus Ungarn	41
Eine weitere merkwürdige Erscheinungsgeschichte	45
Frankreich betreffende Prophezeihungen von französischen Sehern	47
Der Seher Kunz von Eichstetten	68
Merkwürdige Träume	73
Eine Erstasis und ein Traum	85
Taubstumme durch Magnetismus geheilt	88
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens	90
Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbesondere über die Responsa des dodonäischen Zeus der Pelasger	99
Kritiken	113
Zur Eschatologie. Erster Artikel	153
„ Zweiter Artikel	163
Taubstummheit durch Magnetismus geheilt	172
Taubstummheit eines sich in magnetischem Zustand befundenen Knabens und dessen Selbstheilung	176
Paskal's dämonisch-magnetisches Leiden	187
Herr Professor Dr. Weiße über Geistererscheinungen	191
Geistergeschichte von Dublin	199
Eine ältere Erscheinungsgeschichte	211
Die nächtliche Prozession	215
Ein sonderbares Gesicht	217

Seite.
Todesanzeige durch Ruf 218
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 222
Eine Spuckgeschichte vom Jahre 1757 267
Thierseelenkunde 269
Noch Einiges über die französische Seherin Lenormande . . 275
Die vier wahnsinnigen Brüder 280
Geschichte der Braut von Corinth, aus einem antiken Aktenstück von Dr. W.-E. Weber. Mit Bemerkungen von G. . 281
Ueber das Dämonische bei Glückspielen, nebst zwei warnenden Beispielen von G. 296
Vorausſagende Träume 301
1) Mitgetheilt aus Eßlingen 302
2) „ „ Luxemburg 306
3) „ „ Oberschlesien 308
4) „ „ O. 310
5) „ „ New-York 312
6) „ „ Göppingen 313
7) Zeitungsnachricht aus Paris 313
Plastische Kraft der Seele im Traum 314
Das second sight in Westphalen 315
Einiges von den Dichtern und was sie erzählen 316
Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben von der Gräfin R. 1—4 321
Todesanzeigen 1—6 325
Eine Vision eines Kindes, durch welche ihm sein nahe bevorstehender Tod angezeigt wird 332
Erscheinungen nach dem Tode 1—5 333
Das Griesheimer Haus bei Darmstadt 345
Ueber die Geschichte einer Erscheinung im Oberamtsgerichts-Gefängnisse zu Weinsberg, besonders in Hinsicht einiger der Zeugen derselben 364
Luther über Poltergeister 376
Der Hausgeist 380
Magnetische Behandlung in Dresden 381
Der magnetisirende Schäfer zu Arnstadt 386
Heilung des Leidens des Besessenseyns durch magnetische Manipulation schon im Jahr 1666 389
Nachricht von einer Magnetischen in Frankreich 392
Ueber die Ekstatischen im Süden Frankreichs in den Jahren 1685—1705 397

	Seite.
Zwei Beispiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens	403
Merkwürdiges Zusammentreffen im Staatsleben	405
Sympathetische Zuneigung Wahnsinniger zu einzelnen Personen	406
Zu den Kunzischen Prophezeihungen im 3ten Heft d. I. Jahrg. des Magikons	413
Electrische Lichterscheinungen an thierischen Körpern	416
Zur Thierseelenkunde 1—3	420
Neue Schriften	425
Nachträgliches	431
Die Heilung durch Sympathie, vorgetragen in einer Versammlung von Landärzten. Vom Herausgeber	433
Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige. Vom Herausgeber	447
Magnetische Heilungen, mitgetheilt vom Herrn Amtmann Nietsch in Slawikau in Oberschlesien	453
Mittheilungen einer Geistergeschichte aus Neuenbürg vom Jahr 1780	458
Fragmente aus dem Nachlaß eines Forschers von — y —	479
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiet des innern Schauens.	
Ein vorbedeutender Traum	489
Sonderbares Schauen	491
Todesanmeldung	492
Die Erscheinung nach dem Tode	493
Ahnungen	494
Inneres Gesicht	495
Inneres Gehör	496
Zweideutiges Orakel	496
Eine Todesahnung	496
Unruhe nach dem Tode	497
Der Abt im Lehnsessel zu Schuttern	498
Das anscheinend von selbst sich Bewegen schwerer Körper	499
Vorausschauen der eigenen Grabesstätte	501
Die weiße Frau	503
Das wilde Heer	504
Eine Geistergeschichte für Kaltwasserfreunde	505
Merkwürdige Chronologie	506
Paracelsus Prophezeihungen von Napoleon	507
Merkwürdige Mißgeburten	507

Seite.

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens von Lüderitz in Moskau.

Traum und Wirklichkeit 509

Ahnungen 512

Erscheinungen 513

Melanchtons Zeugniß über Dr. Faust 522

Ueber Luthers Ansicht von Befragung der Todten 523

Ueber den Vampyrismus 525

Das wilde Heer alt und neu, von G. v. M. 534

Zur Thierseelenkunde 537

Die Ansicht der Alten über die Geisterwelt 541

Neue Schriften 557

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

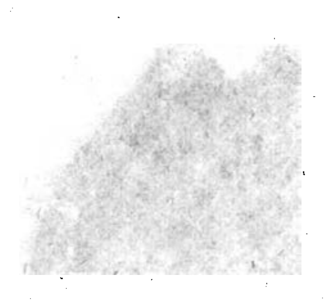
Zweiter Jahrgang. Erstes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1841.



Zwischen der Raupe und dem Schmetterling
ist noch ein Mittelzustand – der der hülflosen Puppe.

Justinus Kerner.



Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Erstes Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1841.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Außergewöhnliche Erscheinungen, die an bestimmten Häusern haften 1
Eine Spuckgeschichte aus Rußland 22
Kaiser Karl IV. Traum und Spuckgeschichte, von ihm selbst erzählt 25
Das Versprechen, nach dem Tode zu erscheinen . . . 30
Eine Erscheinungsgeschichte aus Ungarn 41
Eine weitere merkwürdige Erscheinungsgeschichte . . . 45
Frankreich betreffende Prophezeihungen von französischen Sehern 47
Der Seher Kunz von Eichstetten 68
Merkwürdige Träume 73
Eine Extasis und ein Traum 85
Taubstumme durch Magnetismus geheilt 88
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 90
Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbesondere über die Responsa des dodonäischen Zeus der Pelasger . . 99
Kritiken 113

Außergewöhnliche Erscheinungen, die an bestimmten Häusern haften.

In Häusern, in denen schon seit längerer Zeit die verschiedensten Bewohner Wahrnehmungen hatten, die darauf hindeuten, daß an ihnen ungewöhnliche Erscheinungen haften, sollten über sie immer die genauesten Beobachtungen niedergeschrieben werden.

Dieß that in Nachstehendem Herr Pfarrer Möricke, in Betreff seiner Beobachtungen im Pfarrhause zu Klefersulzbach (in Würtemberg). Ich führte von diesem Hause schon in der Seherin von Prevorst und im Magikon Band I. Seite 106 an: daß die verschiedenen Herrn Geistlichen, die nach einander dieses Haus bewohnten, in demselben Wahrnehmungen durchs Gehör, Auge oder Gefühl hatten, die nicht auf gewöhnliche Weise zu erklären sind, denen etwas Objektives zu Grunde liegen muß, das man, so ungern man dieses auch thut, Geisterspuck zu nennen genöthigt ist.

Es sind dieß Erscheinungen, derer sich der Naturforscher annehmen muß. — Sind sie auch aus einer andern Natur in die unsere hereinragend, so gehören sie, eben dieses Hereinragens wegen in unsere Natur, auch unserer Forschung noch an, so gut wie die außer unserer Welt liegenden, aber dennoch noch in sie hereinragenden andern Weltkörper. Ihre nähere Erforschung für Vorwitz, ja sogar für Sünde erklären zu wollen, ist Abgeschmacktheit

Der Forschung fällt bei der Vergleichung dieser Beobachtungen, wie sie z. E. in der Seherin von Prevorst, in den Blättern aus Prevorst, oder in meiner Schrift: „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur," reichlich aufgezeichnet sind und auch sonst noch häufig vernommen werden können, will man nur hören, eine in die Augen springende Uebereinstimmung in der Art der Töne, der sichtbaren Erscheinungen, des Gefühles, auf.

Bei all diesen Wahrnehmungen z. E. kommen Töne wie Menschentritte und, namentlich den Tönen nach, wie ein Gehen in Socken, oder wie Schlurgen in Pantoffeln, Schlappschuhen, vor. Es ist merkwürdig, daß es im Niederdeutschen ein Wort, Sake gibt, worunter ein Gespenst verstanden wird, welches in Häusern mit schlappendem und schlarfendem Geräusch herumgeht; daher die Redensart: „Slarren of de Sake," in Pantoffeln oder Schlappen herumschlarfen, ohne die Füße aufzuheben. Der alte Volksglaube ist merkwürdig und wird durch die neuern Beobachtungen bestätigt, die so häufig von Tönen wie vom Gehen in Schlurgen (schwäbisch) oder Schlappschuhen sprechen.

So zeigte sich z. E. in früherer Zeit sehr oft eine Erscheinung in dem Stifte zu Oberstenfeld (in Württemberg) in deren Gefolge man immer diese schlurgenden Töne beobachtete, es war eine weibliche Erscheinung, die man deswegen die Stiftsschlurgerin nannte.

Konstant in diesen Beobachtungen kommen ferner die Töne wie vom Rollen einer Kugel vor, ferner Töne, als würde mit Sand oder Erbsen geworfen, dann Töne wie vom Rauschen oder Knistern mit Papier oder vom Zerbrechen kleiner, dürrer Reiser, oder wie von aus elektrischen Flaschen gezogenen Funken.

Dazu kommt nun auch die Uebereinstimmung in der Art des Geschauten, wie z. E. fast immer jene Lichterscheinungen, zwar in verschiedenen Formen, doch meistens in gerundeter Form, dann bei

intensiverem Schauen, in menschlichen Schattengestalten, meistens wie graue Wolkensäulen ohne zu bestimmende Umrisse.

Wie diese Lichterscheinungen immer ohne Strahlen sind, so sind auch diese Töne ohne Nachhall und wahrscheinlich ganz andern Gesetzen unterworfen, als die des gewöhnlichen Lichtes und Schalles. Dieß geht auch daraus hervor, daß solche Töne sogar von völlig taubstummen Personen vernommen werden, während sie auch andere mit gutem Gehör vernehmen, oft aber letztere noch weniger als oft übelhörende Personen. Eine sehr merkwürdige Beobachtung, wo ein Taubstummes all jene Töne hörte, die auch solche mit gutem Gehör vernahmen, wurde mir von schäzbarer Hand aus guter Quelle mitgetheilt.

In einem Hause zu Heilbronn, wo auch seit vielen Jahren von den verschiedensten Hausbewohnern derlei gefühlt und geschaut wird, kommen unter Anderem auch Töne vor, als würde von dem oberen Stock auf die Flur des mittleren Stockes ein Faß mit Waaren gewaltsam herabgeworfen. Dabei machte der Bewohner des mittleren Stockes die Bemerkung: daß die Thüre seines Schlafzimmers, die, wenn außen im Gange jemand mit etwas schweren Tritten auftritt, oder etwas auf den Boden fällt, immer in eine zitternde und tönende Bewegung geräth, es bei jenen ganz starken Tönen, die doch große Erschütterung voraussetzen sollten, es nicht thut, sie bleibt unerschüttert. Nie wurde auch bei diesen Tönen ein wirkliches Faß oder ein anderer Gegenstand, herunter geworfen.

Wie Taube diese Töne vernehmen, so ist auch wahrscheinlich, daß jene Lichterscheinungen Blinde sehen, nicht aber weil sie auf Einbildung oder Hallucinationen beruhen, sondern weil zu ihrem Schauen und Hören nicht die mechanischen Sinnwerkzeuge erforderlich sind; sie berühren mehr die inneren Sinne, mit denen sie dann gesehen und vernommen werden, es tritt ein innerer, magnetischer Rapport ein, der der mechanischen Sinnwerkzeuge nicht mehr bedarf, wie es mit unserem Sehen und Hören nach dem Tode des Leibes einst der Fall seyn wird.

Das Gefühl von Pressung, das Gefühl von Anhauchung, das Gefühl, als zöge eine unsichtbare Hand die Bettdecke hinweg, als würde man im Bett aufgehoben, das Gefühl von einer rauhen, oder von einer kalten Hand (und dieß alles bei völligem Wachen) ist bei solchen Erscheinungen auch sehr konstant.

Sagt man: daß jenes Höhren, Schauen und Fühlen alles auf Täuschung, auf Hallucinationen und Träumen beruhe, so ist doch schwer zu glauben, daß die verschiedensten Menschen viele Jahre hindurch in diesen Häusern solcher Täuschungen und Träumen, alle gleicher Art, hätten unterworfen seyn sollen, besonders solche von ihnen, die gar nichts, bevor sie jene Häuser bezogen, von Vorkommenheiten der Art in ihnen wußten, wie es z. E. bei Herrn Pfarrer Möricke der Fall war.

Nimmt man aber an, es sey all dieß nur eine Ausströmung, ein los und lebendig gewordener ansteckender Traum, ein Heraustreten des Nervengeistes u. s. w. einer Somnambülen in einem solchen Hause oder Orte, so müßte nachgewiesen werden, was man aber nicht kann, daß sich schon so lange, als jene Erscheinungen in solchen Häusern andauern, eine Person der Art in denselben oder im Orte aufgehalten, oder daß nur einmal eine solche da gewesen und nun auch noch nach ihrer Entfernung oder ihrem Tod, ihre objektiv, zu Erscheinungen gewordenen Träume in dieselben festgebannt geblieben seyen. Es wird überflüssig seyn, die Albernheit einer solchen Erklärungsweise näher darzuthun.

Sagt man, derlei Töne entstehen von Ratten, Mäusen, Eulen, seyen Halle von außen, so kommt hier in Betracht: daß in all diesen Geschichten auch noch geschaut und gefühlt wird und zwar Erscheinungen und Gefühle, die durchaus nicht von außen kommen können und daß jene Töne und jene Lichterscheinungen der Art sind, daß derjenige, der sie nur einmal hörte und sah, sie ganz bestimmt von andern gewöhnlichen Tönen und Lichterscheinungen zu unterscheiden weiß, namentlich jene Töne, von denjenigen die Mäuse, Ratten

und Eulen hervorbringen, es sind all jene Töne von ganz anderer, durchaus eigenthümlicher Art und man muß sie schon selbst beobachtet haben, um darüber urtheilen zu können. Es ist aber traurig, daß über jene Naturerscheinungen diejenigen am meisten aburtheilen und sie am besten zu erklären wissen wollen, welche sich um ihre Beobachtung noch nicht im mindesten bekümmerten. Es wird eine Zeit kommen, die aufdecken wird — daß der Glaube des einfältigsten Bauern in diesen Dingen der Wahrheit näher kam, als die sogenannte Wissenschaft Solcher, die von Jugend auf durch Lebensweise und Studium von der Natur sich immer mehr entfernten und zuletzt so weit von ihr zu stehen kamen, daß sie von den Einwirkungen der Natur, besonders aus ihrem geheimnißvollen, zarten Gebiete des Nachtlebens, nicht das allermindeste mehr zu erfühlen im Stande sind.

Dem Verfasser dieser Blätter wird dann jene Zeit zur Rechtfertigung gereichen, daß er einer derjenigen war, welcher trotz des Geschreies einer frühern Bornirtheit, welche sich Aufklärung und neunzehntes Jahrhundert nannte, für jene Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur, als der ernstesten Beherzigung und Erforschung würdiger Naturwahrheiten, das Wort sprach, sollten sich dieselben auch dann noch auf eine andere Weise, als er jetzt vermeint, herausstellen.

In dem hier in Frage stehenden Pfarrhaus zu K. wurden jene Beobachtungen schon im Jahre 1811 — 1818 unter Herrn Pfarrer Leyrer gemacht, welcher jetzt als Pfarrer in Roßwag lebt. Wahrscheinlich kamen schon früher diese Erscheinungen in ihm vor, allein es fehlen mir frühere Notizen hierüber.

Herr Pfarrer Leyrer kann Zeuge seyn, daß er in diesem Hause Aehnliches hörte, sah und fühlte, was seine Nachfolger und namentlich Herr Pfarrer Möricke, ausführlicher hierüber angeben. So wurde ihm z. E. einmal, als er ganz wach war, die Bettdecke wie von einer unsichtbaren Hand weggezogen und einmal fand er auf eine unbegreifliche Weise

sein Kind aus der Wiege weggenommen und unter dieselbe gelegt. Auch im Garten des Hauses, behauptet er, sey man öfters von ganz unheimlichen Gefühlen übermannt worden.

Herr Pfarrer Hochstetter, welcher vom Jahr 1813—1825 in diesem Hause wohnte, erlebte in ihm viel Unerklärliches. Oft hörte er nächtlich ein Klopfen an die Wände des Zimmers und Töne, als athme jemand unter seiner Bettstelle. Sehr oft hörte er Tritte wie die eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei sich die Thüren von selbst öffneten, auch hörte er öfters Töne, als rollte eine Kugel im Zimmer umher.

Auf einen natürlichen Grund konnte er in den vielen Jahren und bei aller genauen Nachforschung nie kommen.

Er beobachtete, daß jenes Gehen und die andern Töne sich immer vor dem Tode eines seiner Kinder, deren er hier mehrere verlor, am stärksten vernehmen ließen. Er hatte ein Mädchen aus der Schweiz in Diensten, über dessen Rechtschaffenheit nur Eine Stimme ist. Dieses Mädchen sah oft bei Tage eine schwarze Schattengestalt wie die eines Mannes, oft auch die Schattengestalt eines Hundes. Man bemerkte zuweilen, daß sie in dem Gange einem solchen für Andere unsichtbaren Gegenstand auszuweichen schien und darum befragt, gab sie dann auch an, sie werde oft durch die Gänge und in den Garten von einer solchen Erscheinung begleitet. Herr Pfarrer Rheinwald, der vom Jahre 1825 an dieses Haus bewohnte, schreibt Folgendes:

„Der unsichtbare Geist in Kleversulzbach hat seine Anwesenheit auf mancherlei Art geäußert und uns nicht wenig beunruhigt. Die Thüren wurden, wenn sie verschlossen waren, auf- und zugemacht. Oft gieng bei verschlossenen Thüren und Fenstern ein Wind im Zimmer und war der Ton, als schleuderte man ein an einen Faden gebundenes Linial herum. Oft gab es einen Ton, als zöge man eine große Uhr im Zimmer auf. Ein Klopfen fand sehr oft, nicht nur an den Wänden und an den Thüren, sondern auch im Zimmer an den Möbeln statt. Oft bemerkte man besondere Lichterscheinungen. Oft sah man den Spiegel,

wenn ihn kein Mensch berührt hatte und ihn kein Wind und sonst keine Erschütterung treffen konnte, sich von selbst hin- und herbewegen. All dieß wurde von den verschiedensten Personen gehört und bemerkt. Einmal sah das Dienstmädchen, das bei uns war, im Gange eine schwarze Gestalt auf sich zugehen, worauf es todtenbleich zu uns in's Zimmer sprang und ohnmächtig wurde. Diese Person glaubte sonst an derlei Spuck gar nicht. Eine andere weibliche Person wurde von der gleichen Gestalt einmal angehaucht und kalt berührt. Ich gebe mir immer die größte Mühe natürliche Ursachen von all diesem herauszufinden, stellte auch zu dem Zwecke immer sogleich die genauesten Untersuchungen an, kam aber nie auf einen natürlichen Grund."

Der vierte Geistliche, der die gleichen Erfahrungen in diesem Hause machte und dieselben bezeugt, ist Herr Pfarrer Möricke, welcher sich noch daselbst befindet. Aber auch noch viele andere Personen, namentlich Gehülfen dieser Herren Geistlichen, zeugen von sonderbaren Erlebnissen in demselben.

Herr Pfarrer Möricke theilt die seinigen in Folgendem mit.

„Sie haben, verehrtester Freund, sowohl in der Seherin „von Prevorst (2. Bandes. Siebente Thatsache), als auch „neuerdings in einem Hefte Ihres Magikon von dem Spucke „des hiesigen Pfarrhauses gesprochen, und unter anderem die „Art und Weise, wie ich, bald nach meiner Hieherkunft im „Sommer 1834, die Entdeckung dieses Umstandes machte, „nach meiner mündlichen Erzählung berichtet. Ich will nun, „Ihrem Verlangen gemäß, zunächst aus meinem Tagebuche, „so weit es überhaupt fortgeführt ist, dasjenige, was ich in „dieser Beziehung etwa Bemerkenswerthes aufgezeichnet finde, „zu beliebigem Gebrauche hiermit für Sie ausziehen."

* * *

Vom 19 — 30. August 1834. Ich fange an zu glauben, daß jene „Siebente Thatsache" Grund haben möge. Zweierlei vorzüglich ist's, was mir auffällt. Ein Fallen und Rollen, wie von einer kleinen Kugel unter meiner Bettstatt

hervor, das ich bei hellem Wachen und völliger Gemüthsruhe mehrmals vernahm, und wovon ich bei Tage troß allem Nachsuchen keine natürliche Ursache finden konnte. Sodann, daß ich einmal mitten in einem harmlosen, unbedeutenden Traum plötzlich mit einem sonderbaren Schrecken erweckt wurde, wobei mein Blick zugleich auf einen hellen, länglichten Schein unweit der Kammerthüre fiel, welcher nach einigen Sekunden verschwand. Weder der Mond, noch ein anderes Licht kann mich getäuscht haben.

Auch muß ich bemerken, das ich bereits, eh' Kerner's Buch in meinem Hause war, während eines ganz gleichgültigen Traums durch die grauenhafte Empfindung geweckt wurde, als legte sich ein fremder, harter Körper in meine Hüfte auf die bloße Haut. Ich machte damals nichts weiter daraus und war geneigt, es etwa einem Krampfe zuzuschreiben, woran ich freilich sonst nicht litt.

Indeß hat mir ein hiesiger Bürger, der ehrliche Balthaser Hermann, etwas ganz Aehnliches erzählt, das ihm vor Jahren im Haus wiederfuhr. Herr Pfarrer Hochstetter ließ nehmlich, so oft er mit seiner Familie auf mehrere Tage verreiste, diesen Mann, der eben so unerschrocken als rechtschaffen ist, des Nachts im Hause liegen, damit es etwa gegen Einbruch u. s. w. geschützt seyn möge, und zwar quartirte er den Mann in jenes Zimmer auf der Gartenseite, worin nachher mein Bruder so vielfach beunruhigt wurde. Einst nun, da Herrmann ganz allein im wohlverschlossenen Hause lag (die Magd schlief bei Bekannten im Dorfe) und sich nur eben zu Bett gelegt hatte, fühlte er, vollkommen wach wie er noch war, mit Einem Male eine gewaltsame Berührung an der linken Seite auf der bloßen Haut, als wäre ihm ein fremder Gegenstand, so rauh wie Baumrinde," rasch unter das Hemde gefahren, wie um ihn um den Leib zu packen. Die Empfindung war schmerzhaft, er fuhr auf und spürte nichts mehr. Die Sache wiederholte sich nach wenigen Minuten, er stand auf und ging, ich weiß nicht mehr in welcher Absicht, auf kurze

Zeit nach Haus, kam wieder und blieb ungestört für diese Nacht.

Inzwischen haben auch die Meinigen mehr oder weniger Auffallendes gehört. Ich kann vor der Hand nichts thun, als mir den Kopf frei halten; auch hat es damit keine Noth, bei Tage müssen wir uns Gewalt anthun, um uns nicht lustig darüber zu machen, bei Nacht gibt sich der Ernst von selbst.

Vom 2 — 6. September. Die Geister-Indicien dauern fort, und zwar jetzt in verstärktem Grade. Am 2. dieses Monats nach dem Abendessen zwischen 9 und 10 Uhr, als eben die Mutter durch den Hausöhrn ging, vernahm sie ein dumpfes, starkes Klopfen an der hintern Hausthür, die auf ebenem Boden in den Garten hinausführt. Ihr erster Gedanke war, es verlange noch Jemand herein; nur war das Klopfen von einem durchdringenden Seufzer gefolgt, der sogleich eine schauderhafte Idee erweckte. Man riegelte unvorzüglich auf und sah im Garten nach, ohne irgend eine menschliche Spur zu entdecken. Auch Karl (mein älterer Bruder) dessen Zimmer zunächst an jener Thür ist, so wie Clärchen (meine Schwester) und die Magd hatten das Klopfen gehört. Meine Mutter, von jeher etwas ungläubig in derlei Dingen und bisher immer bemüht, sie uns auszureden, bekennt sich zum ersten Male offen zu der Ueberzeugung, daß es nicht geheuer um uns her zugehe.

Am 4. September, vor 10 Uhr Abends, da wir schon alle uns niedergelegt hatten, kam Karl in meine Schlafstube hereingestürzt und sagte: er sey durch einen fürchterlichen Knall, ähnlich dem eines Pistolenschusses, der innerhalb seines Zimmers geschehen, erweckt worden. Wir untersuchten augenblicklich Alles, doch ohne den mindesten Erfolg. K. behauptet, ohne alle besorgliche Gedanken sich zu Bette begeben zu haben und will auf keine Weise meine natürlichen Erklärungsgründe gelten lassen, die ich von der eigenthümlichen Reizbarkeit des Organismus beim Uebergang vom Wachen zum Schlafe

hernahm, so wie daher, daß wir übrigen, Wachenden nichts hörten, ungeachtet K's Stube nur wenige Schritte von uns liegt.

Anderer kleiner Störungen, die mir gleichwohl ebenso unerklärbar sind, gedenke ich hier nur mit Wenigem. So hörte ich in den verflossenen Nächten oft eine ganz unnachahmliche Berührung meiner Fensterscheiben bei geschlossenen Laden, ein sanftes, doch mächtiges Andrängen an die Laden von außen, mit einem gewissen Sausen in der Luft verbunden, während die übrige, äußere Luft vollkommen regungslos war; ferner schon mehrmals dumpfe Schütterungen auf dem obern Boden, als ginge dort Jemand, oder als würde ein schwerer Kasten gerückt.

Am 6. September. Abends gegen 9 Uhr begegnete Karln Folgendes. Er war, um zu Bette zu gehen, kaum in sein Schlafzimmer getreten, hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt und stand ruhig, da sah er einen runden Schatten von der Größe eines Tellers die weiße Wand entlang auf dem Boden, gleichsam kugelnd, ungefähr vier bis fünf Schritte lang hinschweben und in der Ecke verschwinden. Der Schatten konnte, wie ich mir umständlich darthun ließ, schlechterdings nicht durch die Bewegung eines Lichts und dergleichen entstanden seyn. Auch von außen konnte kein fremder Lichtschein kommen, und selbst diese Möglichkeit vorausgesetzt, so hätte dadurch jene Wirkung nicht hervorgebracht werden können.

In der Nacht, vom Sonntag auf den Montag, 14—15. September, herrschte eine ungewöhnliche Stille im Hause. Dagegen fingen am Montag Abend die Unruhen schon um 9 Uhr an. Als ich mich mit Karl ohne Licht in den Hausgang stellte um zu lauschen, vernahmen wir bald da, bald dort seltsame Laute und Bewegungen, namentlich einmal ganz dicht neben uns an der Wand ein sehr bestimmtes Klopfen, recht als geschähe es, unsere Neugierde zu necken. Um 4 Uhr des Morgens aber, da es noch ganz dunkel war und ich hell wachend im Bette lag, geschahen, (wie mir vorkam auf dem

obern Boden) zwei bis drei dumpfe Stöße. Während ich weiter aufhorchte und im Stillen wünschte, daß auch mein Bruder dieß gehört haben möchte, kam dieser bereits herbeigelaufen, und erzählte mir das Gleiche.

Dienstag, den 16. September, Abends 10 Uhr, ich war kaum eingeschlafen, weckte mich Clärchen mit der Nachricht, daß, während sie noch eben am Bette der Mutter gesessen und ihr vorgelesen, sie beide durch einen dumpfen, starken Schlag auf dem oberen Boden schreckhaft unterbrochen worden seyen.

In derselben Nacht erfuhr Karl Folgendes, was ich mit seinen eigenen Worten hersetze. Er schrieb das Ereigniß auf meine Bitte mit größter Genauigkeit auf:

„Mein Schlafzimmer hat zwei Fenster und jedes Fenster zwei Laden von dickem Holze, ohne andere Oeffnungen, als welche Altershalber durch Ritzen u. s. w. in denselben entstanden aber unbedeutend sind. Von diesen Laden waren in der Nacht von gestern auf heute drei verschlossen; nur einer, derjenige, welcher meinem Bette am nächsten ist, war offen. Durch dieses halbe Fenster und dessen halbdurchsichtigen Vorhang schien der Vollmond hell in das Zimmer und bildete an der Wand rechts neben meinem Bette, wie natürlich, ein erleuchtetes, länglichtes Viereck. Es war etwa um halb 4 Uhr Morgens, als ich aufwachte. Nun bemerkte ich außer jenem Viereck auf einer andern Seite und mir ungefähr gegenüber, ganz oben, wo die Wand und die Decke zusammenstoßen, einen hellen runden Schein, im Durchmesser von ungefähr ¼ Fuß. Es schien ein Licht zu seyn wie Mondlicht; ich hielt es auch anfangs dafür, wiewohl es mir etwas sonderbar däuchte, so hoch oben und so isolirt einen Schein zu sehen. Ich schaute nun zu dem offenen Laden hinaus und überzeugte mich, daß dieser Schimmer weder vom Monde, noch von einem Kerzenlicht in der Nachbarschaft herühre. Dann legte ich mich wieder und dachte über diese außerordentliche Erscheinung nach. Aber während ich starr meinen Blick darauf

heftete, verschwand sie ziemlich schnell vor meinen Augen. Dieß fiel mir noch mehr auf und ich machte mir noch immer Gedanken darüber, als die Stille, die tiefe Stille, die sonst herrschte, unterbrochen wurde und ich ein leises Geräusch hörte, als wenn sich Jemand auf Socken von der östlichen Seite des Ganges her der Thüre meines Schlafzimmers näherte, und gleich darauf entstand außen an der Thüre ein starkes Gepolter, als stieße ein schwerer Körper heftig gegen dieselbe, sie wurde zugleich mit Gewalt einwärts gedrückt. Es war kein einfacher Schall, denn es schien, als wenn verschiedene Theile dieses Körpers schnell aufeinander an die Thüre anprallten. Ich erschrack tief in die Seele hinein und wußte Anfangs nicht, ob ich Lärm machen, läuten oder fliehen sollte. Letzteres wollte ich sogleich nicht, weil ich im ersten Schrecken fürchtete, auf die unbekannte Ursache jenes Gepolters zu stoßen, ich entschloß mich nun, ein Licht zu machen. Bevor ich aber dieses Thät, geschah noch Folgendes. Bald nachdem das Getöse schwieg und wieder die vorige Stille herrschte, erschien der nämliche runde Schein an der nämlichen Stelle wieder, blieb einige Zeit und verschwand dann vor meinen Augen.

Während dieser Zeit blieb der Laden, der Vorhang und der natürliche Mondschein rechts an der Wand unverändert.

Mit dem angezündeten Licht ging ich sofort in den Hausgang, als ich aber in diesem nichts Besonderes entdeckte und noch überdieß den Hund in den vorderen Zimmern eingesperrt und ruhig fand, überzeugte ich mich, daß hier ein Spuckgeist sein Wesen trieb.

Heute nun, über Tag, überzeugte man sich auch durch wiederholte, fast zwei Stunden lang fortgesetzte Versuche mit sämmtlichen spiegelnden und glänzenden Gegenständen des Zimmers und mit Berücksichtigung aller möglichen Standpunkte des Mondes, daß der sonderbare Schein an der höchsten Höhe des Zimmers auch nicht durch Spiegelung hervorgebracht werden konnte, so wie auch aus der Stellung der Nachbarhäuser und andern Umständen leicht ersichtlich war,

daß von dort kein Strahl eines Kerzenlichts an die gedachte Stelle gelangen konnte."

So weit die Angabe meines Bruders. Noch ist aber von dieser unruhigen Nacht das Auffallendste zu bemerken übrig. Meine Mutter erzählte, sie habe zwischen 10 und 11 Uhr ganz ruhig, wachend im Bette gelegen, als sie an ihrem Kissen auf einmal eine besondere Bewegung verspürt. Das Kissen sey wie von einer untergeschobenen Hand ganz sachte gelüpft worden. Sie selbst habe mit dem Rücken etwas mehr seitwärts gelegen, sonst hätte sie es wohl mit aufgehoben. Dabei sey es ihr selbst verwunderlich, daß sie weder vor, noch während, noch auch nach diesem Begebniß die mindeste Furcht empfunden.

Vom 9—15. Oktober, (in welcher Zeit ich den Besuch meines Freundes M. hatte). Seit Kurzem regt sich das unheimliche Wesen auf's Neue, und zwar stark genug. Eine auffallende Erscheinung wurde auch dem Freunde zu Theil. Nicht lange nach Mitternacht, d. h. immerhin mehrere Stunden bevor an ein Grauen des Tages oder an eine Morgenröthe zu denken war, sah er in dem Fenster, das seinem Bette gegenüber steht, eine purpurrothe Helle sich verbreiten, welche allmählig wieder verschwand, kurz nachher auf's neue entstand und so lange anhielt, daß M. sich vollkommen versichern konnte, es liege hier keine Augentäuschung zu Grunde.

Die Geltung dieses Phänomens bestätigte sich in einer der folgenden Nächte durch meine Mutter, die denselben Schein in ihrem Schlafzimmer an der ihrem Bette gegenüber stehenden Wand erblickte. Sogar Clärchen, von der Mutter darauf aufmerksam gemacht, sah ihn noch im Verschwinden.

16. Oktober. Heute Nacht abermals Unruhen im Haus. Ein starkes Klopfen auf dem obern Boden. Dann war es auch einmal, als würden Ziegelplatten vom Dach in den Hof auf Bretter geworfen. Es ging jedoch kein Wind die ganze Nacht und Morgens konnten wir keine Spur von jenem Wurfe finden.

25. Oktober. In einer der letzten Nächte sah Karl gerade über dem Fuße seines Bettes eine feurige Erscheinung, eben als beschriebe eine unsichtbare Hand mit weißglühender Kohle oder mit glühender Fingerspitze einen Zickzack mit langen Horizontalstrichen in der Luft. Der Schein sey ziemlich matt gewesen. Hierauf habe sich ein eigenthümliches Schnarren vernehmen lassen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober, sah meine Mutter einen länglichten, etwa drei Spannen breiten, hellweißen Schein in der Ecke ihres Schlafzimmers, ziemlich hoch überm Boden und bis an die Zimmerdecke reichend, zu einer Zeit, wo der Mond längst nicht mehr am Himmel stand.

13. November. In der Nacht, etwa zwischen 1 und 2 Uhr erwachte meine Schwester, wie sie sagt, ganz wohlgemuth, und setzte sich, um eine Traube zu essen, aufrecht im Bette. Vor ihr, auf der Bettdecke, saß ihr kleines, weißes Kätzchen und schnurrte behaglich. Es war durchs Mondlicht hell genug im Zimmer, um Alles genau zu erkennen. Clärchen war noch mit ihrer Traube beschäftigt, als sie, mit völligem Gleichmuth, ein vierfüßiges Thier von der Gestalt eines Hundes durch die offne Thür des Nebenzimmers herein und hart an ihrem Bette vorüber kommen sah, wobei sie jeden Fußtritt hörte. Sie denkt nicht anders als: es ist Joli, und sieht ihm nach, ob er wohl wieder, seiner Gewohnheit nach, sich unter das gegenüberstehende Bett meiner Mutter legen werde. Sie sah dieß aber schon nicht mehr, weil er unter dem zunächst stehenden Sessel ihr aus dem Gesicht kommen mußte. Den andern Morgen ist davon die Rede, ob denn auch der Hund, den mein Bruder Abends zuvor beim Heimgehen von dem 1½ Stunden von hier entfernten Eberstadt, ganz in der Nähe dieses Dorfs verloren hatte, nun wohl nach Haus gekommen sey? Clärchen, welche nichts von seinem Abhandenkommen gewußt, stutzt nun auf einmal, fragt und erfährt, daß man im Begriffe sey den Hund im Pfarrhaus zu Eberstadt abholen zu lassen, wo Karl gestern gewesen und man das Thier vermuthlich

über Nacht behalten haben werde. So war es auch wirklich; ein Bote brachte es am Strick geführt.*

* * *

So viel aus dem Diarium, das hie und da von mir ergänzt wurde. Im folgenden Jahr bricht es ab, weil ich schwer und auf lange erkrankte.

Schlimmer als im Jahr 1834 ist auch das Spuckwesen nachher und bis auf die jetzige Zeit niemals geworden; vielmehr hat es sich entzwischen seltener, obwohl nicht weniger charakteristisch geäußert. Merkwürdig ist, daß es sich meist gegen den Herbst und im Winter vermehrt, im Frühling und die Sommermonate hindurch auch wohl schon ganz ausblieb. Der Zeitpunkt Morgens früh 4 Uhr ist, nach meinen Beobachtungen, vorzugsweise spuckhaft. Sehr häufig endigen auch die nächtlichen Störungen um diese Zeit mit merklichem Nachdruck.

Eine Erfahrung aus neuerer Zeit, welche mein gegenwärtiger Amtsgehülfe, Herr Sattler, in dem mehr erwähnten Zimmer auf der Gartenseite machte, soll hier mit seinen eignen Worten stehn.

„Ich war am 29. November 1840, Abends um 8½ Uhr zu Bette gegangen und hatte sogleich das Licht gelöscht. Ich saß nun etwa ½ Stunde noch aufrecht im Bette, indem ich meine Gedanken mit einem, mir höchst wichtigen Gegenstande beschäftigte, der meine ganze Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß er keiner Nebenempfindung Raum gab. Weder den Tag über, noch besonders so lange ich im Bette war, hatte ich auch nur im entferntesten an Geisterspuck gedacht. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, ergriff mich ein Gefühl der Unheimlichkeit, und wie von unsichtbarer Macht war ich innerlich gezwungen, mich umzudrehen, weil ich etwas an der Wand zu Haupte meines Bettes sehen müsse. Ich sah zurück und erblickte an der Wand (welche massiv von Stein und gegipst ist), in gleicher Höhe mit meinem Kopfe, zwei Flämmchen,

* Man wird sich hier einer ganz gleichen Erscheinung eines Hundes in der Geschichte von Slawensik erinnern. K.

ungefähr in der Gestalt einer mittleren Hand, eben so groß, nur nicht ganz so breit, und oben spitz zulaufend. Sie schienen an ihrem unteren Ende aus der Wand herauszubrennen, flackerten an der Wand hin und her, im Umkreis von etwa 2 Schuh. Es waren aber nicht sowohl brennende Flämmchen als vielmehr erleuchtete Dunstwölkchen von röthlich blassem Schimmer. So wie ich sie erblickte, verschwand alles Gefühl der Bangigkeit, und mit wahrem Wohlbehagen und Freude betrachtete ich die Lichter eine Zeit lang. „Ob sie doch wohl brennen?" dachte ich, und streckte meine Hand nach ihnen aus. Allein das eine Flämmchen, das ich berührte, verschwand mir unter der Hand und brannte plötzlich daneben; drei-, viermal wiederholte ich den nämlichen Versuch, immer vergeblich. Das berührte Flämmchen erlosch jedesmal nicht allmählig und loderte ebenso wieder nicht allmählig sich vergrößernd am andern Orte auf, sondern in seiner vollen Gestalt verschwand es und in seiner vollen Gestalt erschien es wieder daneben. Die zwei Flämmchen spielten hie und da in einander über, so daß sie eine größere Flamme bildeten, gingen aber dann immer bald wieder auseinander. So betrachtete ich die Flämmchen vier bis fünf Minuten lang, ohne eine Abnahme des Lichts an ihnen zu bemerken, wohl aber kleine Biegungen und Veränderungen in der Gestalt.

Ich stand auf, kleidete mich an, ging zur Stube hinaus (wo ich in der Thüre noch die Lichter erblickte) und bat den Herrn Pfarrer, der im vorderen Zimmer allein noch auf war, zu mir herüberzukommen und die Erscheinung mit anzusehen. Allein wie wir kamen, war sie verschwunden, und obgleich wir wohl noch eine halbe Stunde lang mit gespannter Aufmerksamkeit Acht gaben, zeigte sich doch nichts mehr. Ich schlug nun ein Licht, allein mit diesem konnte ich so wenig als Morgens darauf am hellen Tage auch nur die geringste Spur an der, auch ganz trockenen, Wand wahrnehmen. Die vom Herrn Pfarrer aufgeworfene Frage, ob in den vorhergehenden Tagen oder Wochen nicht etwa ein phosphorisches Schwefelholz an jener Wand möchte gestrichen worden seyn, mußte ich mit

Bestimmtheit verneinen. Zu allem Ueberflusse machten wir indeß ausführliche Versuche mit Zündhölzchen, davon das Resultat jedoch ein von meiner Beobachtung sehr verschiedenes war.

Als ziemlich gewöhnliche Wahrnehmungen im Hause, die theilweise eben gegenwärtig wieder an der Reihe sind, muß ich in der Kürze noch anführen: Ein sehr deutliches Athmen und Schnaufen in irgend einem Winkel des Zimmers, zuweilen dicht am Bette der Personen. Ein Tappen und Schlurfen durchs Haus, verschiedene Metalltöne: als ob man eine nicht sehr straff gespannte Stahlseite durch ein spitzes Instrument zum Klingen oder Klirren brächte; als ob ein Stückchen Eisen, etwa ein Feuerstahl, etwas unsanft auf den Ofen gelegt würde. Ferner Töne, als führte Jemand zwei bis drei heftige Streiche mit einer dünnen Gerte auf den Tisch; auch ein gewisses Schnellen in der Luft, dann Töne, wie wenn ein dünnes Reis zerbrochen, oder besser, ein seidner Faden entzwei gerissen würde. (So unterhielt ich mich eines Abends bei Licht und bei der tiefsten Stille mit einem meiner Hausgenossen allein in jenem Gartenzimmer, als dieser Ton in einer Pause des Gesprächs zwischen unsern beiden Köpfen mit solcher Deutlichkeit sich hören ließ, daß wir zugleich uns lächelnd ansahen.)

Zum ersten Mal, wie man hier sagt, wurde der Spuck im Pfarrhaus unter dem Herrn Pfarrer Leyrer (1811—1818) ruchtbar. Am lebhaftesten war er unter Herrn Pfarrer Hochstetter (1818—1825), der mir die auffallendsten Dinge erzählt hat; auch nachher, noch zur Zeit des Herrn Pfarrer Rheinwald, war er um vieles stärker als bei mir.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich bei allen diesen Notizen ein jedes meiner Worte auf das Gewissenhafteste abwog, um nirgend zu viel noch zu wenig zu sagen, und alle Zweideutigkeit zu vermeiden, besonders auch, daß ich, was die Angaben Anderer betrifft, an der Wahrheitsliebe und Urtheilsfähigkeit der angeführten Hausgenossen nicht im Geringsten zu zweifeln Ursache habe.

Cleversulzbach, im Januar 1841.

Eduard Mörike, Pfarrer.

Eine zweite Beobachtung ist folgende. Dieselbe wurde in einem alten Beamtenhause zu H. (in Württemberg) gemacht, in dem auch schon frühere Bewohner Aehnliches erlebten und kommt aus einer ganz sichern Hand.

„Das Haus, das wir bewohnen, ist ein sehr altes Beamten Haus zu H. Als wir in dasselbe zogen, war eine Schwester bei uns, Feindin aller Schwärmerei, auch entschieden gegen allen Geisterglauben.

Es ward ihr zum Schlafen ein großes Zimmer im obersten Stocke des Hauses angewiesen worden. In verschiedenen Nächten hörte dieselbe im Bette wachend, als seufzte nicht weit von ihr eine leidende Person. Sie erzählte dieses, aber sie und wir suchten dieß Phänomen dadurch zu erklären, daß wir annahmen, es könnten diese Töne von Eulen kommen, die in alten Häusern oft nisten und deren Töne, sind sie auch oft entfernter, in der Stille der Nacht auch als wie in der Nähe gehört werden könnten. — Oft aber vernahmen wir alle in der Nacht auch Töne, als gieng ein Mann mit gemächlichen Tritten den Gang entlang und selbst die Treppe in den obern Stock hinauf und wieder herunter bis zur alten Registratur.

Diese Töne waren auch mit Tönen begleitet, als gienge neben diesem Mann eine Frau mit einem rauschenden seidenen Kleide, auch waren die Töne der Tritte oft mehr wie schlurgend (in Pantoffeln die Füße schleifend). Einmal kam eine Magd in Begleitung von Verwandten sehr spät von einer Reise nach Hause und als sie zu dreien an das Haus kamen, hörten alle dreie, daß eine Person mit lauten Tritten im Gange hin und her gieng. Als sie die Thüre öffneten, hörten sie die Person von der Thüre, die aus dem Archive gieng, den Gang entlang und die Treppen hinauf gehen, — aber gesehen und erreicht konnte keine Person von ihnen werden.

Einmal lag meine Schwester (die Geister-Unglaubige) oben wachend im Bette, da sah sie auf einmal einen grauen Schatten, von dem sie aber keine klaren Umrisse wahrnahm,

vom Grunde des Zimmers sich ihrem Bette nähern, dasselbe in einem Halbcirkel umgehen und wieder zurück in den Hintergrund des Zimmers treten und dort verschwinden. Sie sagte Morgens uns nichts davon. Am Morgen nach der andern Nacht sagte die Magd, die im gleichen Stocke schlief: aber heute Nacht lief es wieder oben so auffallend hin und her, daß ich vor Angst kaum im Bette zu bleiben vermochte. Nun erst rückte meine Schwester mit jenem Vorfalle heraus, erzählte ihn und sagte: ich habe an einen Geist nie geglaubt, nun aber, da ich jene graue Nebelgestalt so bestimmt sah und wachend und bei gesunden Sinnen war, kann ich nicht anders mehr denken, als daß ihr einen Geist im Hause habt. — Einer Person, die nächtlich am Brunnen, der in dem Hofe dieses Hauses steht, Wasser holen wollte, geschah das Gleiche, sie mußte vor dem Brunnen wieder umkehren, weil sie von einer auf sie zuschreitenden grauen Nebelgestalt wie zurückgedrängt wurde. Einmal wachte ich hell im Bette, da klopfte es an meine Bettstelle, was auch von einer mir nahe liegenden Person gehört wurde, und dann geschahen Töne, als würden ganz in unserer Nähe Erbsen oder Sandkörner von oben heruntergeworfen. Auch die Sonderbarkeit kam schon mehrmals vor: daß meine Tochter und auch die Magd, die nächtlich mit einem Licht in den Keller des Hauses giengen, obgleich dieser Keller ganz einfach und sein Ein- und Ausgang gar leicht zu finden ist, — in demselben wie irre geleitet wurden und lange nicht mehr aus ihm herauskommen konnten. Der Scherz: daß dieß aus wohlbegreiflichen natürlichen Ursachen hier hätte geschehen können, fällt aber bei den Personen, denen es geschah, völlig weg." —

Eine weitere Beobachtung der Art ist Nachstehende. Sie wurde in dem Dekanathause zu V. in Württemberg gemacht, wo schon seit längerer Zeit die verschiedensten Bewohner dieses Hauses Wahrnehmungen der Art durch Gehör und Gesicht machten. Sie kommt ebenfalls aus einer ganz sichern Hand.

„Was wir zu verschiedenen Zeiten in diesem Hause, das längere Zeit unsre Wohnung war, beobachteten, schreibe ich hier kurz mit Folgendem nieder. Es ist zum voraus dabei zu bemerken: daß uns die strengste Untersuchung des Geschauten und Gehörten, die wir immer sogleich vornahmen, nie auf eine natürliche Ursache hinwies.

Als wir einst noch spät in der Nacht plaudernd zu Bette lagen, hörten wir über unseren Häuptern Töne wie von den Flügeln einer Taube, die im Kreise herumfliegt. Dabei hatten wir das Gefühl von einem uns anwehenden kühlen Winde, daß wir, wenn sie anscheinend gegen uns herflatterte, einander zuriefen: jetzt kommts wieder! Fenster und Thüren waren geschlossen und die Untersuchung sogleich und Morgens, wo alle Winkel durchschaut wurden, gab keine Spur von einem beflügelten Geschöpfe zu erkennen. Als meine Schwester B. klar wachend in demselben Zimmer um Mitternacht lag, hörte sie auf einmal ganz deutlich die Tritte eines Menschen, der im Zimmer auf und abging. Sie lauschte auf, blickte überall umher, denn die Nachtkerze brannte ganz hell, aber niemand war zu sehen. Endlich setzt es sich hörbar und mit einem tiefen Seufzer auf den Sessel an ihrem Bette und nun war es ganz stille, sie hörte kein Gehen mehr, war aber auch nicht vermögend etwas zu sehen.

Später einmal saß ich, mein Vater und mein Bruder C. im Wohnzimmer. Entfernt von uns auf einem Pfeilertischchen stand ein Glas. Es war im Zimmer alles ruhig und auch von Außen keine Ursache einer Erschütterung, auf einmal beginnt es an jenem Glase zu klingeln, wie wenn ein an einen Faden befestigter Ring in ihm hin und her geschaukelt würde. An einem andern Tage klapperte der Deckel einer unberührt stehenden Zinnkanne von selbst wie ein Storch mit dem Schnabel, und wieder einmal sahen wir eine volle Flasche, die auf dem Tische stand, so stark hin und her wanken, daß mein Bruder, der glaubte, sie falle zuletzt herab, hinzulief und sie mit den Worten: „halt, wir wollen auch mittrinken,“ festhielt

und dann bei Seite stellte. Daß andere Gegenstände, selbst leichtere, sich zugleich bewegt und diese Erschütterung Folge einer natürlichen Erschütterung gewesen wäre, sahen wir nicht, wie wir auch alle nicht das mindeste von einer Erschütterung fühlten.

Mein Bruder hielt zwei Vögel, Schwarzköpfchen. Regelmäßig um dieselbe Stunde der Nacht, wurden diese unruhig und flatterten ängstlich im Käfig umher, bis sie ganz erschöpft zusammenfielen. Weder Katze noch Hund war im Zimmer, auch war es gleich ob ein Licht brannte oder nicht.

Einmal hatten wir Besuche und unterhielten uns lebhaft, da kugelte es auf einmal vom Sopha unter unsern Füßen weg, mit dem Getöse einer Kugel mitten durchs Zimmer, der Kabinetsthüre zu. Wir zogen erschrocken die Füße an.

Als mein Vater eine Zeit lang krank lag, wachte ich ihm mit meinen Schwestern abwechselnd. Da hörte nicht nur ich, sondern auch die Andern, gar oft eine Person in dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand, hin und hergehen. Immer sehen wir auf solche Töne im Zimmer sogleich mit dem Lichte nach, aber immer wurde es dann stille und ersehen konnten wir nie etwas.

Wir wurden diese sonderbaren Dinge, besonders das Hören vom Gehen in den Zimmern, in denen sich doch gar kein Mensch befand, endlich ganz gewöhnt und bekümmerten uns nicht mehr viel darum. Mein Bruder C. kam einmal gegen Mitternacht von einer Reise zurück, da sah er vor dem Thörchen des Hofes ganz deutlich ein vierfüßiges Thier, das er anfänglich für ein einem Nachbar entkommenes Kälbchen hielt. Mit dem Schirme in der Hand eilte er auf das Thier zu es zu fangen, aber er erstaunt nicht wenig, als es vor dem geschlossenen Hofthor des in der Nachbarschaft stehenden Oberamteithurmes verschwand. Schnell wandte er um und zog hastig die Klingel uud erzählte uns sein Abentheuer.“ —

Eine Spuckgeschichte aus Rußland.

Die nachstehende Geschichte ist aus einer sehr zuverlässigen Quelle und es ist in ihr besonders die Erfahrung auffallend, daß ein Taubstummes, welches gewöhnliche Töne nie hörte, zu gleicher Zeit mit den Höhrenden diese Geistertöne vernahm, zum Beweise (wie oben angeführt wurde), daß zur Vernehmung solcher Töne nicht das mechanische äußere Gehörwerkzeug, sondern ein innerer Sinn nothwendig ist, der allerdings nicht Jedem gegeben ist, oder nicht bei Jedem sich gleich leicht eröffnet, weswegen auch nicht alle Menschen hier die gleichen Wahrnehmungen zu machen im Stande sind.

Im Gouvernement Smolensk auf einem Landgute in der Nähe von Wiasma, hat sich folgende Geschichte, von den glaubwürdigsten Zeugen mitgetheilt, zugetragen. Das Schloß, der Schauplatz derselben, steht mitten in einem Hofe, der durch eine Zugbrücke von der äußern Umgebung getrennt und dadurch gänzlich abgeschlossen wurde, daß diese jede Nacht aufgezogen ward. Die Anfahrt ans Schloß geschah auf einer Rampe (pente douce), die Thüre desselben war schwer und fest und des Nachts noch besonders durch eine eiserne Stange verwahrt, die quer über dasselbe gezogen und durch ein Schloß innen festgemacht wurde. Im Erdgeschoß wohnte nur der Portier, der die Schlüssel des Hauses in Verwahrung hatte. In den ersten Stock stieg man auf einer breiten Treppe hinein oben angelangt führte eine Thüre rechts in die Empfangzimmer; gegenüber von diesen, links, befand sich gleichfalls eine Thüre, die nach dem Schlafzimmer und nach einigen, von dem Hausherrn und seiner Familie bewohnten Zimmern führte, aber längst

zugemauert war. Innerhalb des Schlafzimmers war diese Thüre noch besonders gegen das Eindringen der äußern Luft mit festgenagelten Teppichen verwahrt und überdieß mit einem Vorhang masquirt. In dem Hause bestand noch der, aus frühern Zeiten hergebrachte, sonderbare Gebrauch, einige alte Frauen und einen Zwerg in der Rolle der frühern Hofnarren zu unterhalten. Einsmals befanden sich drei dieser Weiber, der Zwerg und der Herr des Hauses wachend im Schlafzimmer von dessen Frau, um dieser die Zeit zu verkürzen, da sie der Entbindung mit ihrem ersten Kinde nahe, um ihrer Umstände willen, sehr an Schlaflosigkeit litt. Um Mitternacht hören alle diese Menschen einen, dem dumpfen Tone nach, schweren, großen Reisewagen, über die Brücke und den Hof, die Rampe herauf fahren und vor der Hausthüre halten. Die Eisenstange wird von derselben weggehoben, die Hausthüre aufgeschlossen, der Wagen geöffnet, der Tritt herabgelassen, und sprechend, lachend lärmend hört man eine zahlreiche Gesellschaft aussteigen. Der Hausherr, der anfangs glaubte, sein Schwiegervater, der zur Entbindung seiner Tochter erwartet wurde, komme an, war eben im Begriff diesem entgegen zu gehen, als er, durch das laute Sprechen so vieler Stimmen irre gemacht, dachte, es könne auch eine zahlreiche Gesellschaft von Besuchern aus der Nachbarschaft seyn, um derentwillen er nicht für nöthig fand, in so später Stunde noch zu ihrem Empfange selbst zu erscheinen, sondern es seiner Dienerschaft überlassen wollte, dieselbige im Hause unter zu bringen. Deutlich hörte man die ganze Gesellschaft die Treppe heraufkommen, sie wandte sich jedoch nicht, wie zu erwarten war, rechts nach den Empfangzimmern, sondern links gegen die zugemauerte Thüre, fing an, diese unter fortgesetztem Lärmen und Plaudern zu demoliren, und näherte sich so immer mehr der innern Thüre. Auch diese wurde geöffnet, die Decken, die sie verwahrten, hörbar abgenommen, so daß nur noch der Vorhang die Bewohner des Zimmers von der äußern Gesellschaft trennte. Der Hausherr, der in Erwartung der Dinge sich mit dem Licht in der Hand

an die Thüre gestellt hatte, sah, nebst allen Anwesenden, wie der Vorhang deutlich, vom äußern Luftzug bewegt, hin und her wehte, desgleichen die Flamme des Lichtes, das er hielt. In demselben Augenblick stürzt ganz bleich, mit den sichtbaren Zeichen des Schreckens und der Angst auf dem Gesichte eine Taubstumme, Cousine seiner Frau, die drei Zimmer vom Schlafzimmer entfernt schlief, herein und gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie höre, was vorgehe. Als aber der Hausherr den Vorhang von der Thüre wegzog, ward plötzlich alles still und diese sowohl als die Teppiche und die gemauerte Wand Alles ganz unangetastet wie zuvor. Man ging in den Hausgang, man durchsuchte das ganze Haus, der Portier ward geweckt; er schwur, nichts gehört, die Hausthüre nicht aufgeschlossen zu haben, nicht aufgestanden gewesen zu seyn. Die Thüre fand man gleichfalls unverletzt, die Querstange vorgezogen wie zuvor. Im Hofe hatte Niemand etwas gehört noch gesehen, die Brücke war nicht heruntergelassen worden. Wenige Tage nach dieser Begebenheit ward die Frau von einer Tochter entbunden, aber in Zeit von 6 Wochen war die Mutter, die Taubstumme, zwei der alten Weiber und der Zwerg gestorben. Nur der Vater des Neugebornen und eine der alten Frauen blieben übrig von allen, die den nächtlichen Graus mit angehört hatten.

Der Vater ist indessen auch gestorben, aber die Tochter lebt und ist jetzt die Frau eines berühmten und großen Mannes in Rußland, dessen Namen aus Delikatesse nicht genannt wird.

Kaiser Karl IV. Traum und Spuckgeschichte, von ihm selbst erzählt.

Kaiser Karl IV. erzählt einen Traum, den er in seiner Jugend von dem Tode eines Verwandten hatte, welchem er mit dem Vater zu Hülfe eilte. (Selbstbiographie, bei Freher rer. bohemicarum Scriptt. Hannoviæ 1602 Fol. pag. 93.)

„Nachdem unser Vater den Weg nach Parma kurz vor uns eingeschlagen, trafen wir auf einer Villa Namens Tarentur (verdorbener Name) in der Diöcese Parma zusammen, und zwar an einem Sonntage, da grade Himmelfahrt Mariä war. Im Schlaf in der Nacht erschien uns ein Gesicht: der Engel des Herrn stand neben uns, wo wir lagen, zur linken Hand, stieß uns in die Seite und sprach: „Stehe auf und komm mit uns!" Wir aber antworteten im Geist: „Herr, ich weiß nicht wohin, noch auf was Art ich mit euch gehen soll!" Und er faßte uns am Schopf und hob uns mit sich in die Luft bis über einen großen Heerhaufen gewappneter Reiter, die vor einem festen Schloß in Schlachtordnung dastanden. Und er hielt uns in der Luft über dem Heere und sprach zu uns: „Blick auf und sieh!" Und siehe da, ein anderer Engel kam vom Himmel herab mit einem feurigen Schwerdt in der Hand und durchstach Einen mitten in der Schlachtreihe und schnitt ihm mit demselben Schwerdt das Glied ab, und der Ritter stöhnte wie zum Tode getroffen auf dem Pferde. Der Engel aber, der uns am Schopf hielt, sprach: „Erkennst du

jenen, der so vom Engel getroffen und verwundet ist auf den Tod?" darauf wir versetzten: „Herr, ich weiß nicht wer, noch welches der Ort ist." Da entgegnete er: „Du sollst wissen, daß es der Dauphin von Vienne ist, der wegen der Sünde der Ueppigkeit so von Gott getroffen wird. Nun also hütet euch, und eurem Vater mögt ihrs sagen, daß er sich hüte vor ähnlichen Vergehungen, es könnte euch noch Schlimmeres widerfahren!" Wir aber, von Mitleid ergriffen, wegen des Dauphins von Vienne, denn unsere Großmütter waren Schwestern und er selbst ein Sohn der Schwester König Karls I. von Ungarn, fragten den Engel: ob er denn nicht mehr beichten könne vor seinem Ende, und ich war sehr betrübt. Der Engel aber erwiederte: „Er wird eine Beichte haben und noch einige Tage leben." Darauf sahen wir auf der linken Seite der Schlachtordnung viele Männer stehen, in weißen Gewändern, als ob es Leute wären, die in großer Verehrung und Heiligkeit ständen, und sie redeten abwechselnd, indem sie über das Heer hinblickten, und über das, was alles geschehen war, und wir merkten sie uns wohl. Doch durften wir sie nicht befragen, auch erzählte der Engel nicht von selbst, wer jene ehrwürdigen Männer seyen. Und urplötzlich waren wir wieder an dem Ort unseres Nachtlagers zurück, und schon brach der Morgen an. Da kam zu uns Thomas de Nova Villa (Neuf ville), ein Ritter aus der Lütticher Diöcese, Kämmerer unseres Vaters und weckte uns mit den Worten: „Warum steht ihr nicht auf, Herr; euer Vater ist schon gerüstet und zu Pferde." Da standen wir denn auf, aber wir waren zerschlagen und wie von einer beschwerlichen Reise ermattet. Und wir sagten: „Wohin wollen wir ziehen, nachdem wir in dieser Nacht so großes Unglück erlitten, daß wir nicht wissen, was wir thun sollen?" Er aber sprach darauf: „Was denn, Herr?" Wir aber versetzten: „Der Dauphin ist todt, und doch will unser Vater das Heer versammeln und ihm zu Hülfe eilen, der mit dem Grafen von Savoyen in Fehde liegt; nun er gestorben ist, nützet ihm unsere Hülfe ja nicht mehr." Darauf lachte Jener,

und als wir nach Parma kamen, erzählte er unserm Vater, was wir ihm gesagt hatten. Dieser aber rief uns vor und fragte, ob das wahr wäre und wir wirklich also gesehen hätten. Wir erwiederten: „Ja wohl, Herr, und ihr könnt sicher seyn, daß der Dauphin gestorben ist.“ Der Vater aber fuhr uns an mit den Worten: „Ich mag an keine Träume glauben!“ Doch sagten wir auch Genannten, nämlich unserem Vater und Ritter Thomas nicht das Ganze wie wir es gesehen hatten, sondern eigentlich nur, daß der Dauphin jetzt nicht mehr am Leben seyn könne. Nun, nach einigen Tagen kam ein Bote mit einem Briefe, besagend, daß der Dauphin mit seinem versammelten Heere vor ein Schloß des Grafen von Savoyen gerückt und durch eine Balliste mit einem großen Pfeil, inmitten aller seiner Krieger, schwer verwundet worden, auch einige Tage darauf nach abgelegter Beichte mit Tode abgegangen sey. Da sagte denn unser Vater, wie der Brief verlesen war: „Wir sind darüber sehr erstaunt, denn unser Sohn hat diesen selben Tod uns zuvor geweissagt. Und sehr verwunderten sich deß er selbst und Ritter Thomas. Doch ist nach der Hand von dieser Sache weiter nicht mehr geredet worden.“

Bemerkungen zu vorstehender Erzählung: Dem Zusammenhang der Geschichte nach ereignete sich die Begebenheit im Jahre 1333, wo auch wirklich Mariä Himmelfahrt, der 15. August, auf einen Sonntag fiel. Nach Valbonnais hist. du Dauphiné (I, p. 296) starb der Dauphin Guigo bei der Belagerung des savoyischen Schlosses Perrière von einem aus dem Schloß geschehenen Ballistenschuß am Tage nach der Verwundung, die seinem Testament zu Folge (II, p. 236) am 28. Juli stattfand, wo er dieses in einer Scheune vor Perrière (in quadam grangia ante Peveriam) dictirte. Auch der Zeitgenosse Villani nennt Ende Juli als die Zeit des Todes. Andre setzen sein Ende auf den 25. oder

26. August, der Grabstein hat sogar den 30. August. Vielleicht war Kaiser Karls Gedächtniß über den wirklichen Eintritt des Todes nicht mehr treu. Auf jeden Fall aber ist dieß Gesicht in seinem alttestamentlichen Costüm ein merkwürdiges Aktenstück von hoher Hand, das uns aus dem Mittelalter entgegentritt, unentstellt durch Zusätze oder Aenderungen von Wiedererzählern und interessant durch die eigenthümliche Färbung von Glaubens- und Erziehungsweise jenes Zeitalters.

Eben so merkwürdig ist die Erzählung folgender kleinen Spuckgeschichte auf dem Prager Schloß:

Kaiser Karl IV. erzählt eine Spuckgeschichte, die ihm in seiner Jugend auf der alten Burg zu Prag begegnete. (Selbstbiographie, bei Freher rer. bohemicarum Scriptt.; Hannoviæ 1622 Fol., pag. 95.)

„Zu jener Zeit (es war diejenige, wo Karl von seinem mißtrauischen Vater der Verwaltung Böhmens entsetzt, des Markgrafthums Mähren beraubt und nach Bürglitz verwiesen war, Mitte d. J. 1335) ritten wir eines Tages nach Prag, von da unsern Herrn Vater zu besuchen, der damals in Mähren war, und spät kamen wir im Prager Schloß an, wohnten allda in dem alten Burggräflichen Hause, wo einige Jahre lang die Residenz war, bis das große Schloß vollendet wurde. Und nun lagen wir Nachts in einem Bett und in einem anderen vor uns Busko und Wilhartitz der ältere. Es war ein großes Feuer im Schlafgemach, denn es war Winterszeit, und viele Lichter brannten im Gemach, so daß es hell genug war, und Thüren und Fenster waren alle verschlossen. Wie wir nun im Einschlafen waren, da ging in der Schlafkammer, ich weiß nicht was, hin und her, so daß unser zwei erwachten; wir ließen sodann den genannten Busko aufstehen, nachzusehen, was das sey. Dieser ging nun in der Kammer umher, suchte und sah Nichts, und konnte nicht das mindeste entdecken. Er machte das Feuer heller und steckte mehr Lichter an und ging zu den Humpen, die voll Wein auf dem Gestell standen, und

trank, und setzte einen der Humpen neben einen großen angesteckten Leuchter, nachdem er getrunken. Darauf legte er sich wieder ins Bett, und wir, in unsern Mantel gehüllt, setzten uns aufrecht ins Bett und hörten das Auf- und Abgehen und konnten doch Niemanden sehen. Wie wir nun so mit gedachtem Busko über die Humpen und Leuchter hinsahen, da wurde jener Humpen, wie wir deutlich sahen, geschleudert, von Gott weiß wem, über das Bett des Busko hinaus, von einem Ende des Gemachs bis zur entgegenstehenden Wand, und von der Wand heftig zurückprallend fiel er mitten ins Zimmer. Dieß zu sehen, erschraken wir nicht wenig, und immer hörten wir das Gehen hin und her, erblickten aber Niemanden. Darauf aber versahen wir uns mit dem heiligen Kreuzeszeichen in Christi Namen und schliefen bis zum Morgen. Und wie wir am Morgen aufstanden, fanden wir den Humpen mitten in der Kammer liegen, an der Stelle, wo er hingeschleudert worden war, und zeigten ihn unsern Leuten, wie sie uns den Morgenbesuch machten."

Bemerkung. Der nachmals durch das Reichsgrundgesetz der goldnen Bulle berühmt gewordene Monarch war damals ein Prinz von 19 Jahren; im 17. Jahre hatte er den vorerzählten merkwürdigen Traum. Geboren war Karl im Jahr 1316.

Das Versprechen nach dem Tode zu erscheinen.

Kant, in der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels, schreibt im Beschluß der neuen Auflage. Frankf. und Leipz. 1797. S. 129:

„Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch jetzt wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtseyn und die Sinne hievon belehren sollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappt die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebt, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen. Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selbst nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines nähern Anschauens theilhaftig werden? .... Es ist erlaubt, es ist anständig sich mit dergleichen Vorstellungen zu vergnügen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen.“

Ob nun gleich die Offenbarung so manche Winke über den Zustand des Menschen nach dem Tode gibt, so wird jeder Psycholog dem königsbergischen Philosophen willig einräumen, daß wir durch unsere Vernunftschlüsse nicht werden errathen können, was der Mensch dereinst werden soll, und daß Niemand leicht die Hoffnung des

Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen werde. Eben darum schnappt die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande und strebt, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen. Wenn nun Kant mit allen seinen Anhängern behauptet, daß wir von übersinnlichen Dingen auch nicht das Geringste wissen können; wenn wir nämlich das Wissen im strengsten philosophischen Sinne nehmen wollen, welchen Satz ihm wohl sehr viele Denker willig zugeben werden: so bleibt uns freilich in dieser Sache keine andere Erkenntniß-Quelle offen, als eine allgemeine gültige (objective) oder persönliche, individuelle (subjective) Erfahrung. Aus dieser Quelle hat von jeher die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig geschöpft, und nach dem daraus den Durst zu löschenden Wasser geschnappt; freilich meistens im Verborgenen, aus Furcht verspottet zu werden. Einige haben jedoch ihre Erfahrungen einer öffentlichen Bekanntmachung blos gegeben, oder gar sich derselben als einer wichtigen Entdeckung gerühmt. Aus den ältesten Zeiten ist die Hervorrufung Samuels durch die Geisterbannerin zu Endor bekannt, * sowie die Meldung von Gespenstern, die man für böse, oder doch unglückliche Menschenseelen hielt. ** Dahin gehört auch die Geschichte des reichen Mannes und des armen Lazarus, in welcher der reiche Mann bat, seine Brüder durch die Erfahrung von dem unglücklichen Zustande hartherziger Menschen nach ihrem Tode zu unterrichten. *** Als ferner die Jünger Jesum auf dem Meere gehen sahen, folglich eine Menschengestalt an ihm erblickten, erschracken sie, und sprachen: Es ist ein Gespenst. † Sie hatten

* 1 Sam. 28, 7. ff. Sirach 46, 22.

** Sprüche 23, 7. Weisheit 17, 3. 4. 15.

*** Luc. 16. 27 ff.

† Matth. 14, 26. Marc. 6, 49.

folglich schon Erfahrung von der Fortdauer eines Menschen nach dem Tode. Eine Menge solcher Erfahrungen findet man in Schriftstellern älterer und neuerer Zeit, besonders in den Abhandlungen über den Hades und dessen Bewohner. *

* S. ein ziemlich selten gewordenes Buch, das folgenden Titel führt: Schriftmäßige Erklärung der wahrhaftigen Erscheinung Samuels nach seinem Tode, 1 Sam. 28, 7 bis 20. Wie solche auf Gottes Zulassung dem Könige Saul widerfahren; nebst einem Anhange wahrhaftiger Geschichten von einigen erschienenen Geistern nach dem Tode, und bescheidene Gedanken über die Erscheinung der Seelen nach dem Tode, wozu noch einige Eröffnungen von den himmlischen Wohnungen der seligen Seelen, und auch von dem Zustande der Verdammten, nach der Wahrheit, mitgetheilet werden. 3te und vermehrte Auflage. Prenzlau und Leipzig, gedruckt und verlegt durch Christian Ragoczy 1749. 8. In dieser Ausgabe sind mit fortlaufenden Seitenzahlen beigedruckt: Additamenta, paralipomena, Fortsetzung von Erscheinungen der Geister nach dem Tode rc. Frankfurt und Leipzig 1750, von S. 112. ausschließlich bis S. 254 einschließlich. Zweite Fortsetzung rc. Prenzlau und Leipzig 1752, von S. 254 ausschließlich bis S. 366 einschließlich. Dritte Fortsetzung rc. mit Zeugnissen von Heinrich Morus und Joseph Glanvil, Prenzlau und Leipzig 1752, von S. 366 ausschließlich bis 493 einschließlich nebst einem Register. Bekannter sind Baxters Geisterwelt, sodann die im Jahr 1808 erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling; ferner die Schrift eines Ungenannten (Salzmann): Was ist der Tod, Todtenbehältniß, Errettung vom Tode und Auferstehung von den Todten, schriftmäßig beantwortet, Straßburg 1810. 8. Und Hades. Ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde, nebst Anhängen, öffentliche Verhandlungen über Swedenborg und Stilling, ein Beispiel des Ahnungsvermögens und einen Brief des jüngern Plinius enthaltend, von Johann Friedrich von Meyer, Frankfurt am Mayn 1810. 8. Einen Zusatz zu diesem Werke über den Hades findet man in des Verfassers Blättern für höhere Wahrheit. 6. Heft. Und bald hernach erschien: Beobachtung und Erklärung merkwürdiger Naturerscheinungen. Denkenden Männern vorgelegt

Da aber viele Menschen, aus allen Ständen, diese Erfahrungen geradezu für unmöglich erklären, weil sie ihren Vernunftbegriffen zuwider sind, und jene Erscheinungen nicht für Erfahrungen wollen gelten lassen, weil sie nicht von jedermann (wie das Tageslicht) anerkannt (nicht objectiv) sind; und alle individuelle, bloß persönliche (subjective) Erfahrungen dem Selbstbetruge und fremden Täuschungen unterworfen seyn können, und blos auf Treu und Glauben können angenommen werden; so ist sich nicht zu wundern, daß man auf ein Mittel gefallen ist, das wenigstens jedem einzelnen Beobachter einen Grad von Gewißheit verschafft, den er durch bloßes Zeugniß von mehr oder minder glaubwürdigen Personen nicht erhalten kann; wenn er nämlich nur der Maxime huldigt: „Wenn ich nicht Wunder und Zeichen sehe, so glaube ich nicht."

Solcher Thomase gab es von jeher, und wird es auch ferner geben. Jenes Mittel besteht in einem förmlichen Versprechen eines Menschen, sich nach dem Tode auf irgend eine Art den Sinnen desjenigen kennbar zu machen, dem das Versprechen gemacht worden ist. Es sind dem Verfasser mehrere solcher Fälle bekannt, die aber zu keiner Publicität geeignet sind; er kennt sogar einen

von L. P. G. Happach Prediger und Inspector zu Mehringen, bei Aschersleben. Quedlinburg 1812. klein 8. Gelegenheit zu dieser Schrift gab Herr Oberhofprediger Reinhardt, der in einer Predigt über Matth. 18, 1—11 am Michaelsfeste 1796 sich gegen den Wunsch, die Sehnsucht und das Bestreben äußert, der Geisterwelt näher zu kommen und genauere Kenntniß von derselben zu erlangen, sich in einen wirklichen Umgang in eine Vertraulichkeit mit ihnen zu setzen, und die Scheidewand zu durchbrechen, die uns, so lange wir im Leibe wallen, von der Geisterwelt trennt. In der Folge sprach Reinhardt in zwei Passionspredigten sich noch bestimmter wider diesen Gegenstand aus. Von dem Verkehre mit der Geisterwelt findet man übrigens noch viele Beispiele in den bekannten Schriften von Moritz Wagner, Münter, Bergk u. s. w., vorzüglich aber in der Seherin von Prevorst, den Blättern aus Prevorst 2c.

redlichen, glaubwürdigen Mann, welcher ein Mittel entdeckt haben will, wodurch er sich mit einer ihm sehr theuern verstorbenen Person einige Zeit nach ihrem Tode gleichsam unterhalten konnte; er hat aber dieses Mittel nur drei christlichgesinnten Männern entdeckt, wovon nur noch einer lebt, von dem er aber versichert ist, daß er nie einigen Gebrauch davon machen werde. Der Besitzer dieses Mittels hat sich aus wichtigen Gründen vorgenommen, selbst nie mehr Gebrauch davon zu machen. Ein interessantes hieher gehöriges Beispiel liefert uns Schlichtegroll, * wo er von Klockenbring in Hannover Folgendes erzählt: „Er verlor seinen Freund Strube (David Georg, königl. großbrittanischen und churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Vicekanzler, der im Jahr 1777 starb). Wie sehr seine Seele mit seinem Freunde beschäftigt war, beweist ein Traum, welchen er bald nach Strubens Tode hatte, und den er oft und mit heimlichem Vergnügen erzählte, immer zwar mit dem Zusatze: er beweise nichts, und er glaube nicht an Träume, allein man merkte sein inniges Wohlgefallen an dieser Erzählung, und wie gerne seine Phantasie sich Hypothesen überlassen hätte, wenn seine Vernunft es erlaubte. Beide hatten nämlich oft von einem Zustande nach dem Tode gesprochen; gegenseitig hatten sie sich fest versprochen, Einer dem Andern, wenn irgend eine Möglichkeit es zulassen wollte, Nachricht von sich zu geben. Klockenbring träumet: er bekomme ein Billet von Struben, folgenden Inhalts: Lieber Klockenbring: es gibt ein Leben nach dem Tode, die Art des Daseyns ist aber ganz anders und besser, wie Sie und ich es vermutheten. Leben Sie wohl! In einer Nachschrift stand: glauben sie ja nicht, daß dies ein Traum sey, ich erfülle mein Versprechen, ihnen Nachricht zu geben von mir, und hatte keinen andern Weg als diesen. Klockenbring erwachte plötzlich, glaubte das Papier noch in der Hand zu haben, findet sich getäuscht, und überzeugt sich freilich, es sey ein Traum und weiter nichts; allein der Eindruck desselben war

* Im Nekrolog auf das Jahr 1795.

unauslöschlich, und mit Wohlgefallen verweilte er, wie gesagt, oft und gern bei dessen Rückerrinnerung."

Eine neuere Versprechungs-Urkunde, nach dem Tode zu erscheinen, und deren Erfüllung bietet uns Herr Professor Wötzel in seiner Gattin wirklicher Erscheinung nach ihrem Tode dar, nach welcher Schrift die Wißbegierde der deutschen Seelen so begierig schnappte (um mich des kantischen Ausdrucks zu bedienen), daß dies Werkchen schon vier Ausgaben erlebt hat. Seitdem ist dem Verfasser dieses Aufsatzes nur noch ein Beispiel dieser Art von sehr glaubwürdigen Personen erzählt worden, das er den Lesern getreulich mittheilen will.

Zween Brüder von einer angesehenen Familie in der schweizerischen Stadt Bern unterhielten sich oft über den Zustand des Menschen nach dem Tode; sie schwebten jedoch immer noch zwischen Furcht und Hoffnung über die Gewißheit der Fortdauer der Seele nach dem Tode, und über die Art ihrer Existenz, wenn eine solche bewiesen würde. Und da diese redlichen Denker wohl einsahen, daß ihre Vernunft zwar starke Vermuthungen, aber keine Gewißheit über einen so wichtigen Gegenstand zu verschaffen vermögend wäre, so verfielen auch diese beeden Brüder auf den schon mehrmalen gewagten Versuch, sich gegenseitig zu versprechen, daß der zuerst Sterbende dem Ueberlebenden, wenn es nur immer möglich wäre, erscheinen wollte, um demselben genaue Nachricht von seiner Fortdauer und deren Beschaffenheit zu ertheilen. Nun starb der Eine der beeden Brüder im Jahr 1816. Sein zurückgebliebener Bruder dachte nicht mehr an die Uebereinkunft mit dem Verstorbenen in Bezug auf die zu gebende Kunde seines Zustandes nach seinem Hinscheiden, wurde aber etliche Tage nach diesem in der Nacht, als er noch wachend sich in seinem Bette befand, von einem Geräusche überrascht, das demjenigen glich, welches eine Person verursacht, wenn sie in einem Zimmer auf- und abgeht. Diese hörbare Bewegung erinnerte nun den sich zur Ruhe gelegten Bruder an das gegenseitige Versprechen, der beeden sich

innigliebenden Brüder. Heftig von diesem Gedanken ergriffen, rief endlich der dadurch beunruhigte Beobachter: „Bist Du es, lieber Bruder; wie geht es Dir?“ und erhielt sogleich die vernehmliche Antwort: „Ja! lieber Bruder, ich bin es; mein Schicksal ist noch nicht entschieden; es wird aber bald entschieden werden. * Ich befinde mich in einem finstern Ort.“ Der Lebende fragte hierauf den Gestorbenen, ob er allein wäre? Worauf dieser antwortete: „Nein! ich bin nicht allein, es befinden sich Mehrere bei mir; auch unser Freund N. N., der so eben gestorben ist. Ich habe Dir dies sagen wollen, um, so viel es mir möglich war, mein Dir gethanes Versprechen zu erfüllen.“ Der lebende Bruder fing nun an zu zweifeln, ob er geträumt oder gewacht habe, und dachte bei sich selbst: „Wenn es wahr ist, daß unser Freund N. N., der nur einige Meilen von Bern entfernt lebte, und den ich erst vor kurzem gesund und wohl gesehen habe, wirklich gestorben ist, so habe ich nicht geträumt, sondern eine wirkliche Erscheinung meines verstorbenen Bruders gehabt.“ Bei anbrechendem Tage ließ er hierauf sein Pferd satteln, und eilte nach dem Wohnorte seines Freundes hin, erfuhr aber beim Eintritt in dessen Haus, zu seiner größten Bestürzung, daß derselbe wirklich in der verflossenen Nacht gestorben sey. Er kehrte nun mit der festen Ueberzeugung zurück, daß die gehabte Erscheinung kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen.

Professor Ehrmann.

Wir zweifeln nicht daran, daß es schon Fälle gab, wo Versprechungen Lebender, besonders im Sterben Begriffener, Hinterbliebenen nach dem Tode zu erscheinen, wirklich in Erfüllung giengen, aber es ist dies eine Sache, die wohl nicht blos nur so mit einander auszumachen ist, besonders da die Möglichkeit eines solchen Erscheinens gewiß noch durch andere

* Diese Entscheidung erinnert an Hebr. 9, 27.

Verhältnisse, als durch ein auch noch so festes Versprechen und noch so großes Sehnen nach Erfüllung desselben bedingt wird, und es ist wohl auch deswegen die Erfüllung solcher gegebenen Zusicherungen sehr selten. Sehr zweifeln wir aber, daß, wie der Verfasser angibt, in eines Menschen Macht ein Mittel liege, durch das er einen solchen Rapport mit einem Verstorbenen willkührlich anzufachen im Stande seyn könnte.

Frau Hauffe (die Seherin von Prevorst) sagte sehr oft im Leben zu mir: wenn es ihr möglich und es für mich und sie gut seye, so werde sie mir nach ihrem Tode ganz bestimmt erscheinen, — ich nahm sie nie wahr. Der ehrwürdige Herr Oberst von Pfiffer zu Luzern, dem die Blätter aus Prevorst und das Magikon mehrere Mittheilungen verdanken, sagte noch wenige Monate vor seinem Tode zu einer Freundin von mir, die ihn zu Luzern besuchte: er habe sich fest vorgenommen, mir nach dem Tode zu erscheinen. — Ich nahm ihn nie wahr. Dagegen aber will ich nicht bestreiten, daß dieselben Personen nicht andern als mir zu erscheinen fähig gewesen wären, wie auch die Seherin von Prevorst nach ihrem Tode in Wahrheit mehrmals ihrer Schwester erschien.

Es gehört aber hiezu noch Anderes, als Versprechen und Wille, daher auch hier die Erfüllung so selten ist. Man beherzige auch, was in einer kürzlich erschienenen Schrift, die ich nicht näher benennen will, so wahr und geistreich über die Weisen gesagt ist, in denen solche Schauungen und Begegnisse sich formiren können, und man wird auch hieraus entnehmen, warum solche Versprechen so selten in Erfüllung gehen.

„Gibt es eine in die Reiche der Sichtbarkeit hinabgehende Verbindung der Geister, dann wird diese in ihrer Möglichkeit, je auf zweifache Weise begründet, denkbar seyn. Einerseits ist nämlich, wie wir vielfältig uns überzeugt, der Mensch im irdischen Daseyn keineswegs so enge in die Leiblichkeit eingefangen, daß ihm nicht unter besonders günstigen Umständen ein Blick über die Umhülle hinaus, in die Tiefen der

Dinge hinein, und auf das, was hinter der gröberen Erscheinung liegt, gestattet wäre. Solche Anlage ist in ihren unteren Graden allerdings auf greifliche Gegenstände beschränkt, in denen sie die unbegreiflichen Naturkräfte erschaut. In ihren höheren aber sehen wir sie schon, eines Höheren sich vermessend, den in die Leiblichkeit gehüllten Geist außer sich erspähen, in seinem Geheimniß ihn erkennen und in seiner Zukunft ihn erschauen. Es wird daher ganz und gar auf der Linie des angehobenen Fortschrittes liegen, wenn bei günstiger Anlage und regster Rührbarkeit dem in dieser Richtung wirksamen inneren Sinne solches lichtsammelnde Vermögen einwohnt, daß er wie ein lichtstarkes Fernrohr weiter Oeffnung auch die schwächste, nur eben aufdämmernde Gestaltung schon aufzufassen vermag: so daß er nicht ferner mehr der fremden Leiblichkeit als des Ausgangspunktes für sein Schauen bedarf, sondern auch die abgeschiedenen Geister schaut und in ihrem Wesen lichter oder dunkler sie erkennt. Denn, — und darauf gründet sich die zweite Weise, in der solche Schauungen und Begegnisse sich formiren können, — wenn auch der Tod bei diesen Abgeschiedenen das Band gelöst, das ihr Geistiges mit ihrem Leiblichen verbunden, dann sind sie darum nicht aller Leiblebenskräfte baar geworden, weil ja eben der Ansatz zu einem neuen, in der Entstehung aller Dinge sich wiedergebärenden Leben mit hinübergegangen seyn muß, da diese allein aus dem Keime dieser Kräfte geschehen kann. So Geartete können daher in eben diesen Kräften noch mit dem Schauenden verbunden, in ihnen auch einerseits von ihm geschaut werden; andererseits aber in eben diesen Kräften durch Naturwirkungen, die sie im Gebrauche derselben hervorrufen, selbst solchen sich bemerklich machen, die kein erhöhtes Schauungsvermögen besitzen.

Es begreift sich, daß nicht alltäglich und allnächtlich auf allen Straßen und Wegen dergleichen sich begeben wird. Eben die Voraussetzung einer solchen überhäufigen Begegnung hat, in der Gespensterfurcht, die sie herbeigeführt, nur immer

mehr sich stärkend, alle die vielfältige Verwirrung in diesem Gebiet hervorgerufen; und durch die Menge von Trugbildern, die sie hervorgebracht, die unläugbaren Thatsachen in den Hintergrund gedrängt und die Wahrheit selbst unwahrscheinlich gemacht. Die Reiche der Lebenden und der Abgeschiedenen, wie die beiden zu einander gehörenden Hyperbeln, nur in wenigen Punkten um ihre Scheitel einander nahe, sehen wir in ihrem ganzen Verlaufe sonst in allen andern nach entgegengesetzten Richtungen mehr und mehr von einander abstreben, und in unbegränzten Fernen sich verlieren. Wie selten also immer auch die Conjunktionen der in solche Bahnen geworfenen Persönlichkeiten seyn mögen, sie werden doch eintreten, und zwar in der angegebenen doppelten Weise, dadurch: daß entweder der ungewöhnlich geschärfte Sinn das, was sonst außer seinem Sehkreis liegt, in einem natürlichen Gesichte wahrnimmt; oder in der Art, daß das Unsichtbare in den ihm gebliebenen physischen Kräften in die Sichtbarkeit eintretend auch dem unbewaffneten Sinne sich vernehmbar macht. In beiden Fällen wird die häufigere oder seltenere Vorkommniß wieder durch den Standpunkt der dabei wirksamen Persönlichkeiten bedingt erscheinen, so daß im ersten die Stellung des Schauenden, im andern die des Geschauten mehr von Einfluß ist. Denn das unsichtbare Reich, eben wie das sichtbare, hält gar viele Ordnungen von Geistern in sich beschlossen, und es wird Berührungen aller dieser Ordnungen mit dem Menschen geben können; aber begreiflich werden diese Berührungen um so seltener eintreten, je höher die Berührende gestellt erscheint. Nur in den unteren Gebieten, die, weil an das irdische Leben am nächsten gränzend, am meisten mit ihm gemein haben, wird auch eine relativ größere Gemeinschaft statt finden; und wenn hier die unteren Grade der Erregbarkeit von Seite des Schauenden zureichen, so werden dort gesteigerte erforderlich seyn, um das weiter Entrückte zur Wahrnehmung zu bringen. Während daher die untersten Ordnungen unter gewissen Umständen dem ungeschärften Sinne sich vernehmlich

machen können, wird es, wo diese fehlen, schon jener Steigerung bedürfen, die etwa der spontane Somnambulism in die Funktion jenes dann erwachenden Gemeinsinnes bringt, um diese trüben Lichtnebel des nächtlichen Geisterhimmels zu gewahren. Da dieser Sinn das ihm Gleichartige in der Weise, wie sie auf seiner Höhe gilt, aufnimmt, so wird er also auch nur bis zu jener Geisterordnung hinaufreichen, die eine der Lösung der Geisterart, der er angehört, vergleichbare Lösung durch den Tod erlangt wird, sohin also nicht leicht über die Zwischenregionen im Todtenreiche sich erheben. Nur da, wo nicht etwa blos, wie bei den Somnambulen, eine magische Erhebung, sondern eine wirklich mystische in Folge einer strengen Ascese in langer Durchübung statt gefunden, wird das Sehvermögen auch in höhere Gebiete sich erheben, und auch die tiefer in's Innere des Geisterhimmels gestellten Ordnungen werden einem so gesteigerten Sinne aufgehen können. Wie hier nach Graden, so werden aber auch diese Erscheinungen, im Gegensatze des Guten und des Bösen, sich theilen und sich zur Rechten und zur Linken hinwenden. Denn es kann, aus verschiedenen Gründen und zu verschiedenen Zwecken, dies oder jenes aus der Unsichtbarkeit hervor, dem von ihm solizitirten oder es solizitirenden Einen oder Andern in der Sichtbarkeit es besuchend oder versuchend nahen; und daraus werden sich dann wieder sehr verschiedene Arten des Verkehrs zwischen beiden Welten ergeben müssen."

Eine Erscheinungsgeschichte aus Ungarn.

Aus Preßburg. — Aus dem Markte Valpo in Slavonien wird aus glaubwürdiger Hand folgendes wunderbare Ereigniß berichtet, über welches der hochwürdige Bischof von Fünfkirchen bereits die Untersuchung einleitete: Im Schlosse Valpo spuckte es seit geraumer Zeit. Herrn v. K.... erschien in kurzen Zwischenräumen fünfmal eine und dieselbe Vision. Der Geist, oder das Phantom, wie man es nun nennen will, zeigte sich ihm jedesmal gegen Mitternacht in weiblicher, türkischer Kleidung aus rosenfarbigem Atlas, mit einem Schleier, der über den ganzen Schatten wallte. Dreimal, als das Phantom erschien, bat es K...., er wolle den Herrn Schloßbesitzer um die Ausgrabung seiner Gebeine und deren Bestattung in geweihte Erde bitten. Die Erscheinung gab Ort und Stelle an, wo ihre Gebeine verscharrt seyen, und sagte, sie sey ermordet worden, und habe nur bestimmte Zeiträume, wo sie sich zeigen könne, auch sey sie schon oft in früheren Zeiten erschienen, konnte aber ihr Anliegen niemals vorbringen, da man stets vor ihr geflohen sey. Auf die umständlichen Angaben und wiederholtes Ansuchen K....s ließ der Schloßbesitzer auf der bezeichneten Stelle nachgraben, und in der Tiefe von 2 Schuhen fand man wirklich ein weibliches Gerippe, auf der Brust mit sechs eisernen Kugeln beschwert. Am 14. Dezember wurden diese Gebeine in die Schloßkapelle niedergelegt, und auf abermaliges Erscheinen und Verlangen des Phantoms am 19. Dezember unter Zulauf einer ungeheuern Menschenmenge eingesegnet und auf dem allgemeinen Friedhof in einer Todtenlade beerdigt.

Bei seinem letzten Erscheinen dankte das Phantom, verhieß Ruhe und eine frohe Zukunft. Diese unerhörte, man möchte sagen für unser Zeitalter fast tragi-komische Geschichte ist das immerwährende Gespräch der ganzen dortigen Umgegend. Die Begebenheit ist wahr und in Valpo selbst durch die Herrschaft bestätigt worden. Wir machen keine weitere Anmerkung, allein man staunt und betet. Wir wissen wenig, man möchte sagen: — Nichts!

Die Redaktion der „Preßburger Zeitung", welcher wir diesen Artikel entlehnen, führt hierbei Nachstehendes an: Wir veröffentlichen diesen Bericht hauptsächlich deshalb, weil er uns aus sehr achtbarer Hand im Original zugekommen; überlassen jedoch die Raisonnements darüber dem gesunden Urtheile jedem unserer geehrten Leser.

Noch eine weitere Correspondenznachricht hierüber ist nachstehende:

Der „Fränkische Courier" berichtet aus Esseg in Ungarn vom 30. Januar: — Nun muß ich Dir, liebster Freund, auch eine Geistergeschichte erzählen, die hier viel Aufsehen erregt hat. Was ich Dir mittheile, habe ich von P....., welcher mir sein Ehrenwort gegeben hat, Alles an Ort und Stelle untersucht, alle betreffenden Personen selbst gefragt und nie auf Widersprüche oder Sachen gekommen zu seyn, welche an der Wahrheit ihrer Aussagen zweifeln ließen. Schon seit undenklichen Zeiten hat man gesagt, daß es in Valpo umgehe. Thatsache ist es, daß Gräfin Br. in Fünfkirchen, als sie noch in Valpo war, sich nie vor 1 Uhr niedergelegt hat, um von dem Geiste, der um ¾ auf 1 Uhr sich hören zu lassen pflegte, nie gestört zu werden. Bei Gf. Br. wohnte seit einiger Zeit ein pensionirter Oberlieutenant K... vom Regiment ...., ein sehr gescheidter und in jeder Hinsicht ehrenwerther Mann. Er hatte diesen Sommer das Valpoer Bad gebraucht und Br. ihn eingeladen, länger zu bleiben; er leidet sehr an der Gicht, ist sonst aber ganz gesund: seiner Schmerzen wegen brachte er den größten Theil der Nacht wachend zu. Dieser nun hörte fast

jede Nacht um $^3/_4$ auf 1 Uhr Tritte oder sonst Lärm in seinem Zimmer, einmal ward ihm sogar das Kopfkissen weggezogen, so daß er mit dem Kopfe auf den Rand des Bettes schlug und mehrere Tage eine Beule davon hatte. Obwohl er sich alles dieses nicht erklären konnte, verschwieg er es dennoch, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Nun kommt eines Tages der Rittmeister P..., der früher das nämliche Zimmer bewohnt hatte, nach Valpo, und fragt K..., ob er in seinem Zimmer noch nichts gehört habe, worauf dieser dann das Bewußte erzählte. Hierauf wachten Br., Lieutenant Gf. R... und der Schloß-Kaplan durch zwei Nächte bei K..., ohne daß jedoch Etwas vorgefallen wäre. In der dritten Nacht verließ K... und mit ihm der Kaplan sehr spät den Salon; als sie vor K...'s Zimmer kommen, ruft eine Stimme: „Topp!“ Der Kaplan entgegnete: „Nun topp! was ist denn?“ Der Geist antwortete abermals: topp, und noch ein drittes Mal, aber stärker. In's Zimmer tretend, hören sie Schritte auf sich zukommen und das Rauschen eines Kleides. Der Kaplan geht ihnen entgegen, die Schritte aber weichen aus. K... legt sich nieder, der Kaplan sitzt lesend an seinem Bette, plötzlich ruft K...: „da ist der Geist!“ Der Kaplan blickt auf, sieht aber nunmehr einen Schatten an der Wand, der nach allen angestellten Versuchen durch nichts im Zimmer hervorgebracht werden konnte. — Nach mehreren Tagen liegt K... wieder wachend zu Bette, als ihm eine kleine, in Weiß gehüllte Gestalt erscheint; ihr Gesicht war blaß, die Augen starr und tiefliegend, das Ganze einer Wachslarve gleich; die Bewegung der Lippen beim Sprechen konnte er jedoch deutlich wahrnehmen, nicht so die Enden ihres Gewandes, welche in der Luft verschwanden. Sie redete ihn folgendermaßen an: „Nur selten ist es mir gelungen, in dieser Gestalt hier zu erscheinen, und Du bist der Erste, der sich nicht vor mir fürchtet. Ich war früher Besitzerin dieses Schlosses, bin aber während der Türkenzeit ermordet worden; meine Gebeine liegen zwischen dem türkischen Thurme und der Kapelle unter einer 4 Schuh hohen

Mauer; ich habe aber dort keine Ruhe. Ermittle es bei dem jetzigen Besitzer, daß ich ordentlich zur Ruhe bestattet werde; es soll sein Schaden nicht seyn.“ Man gräbt nach, und stelle Dir vor, es findet sich am besagten Orte ein weibliches Skelett, an Größe ganz der Beschreibung K...'s entsprechend, wozu Br. ein förmliches Leichenbegängniß verordnet und es hat bestatten lassen. Dieses sind Thatsachen; auch bestätigt es sich, daß eine frühere Besitzerin des Schlosses von den Türken ermordet ward, wie man aus Chroniken ersehen hat. — Nach dem Begräbniß erschien endlich der Geist dem K... zum letzten Male, und antwortete auf dessen Frage, ob er jetzt zufrieden sey: Vollkommen! worauf sich der Geist in ein anstoßendes größeres Gemach entfernte. K..., der sich mehr Aufklärung verschaffen wollte, ging ihm nach und fand den Geist mitten in diesem Zimmer, welches so hell beleuchtet war, daß man jede Tafel des Parketts unterscheiden konnte. Hier nun stellte ihm K... mehrere Fragen, die er auch beantwortet hat. K... hat sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur dem Lieutenant R... mitgetheilt, und ihn gefragt, ob er sie, wenn er an seiner Stelle wäre, bekannt machen würde, worauf dieser mit Nein antwortete. Er hat dieselben jedoch, und um auch zu beweisen, daß seinerseits kein Betrug obwalte, versiegelt dem Auditor des Regiments ..... mit der Weisung übergeben, sie erst nach seinem Tode zu eröffnen. Man hat nämlich K... früher prophezeiht, daß ihm etwas sehr Sonderbares begegnen, er darauf seine Meinung ändern und bald hernach sterben werde. Um Br. nicht das Unangenehme einer Leiche zu machen, ist K... nach E. gegangen und in der That gegenwärtig sehr krank. Es muß sich also bald entscheiden, was an der Sache ist.*

* Ich erwarte auf Anfrage in Valpo selbst nähere Auskunft über diese Geschichte. K.

Eine weitere merkwürdige Erscheinungs-geschichte.

Der Baron v. B., Gesandter eines deutschen Hofes zu London, schickte einen seiner Söhne auf die Universität nach Heidelberg. Ein Jahr darauf, als Herr v. B. sich ganz allein in seinem Cabinet befand, öffnete sich plötzlich die Thüre und vor ihm stand sein Sohn und sprach die Worte: Mein Vater, ich komme, Dir das letzte Lebewohl zu sagen, denn ich bin todt! diese entsetzliche, obwohl nur augenblickliche Erscheinung ließ jedoch dem Vater die Zeit, auf der Stirne seines Sohnes eine breite noch blutende Wunde zu gewahren. Kaum erholt von seinem Schrecken, rief Herr v. B. seinem im Vorzimmer befindlichen Bedienten, und fragte ihn, ob er jemanden habe in das Cabinet gehen sehen. Der Diener verneinte dieses, er habe aber gehört, wie sich die Thüre geöffnet hätte, und sey dann der Meinung gewesen, der Baron wolle ausgehen. Herr v. B., obgleich auf's tiefste ergriffen, wollte doch für den Augenblick nichts weiter sagen, um nicht seine ganze Familie in Unruhe und Sorge zu versetzen und beschloß abzuwarten, was die Zeit bringen würde.

Nach einigen Tagen erhielt der Baron einen Brief vom Rektor der Universität, der ihm den Tod des geliebten Sohnes anzeigte, der am Tage und in derselben Stunde erfolgt war, wo die Erscheinung stattgefunden hatte. Ein hitziges Fieber wurde als Ursache des Todes angegeben. In seinem Schmerze war Herr v. B. um so mehr von der gehabten Vision betroffen, die ihm das traurige Ereigniß vorausgesagt hatte.

Ein einziger Umstand wich ab, man gab als Ursache des Todes eine Krankheit an, während die breite Wunde auf der Stirn auf einen gewaltsamen Tod schließen ließ. Dieser Gedanke beschäftigte den unglücklichen Vater unaufhörlich, und er wünschte sehnlich ausführlichere Nachrichten über den Tod des hoffnungsvollen 19jährigen Jünglings zu erfahren. Da bot sich plötzlich eine günstige und sichere Gelegenheit dar. Ein vertrauter Freund des Barons ging in wissenschaftlichen Angelegenheiten nach Heidelberg, diesem vertraute er sein Geheimniß an, und bat ihn, die Leiche seines Sohns ausgraben zu lassen, und sich zu überzeugen, ob an demselben eine Verwundung wahrzunehmen sey. Der Freund des Barons unterließ nicht, in Heidelberg die nöthigen Schritte wegen der Ausgrabung zu thun — aber vergebens, sie wurde verweigert, so daß sich derselbe genöthigt sah, dem Magistrat die Ursache seines scheinbar unangemessenen Begehrens mitzutheilen.

Der Magistrat erklärte, daß in diesem Falle die Ausgrabung ganz unnöthig sey, indem es keinem Zweifel unterliege, daß der junge Baron v. B. im Duell durch eine breite Wunde an der Stirne umgekommen sey; man habe in dem Schreiben an die Familie diesen Umstand vorläufig absichtlich verschwiegen, um ihren Schmerz nicht zu erhöhen, um so mehr als das Duell unter Umständen erfolgt sey, die eben nicht zu Gunsten des unglücklichen Opfers lauteten.

Von diesem Augenblick an war also kein Zweifel mehr vorhanden, daß diese ganze Erscheinung eine wahrhaftige gewesen sey.

Diese Geschichte ist aus sehr guter Quelle und ihre Wahrheit unterliegt keinem Zweifel.

Frankreich betreffende Prophezeihungen von französischen Sehern.

1.

Erinnerungen an Nostradamus.

Mehreren der Leser des Magikons wird die berühmte Vision der Katharine von Medicis nicht unbekannt seyn, die ihr — auf ihr Andringen, und nach langem Sträuben — der Florentiner Astrolog Lucca Gaurico verschaffte, und die nichts Geringeres zum Gegenstande hatte, als das Schicksal ihres Gemahls (Heinrich II.) und der nachfolgenden Könige von Frankreich zu erfahren. Sie erfuhr, was sie wissen wollte; die Könige erschienen, sie aber stürzte bei den fürchterlichen Erscheinungen, welche das Auftreten des letzten Königs (Ludwigs XVI.) begleiteten, zu Boden und in Ohnmacht. *

Nicht minder merkwürdig aber ist die Prophezeihung, welche derselben Katharine von Medicis der vielkundige Nostradamus über ihr eigenes Ende gab, nämlich: sie werde in St. Germain sterben. — Sie eilte nun von St. Germain eu Laye, wo sie damals residirte, hinweg, und wählte Paris zu ihrem Aufenthalt, wo sie das Louvre bezog. Aber das Louvre gränzte an die Kirche St. Germain l'Auxerrois. Sie begab sich daher nach Blois, wo sie krank wurde und in den Händen des gelehrten Bischofs von Noyon starb, welcher St. Germain hieß.

* Man findet eine Erzählung dieser Vision auch in von Meyer's schätzbaren Blättern f. höh. Wahrheit, XI. 261. D. E.

Wir wurden an diese Prophezeihung neuerlichst durch Koloff's „Schilderungen aus Paris," 1839, erinnert, wo sie sich B. 2 S. 128 angeführt findet, und glauben, es werde manchem unserer Leser angenehm seyn, zu erfahren, daß — nach einer bereits im Echo du monde vom 21. Dec. v. J. enthaltenen Anzeige — ein Herr Eugène Bareste ein Werk zu Ehren des alten „maître Michel Nostradamus," unter dem Titel: Nostradamus vengé herauszugeben beabsichtige, das jetzt wahrscheinlich schon im Druck erschienen, uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Einer kritischen Abhandlung soll — jener Anzeige zufolge — eine philosophisch-historische über alte und neue Weissagungen folgen, nebst einer Erklärung der berühmten Centurien des Nostradamus über die Ereignisse von 1789—1792 und das Auftreten Napoleons, und endlich ein bibliographischer Catalog aller alten Ausgaben der Centurien des Nostradamus.

Vorläufig mag daher über den letztern und seine Centurien für Unkundige genügen, was wir hier folgen lassen, und größtentheils aus der Biographie desselben entnehmen, die ein ihm bis zu seinem Tode Befreundeter den Centurien vorangefügt hat, die wir so eben in der Pariser Ausgabe von 1668 unter dem Titel: Les vrayes Centuries et Propheties de Maistre Michel Nostradamus vor uns liegen haben.

Nach ihr war Nostradamus zu St. Remy in der Provence geboren, im Jahre 1503, und stammte von angesehenen christlichen Eltern. * Er studierte zu Montpellier Philosophie und Medicin, erlangte den (damals etwas mehr als heut' zu Tage bedeutenden) Doctorgrad, practizirte mit Glück, heirathete, verlor aber seine Frau und zwei Kinder wieder, und wurde auf drei Jahre lang — während welcher die furchtbare

* Nach Einigen sollen seine Vorfahren Juden gewesen seyn. Der Verf. der Biographie des Nostradamus scheint dem in den Worten entgegnen zu wollen: Qu'est pour clorre la bouche à d'aucuns envieux, quelques grands dictateurs qu'ils soient aux sciences, qui ont medit de son origine, mal informez de la merité. D. E.

Pest von 1546 eintrat — von der Stadt Aix als Arzt angenommen und besoldet. Von da ging er nach Salon de Craur, verheirathete sich da zum zweitenmale, und hier war es, wo er in Voraussicht der über ganz Europa kommenden gewaltsamen Bewegungen und Veränderungen, der blutigen Bürgerkriege u. s. w. seine so berühmt gewordenen Centurien niederschrieb. Lange hielt er sie bei sich zurück. Die Furcht, sich durch Publikation derselben Verläumdung und sonstiges bitteres Ungemach zuzuziehen, hielt ihn von der Herausgabe ab. Endlich aber siegte doch sein Wunsch, dem Publikum nützlich zu werden; die ersten sieben Centurien erschienen 1555 zu Lyon, machten in Frankreich wie im Auslande ungeheures Aufsehen, und erregten die höchste Bewunderung. Der damalige König von Frankreich, Heinrich II., lud ihn an seinen Hof ein (1556), verhandelte wichtige Dinge mit ihm, und entließ ihn mit reichen Geschenken. Einige Jahre nachher stattete ihm sogar Carl IX. — Heinrichs Sohn und Nachfolger — auf einer Reise durch seine Provinzen einen Besuch ab, und ernannte ihn zu seinem Rath und Leibmedicus. Von allen Seiten strömten Gelehrte, große Herren und Andere zu ihm, wie zu einem Orakel. Er war zur Zeit jenes königlichen Besuchs schon über sechzig Jahre alt, wurde nun schwach und von mancherlei Krankheiten befallen, und starb 1566. Er hatte die Zeit seines Todes vorausverkündigt.

In dem, den Centurien vorausgehenden Schreiben an Heinrich II. — welchem er (1558) die 8. 9. und 10. Centurie widmete — sagt er selbst von denselben *: „er habe sie mehr nach dem Natur-Instinct und im poetischen Furor als nach den Regeln der Poesie abgefaßt, jedoch größtentheils in Uebereinstimmung mit dem astronomischen Calcül; ihr Rhythmus sei eben so leicht als das Verständniß des Sinnes schwer, und die meisten der prophetischen Quatrains seyen so holperig

* Sie bestehen aus vierzeiligen Versen in fünf-, mitunter auch wohl sechsfüßigen gereimten Jamben, mit sehr willkührlichen, bald männlichen, bald weiblichen, bald wechselnden Ausgängen. D. E.

(scabreux), daß man darin keinen Weg zu finden, noch weniger eines zu interpretiren wissen werde.

Wahrscheinlich sind es auch alle diese Schwierigkeiten — zu denen noch die ganz veraltete Sprache der damaligen Zeit kömmt — daß sich bis jetzt noch keiner unter uns an eine Uebersetzung dieser Centurien gewagt hat; wenigstens ist uns eine solche, das ganze Werk umfassende, nicht bekannt worden, wohingegen es an — mehr oder weniger gelungenen — Uebersetzungen einzelner Bruchstücke keineswegs fehlt; wie wir denn z. B. noch ganz neuerlichst eine solche, unter dem Titel: „1840. Prophezeihungen des Nostradamus. Stuttgart, bei Sonnewald", angekündigt gefunden haben.

Nach dem übrigens, was wir hier Rühmendes von Nostradamus angeführt haben, wird es nur gerecht und billig erscheinen, wenn wir auch Einiges von dem berichten, was seine Gegner ihm zur Last legten, und was theilweise auch allerdings nicht ganz ohne Grund ist. Daß sie seinen Quatrains zunächst große Unverständlichkeit, sowohl der Sprache als dem Sinn nach, vorwarfen, kann nach dem, was Nostradamus selbst hierüber in der aus seinem Dedicationsschreiben an Heinrich II. angeführten Stelle eingesteht, unmöglich befremden. Und wenn diesem Vorwurfe sich sofort die Frage anreihte: wozu aber Prophezeihungen von solcher Verworrenheit und Dunkelheit, daß sie kein Mensch versteht als — bis sie eingetroffen sind, und die folglich den Zweck aller Prophezeihungen: bestimmte Personen, Corporationen oder Völker zum Voraus aufmerksam zu machen, die einen zu warnen oder zu schrecken, die andern zu trösten, mit Hoffnung zu erquicken, u. s. w. so sehr, und am meisten gerade bei denjenigen, denen sie gelten sollen, verfehlen? so müssen wir gestehen, daß diese hier so natürliche Frage von keinem der Vertheidiger des Nostradamus bis jetzt ausreichend beantwortet worden ist. Als Nostradamus gnädiger Gönner, Heinrich II., in einem von ihm zu Ehren der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp II. von Spanien und

seiner Schwester Maria mit dem Herzog von Savoyen angeordneten Turnier vom zerbrochenen Lanzenschafte seines unvorsichtigen Gegners, des Grafen Montgommery, in's rechte Auge getroffen, starb (1559): da erst fand man eine Erklärung des 35sten Quatrains der ersten Centurie des Nostradamus:

> **De Lyon jeune le vieux surmontera,**
> **En champ bellique par singulière duelle,**
> **Dans cage d'or les yeux lui crevera.**
> **Deux playes une, pour mourir mort cruelle;**

an die vorher, verständiger Weise, niemand — am wenigsten der König selbst — gedacht hatte, oder hätte denken können.

Eben diese dunkle und in's Allgemeine gehende Unbestimmtheit der Centurien des Nostradamus war es auch, die den gelehrten Naude * veranlaßt von ihnen zu sagen, sie glichen dem Schuhe des Theramenes, der für alle Füße paßte.

Schlimmer noch für Nostradamus Ruhm war der Umstand, daß man mehrere der von ihm gestellten, bestimmte Personen, Umstände und Begebenheiten besagenden Horoscope als zum Theil oder auch wohl ganz die Wahrheit verfehlend befunden haben wollte, und man glaubte, mit dieser Entdeckung auch zugleich auslangend den Grund gefunden zu haben, der ihn veranlaßt haben möge, seine Centurien so dunkel, unverständlich und in's Unbestimmte, Allgemeine hingehend abzufassen, wie wir sie vorfinden.

Der berühmte und früher selbst der Astrologie geneigt gewesene, Gassendi (Cartesius größter Gegner, gest. 1655) erzählt im ersten Theile seiner Physik, daß ihm auf einer Reise nach Salon, im Jahre 1638, Jean Baptiste Suffren,

* Den Freunden der Thom. Kempisschen „Nachahmung Christi" bekannt wegen der Händel, in die er bei Gelegenheit der Herausgabe dieses Buches gerieth. Er war unter Anderem auch Verfasser einer „Apologie pour les grands personnages, faussement soupçonnés de Magie. Paris 1625." und einer Instruction à la France sur la vérité de l'histoire des frères de la Rose-Croix." Paris 1623.

D. A.

dasiger Stadtrichter, das seinem Vater gestellte Horoscop mitgetheilt habe. Das Manuscript war von Nostradamus eigner Hand. Höchlichst über diesen Fund erfreut, wollte Gassendi das Dokument nun näher prüfen. Er befragte Suffren über alle Personalien und Lebensumstände seines Vaters, und es fand sich, daß sie sämmtlich den Prophezeihungen des astrologischen Wundermannes widersprachen. Er hatte gesagt, Suffren werde einen langen und sehr gekräuselten Bart tragen, und jener — ließ sich stets rasiren; — er werde unreine und angefressene Zähne haben, und Suffren hatte bis zu seinem Tode sehr gute, weiße; — er werde in seinem Alter sehr gekrümmt gehen, und er trug sich vielmehr stets sehr gerade; — in seinem 19. Jahre werde ihm eine fremde Erbschaft zufallen, und er beerbte nur allein seinen Vater; — seine Brüder würden ihm Fallen legen, und in seinem 37. Jahre werde er durch seine halbbürtigen Brüder verwundet werden; er hatte aber deren nie, und sein Vater war nur einmal verheirathet; — er werde sich außer der Provinz verheirathen, und er verheirathete sich in Salon selbst; — in seinem 25. Jahre würden ihn seine Lehrer in der Theologie und in den Naturwissenschaften unterrichten, er werde sich hauptsächlich der occulten Philosophie, der Geometrie, der Arithmetik und der Beredtsamkeit widmen, und er studirte lediglich Jurisprudenz, von der das Horoscop gar nichts besagte; — in seinem Alter werde er Schifffahrt und Musik lieben, er aber gab sich mit allem dem weder in der Jugend noch im Alter ab, machte auch nie eine Reise zur See, und starb 1597, obgleich das Horoscop seinen Tod erst auf 1618 bestimmte! —

Wir werden ja nun sehen, ob und in wie weit es Hrn. Eugène Bareste gelungen seyn werde, den alten Meister Nostradamus von diesen und ähnlichen Inzichten gegen ihn völlig zu reinigen und seinen früheren Ruhm auf's Neue zu begründen.

Im October 1840. H—s.

Dem Vorstehenden über Nostradamus haben wir noch Folgendes beizufügen; Die Sprache der Propheten, der poetischen Divination, wie des höhern, bedeutungsvollen Traumes, ist nicht die bündig klare Sprache der Prosa und Conversation und es ist einem Propheten nicht zu verargen, wenn er seine divinatorischen Aussprüche in einer dunkeln, nicht allgemein verständlichen Sprache ertheilt. So ist es auch mit jenen divinatorischen Tetrastichen des Nostradamus der Fall, und wenn in denselben auch wirklich Manches vorkommen mag, was völlig unklar, und Manches, was völlig unrichtig ist, (wie z. E. ein voraussagendes Traumbild oft auch noch von vielen phantastischen und nichtsbedeutenden Bildern und Zugaben untermischt oder eingerahmt seyn kann,) so enthalten doch viele seiner Tetrastichen so viel Wahres, Eingetroffenes bis auf die jetzigen Zeiten vorausgesagt, daß in denselben ein wahrer divinatorischer Geist durchaus nicht zu mißkennen ist.

Es sind in ihnen auf die Entstehung, den Fortgang, die Richtung und das Ende der französischen Revolution, auch auf Napoleons Thronbesteigung und Fall, selbst auf Philipps Regierung die wichtigsten, bewunderungswürdigsten Voraussagungen vorhanden, und wir führen zum Beweise dieß hier einige dieser Tetrastichen wörtlich an.

So kommen z. E. in der dritten Centurie folgende Verse vor:

Quartrain 49.

Regne Gaulois, tu seras bien changé, *
En lieu estrange et translate l'Empire, [1]
En autres moeurs et Loix seras rangé.
Rouen et Chartres te feront bien de pire. [2]

* Ein Ungenannter macht in einer kleinen, 1794 in Paris erschienenen Schrift folgende Anmerkungen und Auslegungen. Es würde also:

[1] Der Regent bald in den Niederlanden, bald in Italien seyn.

[2] Die beiden Hauptdemagogen Thouret und Sieyes sind von Rouen und Chartres gekommen, so wie Paris eigentlich die Republik vorstellt.

50.

La Republique de la grande cité
A grand rigueur ne voudra consentir:
Roy sortir hors par trompette cité,
L'eschelle au mour, la cité repentir.

51.

Paris conjure un grand meurtre commettre,
Bloys se fera sortir en plein effet, [1]
Ceux d'Orleans voudrons leur chef remettre, [2]
Angiers, Troye, Langre leur feront grand forfait. [3]

53.

Quand le plus grand emportera le prix
De Nuremberg, d'Augsbourg et ceux de Basle
Par agrippine chef Francfort reprit
Transverseront par Flamans jusque en Gale.

54.

L'un des plus grands s'enfuira aux Espagnes
Qu'en longue playe apres viendra saigner:
Passant copies par les hautes montagnes
Devastont tout et puis en paix regner.

59.

Barbare Empire par le Tiers usurpé;
La plus grande part de son sang mettra à mort;
Par mort senile pour luis le quart frappé
Pour peux que sang par la sang ne soit mort.

[1] u. [2] Dies ist vollbracht durch den Tod des unglücklichen Königs, sowie der Anhang des Herzogs v. Orleans diesen auf den Thron hat erheben wollen.

[3] Hiebei will man an die Desposition über die Mordnacht vom 5. Oktober durch die Deputirten der drei hier benannten Baillages abgelegt wissen. Der Marsch der Kaiserlichen und Preußen und besonders die Einnahme von Frankfurt nebst den Kriegsoperationen in den Niederlanden mag dem 53 Quartain zur Auslegung dienen.

Die möglichst treue Uebersetzung dieser apokryphischen Verse dürfte etwa so lauten:

49.

Gallisches Reich, du wirst sehr verändert werden, nach fremdem Ort wird deine Herrschaft versetzt; du wirst in Sitten und Gesetzen sehr verändert; Rouen und Chartres werden dir viel Böses zufügen.

50.

Die Republick der großen Stadt wird der großen Gewaltthat nicht beistimmen wollen; der König, im Begriff zu fliehen, wird öffentlich vorgeladen; die bestürmte Stadt wird es bereuen.

51.

Paris verschwört sich, einen großen Mord zu begehen; Bloys wird ihn zur vollkommenen Erfüllung bringen; die Anhänger Orleans wollen ihren Chef auf den Thron erheben, Angiers, Troyes, Langres werden ihnen große Schmach zuziehen.

53.

Wenn der Größte den Preis von Nürnberg, Augsburg und die Baseler davon getragen hat, Frankfurt durch den begierigen Feldherrn genommen ist, werden sie alles umkehren in den Niederlanden bis zum Gälischen Reich.

54.

Einer der Vornehmsten wird nach Spanien entfliehen und eine lange Wunde wird bluten; durch die hohen Gebirge streifend und Alles zerstörend wird er nachher in Frieden regieren.

59.

Entsetzliche Herrschaft; durch den dritten Stand (Tiers) usurpirt; der größte Theil seines Blutes wird gewaltsam vergossen werden: ein kleiner Theil nur stirbt durch natürlichen Tod (mort senile); für das wenige Blut sey jenes Blut nicht vergebens vergossen.

Auch folgende Quartrains dieses Propheten sind von großer Merkwürdigkeit.

9.

Les exilez deportez dans les isles
Au changement d'un plus cruel monarque
Seront meurtris, et mis deux des scientilles
Qui de parler ne seront esté Parques.

10.

Un empereur naistra pres d'Italie
Qui à l'Empire sera vendu bien cher:
Diront avec quels gens il se ralie,
Qu'on trouvera moins Prince que boucher.

Die Uebersetzung, die jedenfalls sehr schwierig ist, dürfte so lauten:

9.

Die Exilirten, beim Wechsel eines viel grausameren Herrschers nach den Inseln deportirt, werden getödtet werden, und zwei der Vornehmsten welche so zu sagen nicht die Parzen gewesen sind, werden in ihre alten Rechte wieder eingesetzt werden (remis).

10.

Ein Kaiser wird bei Italien geboren werden, welcher dem Reiche theuer zu stehen kommen wird; fragt man, mit welchen Leuten er sich besonders verbindet, so wird man bei ihm weniger Prinzen als einen Schlächter (blutgierigen Menschen) finden.

Wie deutlich ist hier Napoleons Kaiserthum vorausgesagt! Der Anonymus der oben angeführten, 1794 in Paris erschienenen Schrift bezieht diese Quartrains auf Kaiser Franz, der in Italien geboren und so schnell auf den Thron gelangt sey; nur die übrigen Verse scheinen ihm nicht zu passen, weshalb er denn auch darauf spottet. Hätte dieser Anonymus ahnen können, daß wenige Jahre später Napoleon die verspottete Weissagung so buchstäblich erfüllen würde!

Wie klar ist in folgendem Verse Napoleons Thronbesteigung vorausgesagt:

De soldat simple parviendra en empire,
De robe courte parviendra à la longue,
Vaillant aux armes en église ou plus pyre,
Vexer les prestres comme l'eau fait l'esponge.

Vom einfachen Soldate gelangt er zum Kaiserreiche, vom kurzen Rocke zum langen. In der Kirche mächtig, durch Waffen er die Priester, wie der Schwamm das Wasser, mißhandelt.

Dann Napoleons Fall:

L'aigle poussée autour de pavillons
Par autres oyseaux d'entour sera chassée.
Quand bruit des cymbres tube et sonnaillons,
Rendrons les sens de la dame insensée.

Der Adler um die Zelte fliegend wird durch andere Vögel vertrieben. Wenn Trompete und Tuba tönt und die Zimbel schallt, wird die Vernunft der wahnsinnigen Dame zurückkehren.

So gehen diese prophetischen Verse bis auf die jetzigen Tage fort und sagen von Philipp:

Sept ans sera Philipp fortune prospère,
Rabaissera des Barbares l'effort;
Puis son midi perplex, rebours affaire,
Jeune ogmion abymera son fort.

Sieben Jahre lang wird Philipps Schicksal glücklich seyn. Er bemüthigt die Kraft der Barbaren. Der Mittag unglücklich, der Stand verrücklich, Seine Kraft verschlingt ein junger Zweig.

Sehr viele seiner Aussprüche bewährten sich schon zu seiner Zeit und sind ganz klar.

So nannte er schon den Mönch Clement, der Heinrich III., König von Frankreich, umbringen und den Scharfrichter Clerepegne, der unter Ludwig XIII. den Herzog von Montmorency enthaupten sollte, er sagte die Bestürmung der Insel Malta durch die Türken, die Erhebung Heinrich V. auf den französischen Thron, die Hinrichtung Carl I. von England und die Feuersbrunst, die 1666 fast ganz London verzehrte, deutlich voraus.

Sein Todesjahr wußte er voraus: denn er hatte dasselbe in die Ephemerides de Jean Stadius mit eigener Hand: „hic prope mors est" geschrieben. Es war das Jahr 1586.

Soweit von Nostradamus.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch auf einige andere Frankreich betreffende Prophezeihungen französischer Seher aufmerksam machen.

2.

Turrels Prophezeihung von Frankreichs Schicksalen.

Pierre Turrel war Astrolog und Rector zu Dijon; er lebte unter den beiden Königen Ludwig XII. und Franz I. (also zwischen 1498—1547). Nach Paradies Bericht soll er der Regentin das Unglück bei Pavia, kurz vorher ehe es sich zutrug, vorausgesagt haben. Die folgende Prophezeihung findet sich in verschiedenen Büchern. *

Astrologus vates haec nuntio moesta, *nepotes!*
Corpore qui grandis et *tertius* ordine fratrum
Praediras edet caedes lanio ipse suorum,
Qua propter surget civili Francia bello,
Proh dolor! et procerum praeceps cadet isto duello;
Non erit una fides, non lex, non unicus et rex,
Multi sed reges, leges et religiones! **
Serviet haud minimis in partes scissa ruinis.
O Deus! a *variis* saeve lacerata *tribunis*,
Sic ruet infelix per *reges* Francia *cives*
Antea quae felix per *Reges* Francia *dives*.

Die Uebersetzung dürfte so lauten (S. Steinbeck „der Dichter ein Seher." Leipzig 1836. S. 587):

„Ich, Sterndeuter, verkündige Euch, Enkel, die leidige Botschaft:
Jener Mann, an Körper stark, und der dritte der Brüder, ***

* Wolfii Lect. memorab. et recondit. T. III. p. 237. Vergl. auch neueste Geschichte der Staaten und der Menschheit, 3tes Stück. S. 177—179.

** Ein meisterhafter Vers, um eine große Unordnung und Verwirrung zu bezeichnen! Laute Pluralen, sonderbare Cäsur und Scansion, und das letzte Wort religiones noch dazu durch eine poetische Reduplikation verschönert, aber doch immer im Grunde verdorben. Ja wohl, viele verstümmelte Religionen!

*** Die Geschwister des hingerichteten Königs waren: 1) Maria Theresia, 2) Maria Zephyrina, 3) Ludwig Joseph Xaver, 4) Xaver 1753—1754, 5) der König selbst Ludwig August 1754—1793, 6 u. 7) noch zwei Brüder, 8) u. 9) noch zwei Schwestern.

Wird selbst Schlächter der Seinen, blutgräuliche Thaten erwecken; *
Deshalb wird sich erheben zum Bürgerkriege ganz Frankreich,
Ach! und hinsinken in Staub in diesem Kampfe der Großen.
Nicht ein Glaub, ein Gesetz, und ein einziger König wird dann seyn,
Sondern der Könige, Gesetze und Religionen gar viele!
So in Theile zerrissen wird's fröhnen den drohenden Rechten.
Ach von verschied'nen Tribunen unbarmherzig zerfleischet,
Stürzt Frankreich durch seine Bürgerkönige in's Unglück,
Glücklich durch Könige sonst entsprossen der göttlichen Gnade. **

3.

Die Prédiction Turgotine ist ebenfalls höchst merkwürdig. Dieselbe ist schon 1776 gedruckt und in den Gotha'schen Cahiers de lecture Nro. 11. p. 209—212. 1790 wieder abgedruckt. Man sang die Verse in Frankreich selbst auf die Weise la bonne avanture o Gué! —

1.

Vivent tous nos beaux esprits
Encyclopedistes,
Du bonheur François épris
Grands économistes;

* Edet, er wird sie herausgeben, zum Vorschein bringen, zeitigen. Der Stoff ist also schon da, sowie die Materialien eines Buches da seyn müssen, wenn es herausgegeben werden soll. Der unglückliche Ludwig war Herausgeber der ganzen Revolution, durch Zusammenberufung der Notablen und durch die Nachgiebigkeit gegen egoistische Rathgeber. — Jedenfalls dürfte obiger Sinn und obige Uebersetzung des fraglichen Verses passender und richtiger seyn, als die eines rationalistischen Pastors, der die Verse durchaus so übersetzt und verstanden wissen will: „er selbst wird wie ein Schlächter die Seinigen zur Schlachtbank führen.“

** Diese Verse sind um so auffallender, als man zu Türrels Zeiten (1498) noch keine Idee von Bürgerkönigen haben konnte, welchen dann natürlich die „Könige von Gottes Gnaden“ gegenüber stehen mußten. Um jedoch diesem auffallend prophetischen Verse seine Verheißung zu nehmen, will der obige Rationalist, der auch nicht die geringste Möglichkeit einer prophetischen Kraft des Menschengeistes gelten lassen will, den Vers durch Einschiebung des „et zwischen reges und cives und zwischen felix und dives“ verstümmelt wissen, da nach seiner Behauptung, dies nothwendig eine Ellipse seyn müsse:

Par leurs soins au tems d'Adam
Nous reviendrons, c'est leur plan
Momus les assiste! o gué!

2.

Ce n'est pas de nos bouquins
Que vient leur science,
En eux ces fiers paladins
Ont la patience;
Les Colbert et les Sully
Nous paroissent grands, mais si,
C'étoit ignorance! o gué!

3.

On verra tous les états
Entre eux se confondre
Les pauvres sur leurs grabats
Ne plus se morfondre;
Des bien on fera des lots
Qui rendront les gens égaux,
Le bel oeuf à poudre! o gué!

4.

De même pas marcheront
Noblesse et roture,
Les François retourneront
Au droit de nature;
Adieu Parlements et Loix,
Adieu Ducs, Princes et Rois,
La bonne aventure! o gué!

5.

Puis devenant vertueux
Par philosophie,
Les François auront des dieux
A leur fantaisie;
Nous verrons un oignon,
A Jésus damer le pion,
Ah, quelle harmonie! o gué!

6.

Alors, amour, sureté,
Entre soeurs et frères,
Sacremens et parenté
Seront des chimêres;

Chaque père imitera
Noé quand il s'enivra,
Liberté plénière! o gué!

7.

Plus de moines langoureux
De plaintives nonnes,
Au lieu d'addresser aux cieux
Matines et nonnes.
On les verra tous joyeux
Danser, abjurer leur voeux,
Galantes Chacones! o gué!

8.

D'après les novations
De cette sequelle,
La France des nations
Sera la modèle;
Et cet honneur nous devrons
Aux Targot et compagnons
Lesogne immortelle! o gue!

9.

A qui devons-nous les plat?
C'est à notre maître,
Qui ce croyant un abbas,
Ne voudra plus l'être;
Ah qu'il faut aimer le bien
Pour de roi n'être plus rien!
J'enverrois tout paitre! o gué!

Die Uebersetzung * dürfte etwa so lauten:

1.

Es leben unsre schönen Geister,
Die Encyclopädisten,
Die großen, von der Franken Wohlfarth
Erfüllten Oeconomisten;
Durch ihre Sorg, so ist ihr Plan,
Kehrt wieder jene Zeit Adams,
Momus mag sie stärken! o Gué!

* S. Steinbeck: „Der Dichter ein Seher." aus welchem diese Uebersetzung genommen ist.

2.

Aus unseren Scharteken nicht
Stammt ihr erhabnes Wissen,
Die Paladins, Stolz im Gesicht,
Sie werden warten müssen;
Denn jene Colbert und Sully
Erschienen groß uns, aber hie
War eine arge Täuschung! O Gué!

3.

Und alle Stände wird man sehn
Sich unter sich verwirren,
Die Armen in dem schlechten Bett
Sie werden nicht mehr frieren;
Aus Gütern man macht Loos', und gleich
Sich dadurch werden Arm' und Reich',
Das Große fällt zur Erden! O Gué!

4.

Und gleichen Schrittes werden gehn
Der Adel and die Bürger,
Und die Franzosen wird man sehn
Umkehren zum Naturrecht;
Adieu Gesetz und Parlament,
Adieu Herzog, Prinz und Regent,
Mögt alle glücklich reisen! O Gue!

5.

Ein tugendhaft Geschlecht entsteht
Durch die Philosophie;
Die Franken werden Götter bilden
Nach ihrer Phantasie;
Wir werden eine Zwibel sehn
Mit Jesus selbst der Bauer spielt,
Ach, welche Harmonie! O Gué!

6.

Dann werden Liebe, Sicherheit,
Bei Schwestern und bei Brüdern
Verwandtschaft und das Heiligthum
Nichts seyn als nur Chimären;
Und jeder Vater ahmt dann nach
Den Noah, wenn ihn hat berauscht
Beklagenswerthe Freiheit! O Gué!

7.

Und keine Mönche abgehärmt,
Nicht klagend kranke Nonnen,
Und statt zum Himmel hinzuschaun
Zur Hore und zur None
Wird man sie alle fröhlich sehn
Und schwörend ihr Gelübde ab,
Tanzen lüsterne Tänze! O Gué!

8.

Darauf nach solchem Neuerthum
Von dieser Menschensorte,
Wird Frankreich seyn das Kunstmodell
Fast aller Nationen,
Und diese Ehre danken wir
Dem Turgot nebst Gesellen,
Unsterblich ist die Lehre! O Gué!

9.

Doch wem verdankt man dieß Gericht? —
Ach, uns'rem großen Meister,
Der sich für einen Priester hält
Und, der zu seyn, sich schämet;
Wie muß man sich der Tugend weihn
Um für den König nichts zu seyn!
Doch für sich sorgt hier Jeder! O Gué!

4.

Cazottes Weissagung.

Die allermerkwürdigste Voraussage der französischen Revolution, besonders wegen der genauen Voraussage des Schicksales mehrerer berühmten Männer und Frauen die in ihr umkamen, ist die bekannte von Cazotte. Sie geschah im Herbste des Jahres 1783, ist aber schon zu oft in Schriften erzählt worden, als daß wir nicht annehmen müßten, sie seye längst wohl allen Lesern unserer Blätter bekannt, daher wir ihrer nicht weiter erwähnen.

5.

Martins von Gallardon Prophezeihung.

Im Monate März 1816, sagte der Landbauer Ignaz Thomas Martin von Gallardon bei Chartres die im Juli 1830 erfolgte Revolution voraus. Auf ungestümes und oft wiederholtes Verlangen wurde dieser Seher von dem Präfekten de l'Evre et Loire im Monat März 1816 an den König Ludwig den XVIII. nach Paris gesandt, von der Generalpolizei der Hauptstadt aber auf Dr. Pinels Erklärung, daß der Mann an Sinnentäuschung leide, in das Irrenhaus nach Charenton gebracht. Man beobachtete ihn dort lange genau, aber weder der Oberarzt daselbst, Roger Collard, noch die Vorsteher der Anstalt konnten nur eine Spur von Geisteszerrüttung oder Schwärmerei an ihm entdecken. Sein beständiges Begehren war, vor den König gebracht zu werden, da ihm die Erscheinung einer männlicheu Gestalt, seiner Aussage nach, die eines Engels, keine Ruhe lasse und ihm aufgebe, dem König warnende Eröffnungen zu machen.

Bei seiner endlichen Vorstellung bei dem König den 2. April um 3 Uhr Nachmittags benahm er sich sehr treuherzig und unverdächtig. Er erinnerte den König, außer Warnung vor einer neuen Revolution, die seinem Hause drohe, auch an einiges Geheime aus der Zeit seiner Verbannung in England, das sonst niemand außer Ludwig XVIII. selbst wissen konnte; so daß der König zu weinen anfieng.

Die Erfüllung seiner Prophezeihung sah Jedermann in den Begebenheiten vom 28. Juli bis 2. August 1830; wo König Karl X., Ludwig des XVIII. Bruder, sich genöthigt sah, der Krone, so wie der Dauphin seinem Erbfolgerecht zu Gunsten des jungen Herzogs von Bordeaux zu entsagen; die Kammern aber die Krone dem Herzog Ludwig Philipp von Orleans übertragen, der den 9. August als König den Thron bestieg. Der Seher Martin trat nach seiner Heimkehr von Paris (im April 1816) völlig wieder in seine Dunkelheit, ohne je von freien Stücken von seinen gehabten Visionen zu

reden, vorwitzigen Forschern aber gewöhnlich nur die Antwort gebend: „was damals der Geist ihn geheißen habe, dem er nicht zu widerstehen vermocht, das habe er vollbracht und ausgerichtet; mehr wisse er nicht.“ Nachrichten über diesen Seher und sein Auftreten bis an die Quelle verfolgt, kam unter dem Titel (bald nach der Ermordung des Herzogs von Berry) heraus: **Relation concernant les évènemens qui sont arrivés à un laboureur de la Beauce dans les premiers mois de 1816.** Es erschien eine Uebersetzung desselben unter dem Titel: „Die Geschichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und dessen Zukunft, im Jahre 1816 geschaut.“ Heilbronn bei Drechsler.

S. die Blätter von Prevorst 8. Samml. S. 235.

6.

Ein Flecken in den Pyrenäen besitzt zu dieser Stunde einen Propheten, der abgesondert von den Menschen lebt, und wie Nostradamus und die Jungfrau von Orleans in Begeisterung geräth, — einen Propheten, der den Bewohnern des Gebirgs Ehrfurcht einflößt. Er nennt sich Bug von Milhas und lebt in einer ärmlichen Hütte, einem Erbtheil von seinem Vater, das er bei allen seinen Sehergaben nie verlassen wollte. Bug von Milhas ist sehr alt; sein Haupt ist gebeugt und seine Haare gleichen dem frisch gefallenen Schnee, kaum vermag er sich auf seinen abgemagerten Beinen zu halten; sein Antlitz ist das eines schönen Greises; aber seine Stimme erlischt, seine Kräfte verlassen ihn, seine Glieder lösen sich auf, er steht am Raude des Grabes.

Im Jahr 1780 weissagte er die französische Revolution mit folgenden Worten, für deren Authenticität die Bewohner des Landes sich verbürgen:

Der Dinge Stand wird großer Wechsel treffen,
Du wirst des Sklaven-Volkes Fessel brechen;

Und, König, du geboren in der großen Stadt,
Wirst deines leichten Glaubens Opfer sterben.

Dann verharrte er 12 Jahre ohne Prophezeihung, im Jahr 1793 aber kündigte er Napoleons Erscheinung mit folgenden Worten an:

Sie werden — Drei sich um die Herrschaft streiten;
Ein einziger von Dreien wird der Oberherr,
Zweimal erniedrigt und zweimal erhöhet.

Im Jahr 1812 weissagte er die Unglücksfälle von 1814, den Einfall der Engländer auf das französische Gebiet, die Gefechte bei Paris und was noch seltsamer erscheint, daß Toulouse verschont bleiben würde.

Der Feinde Heer in Roth und Weiß — — —
Ein Kampfgewühl rings um die Königsstadt,
Blut zahlt den schweren Preis, Toulouse ist frei.

Nun blieb er wieder 15 Jahre stumm. Da er seine Wohnung selten verließ, so hielten ihn die Bewohner seines Orts für todt, als er plötzlich im Jahr 1828 die Revolution von 1830 mit dem Ausruf verkündigte:

Frankreich, Frankreich, nach des Gebärens Schmerzen
Wirst du in kurzer Frist entbunden seyn.
Doch die Geburt ist eine Jähgeburt;
Bald wandelt deine Freude sich in Trauer.
Auch Spanien wird dir nach das Gleiche wagen,
Mit Blut befleckend seiner Fluren Pracht.

Die zwei letzten Verse müssen in der That Erstaunen erregen, und zwar um so mehr, als nachgewiesen ist, daß sie keineswegs nach Erfüllung der Ereignisse gemacht worden sind. Hier nun sein letztes Wort über die Zukunft. Bug betrachtet das Jahr 1842 als dasjenige, in welchem eine allgemeine Umwandlung vor sich gehen müsse.

Europas wildes Feuer wird entbrennen,
Der Könige, der Völker Krieg beginnen,
Der Britten Reich wird in dem Kampf vergeh'n,
Und du, die stolze, machtbegabte Stadt,
Wirst zu des Dorfes Niedrigkeit versinken,
Die weiße Mütz', die schwarze soll verschwinden,
Mord, Tyrannei . . . Dann Sieg dem Volk und Friede!

In den zwei ersten Versen findet man einen europäischen Krieg klar geweissagt, in dem folgenden die Zerstörung Großbritaniens; der vierte und fünfte beziehen sich besonders auf Paris, das nach des Propheten Worten in einen kleinen Flecken verwandelt werden soll. Der sechste Vers bezieht sich auf die Priester und Advokaten, welche im Jahr 1842 verschwinden müssen, und der letzte stellt uns, nachdem er von Mördern und Tyrannen gesprochen, einen wohlthätigen Frieden in Aussicht.

7.

Deutscher Postillon Nr. 154 und 155. 1840.

Das Journal de Francfort vom 19. August 1840. Nr. 229. meldet unter Paris vom 15. Aout:

„Un prophète de haute stature parcourt la banlieue de Paris, en criant sous la barbe et sous ses haillons, avec une voix de **Stentor**: „Malheur à nous, malheur à la France, le sang va couler dans son sein, ses enfans, vont s'entretuer, au lieu de combattre leurs ennemis!“

Ce formidable précourseur s'apelle Simon; il édifit les campagnes et se fait adorer par les paysans!

(Ein Prophet von hohem Wuchse durchläuft das Weichbild von Paris und ruft unter seinem Bart und seinen Lumpen mit der Stimme eines Stentors aus: „Wehe über uns! Wehe über Frankreich! Blut wird aus seinem Busen fließen, seine Kinder tödten sich selbst, statt ihre Feinde zu schlagen!“

Dieser furchtbare Vorläufer nennt sich Simon. Er erbaut die Landbewohner und läßt sich durch die Bauern anbeten.)

Wir wollen den Franzosen nichts Böses wünschen, vielmehr ihr wahres Wohlergehen unter Erhaltung des allgemeinen Friedens. Es ist aber immer wichtig, eine solche Prophezeihung — vorausgesetzt, daß sie wahr ist — vor der Zeit aufzubewahren, mag sie in Erfüllung gehen oder nicht.

Der Seher Kunz von Eichstetten.

In dem ersten Bande des Magikons S. 277 ist unter Aufschrift: „Einige Prophezeihungen der ältern Zeit“ von dem Propheten Kunz die Rede, welcher in den 1740r Jahren in dem badischen Dorfe Eichstetten lebte und werden dort seine politischen Prophezeihungen angeführt. Es ist auch dort gesagt, daß der Geh. Hofrath Enderlin zu Karlsruhe im Jahre 1783 einen Aufsatz über sein Leben und seine Prophezeihungen verfaßte, der im Manuscript herumlief, bis ihn Hr. Friedr. Giehne im vorigen Jahre in den Blättern für literarische Unterhaltung abdrucken ließ. Eine Abschrift dieses Aufsatzes, die schon vor mehr als zwanzig Jahren gemacht wurde, kam uns kürzlich auch zu, und wir entnehmen aus derselben noch Einiges, was besonders auch das Privatleben dieses nicht unmerkwürdigen Sehers betrifft.

„Der Seher hieß Kunz und war von Geburt ein Schweizer. Wer seine Eltern waren, erfuhr man nicht; da er aber besonders in der Heraldik (Wappenkunde) sehr stark war, und er mit Wappen rechnete, wie mit Zahlen, oder wie ein der Algebra Kundiger mit Buchstaben und dann immer eine Prophezeihung herausbrachte, so vermuthete man, seine Eltern seien wohl von einem nicht ganz geringen Stande gewesen. Er hatte eine Frau, Namens Grete und eine verheirathete Tochter im Ort. Seine Handlung war en detail mit Schwefelhölzchen, Ellenwaaren, Tabak, Brantwein. Er hatte die Gabe, immer vorher zu wissen, wenn jemand

starb, sogar von Abwesenden, wovon er viele Proben gab, aber alle freiwillig. So bald man deßwegen in ihn drang, sagte er: „Die Zukunst voraus zu wissen, ist den meisten Menschen schädlich.“ Einst saß er an einem Sonntag Vormittags, als man aus der Kirche ging, auf einer Bank vor seinem Hause an der Sonne; auf einmal rief er: „Greth, chom, schau uße!“ — Frau: „Was witt?“ — Er: „Siehst nitt, Lütt? Siehst nitt die Mäntle chö, das sind ja Grichtslütt. Siehst Du nitt, daß Einem der Tod zu den Augen auße luegt?“ — Die ganze Gemeinde lachte ihn aus, aber noch am nämlichen Abend starb einer der Gerichtsleute am Schlag. — Ein andermal mußte er in der Frohnd einen pressanten Bericht nach Emendingen tragen; im Rückwege kehrte er in Thenningen, im Wirthshaus des Försters Einberger, der schon alt, aber noch rasch war, ein und ließ sich einen Schoppen Wein geben. Indem er sich damit labte, fing der Förster an, zu bramarbasiren: man wolle ihn scheren, aber er leide es nicht, lieber gehe er zum Hrn. Markgrafen und beschwere sich. Kunz trank sein Glas aus, zahlte und sagte im Weggehen: „Herr Förster, wenn Ihr noch den Markgrafen sprechen wollt, so habt Ihr kaum noch acht Tage Zeit.“ Einberger kannte seinen Mann und erschrack, legte sich besorgt zu Bette und wäre bald vor Angst gestorben, bis kaum nach acht Tageu die Post ankam: der Hr. Markgraf sey schnell gestorben, und nun wußte Einberger, wie er es nehmen sollte, und war noch lange gesund. Im kalten Winter 1740 kam Kunz zu meiner Mutter, um ihr Einiges von seinem Kram zu verkaufen. Unter Anderem fragte er sie in meiner Gegenwart (dessen ich mich noch wohl erinnere): „Was steht Neues in der Zeitung?“ „Nichts, antwortete sie, als daß Kaiser Karl VI. unpäßlich sey, aber man lacht darüber, indem man sagt, die Zeitungen hätten gleich großen Lärm, wenn einem großen Herrn nur der Kopf wehe thue.“

„Ich sag's und der Mann sait's! Dießmal ist es Ernst, der Kaiser hat kaum noch acht Tage Zeit, zu leben, und müssen diesen Winter noch zwei Kronen leer werden. In einem Lande

wird's ruhig zugehen, im andern aber nicht." Meine Mutter notirte mit Kreide, und richtig war den achten Tag der Sterbtag Kaiser Karl VI. Die Kaiserin von Rußland und der König von Preußen folgten ihm.

Sogar sagte er seinen eigenen Sterbetag voraus und bezeichnete sein Grab mit dem Stock, woran er ging, welches um so schwerer war, weil in Eichstetten die Todten nicht familienweis begraben werden, sondern der Reihe nach, wie sie starben, Sarg an Sarg, weßwegen er zwei Jahre lang belacht wurde.

Acht Tage vor seinem Sterbtage ging er zum Pfarrer Gebhard und ersuchte ihn um öftern Besuch und Zuspruch. Gebhard lachte ihn aus, indem er sagte: „Er müsse noch lange warten, oder er komme nicht auf den bezeichneten Platz, denn es fehlen noch viele Leichen bis dahin." Kunz sagte: „Gott ist Alles möglich!" — Binnen acht Tagen gab es auch so viele Leichen, daß die Reihe bis an den bezeichneten Platz wirklich voll war. Weil aber trotz allem neugierigen Forschen Kunz gesund blieb, so ging der Pfarrer Gebhard gegen Abend zu ihm, mehr aus Neugierde, oder um ihm den Text zu lesen über seinen Aberglauben, als Zuspruchs halber. Kunz beharrte und verlangte Zuspruch, klagte hinter dem Ofen blos über kalte Füße. Um halb 8 Uhr ging der Pfarrer weg, um halb 10 Uhr wollte man Kunzen in Gegenwart einer Menge von Neugierigen in's Bett führen, er war aber todt uud erhielt den bezeichneten Platz.

Kunzens Nachbar war ein Schulmeister; dieser wurde gefährlich krank, man hörte ihn nicht mehr athmen und er ward kalt. Die anwesenden Bauern riefen Kunzen, nach dem Dorfgebrauche seinen todten Nachbar anziehen zu helfen. Kunz fragte dagegen, noch ehe er den Schulmeister gesehen hatte: „Wer ist denn todt?" — Die Bauern: „Der alte Schulmeister." — Kunz mit Kopfschütteln: „Der ist nicht todt." — Die Bauern: „Wir kommen ja von ihm, er ist

so steif, wie Holz." — Kunz: „Er kann unmöglich gestorben seyn." — Bauern: „Ihr werdet es doch nicht besser wissen wollen!" — Kunz: „Ich sag's und der Mann sait's, der Schulmeister kann und darf nicht sterben, bis er mir zu Grabe gesungen hat." Hierüber wurden die Bauern ungeduldig und gingen unter Zanken und Schelten fort. Als den andern Tag der Schreiner dem Schulmeister den Sarg bringen wollte, gab er Lebenszeichen von sich, wurde zu Bette gebracht, gehörig verpflegt und wieder ganz gesund. Als nach einigen Jahren Kunz starb, sang ihm der Schulmeister wirklich noch zu Grabe und lebte noch einige Jahre nachher.

Die politischen Prophezeihungen von Kunz waren nicht minder merkwürdig. (Wir berühren sie hier nicht, da sie schon im vorigen Hefte angeführt sind.)

Bücher traf man bei Kunzen keine an, außer Bibel und Kalender, obwohl er im Schreiben ein erfahrner Mann war, denn er führte seine Handlungsbücher; dagegen hatte er viel mit der Heraldik zu schaffen, überkreidelte ganze Tische, und das so unverständlich, daß man davonlaufen und lachen mußte, z. E. da ist das rothe Feld, das das blaue, das weiß, da hier kommt der schwarze Löwe, dort der rothe, da der goldene Adler, da der weiße, da der Schimmel, und nun bestimmte er den Marsch durch alle Felder die Kreuz und Quer, dann setzte er auf einmal die Kreide hin und rief: „O! da werden sie einander tellern und das rechtschaffen."

Woher Kunz seine Einsichten erhalten, das erfuhr Niemand. Nach Art der Bauern waren die meisten Stimmen dafür: er hole sie in heiligen Nächten auf dem Kreuzwege. Wirklich bestellte man einmal zwei Wächter, auf ihn Acht zu haben, besonders an den Festtägen. An einem solchen Abend traf es sich, daß Kunz an seinem Stecken vor Schlafenszeit auf seinen an dem Haus liegenden Weinberg, Mühlenberg genannt, wandelte; die Wache folgte ihm von Ferne, ohne ihn aus dem Gesichte zu lassen. Er stieg fort, bis er auf einen freien Platz kam. Hier setzte er sich nieder, lehnte sich an

seinen Stab und sah sich fleißig um. Auf einmal legte er Stab und Hut bei Seite, fiel betend mit gefalteten Händen auf die Knie. Zugleich wurden die Wächter mit Angst und Furcht befallen und machten den andern Tag eine so fürchterliche Beschreibung von ihrem Abenteuer, daß kein Mensch mehr Kunzen auf seinen Gängen zu belauern sich getraute.

Da er seine Aeußerungen immer damit bekräftigte, daß er sagte: „Ich sage es und der Mann sagt es“ (I sag's und der Mann sait's), so muß man auf die Vermuthung gerathen, er habe unter dem „Mann“ einen Dämon verstanden, mit dem er in innerer Verbindung gewesen, der ihm in Gestalt eines Mannes erschienen und ihm diese Voraussagungen mitgetheilt habe.

Auch das uns vorliegende Manuscript, Abschrift des ältern, ist unterzeichnet: „Enderlen. Den 20. Mai 1783.“

Merkwürdige Träume.

1.

Merkwürdiger Traum von einem Schatz. (Geschlechtsbuch der Nürnberger Patrizier, vom Jahre 1600, Manuscript.)

Demnach kein Zweifel ist, daß vor vielen vergangenen Jahren die alten Burger der Stadt Nürnberg durch die Römischen Kaiser, die vor Alters viel zu Nürnberg zu seyn pflegten, zu hohen Würden und Diensten gekommen und hernach ihrem Vaterlande und gemeiner Stadt durch Kirchenbauen, Kloster- und Almosen-Stiften viel Gutes gethan: so ist auch das Geschlecht der Großen, so die Hainzen, auch Großhainzen und Reichhainzen genannt worden und vor langer Zeit in der Stadt, auch außerhalb um's Gebirg herum gewohnt, durch ihre Dienste, die sie Heinrich VI. geleistet, da sie ihn mit zehn Pferden nach Donauwörth belaiten halfen, zu einem Geschlechte der Stadt Nürnberg erhöht worden; solches Geschlecht ist in der Stadt mit ansehnlichem Vermögen und ehrbarem Wandel geehrt, auch vor alten Zeiten von den Burgern des Raths zum Rath erwählt und vornehme Aemter der Stadt mit ihm besetzt worden.

Von diesen Hainzen war einer Namens Conrad, der um die Zeit Christi 1320 lebte, der hatte seine Wohnung vor der Stadt. Diesen Conrad nun hat Gott sonderbarlich begnadet und mit Reichthum begabt. Denn als er eines Tags in seinem Garten gearbeitet, von der Sonnenhitze ermattet

war und zu ruhen begehrte, da legte er sich unter einen dicken Lindenbaum auf einem Berglein in selbigem Garten ein wenig zu schlafen in den Schatten nieder.

Als er nun sanft entschlief, da träumte ihm, wie er in seinem Garten einen großen Schatz finde, doch nichts bei der Hand habe, womit er graben und ihn herausheben könne. Auf daß er aber den Ort nicht verliere, gedenkt er denselben mit etwas zu zeichnen, steht im Schlaf auf und nimmt von der Linde, worunter er gelegen, eine Handvoll Blätter, streut sie auf den Fleck, wovon ihm geträumt, geht zurück und legt sich wieder auf seinen vorigen Ort nieder.

Wie er nach geraumer Zeit von selbst erwacht, steht er auf und geht, sich wiederum zu erlustigen, in seinem Garten spazieren, und kommt im Herumgehen an den Fleck, davon er geträumt, daß der Schatz vergraben sey, er erinnert sich des Traums und bedenkt bei sich selbst, ob es wirklich nur ein Traum gewesen, oder wie es zugehen möchte, daß er gerade die Blätter da findet. Wie er in solchen Gedanken ist, kommen die Seinen zu ihm und er erzählt ihnen den Traum. Endlich denkt er, wer weiß, wem Gott etwas beschert, daß ich's finden soll, und beschließt, wenn da was vergraben wäre, es armen Leuten zu schenken.

So fängt er halt im Namen des Herrn mit den Seinen zu graben an, und es erzeigt sich im Erdreich alsobald sein Traum und er findet in seinem Garten einen überaus großen Schatz von Silber und Gold, den er herausnimmt und mit großer Freude den Seinen zeigt, was ihm und den Armen Gott der Herr beschert hat.

Nachdem nun dieser Conrad Hainz mit einem so großen Gut und Reichthum von Gott begnadet worden, wollte er sein Gelübde und Verheißung, den Armen es mitzutheilen, halten, nicht sich allein es nehmen, sondern austheilen, Gott dem Herrn zu Ehren und sich zu einem ewigen Namen. Er hielt deßhalb mit seinen guten Freunden Rath und zeigte ihnen sein Vorhaben an, wie er Willens wäre, für die armen

Kranken — er selber war mit einer langwierigen Krankheit behaftet gewesen — ein Spital zu bauen, darin man derselben gut pflegen und warten müßte. Er hat derowegen einen ehrbaren Mann, mit den Bürgern des Raths dahin zu handeln, daß ihm solches vergönnt und dazu Hilfe geleistet werde; dieses wurde ihm auch alsbald zugesagt und der Rath versprach ihm durch ein Schreiben, ihm mit aller Hilfe zu einem solchen Bau behilflich zu seyn.

Also kauft er darauf das Jungfrauklösterlein, zum Himmelsthron genannt, an dem Wasser, gab dem Rath oder Kloster dafür eine namhafte Summe Geldes, ließ dasselbe zu seinem Vorhaben ausräumen und fing an, mit Hülfe eines ehrbaren Raths den Armen ein Spital an demselben Orte einzurichten, stiftet dazu auch ein reich Einkommen und zwölf Chorschüler, die dort täglich Tagmeß singen mußten. Dieses Gebäu wurde im Jahre 1341 vollbracht und darüber vom St. Agathentag, den 5. Februar, die Brief aufgerichtet.

Da nun dieser Conrad Hainz solch großes Werk gethan und hinausgeführt, wurde er fortan der Große genannt, da von ihm ein großes, vornehmes Werk den Anfang genommen. Die Blätter aber, so er zum Zeichen auf den Ort des Schatzes gelegt und deren 23 waren, sammt dem Berglein, darauf er geschlafen hatte, führte er zu seinem ewigen Gedächtniß als Wappen und brachte solches durch Bestätigung des Kaisers Ludwig auf seine Erben und ganzes Geschlecht.

2.

Als einst Philipp Melanchthon und Dr. Justus Jonas beisammen waren, bekam Melanchthon ein Schreiben, in dem berichtet wurde: daß die älteste Tochter des Dr. Jonas gestorben sey, was er aber dem Freunde, ihn nicht zu erschrecken, nicht sogleich verkünden solle. Nach gehaltener Mahlzeit, da sie mit einander fröhlich waren, fragte ihn Melanchthon: mein Doctor! was habt ihr in vergangener

Nacht vor einen Traum gehabt? Er antwortete: Ich will es Euch frei heraus sagen:

„Es kam mir ein Traum vor, als wär' ich wieder nach Hause zu meinen Kindern gekommen, welche mir sämmtlich die Hand gaben, außer meine älteste Tochter, welche nirgends zu sehen war. Da sprach Melanchton: „Euer Traum ist wahr, Herr Doctor! Eure Tochter wird Euch an keinem Orte, als im zukünftigen ewigen Leben empfangen, weil sie gestorben ist."

3.

Herr S. zu Frankfurt erzählt: Viele Jahre vor dem Ende meiner Frau, zu einer Zeit, wo sie noch der blühendsten Gesundheit genoß, träumte es ihr, sie läge, über den ganzen Körper bis zur Unkenntlichkeit aufgeschwollen, auf einem Ruhebette; plötzlich habe sich diese körperliche Masse wie von ihrem eigentlichen Ich geschieden und sei von ihrem Lager auf den Fußboden hinabgerollt. Zugleich habe sie ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl durchdrungen, das sie nur etwa mit demjenigen eines neugebornen Kindes zu vergleichen wüßte. — Im Spätjahr 1830 ging dieser Traum buchstäblich in Erfüllung: sie bekam, in Folge einer schweren, ihre Kräfte völlig erschöpfenden Niederkunft die Wassersucht und starb in einem Zustande, wie er ihr lange zuvor, und zwar nach ihrer eigenen lebendigen Rückerinnerung, angedeutet worden war, auf einem Ruhebette mit völligem Bewußtsein und in glaubensfreudiger Hoffnung auf ein besseres Leben.

4.

In den souvenirs et mémoires de Madame la comtesse Merlin publiés par elle-même. Tome Premiere (Bruxelles 1837) heißt es S. 130:

„Eines Morgens stand ich sehr traurig auf.* Ein

* Die Verfasserin befand sich mit ihrer Mutter in Madrid.

entsetzlicher Alp hatte mich die ganze Nacht verfolgt. Mamita, * den angebeteten Engel, hatte ich sterbend gesehen auf dem Schmerzensbette .... Sie war von ihren Kindern umringt; eine Menge Neger füllten Treppen und Gänge. Ich sah weiß und schwarz gekleidete Priester am Fuße des Lagers, Kerzen in der Hand, welche das sanfte und zarte Gesicht der Sterbenden beleuchteten, — es war weiß, wie das Tuch, das sie bedeckte, und bereits entstellt durch das Nahen des Todes ... Ihre schönen, getrübten Augen irrten im ganzen Zimmer umher, schienen auf jedem Gesichte ruhen zu wollen, um es zu erkennen ... Eine Unruhe, ein Sehnen kämpfte noch in ihrer Seele gegen den Tod — und ich weckte es ... Es that ihr leid, mich nicht zum letzten Male in der Ihren Mitte zu sehen ... sie rief meinen Namen: „Mercédès? ... Wo ist Mercédès? ...“ Ich erwachte an meinem Bette auf den Marmorplatten, wohin ich im Schlafe fiel ... Ich war kalt und in Thränen gebadet.

Als ich zu meiner Mutter kam, fand sie mich verändert. Ich erzählte ihr den furchtbaren Traum. Sie suchte den Eindruck, welchen jener zurückließ, zu mildern, aber ich blieb immer traurig.

Einige Tage darauf erhielten wir Briefe aus der Havannah; unsere ganze Familie befand sich wohl. — „Siehst Du, Mercédès,“ sagte meine Mutter, „Du bist nicht klug an Träume und Vorhersagungen zu glauben; das ist eine Schwäche, Kind, die Dir viel Nachtheil bringen kann.“

„Es ist wahr, Mama; aber meine Einbildungskraft ist krank, ich fühle es ... Sie sehen, diese Nachrichten sollten mich beruhigen ... und doch fürchte ich immer ... betrachten Sie den Brief; er ist zwei Monate alt; wer weiß, was seitdem geschah! ...“

„Geh, keine Kinderei! komm, lese den Brief noch einmal, mache Musik; gib Dir Mühe, nicht mehr daran zu denken.“

* Die Ur-Großmutter der Verfasserin, die in der Havannah lebte und ihre Enkelin dort erzogen hatte.

Und indem sie mich mit den Augen ansah, die so sanft waren, wenn sie dieselben halb umschleierte, lächelte sie und schlug mich leicht auf die Wange.

Einen Monat darauf erhielten wir wieder Nachrichten aus der Havannah .... Mamita war gestorben! den nämlichen Tag gestorben, wo ich es träumte! —"

5.

Der vortreffliche Dichter und liebenswürdige Mensch, Prof. Gustav Schwab, machte im vorigen Jahre eine Rhein- und Mosel-Reise, auf die er bis nach Heidelberg seinen jüngsten Sohn, der sich ganz wohl befand, zu Verwandten mit nahm, und als er weiter reiste, bei denselben zurückließ.

Als er nach mehreren Tagen über Frankfurt zurückkehrte und nächtlich im Eilwagen saß, träumte ihm, er habe seine Brieftasche vor sich und sehe auf einem ihrer Blätter stehen:

†

. Schwab.

Den 14. October.

Als er erwachte, war noch der beängstigende Traum ganz vor seinen Augen, und als er nach Heidelberg kam, fand er seinen Sohn sehr bedenklich am Nervenfieber erkrankt, bei welchem auch gerade an jenem bezeichneten Tage Zeichen tödtlicher Krise eintraten und sein Todeskampf begann, worauf dann auch bald sein Hinscheiden erfolgte.

6.

Die Geschichte von Frau Grisel Oldbuck ist zum Theil einer wirklichen Begebenheit entlehnt, die sich vor ungefähr siebenzig Jahren in dem südlichen Schottland ereignete und allen ihren Umständen nach hier wohl eine Erwähnung verdient.

Mr. R—d von Bowlard, ein Gutsbesitzer im Galathale, hatte einen Prozeß wegen einer bedeutenden Summe, die aus den Rückständen des Zehnten erwachsen war, auf den eine adeliche Familie Anspruch erhob. Mr. R—d stand in der festen Meinung, daß sein Vater die gesetzpflichtigen Ländereien von dem Inhaber des Zehnten unter einer dem schottischen Recht eigenthümlichen Form erkauft habe, welche jene Ansprüche aufhebt; aber vergebens durchsuchte er alle Papiere seines Vaters, so wie die öffentlichen Acten, es war ihm unmöglich, die Documente aufzufinden, welche den Beweis für seine Meinung enthielten. Der Zeitpunkt kam jetzt heran, wo er den Verlust seines Prozesses unvermeidlich voraussah, und er hatte schon den Beschluß gefaßt, des andern Tages nach Edinburg zu reisen und einen Vergleich zu treffen, so gut er konnte. Mit diesem Entschluß ging er, alle Umstände seines Rechtshandels lebhaft vor Augen, zu Bett und hatte folgenden Traum. Sein Vater, der viele Jahre todt war, erschien ihm und fragte ihn, wodurch sein Geist beunruhigt werde. Im Traume haben solche Erscheinungen nichts Befremdendes. Mr. R—d unterrichtete seinen Vater von der Ursache seiner Besorgniß und fügte hinzu, daß es ihm um so drückender sey, eine so bedeutende Summe zu verlieren, da er die festeste Ueberzeugung hege, daß er sie nicht schulde, obwohl er umsonst Beweismittel gesucht habe, die er vor Gericht geltend machen könne. „Du hast Recht, mein Sohn," antwortete der väterliche Schatten, „ich erwarb das Recht auf diesen Zehnten, zu dessen Zahlung man dich jetzt zwingen will. Die Papiere, die sich auf diesen Fall beziehen, sind in den Händen des Mr. —, eines Schreibers, der sich jetzt von den Geschäften zurückgezogen hat und zu Invereſk bei Edinburg lebt. Dieser Mann wurde, obschon ich sonst keine Geschäfte mit ihm hatte, aus besonderen Gründen gerade in diesem Falle von mir gebraucht. Es ist sehr möglich, fuhr die Erscheinung fort, „daß Mr. — eine Sache, die so lange her ist, gegenwärtig selbst vergessen hat; aber Du kannst sie ihm dadurch in das

Gedächtniß zurückrufen, daß Du ihn daran erinnerst, daß wir Schwierigkeiten fanden, ein portugiesisches Goldstück zu wechseln, und daher genöthigt waren, das Aufgeld in einem Wirthshause mit einander zu vertrinken." — Mr. R—d erwachte des Morgens, alle Worte der Erscheinung treu in seinem Gedächtnisse, und hielt es der Mühe werth, statt gerade nach Edinburg zu gehen, den Umweg über Inveresk zu machen. Als er dort anlangte, besuchte er den Herrn, auf welchen der Traum sich bezog, einen sehr bejahrten Mann, und fragte ihn, ohne seiner nächtlichen Erscheinung im Geringsten zu erwähnen, ob er sich nicht erinnere, für seinen Vater dieses und dieses Geschäft geführt zu haben. Der alte Herr konnte sich Anfangs nicht gleich entsinnen, bei der Erwähnung des portugiesischen Goldstückes kehrte ihm aber das Ganze in das Gedächtniß zurück, er suchte sogleich nach den Papieren und fand sie; und Mr. R—d brachte die Documente, durch welche er einen Prozeß gewinnen mußte, den er schon verloren glaubte, nach Edinburg mit. Der Verfasser hat diesen Vorfall oft von Personen erzählen hören, welche die beste Gelegenheit hatten, genau von den Thatsachen unterrichtet zu seyn, die nicht leicht hintergangen werden konnten, und unfähig waren, selbst zu hintergehen; er kann daher nicht umhin, demselben vollen Glauben zu schenken, so sonderbar auch die damit verbundenen Umstände seyn mögen.

The Waverlei Novels (Antiquari) New Edition. Lond. 1829. 8.

7.

Nachstehender Traum ist aus dem „Asiatic Annual Register for. 1800" gezogen.

Am 7ten des Monats Jafra, des Jahres Schadab 1217 von der Geburt Mohameds, (übereinkommend mit August 1790) hatte Tippu Sultan, auch Tippu-Sahib genannt, folgenden Traum, den er selbst schriftlich erzählt:

„Als ich zu Sulamabad mein Lager hielt, und ehe ich

die Befestigungen des Ram-Nayen angriff, flehte ich nach dem Abendgebet noch auf folgende Weise zu Gott: — „O Gott, die verdammten Ungläubigen der Hügel verbieten das Fasten und das Gebet (das die Muselmänner zu bestimmten Zeiten des Tages verrichten), bekehre sie auf einmal zum Glauben, daß die Religion deines Propheten Stärke erlangen möge! —" In der Nacht und gegen den Morgen hatte ich einen Traum. — Mich dünkte, daß die Armee des Ahmady-Sircar, nachdem sie die Wälder und Pässe durchzogen hatte, sich hier lagere. Auf der Landstraße, und nahe beim Lagerplatz, sah ich eine Kuh mit ihrem Kalb, die einem großen gestreiften Tiger gleichsah; ihr Gesicht, ihre Zähne u. s. w. waren ganz die eines Tigers; ihre Vorderfüße waren die einer Kuh; die Hinterfüße fehlten ihr; mit ihren Vorderfüßen bewegte sie sich etwas, übrigens war sie sehr verderblich. Nachdem ich sie wohl beobachtet hatte, begab ich mich in's Lager und befahl verschiedenen Personen sich zu rüsten und mit mir zu kommen, indem ich diese Kuh in Tigergestalt mit ihrem Kalb mit meiner eigenen Hand in Stücke hauen wolle. Nachdem ich meinen Privat-Marstall besichtigt hatte, gab ich Ordre, daß mir geschwind zwei Schimmel gebracht und gesattelt werden sollten. In diesem Augenblick erschien der Morgen und ich erwachte.

Die Auslegung dieses Traums kam mir alsbald in den Sinn, folgendermaßen: Daß die Christen auf den Hügeln (die Engländer) die den Kühen mit ihren Kälbern gleichen (NB. den Plural statt des Singulars im Traum) das Aussehen der Tiger haben; und so wird durch die Gunst Gottes und durch die Fürsprache und Hülfe des heiligen Gesandten (Mohamed) der vorerwähnte Ort mit Leichtigkeit erstürmt werden, und alle die irreligiösen Christen werden geschlagen werden. Die geringe Bewegung der Vorderfüße bedeutet dieß: daß sie einige geringe Versuche zum Widerstand machen werden. Und daß die Hinterfüße fehlten, zeigt an: daß ihnen Niemand Beistand verleihen wird, und daß kein Muselmann von ihren

Händen irgend eine Verletzung erhalten werde. Durch die Hülfe Gottes geschehe es also."

So weit die eigene Erzählung und Auslegung des Tippu Sultan, wie sie das Asiatic Ann. Reg. ohne weitere Bemerkung gibt.

Der Ausgang in diesen und folgenden Jahren zeigte jedoch, daß sich Tippu mit seiner wohlgefälligen Auslegung nicht wenig getäuscht habe; denn, als er den 13. und 14. Sept. dieses Jahres die Engländer bei Sittamungalum angriff, wurde er mit sehr großem Verlust zurückgeschlagen. Im folgenden Jahre 1791 wurde, im Angesicht von Tippu's Armee, Bangalore von den Engländern mit Sturm eingenommen (den 21. März). — Den 6. Febr. 1792 wurde Tippu's befestigtes Lager bei Seringapatam von der englischen Armee erstürmt, und er selbst den 8. März zum Frieden genöthigt. Bei nachher wieder ausgebrochenem Kriege wurde endlich auch Seringapatam erstürmt und von der englischen Armee eingenommen, er selbst aber (Tippu) beim Angriff getödtet.

Dieß geschah den 4. Mai 1799. — In dieser kurzen Uebersicht der Geschichte liegt eine bessere Auslegung jenes wirklich prophetischen Traumes. Nach allem Anschein hat also der (von Schubert in seiner Symbolik des Traumes sogenannte) versteckte Poet des Tippu, ihm hiemit das Bild seiner eigenen Gemüthsbeschaffenheit zum Bewußtseyn bringen, und ihm zeigen wollen, daß mit all seinem kriegerisch-wilden und daneben, wie aus seinem Gebet zu schließen, doch frommen und für's allgemeine Beste sorgenden Aussehen, ihm gleichwohl das nachhaltige Element (die Hinterfüße) fehle. Merkwürdig ist noch hiebei, daß Tippu Sultan den Tiger im Wappen und auf den Fahnen führte.

Ueberhaupt muß man die wichtigern und eindrücklichern Träume von der durchaus selbst gemachten Auslegung genau zu unterscheiden wissen. In letzterer irren wir, besonders wenn der Traum symbolischer Art ist, und auf uns selbst

Bezug hat, häufiger als man glaubt, und wenn der Erfolg unsere falsche Auslegung nicht bestätigt, so sind wir eher geneigt, den Traum selbst, als unsere Auslegung zu verwerfen. Aus dieser Quelle mag ein namhafter Theil der Verachtung von Träumen im Allgemeinen entspringen.

Wir finden in der Bibel deutliche Winke (in der Geschichte Josephs — Daniels rc.) daß die richtige Auslegung der Träume nicht Jedermanns Sache, — eine besondere Gabe ist, und einen aufgeschlossenen innern Sinn erfordert; doch ist es noch leichter, die Träume Anderer richtig auszulegen, als unsere eigene, und das kommt daher, weil uns die versteckte Eigenliebe sehr oft die geheime Ahnung unserer Träume verdeckt und unser inneres Auge benebelt, daher manchmal der versteckte Poet unser spotten und gerade das Gegentheil uns vor Augen stellen muß; während unser Auge weniger benebelt ist, wenn wir die Träume Anderer deuten sollen. — So verstanden z. B. die Brüder Josephs und Jacob sehr wohl den Sinn der Träume, die Joseph in seiner Jugend hatte, (1. Mos. 37, 5.—11.) hingegen deutete Eliphas (Hiob 4, 13.—21.) sein in der Nacht gehabtes Traumgesicht sehr übel, weil er dessen Sinn, der ihm übrigens nicht ganz verborgen war, — nicht auf sich selbst — den es doch vor allen Andern anging, sondern auf Andere (c. 5, 3.—7.) und nachher selbst auf Hiob anwendete. (c. 15, 12.—17.)

Wer demnach ein richtiger Ausleger seiner eigenen Träume werden will, muß in einem beständigen Verläugnungssinn seiner selbst stehen, es mit sich genau und scharf, mit Andern gelinder nehmen. — Nichts macht das innere Auge des Gemüthes schärfer, als die ernste Bewachung aller unserer Sinnen und Begierden, und weil diese öfters erst durch schweren Druck und vieles Leiden in uns bewirkt werden muß, so folgt von selbst, wie in dem Falle Josephs, daß solche Leidende in dieser Schule weiter kommen als Andere, und daß, wenn man erst seine eigene Träume, ohne Selbsterhebung, richtig hat

deuten lernen, man desto fähiger ist, auch die Träume Anderer ohne Haß und Spott und Schadenfreude, sondern mit wahrer Theilnahme und zugleich mit Beweisung einer wohlthätigen Schärfe an dem Gewissen Anderer auszulegen, wie Daniel (c. 4, 16.—24.).

Eine Exstasis und ein Traum.

Im Oktober 1840 meldete ein würdiger Mann in Kurhessen folgenden Vorfall.

Im vorigen Spätsommer trat ein hiesiger Bürger mit Frau und Kindern seine Auswanderungsreise nach Nord-Amerika an, nachdem er sein Häuschen verkauft hatte. Einige Zeit darauf ist die junge Frau des jetzigen Besitzers, aus deren eigenem Mund ich diese Erzählung habe, in der Wohnstube, in der Abenddämmerung beschäftigt, als plötzlich die Stubenthür weit geöffnet wird, und anstatt ihres Mannes, welcher draußen beschäftigt war, erblickt sie die Ehefrau des Ausgewanderten ganz deutlich, wie sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung hereinschreitet, auf sie langsam zukommt, sie mit betrübter Miene ansieht und — verschwindet. Merkwürdiger war die Wiederholung dieser Erscheinung an einem Morgen bald nachher. Die Frau sitzt an ihrem Spinnrad, ein brennendes Licht steht auf dem Tisch, und ihr Mann liegt noch zu Bette. Da wird plötzlich die Stubenthür weit geöffnet, es entsteht ein heftiger Luftzug, die Ehefrau des ausgewanderten frühern Besitzers tritt langsam und traurig herein, und während die erstaunte Spinnerin ihren schlafenden Ehemann wecken will, wird das Licht durch den ganz eigenthümlichen Luftzug ausgelöscht, die Erscheinung schreitet auf eine Kammerthür zu, welche sich öffnet, und man hört, wie dort der Deckel einen Kastens mit Geräusch aufgehoben und in der Kammer hart aufgetreten und gepoltert wird. Die Stubenthür fanden beide Eheleute weit geöffnet, aber in der Kammer war nichts zu bemerken. —

Diese Begebenheit schien mir auch darum bemerkenswerth, weil nach später eingegangenen Briefen gerade um die Zeit jener Erscheinung das Schiff, auf welchem sich die Auswanderer befanden, von einem heftigen Sturme mit dem Untergang bedroht war.

So weit der Bericht. Aus dessen Schlußsatz ist offenbar, daß hier ein ekstatischer Besuch, durch Angst und Sehnsucht nach der verlassenen Heimath bewirkt, vorgewaltet hat, und zwar zweimal. Sollte nicht dergleichen sogar öfter statt haben, ohne daß man es weiß, weil es an einem wahrnehmenden Sinne fehlt?

Im Jänner 1841 erzählt derselbe Correspondent nachstehenden seltsamen Traum eines Freundes.

Am 20. Dec. v. J. wurde der hiesige Bürger N., ein sonst rechtschaffener, keineswegs unglaubiger, aber durch häusliche Noth tiefgedrückter Mann von 60 Jahren, Abends gegen 9—10 Uhr auf dem Boden seines Hauses erhängt gefunden. In Beziehung auf diesen Selbstmord hatte mein Freund, der Justiz-Beamte N. in N. — für dessen volle Glaubwürdigkeit ich bürge — folgenden Traum.

Es träumt ihm in jener Nacht, er befinde sich in einer fremden Wohnung. In der Wand, über dem Boden des Zimmers, sieht er ein menschliches Angesicht, von dem eine innere Stimme ihm sagt, daß dieser Mensch eben im Sterben oder eben gestorben sey. Als er nach diesem Gesicht schärfer hingeblickt, habe ihm Jemand zugerufen, hier könne er einmal recht deutlich den Unterschied sehen, ob der Mensch suffocatorisch oder apoplektisch sterbe. Im Hinschauen habe es ihn eiskalt überlaufen, und es sey gewesen, als ob ein kalter Wind ihm von der Gegend des Gesichts in der Wand — die unterhalb des Gesichts offen gewesen — entgegenwehe. Als er nun den innern Schauer überwindend, kühn auf die Erscheinung habe losgehen und sie genauer betrachten wollen, sey der kalte Luftzug viel stärker geworden, und habe ihn auf sein Bette zurückgedrängt. Hierauf sey er mit einem Gefühl von eiskaltem Schauer erwacht.

Kaum erwacht, hört er seinen Hofhund bellen, und seine in demselben Zimmer schlafende Gattin ihm zurufen, er möge doch einmal sehen, ob etwa Jemand da sey. An das Fenster getreten, sieht er die Eilboten vor der Hausthüre stehen, welche ihm die Anzeige bringen, daß jener Mann sich erhängt habe, und ihn zur gerichtlichen Untersuchung der Sache abrufen. —

Der Correspondent sagt wohl mit Recht: „In Beziehung auf diesen Selbstmord;" denn daß in dem Traum eine Ahnung hievon gelegen, wird schwer zu bezweifeln seyn. Einsender erinnert sich, daß ihm vor langen Jahren einst früh vor dem Erwachen, aber nur dunkel, vom Rad und von Raben geträumt hat, und daß, wie er nachher gehört, um gleiche Stunde in der Stadt ein Mord begangen worden, dessen Thäter sich zwar, als man ihn greifen wollte, selbst entleibt, nach untersuchter Sache aber auf den Schindanger geschleift, und wo nicht den Tag über auf's Rad geflochten, doch als Missethäter dort verscharrt worden ist. Auch hier war zwischen Traum und Begebenheit ein unläugbarer Zusammenhang.

— y —

Taubstumme durch Magnetismus geheilt.

Oeffentliche Blätter bringen folgende Nachricht, datirt: Köln, 9. Febr. 1841:

„Im Allgemeinen und insbesondere in einer Stadt, wo, wie in der unsrigen, so sehr auf die Verbesserung des Looses der Taubstummen hingewirkt wird, kann die Nachricht nicht gleichgültig seyn, daß der Baron Potet in der Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris am 1. d. M. einen, von Geburt an, Taubstummen vorgestellt hat, der durch sein Heilverfahren sich wieder des Gehörs und der Sprache erfreut. Magnetismus ist sein Heilmittel, und durch seine Methode heilt er oft die Taubstummen in ganz kurzer Zeit; 18 Taubstumme hat er schon geheilt. Sein Verfahren ist ihm ganz eigenthümlich. Er hat die Akademie aufgefordert, dasselbe zu untersuchen, und diese sieht die Sache ganz ernstlich an; denn sie hat zu einer solchen Untersuchung eine besondre Commission ernannt. Auf ihren Ausspruch ist man sehr gespannt.“ —

Vor nicht langer Zeit haben wir gelesen, die Pariser Akademie habe ausgesprochen, daß es mit dem Magnetismus nichts sey (s. Blätter a. Prev. 12. Samml. S. 205). Es steht nun zu hoffen, daß sie sich selbst reformiren werde. Sie mag aber sprechen wie sie will, so wird sie das Wesen und die wunderbare Kraft des Magnetismus nicht zu zernichten vermögen, durch den wenigstens Stummheit schon geheilt worden ist (s. Bl. a. Prev. 12. Samml. S. 30. Magikon 1. Band S. 158). Im Verfolg seiner Fortbildung wird er

auch angeborene Taubstummheit heben können; denn er ist ein vorläufiges Surrogat jener Wunderheilungen, deren Vermögen dem christlichen Glauben geschenkt ist, und in die er wieder hineinwachsen muß. Nur der Zweifel hält diesen Wachsthum auf. Was sind wir doch für matte Christen!

— y —

Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Vorausahnungen.

Am Tage, wo den liebenswürdigen Menschen und vortrefflichen Dichter Franz Freiherrn Gaudy in Berlin der Schlag traf, arbeitete er an einem Gedichte, „Der Geizhals von Meriko."

Plötzlich überspringend zum Schlusse, schrieb er folgende prophetische Verse nieder:

„Da trat mit fäll'gem Wechsel in der Hand,
Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt."

Es waren die letzten Worte, die Franz Gaudy's Feder geschrieben.

Auch eine andere fatalistische Merkwürdigkeit wird erwähnt. Am Tage seines Todes schreibt seine auswärtige Schwester einen Brief an ihn, den er nicht mehr erhielt und die Oblate, die sie zufällig greift, ist ein Todtenkopf mit der Devise: „j'étais, je suis, je serai!"

— Im vorigen Jahre, erzählt das „Atheneäum", begab sich in Rom eine Gesellschaft Litteraten und Künstler nach ihrer gewöhnlichen Restauration, welche der Koch eines verstorbenen Kardinals in dessen Palaste etablirt hatte, fand sie aber geschlossen. Da vereinigten sie sich, jene Restauration aufzusucheu, in welcher sie vor einem Jahre mit dem damals anwesenden

Dichter Gaudy zusammen zu kommen pflegten, die osteria Claudia, wie sie sie nannten. Den ganzen Abend über wurde dort nur von Gaudy gesprochen, und einer der Anwesenden bemerkte, daß der Geist des Mannes, mit dem man sich so ausschließend beschäftige, unter ihnen gegenwärtig seyn müsse. Vierzehn Tage nach diesem Abend erfuhren die Freunde, aus der „allgemeinen Zeitung,“ daß an demselben Tage, wo sie des Abwesenden so lebhaft gedachten, Gaudy in Berlin gestorben war. Diese Erzählung verbürgt ein damals in Rom, jetzt in Berlin lebender Litterat.

Malters Weltkunde schreibt: „Eine irländische Dame von außerordentlicher Schönheit, kaum 22 Jahre alt, und zu einer eben so wohlhabenden als anständigen Familie gehörig, verließ mit ihrer Familie Paris, aber sehr ungern, um sich nach dem Süden Frankreichs zu begeben. Während der ganzen Reise sagte sie zu ihrer Kammerfrau: „Sie fühle, daß sie in Marseille sterben müsse.“ Je mehr man dem letztern sich näherte, um so unruhiger und besorgter wurde sie. Ihrer Versicherung nach beschlich sie eine tödtliche Kälte, welche sie verhinderte Hände und Füße zu bewegen, die, sagte sie, schon völlig abgestorben seyen. Man scherzte über ihre Aeußerungen und machte sich um so mehr lustig über ihre Furcht, als sie bei all dem der blühendsten Gesundheit sich zu erfreuen schien. Nach ihrer Ankunft in Marseille war sie weder durch Vorstellungen noch Bitten zu bewegen, ihr Zimmer zu verlassen. Sie legte sich zu Bette und betheuerte, sie sey sehr krank. Der Arzt betrachtete anfänglich ihr Uebel als eine Art von Wahnsinn. Aber schon nach einigen Tagen lag sie im hitzigen Fieber und starb, wie sie vorausgesagt. Bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens hatte sie ein so frisches und gesundes Aussehen, daß man ihrer traurigen Ahnung keinen Glauben beimessen konnte, und der Uebergang

von der blühendsten Gesundheit zum Tode war bei ihr gewissermaßen augenblicklich. Selbst als sie schon starr und steif war, bewahrte sie noch einige Zeit ihre Rosenwangen und die volle Grazie ihrer Züge. Man hätte sie für eingeschlummert halten mögen. Gewiß lag diesem Tode etwas Tieferes zu Grunde, als blose Einbildung — sie werde zu Marseille sterben, weil im südlichen Frankreich schon viele Seuchen gewesen!! —

Aus Posen. Eine in unserer Nähe vorgefallene Geschichte einer merkwürdigen Todesahnung macht hier Aufsehen. Eine zwar bejahrte, aber durchaus gesunde und rüstige Jüdin begab sich ganz kürzlich persönlich zu einem Gemeindevorsteher und lud ihn in ihre Wohnung, wo sie bereits mehrere Glaubensgenossen versammelt hatte. Sie eröffnete nun denselben, ihre Todesstunde sey gekommen, bestimmte, wie sie beerdigt seyn wolle, händigte dem Vorsteher ihr Geld und ihre Schlüssel zu ihren Schränken und Koffern ein und ernannte ihre Erben. Sodann legte sie sich auf ihr Bett, und nach kaum einer Stunde war sie wirklich verschieden. Die sorgfältigste ärztliche Untersuchung ergab, daß sie an einem Lungenschlage gestorben war.

Eine Erscheinung.

In dem Badeorte Rippoldsau erschoß sich vor mehreren Jahren in einem Anfalle von Schwermuth der württembergische Medicinalbeamte H. im Walde. Als Herr H. vermißt wurde, suchte man sechszehn Tage lang nach ihm, aber vergeblich. Der Badewirth hatte ein Mädchen von drei Jahren, das der Liebling des Herrn H. war. Dieses Kind spielte nach sechszehn Tagen, nachdem Herr H. sich erschossen hatte, bei der Mutter in einer Stube des zweiten

Stockes, deren Flügelthüren rückwärts in den Garten gingen, weil das Haus sich an einen Berg lehnt. Mitten im Spiele fuhr das Mädchen auf einmal auf und rief: „Herr H. ist im Garten, er sieht eben zum Fenster die (Glasthüre meinte es) herein!“ und nach diesem Rufen und Gesichte floh es ganz erschrocken zur Mutter. Man brachte es zu Bette, da schlief es die ganze Nacht unruhig. Morgens sagte es: „Jetzt weiß ich, wo der Herr H. ist!“ Als man es näher befragte, bezeichnete es ganz genau eine Stelle im Walde, bezeichnete genau den ungebahnten Weg dahin, durch Buschwerk und über Felsen. Die Stelle war im dichtesten Gesträuche — man konnte nur mit Mühe durchdringen — wo ein Steinhaufen ein natürliches Grabmal bildete. Auf diesem lag die blutige Leiche.

Eine Erscheinung.

Fräulein Kratz aus Schorndorf in Württemberg verlor in der sechsten Woche ihres Lebens ihre Mutter durch den Tod. Dadurch sah sie also ihre Mutter gleichsam nie, konnte wenigstens kein Bild von ihr haben. In einer Nacht ihres siebenten Jahres lag sie gegen zwölf Uhr ganz wach in ihrem Bette, da kam eine weiße Frauengestalt zur Thüre ihres Schlafgemaches herein, stellte sich vor ihr Bette und sah sie freundlich an. Nun kam diese Erscheinung von dieser Zeit an bis in ihr dreizehntes Jahr beinahe jede Nacht und stets um die gleiche Zeit zu ihr. Sehr oft weckte sie bei ihren Erscheinungen den Vater, der im gleichen Zimmer schlief, zeigte ihm den Ort, wo sie sie stehen sah, aber nie konnte derselbe etwas von ihr wahrnehmen. In einer Nacht ihres dreizehnten Jahres kam die Erscheinung das letzte Mal zu ihr. Als sie da von ihr ging, hielt sie mehrmals im Gehen inne und blickte immer wieder nach ihr hin.

Aus der Beschreibung, die das Mädchen dem Vater von der Gestalt der Erscheinung machte, erkannte derselbe in

ihr seine verstorbene Gattin. Fräulein K. ist nun erwachsen und immer gesund geblieben, wie ihr auch vom siebenten bis in's dreizehnte Jahr nie etwas gefehlt hatte.

Ein Familiengeist.

Frau von St., geb. von B., erzählte mir im Monat Julius 1816 in Gegenwart ihrer ganzen Familie, daß es eine bekannte Sache in der Gegend von Sachsen sey, wo die Familie von Wiener wohne, daß sich jedem durch Allianz in Familie eintretenden Mitgliede ein Familiengeist, eine Art weiße Frau, (eine kleine graue Frauengestalt) zeige. Erst kürzlich habe sich ein Herr von Wiener mit einem Fräulein von N. N. verheirathet; das junge Ehepaar habe in Gesellschaft von zwei Freunden zu Tische gesessen, als auf einmal sich die Haare des jungen Ehemanns sträubten und der Familiengeist sich seiner jungen Gattin gegenüber stellte, sie freundlich begrüßte und verschwand. Diese allein (so viel ich mich erinnere), bemerkte ihn. Die zwei Freunde sahen ihn eben so wenig, als der Herr von Wiener, fühlten aber einen Schauer, der sie ganz erblassen machte. Diese Geschichte wurde auch von Octavie, der ältesten Tochter der Frau von St., bestätigt, welche die Erzählung derselben von einem jener Tischgenossen in Gegenwart ihrer Mutter erhielt. Diese Erscheinung soll auch statt haben, so oft Jemand von der Familie sich dem Tode nähert. Ob die Erscheinung auch nach jeder Geburt eines neuen Mitgliedes der Familie sich erzeige, habe ich vergessen meinem Gedächtnisse einzuprägen.

Prof. Ehrmann.

Die weiße Frau.

Der edle König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ging am Pfingstsonntag, den 7. Juni 1840, in die Ewigkeit. Im Märzheft des Telegraphen Nr. 51 hatte in

einem nicht gar gläubigen Tone geschrieben gestanden: „Im Schlosse (zu Berlin) geht einmal wieder die weiße Frau um, schreitet klagend durch die hohen Säle, deren Wände von ihrem wimmernden Geächze schaurig widerhallen, (allerdings wohl zu viel gesagt!) bis sie endlich in der Wand verschwindet.“ Schon im Februar sagten Privatbriefe aus Berlin, die weiße Frau habe sich im Schlosse gezeigt. Was von so verschiedenen Seiten gemeldet wurde, möchte wohl wahr seyn, und ist jedenfalls nicht post eventum gekommen, aber nach dem Erfolg der Aufbewahrung werth.

Heraustreten aus sich selbst bei Sterbenden.

Die erste Gattin meines Onkels, des Präsidenten von Georgii lag todtkrank. Herr Regierungsrath G., ein Hausfreund, kam, sie zu besuchen. Weil er jedoch zunächst ihren Gatten sprechen wollte, so suchte er denselben auf seinem, in der untern Etage nach dem Garten gelegenen Arbeitszimmer auf, wo er zwar ihn nicht traf, bei seinem Eintreten aber, zu seinem höchsten Erstaunen, die Frau am Schreibtisch, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, sitzen fand. Sie kehrte den Kopf nach ihm um und sah ihn ruhig an. Sie war ganz so, wie er sie in gesunden Tagen sah. Nicht wissend, was er davon denken sollte, trat er bestürzt zurück und ging nach den obern Zimmern, wo er die Kranke schwach im Bette traf. Bald darauf starb sie.

Sie hatte sich in ihren letzten Tagen, wie sie dem Freunde selbst noch sagte, sehr viel mit ihm in Beziehung auf ihren Gatten und dessen nächste Zukunft beschäftigt.

Bekanntlich war Herr Reg. R. G. ein ungemein helldenkender Mann, und weit entfernt von allen Träumereien.

E. Mörike.

Frau A. zu F. theilt Folgendes mit:

„Meine schon seit 32 Jahren verstorbene Mutter war eine recht gute und sehr gescheidte Frau, nur von etwas heftiger Gemüthsart.

Mein Vater hat einen Bruder (er lebt, so viel ich weiß, noch jetzt) der dem geistlichen Stande angehört, und mit dem sich meine Mutter nicht gut vertragen konnte. Oeftere Entzweiungen wurden durch ebenso viele Versöhnungen ausgeglichen, man betrat sich eine Zeitlang das Haus nicht mehr, dann war man wieder einig, kam man wieder alle Tage.

Einmal hörte ich meine Mutter im Affekt sagen: „Wenn ich dem Pfaffen noch einmal über die Schwelle gehe, will ich sterben."

Nach einiger Zeit versöhnte man sich wieder, der Oheim kam öfter wie bisher zu uns, die Mutter gieng aber ihrem Worte getreu, nie mehr zu ihm, und lehnte alle Einladungen von seiner Seite ab.

Nun verheirathete sich meine Schwester, es war am 11. Mai 1809, an einem Donnerstag, am darauf folgenden Sonntag waren wir bei dem Oheim zum Mittagessen eingeladen, die Mutter durfte es nicht ablehnen bei ihm zu essen, sie ging hin, am folgenden Sonntag, den 21. Mai starb sie, an einer Hirnentzündung. Schon oft ist mir dieses Ereigniß eingefallen, und immer als Warnung, daß man sich nicht verschwören soll.

Bei obiger Gelegenheit ist mir etwas begegnet, das noch so frisch vor meinem Gedächtniß steht, als sey es gestern erst geschehen.

Am Dienstag nach der Verheirathung meiner Schwester war die Mutter noch ganz gesund, nur klagte sie etwas Ohrenschmerzen. Am Mittwoch waren wir zu einem Vetter zu einer Abendgesellschaft in seinem Garten eingeladen. Als ich am Mittwoch Morgens erwachte, setzte ich mich im Bette aufrecht, um nachzudenken, was ich heute Abend für Kleider anziehen wollte. Da gieng die meinem Bette gegenüber liegende

Stubenthüre auf, und meine Mutter kam herein, sie war in ihren Hausoberrock gekleidet, hatte eine weiße Schlafhaube auf und ein schwarzes Band darum gebunden, vorne mit einer Schleife, und ein Tuch um das Kinn. Da dachte ich, wir haben doch keine Trauer?"

Die Mutter stellte sich vor mein Bett und sagte: „Lasse dir keine rothe Bänder auf deinen Strohhut machen, denn ich sterbe, und da mußt du schwarze Florband tragen."

Da schlug es 5 Uhr, und die Mutter war verschwunden, ohne daß ich wußte wie?

In demselben Augenblick hörte ich die Mutter im Wohnzimmer vor meiner Stubenthüre sagen: „Lieber sterben als länger solche Schmerzen leiden." Mit gleichen Füßen aus dem Bette springen, einen Rock überwerfen, und die Thüre öffnen, war das Werk eines Augenblicks. Da stand meine Mutter mit bloßen Füßen, in den Schlafkleidern, wie sie aus dem Bette gesprungen war, sie hatte kein schwarzes Band um die Haube gebunden, sah mich an mit stieren Augen, ohne mich zu kennen, der Vater neben ihr im Schlafrock, in der einen Hand ein Kopfkissen, mit dem anderen Arm umfaßte er die Mutter und suchte sie zu überreden, sich wieder in's Bett zu legen.

Auf meine Frage, was dieses bedeute? sagte er mir, „so wandre er seit Mitternacht vom Bett auf das Sopha, und von da wieder in das Bett." Wir brachten sie wieder in's Bett, und schickten nach Hülfe. Drei der geschicktesten Aerzte gaben sich alle Mühe, sie zu erhalten, am folgenden Sonntag, am 21. Mai um 8 Uhr des Abends verschied sie.

Meine Schwester und eine alte Base besorgten die Einkleidung, ich hatte nichts dabei zu thun, aber ich kann das Entsetzen nicht beschreiben, das mich befiel, als ich die Mutter, die ich noch einmal sehen wollte, da liegen sah, mit einer solchen Haube, mit einem schwarzen Band, vorne mit einer Schleife, und ein Tuch um das Kinn gebunden, wie sie mir am Morgen in meinem Schlafzimmer erschienen war. Daß

ich an nichts dergleichen gedacht habe, daß ich hell gewacht habe, kann ich heilig beschwören."

Vorausschauen.

In der Belagerung von Montauban im Jahr 1621 war auch Daniel Chamier, der weltbekannte reformirte Prediger, der ein treffliches Buch, nämlich die Panstratiam catholicam für seine Religion wider alle andere geschrieben hat, in besagter Stadt, und zwar in großem Ansehen. Dieser Prediger sagt des Morgens, als er ganz frisch und gesund war, daß er Abends sterben und zur Ruhe kommen werde. Er bestieg die Kanzel, und erklärte den Spruch Esaj. 37, 33 u. f., da er den König Hiskias trösten lassen, als Rabsake, Sanheribs Erzschenke, Jerusalem aufgefordert, dieses Inhalts: Er (nämlich der König von Frankreich) soll nicht hereinkommen, sondern des Weges, den er gekommen ist, soll er wiederkehren, daß er in diese Stadt nicht komme, spricht der Herr; denn ich will diese Stadt schützen. — Also ließ er seine Zuhörer voll Trostes und Vertrauens, weil sie ihn für einen Propheten hielten. Anton Josien, der nächste nach ihm, fragte: ob er zur Vesperzeit wieder predigen wollte? dem antwortete er mit nein, und sagte: wisset Ihr nicht, daß heute mein Ruhetag ist, dazu ich mich bereite? Zu Abends kam ein Schuß aus einem groben Stücke, und traf ihn an einem Orte, da fast kein Schuß hintreffen konnte, und es war die Kugel mit dem Buchstaben C bezeichnet. Es ist auch erfolgt, was er ihnen zuvor gesagt; sintemal der König nicht in die Stadt gekommen, sondern die Belagerung mit Verlust vieler guter Soldaten aufheben mußte.

Aus Hard. Democr. P. 1. Histor. 59, pag. 358: Heinrich Anshelms von Ziegler und Kliphausen continuirter historischer Schauplatz und Labyrinth der Zeit. 1ste Fortsetzung. Leipzig 1718. Fol. pag. 416. §. 175.

Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbesondere über die Responsa des dodonäischen Zeus der Pelasger. *

Unter den alten Völkern war keins, auch die Hebräer nicht ausgenommen, mehr von dem Glauben an Vorherverkündung und Orakel erfüllt, als die Griechen, die vorzugsweise als die Repräsentanten geistig freier Lebensentwicklung in der Geschichte dastehen. An durchgängige Täuschung und absichtlichen Trug bei allen angeführten Thatsachen zu denken, wäre unhistorisch und unpsychologisch; denn es würde damit behauptet, daß das geistreichste Volk und seine größten Denker die betrogenen Spielwerke weniger Priester gewesen: daß diese selber ein Theil des Volkes waren, wurde übersehen, auch nicht bedacht, daß man auf solche Weise der Lüge Kräfte zuschriebe, die man der Wahrheit nicht zutraute. Es muß daher die gemeinsame Voraussetzung aller wissenschaftlichen Forschung, daß Vernunft sey in dem, was erforscht werden soll, auch hier stattfinden.

Die Alten selbst, die, was sie erlebt, vielfach durchdacht haben, unterschieden in ihrer Mantik zwei Hauptarten, eine natürliche und eine künstliche Weissagung. Kunst, sagten sie (laut Cicero), wenden an, die Neues durch Schlüsse zu ermitteln suchen, nachdem sie Altes durch Beobachtung erfahren haben; kunstlos verfahren, die nicht aus äußern

* Auszug des interessanten, eben so gelehrten, als mit Geist geschriebenen Programms des derzeitigen Rektors der Universität Würzburg, Hr. E. v. Lasaulx: „Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona, ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Würzburg 1840. 4.“

Zeichen, sondern durch **innere Kraft der Seele** das Zukünftige vorempfinden. Die künstliche Weissagung beruhte ganz auf Zeichendeutung und dem Glauben, daß die Götter, die ihrer Natur nach das Vergangene und Kommende wie das Gegenwärtige wissen, aus Liebe zu den Menschen und ihren Bitten entsprechend, durch äußere Zeichen das Bevorstehende ankündigen, damit die Menschen sich, wenn sie wollen, danach richten können. Solcher Zeichen nun als Werkzeuge des göttlichen Willens unterscheiden die Griechen vier Classen: **Vögel, Stimmen, zutreffende Begegnisse und Opferzeichen.** Aus dem Flug und den Stimmen der Vögel zu weissagen, scheint bei Griechen und Römern eine der ältesten und allgemeinsten Arten von Divination gewesen zu seyn, da von ihr häufig die ganze Kunst benannt wird (Auspicien, Dionistik). Ausdrückliche Lehre war dabei, daß nicht sowohl die Vögel selbst, sondern die Götter durch sie die Anzeichen gäben. * Ein diesem Glauben Aehnliches findet sich überall und ist zum Theil auf wirklicher Naturbeobachtung gegründet, wie denn für atmosphärische Veränderungen manche Vögel unläugbar eine feine Vorempfindung haben. Auch ist in den Vögeln, in ihrem Kommen und Fortziehen, in der That eine kosmische Bewegung, sie sind von der allgemeinen Corruption des Lebens am freiesten, leben in dem relativ geistigsten Element der Luft, und werden daher nach der Anschauungsweise der Alten unmittelbar von Gott getrieben. — Die sogenannten Stimmen (φῆμαι), göttliche und dämonische, scheinen der Lehre

* Den von Herrn v. Lasaulx angeführten Stellen der Alten (Xenophon, Ovid ꝛc.) könnte man folgende des spätern römischen Historikers Amian Marcellin, im 21. Buche seiner Kaisergeschichten, hinzufügen. Die Auspicien oder Augurien werden gesammelt, nicht aus dem der Zukunft, ja unbewußten Verhalten der Vögel (Niemand wird so thöricht seyn, sie zu Mitwissern zu machen), sondern den Vögelflug **regiert die Gottheit**, und wie der Schnabel tönet, oder die Schwinge sanft oder heftig vorüberrauscht, deutet die Gottheit die Zukunft an. Denn die Gnade der Götter liebt so das Verdienst oder Verlangen der Menschen in solcher Kunstübung zu belohnen.

von der Bath Kol bei den Juden (Gfrörer, Jahrhdt. des Heils I. 252 ff. 305 ff.) nahe verwandt, und beruhten auf Erfahrungen, die, wie schwierig sie auch zu erklären, doch schwerlich geläugnet werden dürfen. In letzter Instanz giengen auch sie von Zeus aus. — In die Kategorie der Symbola oder zutreffenden Begegnisse zählte man sowohl die vorbedeutenden Zeichen aus der Begegnung gewisser Thiere, als überhaupt alle außerordentlichen Naturerscheinungen, Donner und Blitz, Sonnen- und Mondsfinsternisse, Erdbeben, Blutregen und jegliche auffallende Mißbildung, in welchen Erscheinungen man nach dem Grundsatz, daß alles Lebendige in substanzieller Wesengemeinschaft stehe, ein tiefes Mitgefühl der Natur mit den menschlichen Schicksalen zu erkennen glaubte. Denn daß zwischen dem Irdischen und Himmlischen eine Sympathie stattfinde, ist uralte Lehre. — Die Divination aus Thiereingeweiden endlich (Hieromantik, Hieroskopie), die sich bei allen heidnischen Völkern des Alterthums findet, hing auf's engste mit den Thieropfern zusammen, die ursprünglich stellvertretend statt menschlicher dargebracht wurden. Da nämlich das Opferthier stellvertretend den Menschen bedeutete, so glaubte man, daß eben darum auch an den Thiereingeweiden sichtbar seyn müsse, wie die Eingeweide dessen, der das Opfer darbrachte, beschaffen seyen; so daß wenn dem Thier etwas fehlte, was zum Leben nothwendig war, geschlossen wurde, daß auch der Lebensfaden des opfernden Menschen abgelaufen sey.

Eben so wie diese künstlichen Zeichen, und noch mehr constatirt, sind die Thatsachen der natürlichen Weissagung aus prophetischer Bewegung der Seele. Einstimmig behauptet hier das ganze Alterthum, daß es ein Wissen des Künftigen in Zeit und Raum gebe. Daß den Göttern solches Wissen inwohne, sagen sie, unterliegt keinem Zweifel, denn sie sind ihrer Natur nach frei von jenen Schranken. Aber auch die menschlichen Seelen, weil sie göttlicher Natur sind, waren ursprünglich vom Zwange der Zeit nicht umschlossen; erst seit sie in einem vorirdischen Leben gesündigt, in die irdische Geburt

herabgestürzt und mit Körpern verbunden und vermischt sind, ist ihre ursprüngliche Sehkraft getrübt (s. Plato Phädr. und Phädon, Plutarch Mor. Cic. de div.). Gänzlich verloren aber haben sie dieselbe nicht, denn sie ist ihnen eingeboren und unverlierbar. „Wie die Sonne (sagt Plutarch Mor. 431, F.) nicht erst dann, wenn sie aus den Wolken hervortritt, glänzend wird, sondern es immer ist und nur wegen der Dünste, die sie umgeben, uns finster vorkommt; so erhält auch die Seele nicht erst dann, wenn sie aus dem Körper wie aus einer Wolke hervorgeht, das Vermögen, in die Zukunft zu sehen, sondern besitzt dieses schon jetzt, ist aber durch ihre gegenwärtige Vermischung mit dem Sterblichen gleichsam geblendet.“ Da ihr also die mantische Kraft angeboren und unverlierbar inwohnt und im gewöhnlichen Zustand des Lebens nur latent ist; so kann sie, erregt von einer höheren Macht, oder wenn die Macht des Körpers irgendwodurch depotenzirt ist, in einzelnen lichten Momenten des gegenwärtigen Lebens manifest werden. Vorzüglich in solchen Zuständen, in denen die Seele am wenigsten Gemeinschaft mit dem Körper hat, von seinen hemmenden Fesseln so viel wie möglich befreit und fähig ist, das Wesen der Dinge zu schauen. Solche lucida intervalla nun in der Nacht des gegenwärtigen Lebens treten oft im Schlaf und Traum, * in der Nähe des Todes ** und in den verschiedenen bei extatischen Zuständen (auch in jenem merkwürdigen kataleptischen bei Plinius und Plutarch) ein: welche letzteren Zustände theils durch göttliche Einwirkung, theils durch physische Einflüsse, begeisternde Quellen und Erddünste (μαντικὸν ῥεῦμα καὶ πνεῦμα,

* Eine reiche Sammlung prophetischer Träume geben Cicero (de Div. I. 27.) und Tertullian (de anima c. 46). Im Schlaf, sagt Xenophon (Cyrop. VIII. 7. 21) erscheinen die Seelen der Menschen am freiesten und göttlichsten, da werfen sie einen Blick in die Zukunft. Aehnlich Josephus (b. J, VII, 8, 7) im Schlaf genießen die Seelen, nirgendshin durch den Körper zerstreut, sondern in sich zurückgezogen, die süßeste Ruhe. Mit Gott umgehend, dem sie verwandt sind, schweifen sie überall hin und sehen viel Zukünftiges voraus.

** Der Glaube an die weissagende Kraft der Sterbenden war in Griechenland

Plutarch mor. p. 432 D.) hervorgebracht werden können. Ihren letzten Grund haben, nach dem Glauben der Vorwelt, alle diese erhöhten Zustände in dem Willen der Gottheit, welche darin die Seele an ihrem eignen göttlichen Wissen Theil nehmen läßt, sie je nach ihrer Fähigkeit bewegt und ihr Bilder der Zukunft zeigt.

Zur Erklärung des anscheinend Widersprechenden, wie das Zukünftige als ein noch nicht Vorhandenes gewußt werden könne, hat schon Cicero in den Worten: (Sunt cuim omnia sed tempore absunt; de Div. I. 56, 128) mit Recht bemerkt, daß es sich hier nur von einem noch nicht manifest Seyenden handle, das die Zukunft sicher mit sich führe. „Gleichwie aber im Samen die Potenz der Dinge liegt, die daraus erzeugt werden, so liegt in den Ursachen das Zukünftige verborgen: und daß dies kommen wird, schaut eben der innerlich erregte, oder im Schlaf entbundene Geist, oder Vernunft und Muthmaßung fühlen es voraus." Auch ist es wohl ein guter Gedanke Plutarchs (Mor. p. 432, A. B.), wenn er darauf aufmerksam macht, daß die mantische Kraft der Seele im Grunde nicht wunderbarer sey, als die mnemonische, d. h. daß es eben so natürlich zugehe, wenn die Seele das noch nicht daseyende Zukünftige vorausempfinde, als wenn sie das nicht mehr daseyende Vergangene nachempfinde; „denn das Geschehene (sagt er) ist nicht mehr; aber die Gedächtnißkraft der Seele faßt Alles wieder auf und gibt dem Verschwundenen den Schein des Gegenwärtigen, so daß uns das Gedächtniß gleichsam ein Gehör für lautlose und ein Gesicht für unsichtbare Dinge ist. Daher es nicht zu verwundern ist, daß die Seele, die über das Vergangene so viel Gewalt hat, auch manches noch nicht Existirende mit dazu nimmt, zumal ihr Letzteres auch weit angemessener ist und mit ihrer Neigung mehr übereinstimmt. Denn alles Dichten und Trachten der Seele ist ja auf die Zukunft gerichtet; mit der Vergangenheit hat sie nichts weiter zu thun, als daß sie sich

seit den ältesten Zeiten so verbreitet, daß ihn Sokrates (in der Platonischen Apologie p. 135, 5) als einen allgemein angenommenen Satz ausspricht. S. auch Homers Iliade, Arrian, Cicero rc.

ihrer erinnert. Und so schwach und stumpf dieses den Seelen eingeborne Vermögen seyn mag, so geschieht es doch zuweilen, daß eine Seele gleichsam aufblüht und dann in Träumen und bei Mysterien spricht. Zwar sagt Euripides: wer gut rathen kann, ist der beste Wahrsager; allein er irrt, denn der ist blos ein gescheidter Mann. Die prophetische Kraft dagegen erreicht das Zukünftige ohne Vernunftschlüsse und vornehmlich dann, wenn sie aus der Gegenwart herausversetzt wird." — Plutarch wehrt also das bloße Conjecturiren nachdrücklich ab, und allerdings sind die Prophezeihungen nur Voraussagungen dessen, was nach der innern Natur der Verhältnisse sich entwickelt; dieses sich also Entwickelnde wird aber nicht durch logische Verstandesoperationen erkannt, sondern durch ein substanzielles Erkennen, indem die Seele in die Prinzipien der Dinge verzückt wird und an dem Seynwissen Gottes participirt, „der alle Dinge weiß vor Aller Dinge Schöpfung."

Diese kurzen Andeutungen über das prophetische Vermögen, wie es die Alten ansehen, mögen der nachfolgenden Untersuchung über jenes pelasgische Orakel des Zeus, welches eines der berühmtesten des Alterthums war, zur Einleitung dienen.

Dodona, das älteste unter allen griechischen Orakeln, lag am Fuße des quellenreichen Bergs Tomaros in Epirus, und Hesiod beschreibt die Gegend als „das Land Hellopia, reich an Saatfeldern und Wiesen, an Schafen und schleppfüßigen Rindern, und viele Geschlechter sterblicher Menschen bewohnen es. Dort am äußersten Rand ist Dodona hochummauert, erkoren von Zeus zu seinem Orakel und geehrt von den Menschen, die sich da alle Seherſprüche holen. Wer hier den unsterblichen Gott erforschen will, möge Geschenke darbringend sich nahen mit guten Schicksalsvögeln." Neuere Reisende, Pouqueville und Leake, haben diese Landschaft in dem schönen Thal von Janina, welches so prächtig sey wegen seiner Wiesen, seiner Felder, seiner zahlreichen Heerden, wieder erkannt und glauben, daß die Stadt Dodona, im Mittelalter Bonditza genannt, am südlichen Ende des Sees, da wo heute die Ruinen von

Kastritza, gelegen habe. Der Name wird verschieden abgeleitet, als Haus oder Geschenk Gottes, und von Namen eines Flusses oder Heroen, auch einer Oceanide. Zeus wird Dodonaios, als Spender des Guten angeblich, zugenannt. Sogar aus den hebr. Worten duda oder doda und jona oder ona will man den Namen hernehmen, weil es ein Taubenorakel gewesen und der Ort heiße: liebliche oder irrende Taube; auch aus dem Persischen, wo es, der Sage gemäß, zwei Tauben bedeute.

Die Gründung des Orakels fällt in die Urzeit des Menschengeschlechts. Nach der mosaischen Völkertafel ist es von Dodanim, den Kindern Javans, des Sohnes Japhets gegründet. Hesiod nennt es einen Sitz der Pelasger. Andre berichten, daß Deukalion und Pyrrha nach der großen Wasserfluth den Tempel erbaut hätten, was mit der Aufforderung bei allen seinen Sprüchen: dem Wasser zu opfern, übereinstimmen würde ꝛc. Die dodonäischen Priesterinnen, die Peliaden, erzählen die Gründung in mythischer Einkleidung so: zwei schwarze Tauben seyen von Aegyptisch-Theben ausgeflogen, die eine nach Libyen, wo sie das Orakel des Ammon gegründet, die andre nach Dodona, wo sie auf einer Bucheiche (immergrünen Eiche, mit eßbaren Eicheln) sich niedergelassen und mit menschlicher Stimme verkündet habe, daß hier ein Orakel des Zeus errichtet werden solle. Nun bezeugt Herodot ausdrücklich, daß die Art der Weissagung an beiden Orten dieselbe gewesen sey; wie in Dodona neben Zeus Diona, so ward im Ammonium neben Amun eine Göttin verehrt; der Eiche entspricht in Egypten ein uralter heiliger Baum, dem Wunderquell, der Sonnenquell ꝛc. Der Holzfäller Hellos, fahren andre Nachrichten fort, soll zuerst die Stimme der Taube vernommen und sein Geschlecht, die Seller, das Orakel gepflegt haben. Die Taube nach der Deukalionischen Fluth erinnert an Noahs Taube mit dem Oelzweig, und vielleicht ist auch Noah in einer dunklen Sage vom Ort in dem Jupiter navius oder Schiffsgott gemeint. Die Taube ist der Vogel der

Aphrodite oder Venus, und ihrer Mutter der Dione des Zeus oder der Liebe Gottes. Der pelasgische Zeus galt für den allmächtigen Weltbaumeister und zugleich war er der freundliche Herdgenosse der Sterblichen.

Auf der Erde schlafend und mit ungewaschenen Füßen barfuß gehend, dienten die Seller dem pelasgischen Zeus; um von ihm prophetische Träume zu empfangen, schliefen sie wahrscheinlich auf Fellen frischgeschlachteter Opferthiere; das Barfußgehen aber ist uralter orientalischer Brauch, wie Moses vor dem flammenden Busch, Josua vor Jericho, und wie heute noch neben den Mohamedanern, Juden und Christen dort in ihren Tempeln, wie es auch sonst im Alterthum und Mittelalter als Zeichen der Ehrfurcht vor Gott vorkommt und noch sich wiederholt.

Die prophetischen Priesterinnen Dionens hießen Tauben (Peleiades); ihrer war'n drei mit den stehenden Namen: die Vorausdenkende, die Tugendhafte, die Jungfräuliche, wie sie sich im Alter folgten. Die verbundenen Eigenschaften deuteten auf ihre Gottbegabtheit; auch der Name Tauben soll wahrsagende Frauen bedeuten. Doch wie die Priesterinnen der Göttermutter Melitten von den ihr heiligen Bienen hießen, so von Dionen wahrscheinlich der Name der Tauben.

Die Art der Mantik in Dodona war theils eine natürliche aus innerer Bewegung des Geistes, theils eine künstliche aus äußeren Zeichen; von diesen sind dreierlei genannt, die uralte Eiche mit prophetischen Tauben, der wunderbare Quell an ihrem Fuße und das dodonäische tönende Erzbecken. — Jene Bucheiche, das unglaubliche Wunder wie Aeschylus sie nennt, gab durch das Rauschen ihrer Blätter und durch Vogelstimmen aus den Wipfeln die Gegenwart der Gottheit kund; daher auch Rauchopfer unter ihr angezündet wurden — vergleichbar dem Altar Abrahams im Haine Mamre unter der Eiche Ogyges, die (nach Josephus) seit Erschaffung der Welt dort gestanden haben soll, und ähnlich den heil. Eichen der Celten und Germanen. — Am Fuß der Rieseneiche und wie

aus ihren Wurzeln sprudelte ein kalter Quell, aus dessen Gemurmel die begeisterte Priesterin gleichfalls weissagte. Es wird von ihm erzählt, daß brennende Fackeln in ihm verloschen, ausgelöschte an ihm sich wieder entzündeten, was außer der physischen Bewandtniß noch einen tiefen Sinn des Ersterbens eignen Lebens hat; auch stieg und fiel der Quell zu verschiedenen Tageszeiten.

Das bis jetzt Räthselhafteste war drittens eine seltsame Art von Kesselorakel. Die Gewährsmänner stimmen darin nicht recht überein. Der eine erzählt, dieses Heiligthum sey von einem Kreis einander nahe stehender Dreifüße umgeben, so daß einer angeschlagen alle andern mitklingen mache, doch habe der Ton viele Zeit zu seinem Kreislauf bedurft, was man als ein Bild der Seelenwandrung verstehen will. Andre sagen, in Dodona standen zwei gleiche Säulen neben einander, und auf der einen eine Art Becken, auf der andern die eherne Statue eines Knaben, der in der rechten Hand eine Geißel halte mit drei Knöcheln an beweglichen Kettchen; wenn es sich nun treffe, daß der Wind wehe, so schlugen die Knöchel der Geißel an das eherne Becken und bewirkten lang hörbare Töne, die weithin die Luft durchdrängen; das Ganze sey eine Stiftung der Corcyräer und daher das Sprichwort entstanden: „der Corcyräer Geißel" und „die Dodona-Glocke," was von Schwätzern gebraucht werde, die ihrer Rede kein Ende wissen.

Wie aus dem Rauschen der heiligen Eiche und dem Murmeln des wunderbaren Quells, so scheint auch aus den Tönen des dodonäischen Erzbeckens geweissagt worden zu seyn. Doch hatte es damit vielleicht noch eine andre Bewandtniß. Zunächst nämlich erinnern diese beiden Säulen an die der Vorhalle des Tempels Salomo's Jachine und Boas, was Krünitz mit Recht so versteht, daß diese hohlen, ehernen Säulen, die Capitäle eherne Becken verziert mit 200 Granatäpfeln in zwei Reihen, gleichsam zwei große Glocken gewesen, und das von den Capitälen frei herabhängende Kettenwerk mit den Granatäpfeln die Schlägel dazu gebildet, und daß auf

solche Art beim Anhauch des Windes ein helles, angenehmes Glockenspiel entstand. Eben solche güldne Säulen, von Salomo dem König Suron geschenkt, waren zu Tyrus im Tempel des höchsten Gottes aufgestellt. Nicht unwahrscheinlich wäre es, wenn auch die dodonäischen Säulen eine Nachbildung der salomonischen gewesen. Denn sie waren ein Weihgeschenk der Corcyräer, die Insel Corcyra aber von Pelasgern bewohnt, als Seefahrer und Kaufleute gerühmt. Gewiß handelten sie auch nach Phönicien und Syrien und ließen vielleicht von denselben tyrischen Künstlern, die Salomo dienten, das Weihgeschenk für Dodona arbeiten. Ein ähnliches Klingwerk befand sich an dem berühmten Grabmal des etruskischen Königs Porsenna in Clusium, wie Augustus in spätern Tagen den Gipfel des capitolinischen Jupitertempels mit Glocken umhängen ließ.

Tempelglocken haben zugleich eine tiefere Bedeutung ursprünglich, als man glaubt. Zuerst erwähnt ihrer das mosaische Ritualgesetz. Wenn dem Hohenpriester Aron, sobald er in's Allerheiligste tritt, Glöcklein und Granatäpfel wechselnd am Saum des Leibrocks vorgeschrieben worden, so sind (nach Philo) die davon hervorgebrachten Töne ein Symbol von dem Einklang der Welt und der Harmonie der Sphären; wie der jüdische Hohepriester überhaupt als ein Bild des Universums angesehen ward. Ein ähnlicher Gebrauch wurde von den Erzbecken in Griechenland bei der nächtlichen Feier der Mysterien gemacht. Eben so werden fromme Abgeschiedene zu Grabe geläutet, anzudeuten, daß die Seele in höhere Sphären aufgenommen „den Reigen beginne mit den leuchtenden Himmelsgestirnen.“ Weßhalb man sich dann der Glockentöne überhaupt zu jeder Entsündigung und Reinigung bediente. Der Klang des reinen Erzes sollte die Seele rein stimmen und entzaubern von der Macht der finstern Dämonen.

Fassen wir dieß alles zusammen, so scheinen die dodonäischen Säulen mit dem, was auf ihnen stand, folgenden Sinn auszudrücken: das nicht große eherne Becken war eine Halbkugel und ein Bild des Himmels, die kleine männliche

Gestalt ein Bild des Demiurgen oder Weltbaumeisters, die Glockentöne ein Symbol der Weltharmonie und Musik der Sphären. Diese uralte große Vorstellung der Phantasie von einem Weltchoral liegt auch wohl der schönen Sage von der tönenden Memnonsäule zu Grunde, von der es heißt: „Aegyptier und Aethiopier opfern ihr jeden Frühmorgen, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen sendet und das Bild die Stimme ertönen läßt, womit es seine Verehrer begrüßt:“ Ja, selbst die Lehre der sogenannten Johanneschristen an den Gränzen Assyriens hat ein mit Glöckchen bedecktes geheimnißvolles Kreuz, inmitten von Sonne und Mond. — Das wunderbare Waldglöcklein sagte Allen, die nach Dodona kamen, um den Gott zu fragen, daß sie auf heiliger Stätte seyen, mit reiner Seele fragen müßten und selber zu schweigen hätten, wo der Gott rede. Es ist denkbar, wie gerade in dieser Umgebung die von menschlicher Willkühr unabhängigen und unregelmäßigen Töne, hervorgebracht wie die einer Aeolsharfe von dem Geist, der geistet, wo er will, einen besonders feierlichen Eindruck auf die Wallfahrenden machen und sie zur Andacht stimmen mochten. Endlich mußten die den Gott Befragenden vorher ein reinigendes Bad im Tempel nehmen, ähnlich jenem, wodurch die delphische Pythia sich zum Weissagen vorbereitete.

Neben dieser künstlichen Weissagung aus Zeichen ward aber, wie schon bemerkt, auch natürliche Divination aus prophetischer Bewegung des Gemüths geübt. Wo weissagende Priesterinnen sind, da müssen immer auch extatische, den magnetischen ähnliche Zustände angenommen werden. Sophocles nennt die dodonäischen Priesterinnen allgemein gottbegeisterte; bestimmter noch sagt Plato: „Die Prophetin zu Delphi und die Priesterinnen zu Dodona hätten im heiligen Wahnsinn vieles Gute in privaten und öffentlichen Angelegenheiten ihrem Vaterlande zugewendet, in der Besonnenheit aber weniges oder gar nichts.“ Hierin ist klar ausgesprochen, daß die Priesterinnen beider Heiligthümer ihre Antworten nicht im Zustande des

gewöhnlichen wachen Bewußtseyns gaben, sondern in wirklicher Verzückung oder Extase, wozu namentlich auch die häufigen Rauch- und Trankopfer, von denen sie gleichsam dufteten, das Ihrige beitrugen. Ueber allen Zweifel bestimmt sagt Aristides: daß die Priesterinnen zu Dodona weder vorher, „vor dem Ergriffenseyn durch den Geist, wissen was sie sagen werden, noch nachher, wenn ihr natürliches Bewußtseyn zurückgekehrt sich erinnern, was sie gesagt haben, so daß eher alle Andere als sie selber wissen, was sie sagen."

Diese Palladen sollen folgende Verse gesungen haben:

Zeus war, Zeus ist, Zeus wird seyn, o großer Zeus!
Früchte sendet die Erde empor, drum nennet sie Mutter.

Die Form der Verse mag einer späteren Zeit angehören, Inhalt und Gedanke aber sind uralt. Der erste Vers enthält denselben Gedanken, wie die berühmte Inschrift des verschleierten Bildes zu Sais: Ich bin alles was war, ist und seyn wird; meinen Schleier hat kein Sterblicher gelüftet; dieselbe alte Rede, daß Gott der Anfang, das Ende und die Mitte aller Dinge sey. Und wenn es erlaubt ist, Profanes mit Heiligem zu vergleichen, so wird auch im Neuen Testamente der sichtbare Gott als der definirt, der war, ist und seyn wird, welches alles im Grunde nur eine Explication der berühmten alttestamentlichen Definition Gottes ist: ich bin der ich seyn werde, wodurch die Uebereinstimmung Gottes mit sich; und daß er die Quelle alles Lebens und die innerste Wurzel aller Dinge ist, ausgesprochen wird. Der zweite Vers von der Früchte spendenden Erde enthält die Ansicht, daß wie Gott der Vater der Menschen, so die Erde unsere gemeinsame Mutter sey; eine Vorstellungsweise, wogegen um so weniger einzuwenden ist, als ja auch nach Mosis Genesis der sterbliche Theil der Menschen aus Erde genommen ist und zu ihr zurückkehrt. Auch dieser Ausspruch bezeugt eine nahe Verwandtschaft der dodonäischen Theologie mit den morgenländischen Religionssystemen.

Fast alle ältesten Heroen des heroischen Volkes wandten

sich in ihren Bedrängnissen an den Gott zu Dodona: Machos, Herkules, Achill und sein Sohn Pyrrhus, Odysseus, Aeneas. In allen wichtigen Fällen ward das Orakel befragt, namentlich bei Aussendung von Colonien und in schweren Zeitläuften bei Krieg und Pestilenz. Einem dodonäischen Orakelspruch zufolge zog ein pelasgischer Stamm, aus seiner Heimath verdrängt, von Epirus nach Italien hinüber und ließ sich, wie ihm befohlen war, bei der Stadt Kotyle im Lande der Ureinwohner nieder. Wie wohlthätig der dodonäische Zeus in der Urzeit Griechenlands wirkte, wird besonders aus solchen Aussprüchen erkannt, worin er das Recht der Schutzflehenden und ihre Unverletzlichkeit als religiöses Gebot proclamirte und Achtung einschärfte vor den Beschlüssen des Areopags. Mit seiner Zustimmung zog auch der spartanische König Agesilaos gegen die Perser zur Befreiung der asiatischen Griechen.

Pausanias erzählt einige merkwürdige Aussprüche, unter andern von Koresos, einem Priester des Dionysos, der eine Jungfrau Kallirrhoe unerwiedert liebte. Dionysos rächte seinen Priester durch eine schwere Krankheit, die er unter die Kalydonier, ihr Volk, sandte, so daß der Tod es im Wahnsinn dahin raffte. Die Kalydonier nahmen nach Dodona ihre Zuflucht, um durch die Tauben und die tönende Eiche das Sichere zu erfahren. Das Orakel antwortete; Kallirrhoe oder einer, der sich ihr opfern wolle, müsse sterben. Der Jungfrau blieb nichts übrig, als sich wie ein Opferthier zum Altar des Dionysos führen zu lassen. Hier nun wurde Koresos, der dem Opfer vorstand, von Mitleid gerührt, und gab sein Leben für die Geliebte hin. Kallirrhoe harter Sinn wandte sich, als sie den Liebenden todt vor sich sah, plötzlich aus Haß in Liebe; sie tödtete sich selbst an der Quelle, die von ihr den Namen führt. — Ein anderer Fall ist der: Bei dem Zug nach Troja gerieth Teuthis der Arkadier zu Aulis mit Agamemnon in Hader und wollte zurückschiffen. Athene wollte ihn in Kriegergestalt zurückhalten, und er im Zorn verwundete sie mit dem Speer in die Hüfte und führte sein

Heer zurück. Nach Hause gekommen, meinte er die Göttin, wie er sie verwundet hatte, zu sehen. Eine auszehrende Krankheit ergriff ihn und das Land gab keine Früchte mehr. In der Folge aber offenbarte ihnen das Orakel zu Dodona die Art der Sühne; sie errichteten der Athene eine Bildsäule mit einer Wunde an der Hüfte, die noch Pausanias selber gesehen.

Eigentliche Prophezeihungen der dortigen Priesterinnen sind nur wenige auf uns gekommen. Den Lacedämoniern sagten sie einst voraus, ein Krieg wider die Arkader werde thränenlos für sie seyn; sie siegten, ohne einen Mann zu verlieren. Alexander, König von Epirus, wurde zu Dodona vor dem acherusischen Wasser gewarnt; es fliehend, fand er in Italien im Strom Acheros seinen Tod. Die Priesterin Phaënnis, eine Königstochter, sagte den verheerenden Zug der Gallier bis nach Asien ein Menschenalter voraus rc.

Das Orakel zu Dodona erhielt sich über zwei Jahrtausende, und wurde bis in die spätesten Zeiten griechischer Selbstständigkeit befragt; der Bestechung waren die Priesterinnen unzugänglich. — In der macedonisch-römischen Zeit überfiel ein Haufe wilder Aetoler den Tempel, verbrannte die schönen Säulenhallen um ihn her, zerstörte viele Weihgeschenke und riß das heilige Haus selbst bis auf die innere Kapelle nieder; damals gingen wohl auch die beiden Säulen mit dem Erzbecken zu Grunde; auch die furchtbare Plünderung von Epirus unter Paulus Aemilius muß es ausgehalten haben, und 88 Jahre vor Chr. zerstörten die Thraker ganz Epirus und plünderten den Tempel. Um die Geburt Christi war das Orakel Dodona's wie alle übrigen fast ganz verlassen. Strabo erzählt von Trümmern und ärmlichen Hütten am tomarischen Berg. Aber noch Pausanias berichtet (J. 180), daß die heilige Eiche zu seiner Zeit noch gegrünt habe, und ein Zeitgenosse spricht noch von den Weissagungen der Priesterinnen. Erst im dritten Jahrhundert, wie es scheint, hieb ein illirischer Räuber den heiligen Baum nieder, und das Orakel verstummte völlig.

Kritik.

1.

(Eine Schrift über die Besessenen im neuen Testamente.)

Die neutestamentlichen Erzählungen von Besessenen und ihrer Heilung durch Jesum finden sich neu besprochen in dem Schriftchen: Die Besessenen im neuen Testament. Ein exegetischer Versuch mit Rücksicht auf Dr. Strauß Leben Jesu von Carl Friederich Ranz, Pfarrverweser in Neuenhaus. Reutlingen, bei J. C. Mäcken. 1840.

Während auch die biblischen Theologen den Gegenstand meistens theils mit Gleichgültigkeit, theils wenigstens mit Schüchternheit behandeln, und in solcher der neutestamentlichen Darstellung allen Zwang anthun, um das darin Vorliegende möglichst zu mildern und den Vorstellungen unserer Zeit näher zu bringen, findet der Verfasser in seinem Glauben an die Schrift überhaupt und vornehmlich an Jesu absolute Untrüglichkeit die Bürgschaft dafür, daß eben die biblischen Erzählungen das sicherste Licht über den fraglichen Gegenstand geben, wie die Verpflichtung und den Muth, dieselben ohne alle Voraussetzung rein objectiv aufzufassen; er theilt das Ergebniß der auf diese Art unternommenen exegetischen Untersuchung mit, zugleich eine weitere Bearbeitung der Sache in Aussicht stellend.

Die gegenwärtige zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern. In jenem ist das Wichtigste die Nachweisung, daß unter den Besitzenden im neuen Testament nicht, wie von den Theologen fast allgemein angenommen wird, der Satan oder sein böser Engel, sondern die Seelen abgeschiedener Menschen verstanden werden. Der Verfasser führt seinen Beweis aus der Art, wie die Besitzenden bezeichnet werden, nämlich als Geister (Pneumata), welcher Ausdruck, die einzige, leicht zu beseitigende Stelle, Hebr. 1, 14. ausgenommen, im neuen Testament nie von Engeln, weder guten noch bösen, gebraucht wird, und nach dem neutestamentlichen Engelsbegriff auch nicht von ihnen gebraucht werden kann, sondern, wo er nicht auf den göttlichen Geist sich bezieht, in vielen Stellen eben die Seelen abgeschiedener Menschen bedeutet. Darnach ist sodann der sonst von den Besitzenden vorkommende, weit unbestimmtere Ausdruck „Dämon, Dämonion“ zu erklären.

Dieser Ansicht scheinen etliche Stellen zu widerstreiten, in welchen die Besitzenden Satanas genannt oder doch mit dem Satan in Verbindung gebracht werden, z. B. Matth. 12, 26., welche Schwierigkeit jedoch dadurch sich hebt, daß nach unzweideutiger Lehre des neuen Testaments der Einfluß des Satan auf die Seelen der Abgeschiedenen so gut als der Lebenden sich erstreckt. Eine Unterstützung für seine Ansicht erkennt der Verfasser darin, daß nach 2 Petr. 2, 4. und Jud. v. 6. die gefallenen Engel in einem traurigen, düstern Strafort festgehalten werden, und somit nicht Menschen plagen und besitzen können; ferner in einzelnen Widersprüchen, in welche sich die Erzählungen zum Theil bei der andern Ansicht verwickeln, und darin, daß die seinige nach bestimmten Erklärungen des Josephus und der ältesten Väter der Glaube der ganzen damaligen Zeit war. Im Gegensatz gegen die Annahme einer blos gesteigerten Einwirkung böser Geister auf den menschlichen Körper, wodurch Theologen das Dunkel aufzuhellen vermeinen, wird gezeigt, daß im neuen Testament entschieden eine substantielle Einwohnung vorausgesetzt wird.

Die Reduzirung der dämonischen Besitzungen auf sogenannte natürliche Krankheiten, wie Epilepsie und andere, wird dadurch abgewiesen, daß, während bei jenen, wie sie im neuen Testament beschrieben werden, die beiden Hauptformen, Alterirung des Selbstbewußtseyns und Convulsionen, verbunden sind, bei diesen immer nur das eine oder das andere, nie beides zusammen vorkommt.

Der zweite Theil bespricht die einzelnen hergehörigen Erzählungen des N. T., nemlich 1) Marc. 1, 23—27. vgl. Luc. 4, 33—36. 2) Matth. 8, 28—34. vgl. Marc. 5, 1—20. und Luc. 8, 26—39. 3) Matth. 9, 32—34. vgl. Luc. 11, 14 f. 4) Matth. 12, 22. 5) Matth. 15, 22—28. vgl. Marc, 7, 25—30. 6) Matth. 17, 14—21. vgl. Marc. 9, 14—29. und Luc. 9, 37—43., und zeigt vornehmlich im Gegensatz gegen die von Strauß aufgebrachten Schwierigkeiten in den Erzählungen und die dadurch begründete Verweisung ins Gebiet des Mythus, daß in ihnen bei Festhaltung der obigen Grundansicht sich Alles gut in einander fügt.

2.

Beleuchtung der Kritik, welche Pfr. Wirth über die Schrift: „die Schutzgeister oder merkwürdige Blicke u. s. w. von Dr. H. Werner“ in den Häll. Jahrbüchern Nro. 163—164 vom 8. Jul. 1840 hat ergehen lassen.

Die Eilfertigkeit, womit heut zu Tage der physische und psychische Empirismus oder vielmehr Materialismus mit ungeweihter Hand in das große Phänomen des Magnetismus eingreift, läßt sich deutlich auch an dieser Rezension wahrnehmen. Ich sage „mit ungeweihter Hand;“ denn zur Weihe des Urtheils über solche Phänomene gehört erstlich eigene Beobachtung und Behandlung somnambüler Personen,

um die unkritischen Zweifel über den faktischen Bestand abzuschneiden, und durch sinnliche Anschauung derselben dem so gerne sich einschleichenden Skeptizismus vorzubeugen; zweitens eine gediegene wissenschaftliche Ansicht, die sich zur Höhe der Thatsachen erhebt, sie nicht in die niedrige Ordnung der Dinge herabzieht.

Hr. Pfr. Wirth hat 1836 eine Schrift über die Theorie des Somnambulismus herausgegeben, in welcher er unter den Hauptmomenten seiner Theorie folgende aufstellt: 1) die Hypothese eines Allsinns, 2) den magnetischen Rapport, und 3) die Vielgestaltungen der Einbildungskraft und Spiele der Phantasie.

Diese mageren theoretischen Momente traf Pfr. Werner, der ein an Erfahrung, Theorie und Literatur umfassendes Werk über Magnetismus ausarbeitete, auf seinem Wege, und konnte sie um so weniger umgehen, als es darum zu thun war, der herrschenden materialistischen Tendenz einmal eine solche entgegenzusetzen, welche, nach anerkannter faktischer Wahrheit der ungewöhnlichen Erscheinungen, auch ihre Dignität in der Theorie zu erreichen sucht. So kam es, daß Pfr. Werner jedesmal, nachdem er über eine Partie von Erscheinungen seine theoretische Ansicht gegeben hatte, auch die Wirth'sche Erklärung dagegenhielt, und ihre Unzulänglichkeit, Blöße und Armuth nachwies, dadurch aber auch die literarische Eitelkeit aufreizte, so daß sie sich in gedachter Rezension der Hall. Jahrbücher Luft zu machen suchte. Wer glauben würde, er könne in der Wirth'schen Rezension den Werth der Werner'schen Schrift auch nur einigermaaßen tarirt finden, würde sich sehr irren. Auch das strengste Urtheil kann dieser Schrift ihre Reichhaltigkeit an Erfahrung, Theorie und Literatur nicht absprechen.

Es liegt nun daran, die Wirth'sche Erklärungsmomente näher zu prüfen, und sie mit der Werner'schen Theorie zu vergleichen.

[illegible] Hr. Wirth seinen Allsinn wie einen Centralsinn [illegible], in welchem sich alle Sinnen an gewissen [illegible]punkten vereinigen, so hätte es allerdings Bedeutung; indem wir bei Somnambülen häufig mehrere Sinnen an gewissen Stellen vereinigt finden. So fand, um nur ein Beispiel zu geben, der französische Arzt Petetin bei seiner kataleptischen Dame die Sinnen des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks in der Herzgrube versammelt, während sie alle aus dem Kopfe gewichen waren.

So aber ist die Meinung von Wirth nicht. Er sagt vielmehr: „Der Allsinn ist ein Herabgesunkenseyn in einen thierischen Zustand, ein keiner objektiven Empfindung fähiges Tasten im unregelmäßigen Durcheinander des Ganglienlebens, ein unbestimmtes Gemeingefühl, das die Thiere der niedersten Art auch haben, denen nur ein Sinn zu Theil geworden." Nach diesem Satze sind die Somnambülen noch tiefer als das Wurmgeschlecht zu den Gorgonien oder Quatten nach Oken herabgewürdigt; und wir müssen uns in der That wundern, wie Wirth über so niedrige Geschöpfe ein Buch schreiben mochte. Es ist nur Schade, daß dieser gelehrte Satz sich in lauter Widersprüche verwickelt.

Wie mag Wirth das Allsinn nennen, was, wie Thiere niederster Art, nur einen Sinn hat? Sind die äußerst feinen und bestimmten Eindrücke, welche Mineralien, Metalle, Pflanzen und andere Körper auf Somnambülen machen, keine objektiven Empfindungen? Ferner: wo ist denn das unregelmäßige Durcheinander des Ganglienlebens? Zählt etwa Wirth die vielerlei heftigen Muskelkrämpfe und Verzerrungen der Glieder zu dieser Rubrik, so möge er wissen, daß in diese Theile keine Gangliennerven gehen. Wo ist denn dieses Durcheinander? Wenn Somnambüle den Ort und die Beschaffenheit ihrer Krankheit genau bestimmen, nach sichern Instinkten ihre Verordnungen machen, die Aufeinanderfolge

ihrer Krisen und Paroxismen mit großer Zuverlässigkeit vorherverkündigen, was immer auch pünktlich eintrifft, — setzt dieß nicht vielmehr die größte Sicherheit und Regelmäßigkeit des Ganglienlebens voraus? Soweit geht der ganze Satz, wie ihn Wirth aufstellt, in sein Nichts zurück. Hätte er den Satz umgekehrt und gesagt: „Der Somnambulismus sey ein Erheben zu einem Allsinn, in welchem selbst das, was im wachenden Menschen zum unbewußten Thierleben gehört, eine geistige Richtung annehme und zur Vorstellung gelange, so hätte er Recht gehabt; so aber ist sein Allsinn Unsinn.

Das zweite Moment ist der magnetische Rapport. „Dieser beruht nach Wirth in dem innern Exkrement des Lebensprozesses, das der Magnetiseur vermittelst der Ausdünstung und des Wärmestoffs in der Manipulation übertrage, wodurch die Somnambüle in einer fremden Substanz oder Persönlichkeit untergehe." Aus diesem Rapport leitet Hr. Wirth so viele theils leibliche, theils geistige Erscheinungen ab, daß es an's Unglaubliche gränzt, wie jenes Exkrement am Vehikel der Ausdünstungsmaterie und des Wärmestoffs solche Modulationen soll aufnehmen und als materielles Element der immateriellen Seele zuführen können. Wirth meint, daß auf diese Weise nicht nur einzelne Vorstellungen und Bilder, sondern ganze Systeme und Doctrinen übergepflanzt werden können. Könnte eine Seele sich der andern blos durch die leiblichen Schweißlöcher mittheilen, so wäre dieß eine einfache Methode, den Unterricht abzukürzen, indem der Lehrer seine Schüler nur in einen magnetischen Kreis stellen und vermittelst eines Schwitzbades sich mit ihnen in Contrakt setzen dürfte. Ein solcher Rapport könnte alsdann noch bessere Dienste thun, als der Nürnberger Trichter.

Wie verhält es sich aber bei spontanen Somnambülen, die ohne magnetischen Rapport gleiche Erscheinungen

zeigen, und wie bei den am Paquet sich selbst manipulirenden Personen, die ähnliche, nur minder intensive, Erscheinungen uns darbieten? Gibt es demnach einen Somnambulismus ohne magnetischen Rapport, so ist er als Prinzip unläglich. Der magnetische Rapport ruht auf einem weit höhern Prinzip, als jenes in Ausdünstung und Wärmestoff gehüllte Exkrement und muß als Erklärungsmoment eine ganz andere Stellung erhalten.

Das dritte Moment ist die Vielgestaltung der Einbildungskraft und das Spiel der Phantasie. In dieses üppig wuchernde Gebiet verweisen solche Theoretiker Alles, was sie mit dem Scharfsinn ihrer Hypothesen nicht erreichen können. Wie aber, wenn der Einbildung die Realität entspricht? War das, was sich bei der Seherin in Beziehung auf den Tod ihres Vaters ereignete, wie das Erscheinen eines Sargs an ihrem Bette noch vor seiner Krankheit, — der dreimalige Ausruf: Ach Gott! der Seherin, welcher von dem Arzte am Sterbebette des Vaters gehört wurde, so wie auch die geahnte Lebensgefahr ihres Bruders an einem bestimmten Tage, an welchem auch wirklich von einem Wilddieb ein Schuß auf ihn geschah, — eine bloße Einbildung? War die Lebensgefahr, in welcher die Werner'sche Somnambüle ihre Schwester Emilie auf 20 Stunden Entfernung auf einmal während der Krise vom 19. Mai erblickte, und ihre wunderbare Lebensrettung — ein bloßes Spiel der Phantasie? Wenn nach Wirth der Magnetismus der Narrenvorhof ist, — wohin gehört denn der zur niedersten Thierheit herabgesunkene Allsinn und der, ganze Doktrinen übertragende, Rapport? Wahrscheinlich zu den Fatuetäten und Insapienzien, denen im Narrenvorhof ein ganz besonderes Stübchen eingeräumt ist.

Hätte Hr. Pfr. Wirth das Werk von Werner unbefangen und ohne antikritische Empfindlichkeit geprüft, so hätte er eine gediegene, durch merkwürdige Kuren ausgezeichnete Erfahrung, eine auch die höchsten Erscheinungen umfassende Theorie und zugleich eine Literatur, die, weil sie jede Erscheinung

in vielen Geschichten nachweist, den einseitigen Skeptizismus gänzlich entfernt, — nicht wohl verkennen können. Ohne Grund sehen die Aufklärlinge überall nichts als Ansteckung, Sinnentäuschung und Betrug, Schwärmerei, Wundersucht und Aberglauben. Sie wollen der Natur gebieten, daß sie ja keine Wirkungen äußere, die über ihren Verstandes-Horizont gehen, und den Beobachtern wollen sie vorschreiben, was sie hätten sehen und hören sollen. Die faktische Wahrheit soll sich nach ihrer Meinung bequemen, und den Thatsachen schneiden sie Kopf und Glieder ab, damit sie den Rumpf mit ihren Hypothesen zudecken können. Dieß ist die Krankheit unserer Zeit, — der Verstandes-Bandwurm, der, wenn die Insel Anticyra all ihre Nießwurz hergäbe, doch nur in einigen Gelenken, nie mit dem Kopfe, abgetrieben werden kann.

Hr. Pfr. Wirth bemerkt öfters, daß man diese oder jene Erscheinung schon deßwegen nicht annehmen könne, weil sonst das magnetische Bewußtseyn gescheidter seyn würde, als das wachende, was nicht wohl angehe. Allein, dieß geht sehr wohl an.

Das magnetische Bewußtseyn dringt in den tiefern Grund der Seele ein, und schließt dort verborgene Schätze auf, während das wachende in der Oberfläche der objektiven Welt sich zerstreut, und darüber die Kraft seiner Einheit einbüßt. Das Hellsehen bedarf keiner Reflexion in Begriffen, um das Wahre zu finden; es faßt das Wahre im Schönen auf, und das todte Prinzip erscheint ihm als lebendiges Ideal. Das unmittelbare geistige Fühlen und Schauen steht über allem vermittelten Wissen, und die ganze Philosophie wird umsonst arbeiten, ihr Auge so zu schärfen, daß es in die Ferne und in die Zukunft zu schauen vermag, was bei Somnambülen unzweifelhafte Thatsache ist. Nehmen wir hiezu das erhöhte christliche Gefühl für Moral und Religion, welches das magnetische Leben höherer Grade immer in sich entwickelt, so dürfen wir wohl dem Gedanken Raum geben, den Werner gleich anfangs seiner Schrift äußert, daß der Magnetismus uns an die durch den

Abfall verloren gegangene Integrität erinnern, und zeigen soll, welcher Kraft die menschliche Natur fähig wäre, würde sie wieder zu ihrer Integration gelangen.

Diese Wahrheit ist bestätigt durch das Leben jener Altväter, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sich von der Welt absonderten, und in den Felshöhlen der thebaischen Wüste ihr Leben dem Herrn weihten. Sie gelangten wieder zu jener Integration in Leib, Seele und Geist. In vollem Maaße erhielten sie die Gabe, in die Ferne und in die Zukunft zu schauen, mit ihrem Blicke die Herzen der Menschen zu erforschen, und die guten wie die bösen Geister zu prüfen, jene an sich zu ziehen, diese von sich zu entfernen. Was Wunder also, wenn wir durch eine Steigerung der Leibes-, Seelen- und Geisteskräfte an unsern Somnambülen ähnliche Erscheinungen erblicken! Der Unterschied zwischen jenen Anachoreten und unsern Somnambülen ist allerdings groß, und liegt darin, daß Jene sich freiwillig und durch innere Erleuchtung zu jener Kraft emporschwangen, sie im vollen wachenden Bewußtseyn auch ausübten, und außer dieser Gabe auch noch die Macht besaßen, Krankheiten und Seuchen zu heilen, unreine Geister auszutreiben, wilde Thiere zu zähmen, und selbst der Natur zu gebieten; und alles dieß blos durch's Gebet und durch den Befehl im Namen des Herrn. Ob nun gleich diese Kraft unsern Somnambülen mangelt, und jene Conzentration der Kräfte in einem höhern Mittelpunkt keine durch Selbstaufopferung gewonnene, sondern durch äußere und innere Erregungsmittel hervorgebrachte ist, und ihnen somit der freie Schwung in Tugend und Glauben abgeht, so ist doch ihre Versetzung in jenen verklärten Zustand ein triftiger Zeuge der Integration, deren die menschliche Natur fähig ist. Jene außerordentliche Kraft der Anachoreten, wie auch der damaligen Bischöfe und Diakone, die noch nicht vom Dogmenstreite befleckt waren, war dazumal nöthig, um den Bekennern und Märtyrern

den Halt zum Glauben zu geben, der zum Sieg des Christenthums nöthig war. Jetzt aber sind wieder solche Erscheinungen nöthig, um den falschen Lehren und Ungläubigen entgegenzuwirken durch Thatsachen, die uns an höhere Kräfte und Gesetze mahnen, als die der Natur und der Vernunft. Wenn freilich Männer, wie Fischer und Wirth, die materialistische Tendenz vorziehen, Ersterer die Identität der organischen Lebenskraft mit der Seele, Letzterer den thierischen Allsinn zum Prinzip wählt, so ist der Zweck verfehlt, und die wahre und fruchtbare Bedeutung des Phänomens geht verloren.

Wer den Magnetismus konstruiren will, wird wohl daran thun, seine höchsten Erscheinungen zuerst vor sich zu nehmen, damit er nicht Gefahr laufe, für seine Hypothesen eine zu niedrige Gränze zu stecken, wie es bei allen Materialisten der Fall ist. Sind einmal die Divinationen, das Fernsehen und Fernwirken, das christliche Gefühl für Moral und Religion, der verklärte Zustand der Ekstasen, die höheren Mittheilungen, die, weil sie sich in den Ereignissen bewähren, und außer der menschlichen Kombination liegen, nicht aus den Somnambülen kommen können, ferner die konstanten Erscheinungen von Genien und Führern, — sind diese einmal als Thatsachen festgestellt, so versuche man die Erklärung derselben, und dann wird sich bald ergeben, daß die gewöhnlichen physischen, physiologischen und psychologischen Sätze nicht ausreichen, — daß vielmehr nur eine Pneumatologie, welche die Geistessphäre in ihren eigenthümlichen Wirkungen und Eigenschaften erforscht, uns genügen kann.

Es ist außer Zweifel, daß die Theorie des Magnetismus die Funktionen des Leibes, der Seele und des Geistes umfassen, und in abgesonderten Abschnitten abhandeln muß. Zu diesem Behuf hat Pfr. Werner drei Probleme, nämlich ein physiologisches, psychologisches und pneumatologisches aufgestellt, und die eigenthümlichen Erscheinungen von jedem Gebiet abgesondert, ohne die Verwandtschaft derselben, die ihre Wurzeln aus mehreren Gebieten ziehen, zu verkennen.

Hr. Wirth vermißt hiebei eine genetische Entwicklung der Erscheinungen. Was will er damit sagen? Hätte etwa Werner die Erscheinungen der Seele aus den Funktionen des Leibes, und die des Geistes aus den Funktionen der Seele genetisch ableiten sollen? Dieß ist eben die Verkehrtheit des Materialismus, der die Dignität der drei Potenzen und ihrer eigenthümlichen Gebiete nicht anerkennt. Auf dieser Dignität beruht auch die Eintheilung des Magnetismus in drei Stadien oder Gradationen, welche die Seherin von Prevorst aus ihrem innern Leben, das sich ihr aufschloß, angegeben hat.

Hr. Wirth nennt es eine völlig verworrene Eintheilung. Dem Materialisten, der Alles untereinander mengt, mag es so vorkommen; aber dem Psychologen, der mit der Seherin Leib, Seele und Geist unterscheidet, ist es die einzig wahre Classifikation. Dieß läßt sich jetzt noch näher erläutern.

Der erste Grad ist das gesteigerte Nervenleben. Besser könnte die erhöhte Sensibilität, wie wir sie bei allen Somnambülen antreffen, nicht bezeichnet werden. Die Seherin sagt: „Sie fühle auf den Nerven etwas, was höher als Nerve sey, sie nenne es Nervengeist. Der ungewöhnliche Zustand, in dem sie sich befinde, rühre daher, daß der Nervengeist, welcher Leib und Seele vermittelt, jetzt so leicht von beiden sich ablöse.“

Gegen die Annahme des Nervengeistes sträuben sich die Materialisten mit Händen und Füßen, und halten es, als Freunde der Natura naturata, wie es Spinoza nennt, viel lieber mit den Exkrementen. Und doch, wie alt ist diese Benennung? Schon vor 50 Jahren hat der berühmte Plattner in seiner trefflichen Anthropologie das in Gehirn und Nerven wirksame Agens Nervengeist genannt und ihn als Verbindungsglied zwischen Leib und Seele gerade so bestimmt, wie es heut zu Tage unsere Somnambülen thun. Andere Physiologen nannten dieses Agens Nervenäther, Nervenprinzip, Lebensgeist u. s. w. Allein, was liegt am Namen? Wollen

wir Empfindung und Bewegung wirken, so müssen wir einerseits zwischen der objektiven Sinnenwelt und dem geistigen Apperzeptions-Vermögen der Seele, andererseits zwischen dem geistigen Willen und dem Muskelsystem des Leibes ein Verbindungsglied statuiren, das mit beiden verwandt, (obgleich ein Principium sui generis) halb organischer, halb geistiger Natur ist, und daher mit Recht Nervengeist genannt wird. Dieser Nervengeist ist im natürlich wachenden Leben in den Nerven des Leibes, in den Sinnapparaten und im Gehirn gebunden und überschreitet nie seine normalen Funktionen. Im magnetischen Leben hingegen wird er, wahrscheinlich durch den Rapport, überschwellend, löst sich von dem Bande der Nerven mehr ab, und durchströmt in freien Richtungen den ganzen Körper. Darin liegt einerseits die erhöhte Sensibilität oder das gesteigerte Nervenleben, andererseits die Anregung des erhöhten Seelenlebens. Der Nervengeist ist nicht Subjekt der Empfindung, das bleibt immer die Seele, aber im magnetischen Bewußtseyn dient er der Somnambüle wie ein innerer Lichtstrahl, vermittelst dessen sie sich alle einzelnen Theile des Leibes erhellen, in andere hineinsehen, ja in die weitesten Fernen gehen kann. Wird der Nervengeist so gestellt, so ist er keine so unerhörte Absurdität, wie Wirth meint, sondern vielmehr der wissenschaftlichste Faktor, ohne welchen gar nichts erklärt werden kann. Pfr. Werner hat dieses physiologische Gebiet in ein helleres Licht gesetzt, als es bisher war.

Als allgemeine Bemerkung füge ich Folgendes hinzu: der Mensch ist und wirkt immer als Ganzes. In jedem Lebensakt wirken Leib, Seele und Geist zusammen, aber die Frage ist: Welche dieser Potenzen ist im Uebergewicht? oder mathematisch ausgedrückt: Welche ist der Exponent und welche sind die Coëffizienten? So ist im gesteigerten Nervenleben zwar das leibliche Nervensystem der Exponent, aber dieß hindert nicht, daß auch Seele und Geist mitwirken, und in den Erscheinungen des ersten Grades ihren Antheil behaupten. Und so verhält es sich auch in den

andern Gebieten, in welchen der Nervengeist beständiger Coëffizient ist.

Vom zweiten Grade sagt die Seherin: „Er seye ein Hervortreten des ganz innern Menschen von Seele und Geist zugleich."

Hr. Pfr. Wirth ruft hiebei aus: „Entwirre ein Anderer dieß Gerede!" Der Wandsbecker Bote nennt das Ausrufungszeichen (!) das Stillestehen des Verstandes, das Fragzeichen (?) bedeutet ihm: „Wo ist der Verstand," das Comma (,) ist ihm der halbe Verstand, und vom Punktum (.) meint er, es wolle sagen: „Hier ist der alte Verstand aus und der neue fängt an." Ein solcher Uebergang vom alten Verstand in den neuen ist auch hier nöthig.

Görres nennt das Hellsehen ein in sich umgekehrtes Selbstbewußtseyn, das sich nicht in die objektive Welt zerstreue, sondern sich sammle, und in den tiefern Grund der Seele eindringe, wo es sich neue Schätze aufschließe, die dem wachenden Menschen verborgen bleiben. Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen der Produktivität und den Produkten. In jener ist die Werkstätte des Schaffens und Bildens, wozu mancherlei Prozesse nöthig sind. Diese sind das Geschaffene, Gebildete und aus den Prozessen Hervorgegangene. Im wachenden Menschen treten die Vorstellungen und Begriffe, die Bilder und Gefühle, die Begierden und Bestrebungen schon gebildet und fertig vor die Seele, aber die Produktivität mit ihren Prozessen bleibt ihm verborgen. Im magnetischen Bewußtseyn hingegen oder im Hellsehen vermag die Seele sich auch die Produktivität mit ihren Prozessen zu erhellen und sie zu offenbaren. Dieß ist der ganz innere Mensch, weil im Centrum der Seele der Fokus unserer Ichheit ist, in welchem alle Potenzen zusammenwirken. Im zweiten Grade ist aber der Geist noch zu sehr von der Seele eingenommen. Die Seele ist Exponent, der Geist blos Coëffizient, und darum kann er sich in seiner eigenen Freiheit und Reinheit noch nicht offenbaren. Und so rechtfertigt sich der Satz

vollkommen: „daß der zweite Grad ein Hervortreten des ganz innern Menschen mit Seele und Geist zugleich sey.“

Die Seherin macht hier eine wichtige Bemerkung; sie sagt: „Ist die Seele einer Somnambüle befleckt und unrein, so kann sie in diesem Zustande auch ihre Trübung dem Geiste beimischen, sie kann sich und Andere täuschen und belügen.“ Sie täuscht sich, indem sie ihre Einbildungen in das wahre Schauen einträgt, so daß Dichtung und Wahrheit sehr nahe zusammen gränzen. Sie täuscht und belügt Andere, indem sie ihr wirkliches Hellsehen zu schlechten und selbstsüchtigen Zwecken benützt. Uebrigens, sagt die Seherin, dürfe man keinen boshaften Betrug dabei annehmen. Meistens ist es Eitelkeit und Gefallsucht an dem Aufsehen, das sie erregen. In diesen Fällen ist eine strenge und gewandte Beobachtung und Behutsamkeit nöthig, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden.

Hr. Pfr. Wirth ist der Meinung, daß bei Somnambülen Reflexion und Wille aufhören und in der Persönlichkeit des Magnetiseurs untergehen. Diese allverbreitete Meinung ist eine große Täuschung. Das Wahre an der Sache ist, daß die Kraft der Seele, je weniger sie im Denken und Reflektiren einerseits und im Wollen und Handeln andrerseits verbraucht wird, sich um so mehr in der Mitte, nämlich im Gefühlsleben, verstärkt und dadurch eine Energie gewinnt, welche im Stande ist, nicht nur in die innersten psychischen Tiefen, sondern auch in die geistigen Höhen zu schauen, die dem gewöhnlich wachenden Menschen unzugänglich sind. Um diesen Zustand hervorzubringen, ist allerdings eine Uebermacht nothwendig, welche gewöhnlich durch den Magnetiseur ausgeübt wird, obgleich auch dieser Zustand bei spontanen Somnambülen sich auf andere Weise erzeugen kann. Eine solche Abhängigkeit muß seyn, wenn die Somnambüle auch nur zum Behuf des Heilzwecks auf sich selbst beschränkt werden soll; denn das,

was heilt, ist die plastische Typik der Lebenskraft, welche durch den im magnetischen Rapport überströmenden Nervengeist angeregt wird. Der sonst unbewußte und verschlossene Instinkt gelang in Erforschung der Krankheit und in der Wahl der Heilmittel zur deutlichen Vorstellung.

Hat aber die Somnambüle durch Hellsehen sich jene Tiefen und Höhen erhellt, so kann sie das Wahrgenommene so gut, wie der wachende Mensch, nicht nur in eine Reflexion, sondern in eine intellektuelle Anschauung aufnehmen und uns Kunde davon geben; nur wird sie es mehr in eine bildliche Darstellung als in die logische Form der Begriffe und Urtheile bringen. Wer möchte daran zweifeln, wenn er die theoretischen Sätze der Seherin über die Stadien des Magnetismus, ihre genaue Unterscheidung von Leib, Seele und Geist und besonders ihre Erklärungen über den Sonnen- und Lebenskreis in Erwägung zieht? Hr. *Wirth* meint zwar, dieß alles sey durch den Dichter und Philosophen in ihre Seele hinübergepflanzt worden, was, im mildesten Ausdruck, ein unbesonnenes Geschwätz ist, weil der Dichter nie an einen Sonnen- und Lebenskreis dachte und der Philosoph eben deßwegen erst nach Weinsberg ging, um ihre Erklärung über diese Kreise zu vernehmen. Da alles dieß im Buche steht, so kann nur eine völlige Indiskretion die Sache verkehren.

Eben so verhält es sich auch mit dem Willen der Somnambülen. Das Fernsehen und Fernwirken können zwar auf Geheiß des Magnetiseurs, aber nie ohne Zuthun des eigenen Willens erfolgen. Der Wille des Magnetiseurs bestimmt blos ihren eigenen Willen, hebt ihn aber nicht auf. Eine Lähmung des Willens würde alle geistige Kraft unterdrücken. Bei der Seherin kommen Beispiele vor, wo sie *ohne alles Geheiß ihres Magnetiseurs* in die Ferne gesehen und gewirkt hat, was doch ohne eigene Kraft des Willens nicht geschehen konnte.

Alle diese irrigen Vorstellungen rühren daher, daß man den Mangel der Selbstbeobachtung durch Hypothesen ersetzen will.

Der dritte Grad ist, nach dem Ausdruck der Seherin, das helleste innere Wachen, in welchem der innere geistige Mensch frei und ungebunden von dem Körper lebt. — In diesem Zustande ist der Geist frei, kann sich von Leib und Seele trennen und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtstrahl.

Ist der Geist die höchste Potenz, so muß er an Freiheit und Reinheit um so mehr gewinnen, je weniger er von den niedern Potenzen: Leib und Seele, gebunden ist. Ein völliges Ablösen des Geistes dürfen wir nicht annehmen, weil dieß ein Zustand wäre, der die menschliche Natur überschreiten würde; aber ein mehr oder weniger Freiwerden des Geistes von seinen Banden zeigen uns doch die Phänomene des Fernsehens und Fernwirkens, der Ekstasen, Divinationen u. s. w.

Bei der Aufzählung dieser Erscheinungen, welche Werner mit vielen Beispielen belegt und zu erklären gesucht hat, ermüdet Pfr. Wirth in seinem Referat und läßt den Faden der Kritik gerade da fallen, wo sie sich die Lorbeern hätte erwerben sollen. Die erwähnten Erscheinungen sind nun einmal als unläugbare Thatsachen festgestellt, und in ihnen erscheint die Freiheit des Geistes in einem so herrlichen Lichte, daß sich jeder denkende Mensch freuen muß, den Adel und die hohe Bestimmung der menschlichen Natur darin zu erkennen. Es sind dieß keine Phantasiespiele, sondern Anmahnungen zum Glauben an eine höhere Natur, die sich nicht in physische und psychische Gesetze einbannen läßt.

Aber es gibt auch Phänomene, für welche der Satz von Görres: „das Hellsehen sey ein in sich umgekehrtes Selbstbewußtseyn," nicht mehr zureicht, sondern die uns in eine Sphäre führen, die über und außer dem Selbstbewußtseyn liegt.

Beinahe alle Somnambülen höherer Grade sprechen von Umgang mit Schutzgeistern und von Mittheilungen derselben; auch geben sie öfters an, daß sich finstere Geister ihnen nähern

und Schaden zufügen oder auch Hülfe bei ihnen suchen wollen. Die Frage ist nun: Sind es bloße Idole der Phantasie oder haben sie objektive Realität?

Hätten wir keine andern Beweise, als blos hypothetische, so würden die Aufklärer, die sich mit viel Gepränge von Scharfsinn und Gelehrsamkeit für die Nichteristenz entscheiden, Recht haben, besonders, da sie sich auf die heutige Philosophie stützen können, welche es für höchst unanständig hält, außer dem Menschen, den sie als Centrum der Schöpfung betrachtet, noch höhere Wesen anzunehmen. Allein, es gibt faktische Beweise, die ganz anders lauten und mit gleicher kritischer Schärfe allen Hypothesen die Ausflüchte benehmen. Das Problematisiren von Engeln und Dämonen, von guten und bösen Geistern aller Art kann natürlich, wenn man dem Evangelium das Schiedsrichteramt nicht überläßt, zu keinem Ende gebracht werden. Soll daher diese Wahrheit, die mehr Einfluß auf menschliche Angelegenheiten hat, als man gewöhnlich glaubt, einmal anerkannt werden, so muß es auf anderem Wege geschehen. Dazu scheint jetzt das Phänomen des Magnetismus verordnet, um durch Thatsachen das festzustellen, was die Hypothese gerne aus dem Wege räumen möchte.

Unter der großen Menge dieser Thatsachen zeichnen sich folgende aus:

Erstlich in dem Buche: die Seherin von Prevorst, zweiter Theil, erste Thatsache zu Weinsberg, welche die Geschichte des Kr., eines verstorbenen Kassenführers, mit der Entdeckung eines unter Gerichtsakten liegenden Blattes enthält.

Ferner: Die vierte Thatsache mit dem sogenannten weißen Geiste, welche die Geschichte eines längst verstorbenen Waisenrichters, der zwei Waisen um ihr Vermögen betrog, ausführlich enthält.

Zweitens in dem Buche: die Schutzgeister, die Krise vom 19. Mai S. 89, vergl. mit der Erklärung S. 490, welche die wunderbare Lebensrettung einer Schwester der Somnambüle enthält.

Ferner: Die Krise vom 4. Jul. S. 190 mit der Geschichte eines sonderbaren Geisterspucks.

Unter der großen Menge von Thatsachen ragen die vier genannten zur Beglaubigung der Existenz guter und böser Geister so eminent hervor, daß derjenige, welchem es um Wahrheit zu thun ist, ihre Prüfung nicht umgehen kann.

Wir billigen es ganz, daß eine strenge Kritik, welcher der Glaube an eine faktische Wahrheit zugemuthet wird, sich nicht so leicht mit der Erzählung geschehener Dinge beruhigen will, wenn auch subjektiv und objektiv keine besondern Anstände gegen die Glaubwürdigkeit erhoben werden können. Sie verlangt Dokumente, Urkunden und Zeugen, um das Geschehene außer Zweifel zu setzen.

Von der Art sind die erwähnten Thatsachen. Sie bieten uns so viele durch Urkunden und Zeugen beglaubigte Umstände dar, daß das Geschehene keinem Zweifel mehr unterworfen ist, aber auch kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt, als die Annahme einer Mittheilung verstorbener Menschen.

Es bleibt allerdings merkwürdig, warum in unsere Zeit so viele Erscheinungen fallen, die uns auf eine tiefere und höhere Natur als die menschliche hinweisen. Sollten wir nicht die Winke der Vorsehung darin erkennen, dem Materialismus, der jetzt auch anfängt, das Heiligste anzutasten, durch die Macht der Thatsachen entgegenzuwirken?

Was ich bisher sagte, ist das Ergebniß einer mehr als 30jährigen Erfahrung, der immer zugleich das Studium dieses Phänomens zur Seite ging. Ich behandelte selbst zwei Somnambülen, die lange vergeblich Arzneien gebrauchten. Unerachtet ich bloß den Heilzweck im Auge hatte und alle fremden Störungen in neugierigen Versuchen abhielt, so ging doch ein großer Theil der Erscheinungen höherer Grade unter meiner Hand hervor. Ich begünstigte sie nicht, mochte sie aber auch nicht abweisen.

Die Eine meiner Somnambülen, Therese P., sagte in

einer der ersten Krisen: „Sie sehe eine große wunde Stelle auf ihrer rechten Lunge, sie sey die Ursache ihrer Krankheit; diese Stelle werde im Verlaufe der Behandlung immer kleiner werden, und zuletzt verschwinden." Sie gab den Termin, an welchem das Geschwür sich schließen werde, genau auf den Tag hin an. So verhielt es sich auch. Bei ihrem wiederholten Insichschauen sah sie die wunde Stelle immer mehr sich verkleinern, endlich sich schließen, was mit dem vorherbestimmten Genesungstag genau zusammentraf. Sie blieb ohne Anstoß gesund.

Wie ist dieß nun erklärbar? — Nicht anders, als daß die organische Typik, in welcher der Heilprozeß nach Gesetzen vor sich geht und seine bestimmte Zeit hat, der Somnambüle zur klaren Vorstellung wurde. Ist das nicht ein Beweis, daß das magnetische Bewußtseyn nicht nur Produkte sieht, sondern auch seinen Blick in die Produktivität erweitern kann? Und nun frage ich: Ist das magnetische Bewußtseyn nicht gescheidter, als das wachende mit allen seinen Reflexionen und Spekulationen?

Die gleiche Somnambüle war eine Blutsverwandte Eines meiner geliebten akademischen Freunde, der sich, obgleich in den besten Glücksumständen, in einem Anfall von Melancholie entleibte, übrigens früher starb, als Therese geboren war. Einsmals in einer Krise sagte sie: „Dein Freund P. ist da, er läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß ihm jetzt erst (nach 26 Jahren) die Sünde des Selbstmords, die ihn in einen traurigen Zustand versetzt habe, verziehen und er im Begriff seye, in einen bessern Zustand überzugehen." Ich war erstaunt über diese Mittheilung, wozu ich nicht von weitem eine Veranlassung gegeben hatte. Ich frage nun: war diese Mittheilung ein bloßes Phantasiespiel? Auf jeden Fall enthält sie einen tiefern Ernst, als gewöhnlich die Spiele der Phantasie haben.

Die andere Somnambüle, Lotte W., 14 Jahre alt, litt

an den heftigsten Nervenzufällen einer Entwicklungskrankheit. Schon in der ersten Krise am 12. Oktbr. bestimmte sie ihren Genesungstag auf den 26. Jan. des folgenden Jahrs. Auf die Frage, wie sie das wissen könne, erwiederte sie ganz naiv: „Ich fühle es, ich schaue es.“ Sie sagte dieß, als wenn sie einen Kalender vor sich hätte, in welchem dieser Tag roth angestrichen wäre. Es traf pünktlich so ein, sie war gesund und der frühere Rapport war wie abgeschnitten. Ist dieß nicht wieder ein Beweis vom Durchschauen der organischen Typik und der Dauer des Heilprozesses, was auch dem gescheidtesten Verstand verborgen bleibt?

Eben diese Somnambüle lebte in ihren Krisen mit einem kurz vorher verstorbenen 16jährigen Mädchen, Namens Sophie B., wie im traulichsten Umgang. Da die Sophie das einzige Kind und dabei sehr gut geartet war, so versetzte ihr Tod die Eltern in ein beständiges Jammern und Wehklagen. In einer Krise sagte auf einmal die Lotte zu mir: „Die Sophie gibt dir durch mich den Auftrag, ihren Eltern zu schreiben: sie sollen ihr Jammern und Wehklagen aufgeben, es störe sie in der Ruhe; wüßten ihre Eltern, wie glücklich sie wäre, sie würden sie nicht mehr auf die Erde zurückwünschen.“ Ich schrieb es, und die Eltern fanden so viel Trost darin, daß sie ihre Klage aufgaben.

War diese Erscheinung auch ein bloßes Phantasiespiel, das die Lotte gedichtet hat? Wie sollte sie das ihr früher unbekannte Mädchen zum Idol wählen, und die ihr gleichfalls unbekannten Eltern durch einen Auftrag von mir beruhigen, mit dem, für ein 14jähriges Mädchen ungewöhnlichen Gedanken, daß das Wehklagen auf der Erde die Ruhe im Himmel störe?

Noch weit mehr aber war ich bei andern Beobachter und Zeuge, und benützte jede Gelegenheit dazu. Mit gutem Gewissen kann ich jetzt behaupten, daß der Magnetismus nicht nur ein treffliches, ja in manchen Fällen einziges Heilmittel, sondern

auch in seinen höhern Erscheinungen ein über alle Zweifel erhabenes Faktum sey, — daß unberufene Menschen, d. h. solche, welche nicht sehen, nicht hören, nicht glauben, sondern bloß raisonniren, mit ihrer hypothetischen Bücherweisheit seine Wahrheit nicht erreichen können, — daß Thatsachen in ihm liegen, welche jede Akkommodation unter Natur- und Vernunftgesetze verweigern. Ja ich behaupte, daß das Phänomen, wäre es von allen Beimischungen fremder Art gereinigt, und bliebe seine innere Kraft ungestört von zudringlichen Menschen, ein sehr fruchtbares Element für gewisse Wahrheiten des Christenthums enthalte, was besonders die Theologen, die gewöhnlich eine Abneigung und Vorurtheil dagegen haben, prüfen und beherzigen sollten. Dem Unglauben, wenn er nicht mehr auf Lehre und Predigt achtet, können nur Thatsachen entgegengestellt werden. Unter diese gehört auch mit vollem Recht der Magnetismus. E.

3.

Bemerkungen über Pfr. Wirths Kritik meiner Schrift: „die Schutzgeister."

Weil ich mir die undankbare Mühe gegeben habe, in meinen „Schutzgeistern" Herrn Wirth das Mangelhafte seiner Theorie und die Inconsequenzen mit aller möglichen Schonung nachzuweisen, von denen dieselbe voll ist; ist er dergestalt in Harnisch gerathen, daß er in den Haller Jahrbüchern (1840. Nro. 163 flg.) in seinem gerechten Ingrimm einen Strom vom Insulten über mich ausgießt. — Einige der hauptsächlichsten seiner Irrthümer und derben Ausfälle auf meine Persönlichkeit sollen im Nachfolgenden berichtigt und gerügt werden.

„Gleich in den ersten Zeilen seiner Antikritik nennt mich Wirth einen Schüler der längst vergraben geglaubten Philosophie Eschenmayers, dessen Sätze ich „meist wörtlich

abgeschrieben habe," und einen inspirirten Interpreten der Orakel der Seherin von Prevorst. — Der ehrwürdige Eschenmayer verachtet dieses dünkelhafte und ungebührliche Gerede; ich aber sage dem jungen selbstgenugsamen Herrn, daß die Schule des Greisenphilosophen lebt und leben wird, wenn selbst die Grabstätte derjenigen, welcher Wirth dient, nicht mehr gefunden werden wird. — Was mich betrifft, so bekenne ich mich als Eschenmayers Schüler und Freund offen und mit Freude. Will mich W. zu seinem Nachbeter und Abschreiber machen, so ist das blos — grob, aber nicht wahr. Mit dem gleichen Rechte kann ich ihn Hegels Abschreiber nennen, weil er dessen Terminologie gebraucht. Weiter habe auch ich nirgends gethan. Allegirte Sätze aus Eschenmayers Schriften habe ich als solche immer markirt, was Niemand als W. für „Abschreiberei" erklären wird. — Wenn er mich als einen inspirirten Interpreten der Orakel der Seherin von Prevorst designirt, so ist das nichts, als eine plumpe und mißrathene Ironie.

Weiterhin thut mir W. die Ehre an, meine Ansicht vom Nervengeist nicht „geistlos" — das wäre noch zu gut für mich, — nein, eine „unerhörte Absurdität" zu nennen. „Ich schiebe, sagt er, zwei geistleibliche Wesen zu Geist und Körper hinein, indem ich den Nervengeist zu einem besonderen Wesen gegenüber von der Seele mache." — Dieß ist alles nicht wahr. Wer meine Schrift nicht gedankenlos gelesen hat, kann unmöglich also in den Tag hinein urtheilen. Wirth scheint schwer zu begreifen. Wo habe ich auch nur mit einem Worte den Nervengeist als ein „Subjekt," als ein „Wesen" bezeichnet, das in die Kategorie der Persönlichkeiten gehörte? Ueberall wird er von mir als das der Seele dienende „Mittel" und „Vehikel," als ein Ding geschildert, dessen sie sich zu ihren Thätigkeitsäußerungen bediene. Das kann Jeder, der nur gute Augen hat, im Abschnitt vom Nervengeist (S. 31) und noch ausführlicher im Anhang zu meiner Schrift mit klaren Worten lesen. So etwas ganz Absurdes aber ist mein Nervengeist keineswegs: denn er ist

dasselbe Ding, das schon **Pythagoras**, **Plato** und **Aristoteles** *ἀθὴν*, **Hippokrates** *ἐνορμῶν*, **Heraklit** das Urfeuer, **Emasistratus** *ζωτικὸν* und *ψυχικὸν*, **Galen** *πνεῦμα*, **Paracelsus** quinta essentia, **van Helmont** æther vitalis, gas humanum, **Cartesius** und **Newton** Spiritus animalis, **Sylvius** ignis vitalis, **Bornelli** Nervenfluidum, **Börhave** die copula zwischen Leib und Seele, **Hoffmann** ätherische Substanz, **Haller** Nervenflüssigkeit, **Plattner** und **Eschenmayer** Nervengeist und viele Magnetiseurs Nervenagens, Nervenäther, magnetisches Agens u. s. w. nennen. — Was will nun Wirth? Was die größten Denker aller Jahrhunderte angenommen haben, nennt er „**absurd**," weil ich es auch annehme, und „**unerhört absurd**," weil er von all dem nichts weiß. — Mir ist der Nervengeist nicht mehr und nicht weniger in seiner Weise, als das Blut in seiner Weise, d. h. ein Lebenselement. Ich nenne ihn öfters ein Imponderabile, wie die Elektrizität, den galvanischen Stoff, das Licht, ob ich ihn gleich über alle diese setze, und für ein ens sui generis erkläre. Nirgends habe ich, wie Wirth glauben zu machen sucht, ihn wie ein selbstbewußtes, selbstständiges „Wesen" neben die Seele gestellt; nie habe ich „drei Geister" in den Menschen gesetzt, wie er unwahr mit dürren Worten behauptet. — Hier hat sich also Wirth einer offenbar falschen Darstellung meiner Ansicht schuldig gemacht, die nicht unabsichtlich seyn kann, da ich nicht den entferntesten Anlaß dazu gegeben habe, und ausdrücklich und oft sage, daß der Nervengeist ein „Mittel," ein Vehikel sey, ja Wirth selbst in seiner Kritik einmal (s. unten) eine Stelle aus meiner Schrift anführt, in welcher er im Tone des Vorwurfs auf einmal sehr naiv erklärt, da habe ich den Nervengeist als ein „Medium" behandelt.

Sofort wird behauptet: „ich **führe die Phänomene des Magnetismus aggregatartig und ohne alle Kritik in einer völlig verworrenen Eintheilung auf.**" Diese Verworrenheit ist jedoch einzig in Herr Wirths Kopfe daheim. Andern, vernünftigen Menschen ist

sie klar vorgekommen. Er glaube doch ja nicht, daß außer denjenigen Menschenkindern, welche Hegel und seiner Philosophie göttliche Ehre erweisen, alle Andern verworrene Köpfe seyen. — Wenn freilich, sagt Wirth sehr vornehm, die Einsicht in das Wesen des Geistes und Leibes fehlt, und nicht erkannt wird, daß jener nur das Negative des Leibes, sein eigener Reflex, das Insichzurückgehen des Leibes ist u. s. w., da bedarf es eines Vermittelnden." — Ja, allerdings, hier sitzt der Knoten; diese Einsicht fehlt mir gänzlich und noch vielen andern gescheidteren Leuten, als ich bin. Aber Herr Wirth thue doch nicht gar, als ob das Ding schon so ganz im Reinen und ausgemacht wäre, und es gar nicht anders seyn könnte, als wie er dafür hält. Dieß ist gerade unsre Differenz, und man ist nicht gleich ohne Einsicht und ein verworrener Kopf, wenn man nicht nach Wirths Theorie seine Eintheilung macht. Es würde in der That ihm besser lassen, wenn er die Ansichten Anderer, wenn sie ihm auch nicht zusagen, weniger aufgeblasen und absprechend behandelte.

Im physiologischen Problem, das Wirth nun durchnimmt, stößt er sich hauptsächlich wieder an der Befreiung des Nervengeists vom Leibe, dem doch, sagt er, gar zu viel zugemuthet sey, wenn z. B. „einerseits behauptet werde, er sey vom Körper frei, während andererseits der Magnetiseur durch ihn auf die Somnambule wirke, und der Körper der Letztern zugleich von ihm durchdrungen werde; wenn ferner in Folge dieser Befreiung das Reflektiren ein Ende habe, und durch sie die Seele zu tieferen Blicken in sich selbst und die Natur, zum Fernsehen, freieren Wirken und zu absoluter Moralität befähigt werde." — Hier zeigt sich's recht deutlich, wie oberflächlich Wirth meine Schrift gelesen hat, oder wie böslich er sie entstellt. Wo habe ich denn je gesagt, der Nervengeist werde im Somnambulismus ganz vom Körper los? Auch nicht in einer einzigen Stelle. Ueberall und namentlich auf

der Seite, welche Wirth selbst citirt (S. 31), sage ich: „je loser der Nervengeist wird," oder: bei „größerer" Befangung desselben, oder z. B. beim Heraustreten der Seele aus dem Körper: „die Seele hänge durch den Nervengeist immer noch mit dem Körper zusammen," oder: „diese Befreiung sey mehr eine Expansion der Atmosphäre der Seele," oder: „im Sterben erst löse der Nervengeist mit der Seele ganz sich ab." — So und nicht anders habe ich durchaus gesagt, und wo von Befreiung des Nervengeistes die Rede ist, will und muß ich in diesem Sinn verstanden werden. Wer anders thut, handelt böslich oder oberflächlich, oder versteht er die Sache nicht.

Daß die Reflexion im Somnambulismus aufhört, ist Erfahrungssache, und erklärt sich dadurch, daß die Gehirnnerven aufhören, thätig zu seyn, indem ein neuer Fokus fürs Seelenleben im Ganglienervensystem sich bildet. Hiezu hilft der befreite Nervenäther oder Nervengeist, den ich nun einmal mit jenen gewichtigeren Autoritäten als H. W. die seine ist, annehme, und den ich für das Vehikel der Sinneneindrücke ebensowohl, als den Träger der Gefühle und Gedanken, — kurz für jenes Vermittelnde zwischen Geist und Materie erkläre, indem ich die absurde Einheit des Leibes und des Geistes, wie sie Wirth statuirt, und welche nichts ist, als ein feiner aufgeputzter Materialismus, perhorrescire.

Diese Befreiung des Nervengeistes bewirkt, so verstanden, wie ich mich in meiner Schrift überall und hier wieder ausgesprochen, und was ich in jener erwiesen habe, die meisten außerordentlichen Erscheinungen des Somnambulismus, von denen Wirth, wie wir gesehen haben, einige, und zwar beim ersten Problem (oder Stadium) schon solche, welche in den zweiten und dritten Grad gehören, völlig heerdenweise, „aggregatartig, verworren und ohne alle Kritik" anführt. — Den gleichen Untereinander wirft mir Wirth vor, und hätte Recht, wenn seine Identität des Geistes und der Materie mein Prinzip wäre. Ich aber mußte doch wohl nach meiner, nicht nach seiner Theorie die Erscheinungen aufführen.

Wenn endlich Wirth von „absoluter Moralität" faselt, zu welcher nach mir die Somnambülen, wie er mich beschuldigen will, durch den Nervengeist befähigt werden sollen, so ist das bestimmt lächerlich. — Der Nervengeist ist, was in meiner Schrift überall zu lesen ist, nichts weiter, als der Träger der Geistes- und Seelenthätigkeiten, der unbewußte gehorsame Diener beider. Auf ihm, als auf einer Brücke, hebt sich die Seele in freiere Räume zu höherer Thätigkeit. Von ihr aber allein und ihrer Verbindung mit dem Geist hängt ihr moralischer Werth ab, nicht vom Nervengeiste, der dazu nichts beitragen kann. Der Ausdruck „absolute" Moralität ist vom Wirth völlig erfunden, und mir angedichtet. Es ist mir nie eingefallen, ihn von einer Somnambüle auszusagen, und noch viel weniger, den Nervengeist als Grund dieser absoluten Moralität zu prädiziren. Daß die Somnambülen der höchsten Stadien moralisch reiner und religiöser sind, als im wachen Zustande, ist eine Thatsache, die Niemand ansicht. Der Grund hievon aber ist nicht der Nervengeist, sondern die innigere Verbindung der Seele mit dem Geist. Hilft zu letzterer der Nervengeist in Folge seines Freierwerdens, so ist seine Wirksamkeit die untergeordnete des Meßners, der Hrn. Wirth die Kirche aufschließt, auf daß er daselbst eine schöne Predigt ablegen könne. Wie würde es ihm gefallen, wenn man da behaupten wollte, der Meßner habe ihm seine Predigt gemacht, oder nur dazu geholfen?

Nach all dieser confusen und verfälschten Aufzählung dessen, was ich alles dem Nervengeist zumuthe, kommt das klägliche Resumé, das Hr. Wirth in folgender schönen Phrase ausspricht: „Die Naivetät und völlige Bewußtlosigkeit, mit der diese handgreiflichen Widersprüche begangen werden, erklärt sich nur aus der Trübheit, in welcher sich der Geist des Verfassers bewegt, und von welcher schon die gedankenlose Trennung des Nervengeistes vom Nervenleben, wie die Behauptung von drei Geistern im Menschen ein Beweis ist." — Wer meine Schrift

aufmerksam und leidenschaftlos, also nicht wie Wirth, gelesen hat, wird diese rohe Verunglimpfung zu würdigen wissen. Er ist freilich bald mit den Leuten fertig. Wer zwischen Leib und Geist einen Unterschied und eine Vermittlung zwischen beiden statuirt, d. h. wer Wirths Theorie nicht Beifall zollt, sondern sie für mißrathen hält, der lebt in trauriger und völliger Bewußtlosigkeit. Mit dieser seiner Ansicht, die ein kleines Häuflein selbstgenügsamer kleiner Geister mit ihm theilt, stellt er sich der ganzen civilisirten Welt und den Philosophemen der größten Denker aller Zeiten frech und herausfordernd gegenüber. Welche Arroganz! Mag er seine Ansicht für sich haben, und, selbst ein Irrlicht, unter den von Hegels Urlicht angezündeten Irrlichtlein sich wichtig dünken. Dagegen hat kein Mensch etwas: man lacht darüber; nur verunglimpfe er nicht Andere, welche anderer Ansicht sind, als er!

Was die „drei Geister“ anlangt, so ist das, wie gesagt, ein Unsinn aus der Fabrik des Hrn. Wirth, den nur er mir unterschieben konnte. — Zum Ueberfluß citire ich hier noch einige Stellen aus meiner Schrift. S. 31 sage ich: der Nervengeist sey ein „Medium,“ ein „Werkzeug“ der Seele. 563: eine geistleibliche „Potenz.“ 217 heißt's: Es qualifizirt sich die allgemeine Lebenskraft noch als ein die drei Lebensgrundkräfte dirigirendes „Prinzip,“ als Nervengeist. 574 nenne ich ihn ein „Imponderabile,“ 575 einen „Stoff.“ 258 heißt er eine „Lebenskraft,“ die man durch Magnetisiren schwächen könne; 443 „Kleid und Werkzeug der Seele;“ 458 Lebenspotenz; ebenso 442. In einigen Stellen sage ich endlich, daß der Nervengeist ein Ding sey, das, wie das Licht, „reflektirt“ werde. — Nach diesem Allem frage ich, ob es nicht entweder unverzeihliche Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit, oder bösliche und absichtlich falsche Darstellung ist, wenn Wirth von „drei Geistern“ redet, die ich in den Leib hineinschiebe, und mir imputirt, ich nehme den Nervengeist, „wie die Seele“ für ein persönliches „Wesen“ und ein „Subjekt?“

Wirth nennt die Trennung des Nervengeistes vom Leibe

eine „gedankenlose;“ ich aber sage: sie wäre es, wenn sie eine solche wäre, wie sie Wirth grund- und gedankenlos behauptet, nicht wie ich sie statuire.

Weiterhin beim Abschnitt vom Sehen in den eigenen Leib erlaubt sich W. den Ausfall: „Ein sinnloses Wort ist es, daß der Nervengeist das Sehen erhelle und begleite, worin ein Sehen durch die Nerven außer dem ideellen Empfindenden in ihnen, dem Nervengeist, und dieser, der doch sonst (?) das Subjekt des Sehens seyn soll, als bloßes Medium (!) desselben gesetzt ist.“ — Hier ist's wieder recht sichtbar, wie nachlässig W. meine Schrift behandelt. Wo habe ich mit einem Worte gesagt, der Nervengeist sey das sehende Subjekt? Mit Nichten ist er das. Die Seele ist's, und er nur das Agens, das ihr sehen hilft, das ihren Blick durch seine Expansion erweitert, erhellt, begleitet. Der Nervengeist ist nirgends und nie Subjekt. Der Unsinn und die Gedankenlosigkeit ist also abermals auf Wirths Seite zu suchen und zu finden.

Von den Wahrnehmungen der Somnambülen der höchsten Grade sage ich in meiner Schrift: sie seyen sicherer, reiner, bestimmter, selbstständiger, als im wachen Zustande. Dagegen erinnert mich W. an seine §. 71 flg. beschriebenen entgegengesetzten Erfahrungen. Letztere habe auch ich gemacht: aber nur bei unvollkommen ausgebildeten Schlafwachen, von welchen hier nicht die Rede ist.

Vom Rapport sagte ich: „Wirth stelle ihn nur kurzweg als vorhanden hin, ohne ihn zu erklären.“ Dagegen verweist er mich auf seine Schrift S. 154 flg. Hier hat Hr. W. Recht. Ich hätte mich deutlicher ausdrücken und sagen sollen: „W. stellt, wenn er sich mit unläugbaren Thatsachen nicht mehr zu helfen weiß, den Rapport hin, und schiebt jene haufenweise in ihn hinein, und macht dadurch das Außerordentliche zum Unglaublichen und Unmöglichen, wie er z. B. Systeme, Theorien und ganze Schätze von Kenntnissen durch den Rapport, man weiß gar nicht wie? so vom Magnetiseur auf die Somnambüle übergehen läßt, daß diese sogar mehr weiß, und jenen Fonds noch besser

anzuwenden versteht, als er. — Nach einer solchen Aeußerung sollte doch wohl W. von gedankenlosem Schwatzen ja nichts mehr sagen. Wer kann eine solche Transplantation in Bausch und Bogen für möglich halten? Ich wiederhole, was mir W. zum Vorwurf macht, daß nur der einzelne Gedanke, den gerade der Magnetiseur denkt, übergehen, d. h. geschaut werden kann, und zwar, wie ich gezeigt habe, vermittelst des Nervengeistes. Nie wird ein ganzer Geistes- und Seelenschatz in eine Somnambüle übergehen können. — Stößt sich W. daran, daß ich aus Kerner einen Fall anführe, da die Seele in ein anderes Individuum völlig hinübertritt, so stößt das meinen Satz nicht um, wie er meint: denn auch in diesem Falle erkennt die Seele nur diejenige Thätigkeit der andern, welche gerade entwickelt wird, bemächtigt sich jedoch nicht ihrer sämmtlichen Erkenntnisse, welche nicht vorliegen, wie auf einem beschriebenen Blatt. Noch viel weniger aber wird sie durch einen solchen Uebertritt Meister der Fähigkeiten und Talente der andern Seele, also, daß sie mit denselben, als mit Werkzeugen, umgehen, und möglicherweise mit denselben noch mehr leisten könnte, als die eigentliche Besitzerin derselben. — Dieß ist eine völlig absurde Annahme, aber dennoch die Lehre Hrn. Wirths, die er mit ungebührlicher Arroganz und Unduldsamkeit vorträgt. — Worauf beruht denn aber sein Rapport? Antwort: Auf einem „Ausdünstungsexkrement, das, etwa mit der Wärme verbunden, das Band zwischen Magnetiseur und Somnambüle knüpft." In diesen Prozeß schickt er nun alle möglichen magnetischen Erscheinungen, wenn er mit dem „Allsinn" nicht mehr ausreicht, ganz willkührlich und auf's Unbegreiflichste hinein. Ich frage nun: welches Recht hat dieses Exkrement vor dem Nervengeiste voraus, daß es sich gegenüber von ihm so widerlich breit macht? Ist der Rapport etwa dadurch genügender erklärt? Gäbe ich auch zu, was ich nicht thue, daß der Nervengeist eine Hypothese sey, ist denn sein Exkrement mehr als Hypothese? Und was für eine? Es ist reine, gemeine Materie, und in dieser — der Materie — (man höre!) läßt er Gedanken nicht nur, sondern Systeme und Geistesschätze, wie durch eine

Röhre, auf die Somnambüle hinüberspazieren. Der Nervengeist tritt doch wenigstens nicht als ein so massiv plumper, sondern anständigerer und homogenerer Transporteur auf, neben dem, daß das Exkrement keine Autorität für sich hat, als Stieglitz und Wirth, während der Nervengeist, wie oben gezeigt worden ist, seit auf der Welt philosophirt wird, in Ehren gestanden ist.

Will endlich Wirth aus der von mir zugestandenen Unfähigkeit der R. O. in den „Schutzgeistern," ärztliche Verordnungen zu machen, erweisen, daß ich seine Theorie damit „auffallend bestätige," so irrt er sich sehr. R. O. ist nur eine Schwalbe, welche bekanntlich keinen Sommer macht. Es gibt Beispiele von Magnetischen genug, welche, neben dem, daß ihre Aerzte Layen in der Medizin waren, ihnen völlig unbekannte Arzneien verordnet, und damit geheilt haben. Ich selbst hatte zwei solche in den letzten zwei Jahren, welche außerordentliche Heilwirkungen durch Medikamente hervorgebracht haben, die sie nie hatten nennen hören, und die ich nie für die gegebenen, weder mir noch ihnen im Augenblick der Verordnung bekannten Fälle verordnet hätte. — Doch selbst am Baquet erfolgen dergleichen Verordnungen; wo bleibt dann der Rapport?

Das psychologische Problem beginnt mit dem Satz: „In diesem, dem zweiten, Grade tritt nach der Seherin von Prevorst der ganz innere Mensch mit Seele und Geist hervor. Entwirre ein Anderer dies Gerede!" — Dieses Geschäft wird Herrn Wirth auch kein Mensch zumuthen, weil er es doch nicht versteht.

Eine Eintheilung der diesem Grade von mir zugetheilten magnetischen Erscheinungen und ihre Ausführung nennt Wirth „Salbaderei". Als Beleg für diese freundliche Beurtheilung gibt er die Behauptung: „daß doch wohl die innere Rechnung über die Dauer der Krankheit u. s. w. den Verordnungen vorangehen müsse (!), welche schon dem ersten Grade zugetheilt seyen." — Hier stellt sich Wirth als vollkommenen Ignoranten und Salbader im Gebiete des Magnetismus dar. Hat er je selbst eine Somnambüle beobachtet? Ich kann es nicht glauben.

Weiß er denn wirklich nicht, daß die Somnambülen Verordnungen, besonders für sich, oft gleich in den ersten Krisen machen, daß diese einfach angeschaut, und ohne alle Combination gegeben werden, also die innere Rechnung, die ich in den zweiten Grad setze, etwas ganz Anderes, Höheres ist, als er dafür hält, es daher völlig unpassend wäre, sie den Verordnungen voranzustellen. Aber so geht's, wenn man über Dinge hoch herab urtheilt, die man nicht versteht: da fällt man in absurdes Geschwätze. — Was Wirth von der „Ursprache" sagt, gehört in dieselbe Kategorie. Um zu erweisen, daß die Sonnambülen zu einer solchen sich nicht erheben können, führt er in seiner Schrift zwei Fälle an, „wo zwei Magnetische zwei verschiedene sogenannte Ursprachen gesprochen haben." — Davon weiß also Wirth wieder nichts, daß die zuweilen vorkommenden eigenen Sprachen der Sonnambülen nicht die Ursprache selbst, sondern nur Annäherungsversuche an dieselbe sind, welche allerdings bei verschiedenen Subjekten verschieden ausfallen können. Habe ich in meiner Kritik der Wirth'schen Schrift nicht erwähnt, daß er jener kaum genannten zwei verschiedenen Ursprachen gedacht habe, was er mir zum Vorwurfe macht, und beifügt: „Nichterwähnung sey die leichteste Art der Widerlegung:" — so versichere ich Herrn Wirth, daß ich aus Furcht, ihn nicht widerlegen zu können, nicht davon geschwiegen habe. Noch Vieles habe ich übergangen, was zu widerlegen nicht der Mühe werth war, oder eine eigene Schrift erfordert hätte, da er nicht einmal die ersten Elemente des Magnetismus kennt und viele Thatsachen für ihn böhmische Dörfer sind.

Am Schluß dieses Problems fragt mich Wirth: „Ob denn das Leben der Phantasie im Somnambulismus seinem Werth nach ein höheres sey, als das bewußte Geisterleben?" Darauf erwiedere ich: Jedem das Seine! Im normalen Zustande ist das wache, bewußte Leben des Geistes das höchste und der Bestimmung des Menschen angemessen; im somnambülen, der nicht Regel seyn soll, sondern ein ausnahmsweiser

und krankhafter Zustand ist, ist alle innere Thätigkeit des Menschen concentrirt und darum intensiver und geschärfter. Seele und Geist sind freier. Ihre Erkenntniß ist eine unmittelbare, nicht mehr der Reflexion entsprungen, ein höheres Fühlen und Schauen, das mehr dem einseitigen Leben angehört. Es treten mithin hier Erscheinungen ein, welche darthun, daß die Seele im Somnambulismus mehr weiß und schaut, und sittlich reiner und religiöser spricht, als im Wachen. Dieß hat jedoch, da der Zustand ein transitorischer ist, der in's Tagleben nur wie eine Episode oder Anticipation eingeschoben ist, im Ganzen auf dieses und auf den wirklichen, moralisch-religiösen Werth des somnambülen Objekts keinen wesentlichen Einfluß. Der Zustand ist zufällig und durch begünstigende äußere Verhältnisse ein gesteigerter, gehobener, weshalb er für das Tagleben keinen besondern moralisch-religiösen Werth hat. Diejenige Moralität und Religiosität, welche diesen haben soll, muß im wachen Zustande durch innere und äußere Kämpfe errungen werden. — Sollte übrigens W., was aus der Form seiner Frage zu resultiren scheint, die Ansicht haben, als ob der Mensch nur im gemeinen wachen Zustande eines „bewußten" Lebens des Geistes fähig sey, während im magnetischen Schlafe die Phantasie eine herrnlose Meisterschaft führe (eine Ansicht, welche auch der ganzen Doktrin Wirth's entspricht): so gibt er damit abermals zu erkennen, daß er die höchsten Phänomene des Somnambulismus gar nicht kennt, und nicht weiß, daß in ihnen das Bewußtseyn des Geistes und der Seele die höchste mögliche Höhe im Zeitleben erreicht, ja zu einem Gottbewußtseyn sich erhebt, von welchem kein Hegelsmagister je eine Ahnung hat, obgleich sie dieses Wort freilich höchst unbefugter Weise stets im Munde führen.

Das pneumatologische Problem findet, als am wenigsten in seinen Kram taugend, auch am wenigstens Gnade vor den Augen des Herrn Kritikers Wirth. Höhnisch und gleichsam mitleidig ist die Manier, in welcher er die Erscheinungen namhaft macht, welche ich diesem Stadium untergeordnet

habe, und bricht in der Mitte schon, wie seufzend, als ob alles Weitere eine unerträgliche Aufgabe für ihn sey, die Aufzählung mit den Worten ab: „Man wird mir ein weiteres Referiren über dieses Buch gerne erlassen." — O ja, ich wenigstens erlasse es Herrn W. von Herzen gerne; nicht, als ob ich seinen Schmerz theilte, oder überhaupt irgend ein wehmüthiges Gefühl mich erfüllte, es müßte denn Mitleiden mit seiner bornirten magnetischen Ansicht seyn, sondern weil ich blutwenig Gescheidtes dabei herauskommen sehe, wenn man nicht Dünkel und grobe Absprechungen für etwas der Art halten will.

Am Schluß seiner Antikritik nimmt er mich noch ganz besonders in die Riemen, und wirft mir „unredliche" Polemik vor. Finis coronat opus. Wir wollen hören! Er sagt: „Seine Theorie werde von mir entstellt; ich lasse weg, und setze zu, wodurch der Schein eines oberflächlichen Raisonnements gegeben werde." Als Beleg hiefür führt er an: „ich behaupte, er betrachte das Fernsehen als eine der einfachsten Erscheinungen, wovon das Gegentheil der Fall sey." Hiegegen ist zu bemerken: Wirth nennt §. 76 seiner Schrift das Fernsehen ein „Fernempfinden", und erklärt das so: „Wie die Thiere niederer Classe, in denen das Ganglienleben vorherrscht, ein lebendigeres Mitgefühl für das Gesammtleben der Natur haben, als der Mensch, und namentlich der gebildete, so sinkt die Somnambüle in das thierische, das Allleben unmittelbar in nach- und mitempfindende Leben zurück." — Nach dieser Erklärung frage ich: Wo steckt hier das Höhere der Ansicht Wirths über das Fernsehen? Kann man diese Erscheinung mehr verallgemeinen, vereinfachen und erniedrigen, als er gethan hat? Den ganzen Somnambulismus nennt er ein Herabsinken zum Thier, ebenso das Fernsehen. — Dieses ist nach seinem Grundsatz das allererste und einfachste Phänomen des Magnetismus. Ich habe daher hier nur die Wahrheit gesagt.

Ferner sagt Wirth: „ich führe von seinen Gründen gegen die Möglichkeit der Reisen in andere Weltkörper einzig die innere Unmöglichkeit an, und lasse die schlagenden Widersprüche in den Aussagen der Somnambülen über ihre Anschauungen daselbst weg." — §. 98 und 99 spricht W. von diesen Reisen, und ich mag suchen, wie ich will, so finde ich keinen positiven Grund, den er gegen sie angegeben hätte, als den genannten. — Wo sind aber die schlagenden Widersprüche? Hier weiß W. keine einzige Somnambüle anzuführen, als die von Weilheim, welche in dieser Sache gar nicht als Autorität gelten kann, weil sie zu solchen Fernschauungen im Raum nicht gehörig disponirt war, weshalb sie ihre dunkeln Anschauungen mit ihrer Phantasie zu vervollständigen suchte. Aber ist das redlich von Herrn W., der wissen könnte, daß die eine Magnetische für diese, die andere für eine andere Art von Anschauungen Fähigkeit hat, wenn er nur eine solche für den vorliegenden Fall zu seiner Beweisführung ausliest, welche notorisch unfähig war? Und warum führt er nur diese eine auf, und spricht aus ihr heraus von schlagenden Widersprüchen der (?) Somnambülen unter einander? Eine andere, die der Seherin von Prevorst widerspräche, weiß er nicht zu nennen, weßhalb er den Seher Swedenborg zu Hülfe ruft, der doch wohl nicht unter die Somnambülen gehört. Andere Somnambülen widersprechen der Seherin nicht, sondern bestätigen ihre Aussagen sowohl, als ihre eigenen gegenseitig (Schutzg. S. 522 flg.). — Wie kommt's, daß Wirth davon schweigt?

Sodann wirft er mir vor: „ich sage von ihm aus, das sogenannte Leichensehen halte er nur für ein zufälliges Zusammentreffen der Phantasie mit den Erfolgen, da er doch das Gegentheil behaupte." — Das ist unwahr: denn S. 538 führe ich Wirths Worte also an: „solche Leute (die Todtengräber und dergleichen) denken viel an Todte: da trifft oft zufällig ein solcher Gedanke wirklich ein. Ist's nun das „Gegentheil", wenn W. §. 92 wirklich sagt: „Unter den vielen Todesgedanken, mit welchen

sich solche Leute tragen, mag wohl einer oder der andere zufällig mit der Wirklichkeit zusammentreffen?" Diesen Worten fügt er noch bei: „es könne dieses Leichensehen auch auf einem sympathetischen Krankheitsgefühle beruhen, so, daß die Seher die gleiche Krankheit im gleichen Organ empfinden, an welcher die Kranken leiden." Das Uebrige thut nach W. natürlich die Phantasie. — Diese Erklärung ist so lächerlich und absurd, daß ich sie absichtlich übergangen habe. Nun ich aber darüber zur Rede gestellt werde, so muß ich Folgendes darüber sagen. Es gibt Leichenseher und Seher des zweiten Gesichts, welche W. in die gleiche Classe setzt, die den Tod von Personen halbe und ganze Jahre voraus in Leichenzügen schauen; andere sehen den gewaltsamen Tod von Selbstmördern und von andern Gemordeten auf gleiche Weise, wieder andere immer die nächste Leiche, welche im Orte eintreten wird, immer voraus. Viele Seher schauen nie Leichen, sondern ganz andere Dinge, z. B. ein fernes Schiff, das dann richtig ankommt, den Besuch eines Nachbars, gebratene Fische, welche wirklich unerwartet gebracht werden, oder das Bild der künftigen Frau eines Mannes und dergleichen. Manche schauen bei Leichenzügen alle Einzelheiten, z. B. die Zahl und Farbe der Pferde, welche den Leichenwagen ziehen, die Zahl der Wachslichter beim Leichencondukt, sehen die flatternden Gewänder der ihnen bekannten Begleiter, und bestimmen daraus die Richtung und Stärke des Windes am Begräbnißtage; sie geben die Gesänge an, welche gesungen werden, und hören sie singen, wie sie sogar die Leichenreden vorher hören und ihren Text angeben. — Und Alles bis auf's Kleinste und Einzelnste sehen wir immer eintreffen. — Was soll man nun dazu sagen, wenn W. seine krankhafte Sympathie als Erklärungsgrund für diese Erscheinungen alle anführt, und sagt: „Dieses Gefühl hypostasire die Einbildungskraft in einem entsprechenden Bilde?" Nach dieser Erklärungsweise wäre der arme Todtengräber ein halbes Jahr lang vor dem Tode dessen, der sterben soll, sympathetisch mit diesem krank, ob derselbe

gleich noch ganz gesund ist. Bei Gemordeten wird er wahrscheinlich ein Gefühl von der Kugel oder dem Beil an der Stelle an seinem eigenem Leibe haben, an welchem der Gemordete getroffen werden wird, oder gar von Wasser in der Lunge, wenn der Geschaute später ertrinkt? Das wäre ein geschlagener Mann. Aber noch viel übler sind die Seher daran, welche immer die nächstfolgende Leiche sehen. Diese Unglücklichen müssen die tödtlichen Krankheiten aller Ortsbewohner nach einander durchmachen. — Herr Wirth wird fühlen, daß das eine barbarische Erklärung ist. Auch hörte man, Gottlob! noch keine Klage von solchen Sehern über Krankheitsgefühle, was doch unvermeidlich wäre, wenn W. Recht hätte. — Und wie wird es vollends, wenn W. sie nicht als Lügen abweist, mit den gebratenen Fischen, den Schiffen, Wachslichtern, Leichentexten und Bräuten zu halten seyn? In welchem Organ spürte man dergleichen Dinge voraus?

„Empört" endlich sah sich W., als er in meiner Schrift S. 450 las: „er habe es am natürlichsten gefunden, anzunehmen, die Spuckereien, welche bei der Seherin von Prevorst vorkommen, habe diese theils selbst hervorgebracht, theils vorgegeben, theils an äußere Umstände, die sie schnell und schlau benutzt habe, angeknüpft, d. h. die Frau Hauffe sey eine gemeine Betrügerin gewesen. Das aber sey Verläumdung, welche W. zur Last falle." — Diese Worte gehören mir. Ebenso sagte ich: „Wirth verunglimpfe Kerner, wenn er sage: „jener Seufzer sey gewiß so schrecklich nicht gewesen, als Kerner sage." — Ueber diese beiden Sätze fällt W. grimmig her, und ist so wüthend, daß er anfangs nicht weiß, ob er meine „intellektuelle Unfähigkeit, das somnambüle Leben zu begreifen," proklamiren, oder mich für einen „absichtlichen Betrüger" erklären solle. Für Letzteres habe er, sagt er, sich entschieden, als er gesehen habe, daß er die Seherin von absichtlichem Betrug selbst freigesprochen habe. — Zum Schluß appellirt er an's liebe Publikum, dem er versichert, „ich habe ihn verläumdet, weil

mir ein anderes Mittel nicht übrig geblieben sey, um meine verzweifelte Sache zu retten." — Wir wollen umsehen, wie sich die Sache verhält.

§. 103 — 105 sagt Wirth in seiner Schrift wörtlich Folgendes: „Wollen wir nicht Undenkbares durch Undenkbares erklären, so müssen wir bei den gewöhnlichen natürlichen Ursachen (es ist von Spuckereien die Rede) stehen bleiben. Der bei weitem größte Theil derselben scheint von der Seherin selbst hervorgebracht, andere scheinen von ihr nur vorgegeben, wieder andere, welche von äußeren, natürlichen Ursachen herrührten, scheinen von ihr schnell in ihr Phantasiebild verwoben, und zu ihrem Zwecke gedeutet worden zu seyn. Den Verdacht, daß sie von der Seherin selbst hervorgebracht worden sind, erregen die an Anzahl bedeutendsten nächtlichen Spuckereien, welche meist um die Mitternachtstunde vorfielen, während entweder nur sie, oder einige weibliche (nervenschwache) Personen im Zimmer waren. Seherin II. S. 105. 106. 108. 110. 111. 115. 117. 119. 137. 139. 182. 186 u. s. w." — Dieß sind Wirths Worte, und dieses Dutzend Spuckereien und noch andere hätte also die Seherin nach W. selbst hervorgebracht. — Nun sagt er weiter: „Werden auch hie und da scheinbare magische Wirkungen erwähnt, wobei Zeugen waren, so waren diese meist nicht in der Lage, eine genaue Erforschung der Wahrheit anstellen zu können. Kerner erzählt: „Nachts 9 Uhr warf es wie mit Sand von der Ecke des Zimmers her, während sie schlief und ich schrieb. Ich untersuchte Alles genau, fand aber nichts." Hinter dem Rücken des Beobachters fiel also die Sache vor. Ein Augenzeuge sagte mir Folgendes: „Die Seherin hatte eines Morgens gesagt, daß an diesem Tage der Geist siebenmal zu ihr kommen werde. Da werden wir's, dachten wir, doch einmal treffen, daß er kommt, während wir im Zimmer sind. Wir gingen ab und zu, und richtig jedesmal, so oft wir zurückkamen, sagte die Seherin, in unsrer Abwesenheit sey er da gewesen.

Nun wollten wir ihn mit List fangen, indem wir, wenn wir hinausgingen, in der Nähe blieben, und die Seherin uns zu rufen versprach, wenn er käme. Rief in solchen Fällen die Seherin: Jetzt! vernahmen wir, wie wir der Thüre zuliefen, an der inneren Wand ihres Zimmers ein dreimaliges lautes Klatschen, wie wenn man mit der flachen Hand an eine Wand schlägt. In's Zimmer getreten, fanden wir die Seherin in Krämpfen, weiter nichts. Uebrigens schien uns der Schall von derjenigen Wand des Zimmers der Seherin herzukommen, welche ihrem Lager gegenüber lag." (Dieser Referent Wirths ist doch in seinem „gegenüber" ehrlich. Wirth selbst aber macht hiezu die verzweifelte Bemerkung: „Der Schall, wenn er in einem geschlossenen Zimmer an der Wand hervorgebracht wird, scheint oft vermittelst seiner Fortpflanzung von einem andern Ort, als dem seiner Entstehung herzukommmen.) — Weiter lesen wir: „Zuerst trieb sie diese Spuckereien nur bei Nacht und vor nervenschwachen Frauen, nie bei Tag und vor Kerner. Endlich thut sie's auch vor ihm. Aber hier zeigt sich erst ihre Vorsicht. Sie meidet wo möglich mehrere Zeugen; wenn einer da ist, geschieht der Spuck hinter seinem Rücken." — „Den Verdacht, daß sie andere Spuckereien nur vorgegeben (also auf gemeine Weise nicht unabsichtlich betrogen!) habe, können wir aber auch nicht unterdrücken, wenn wir bedenken, daß gerade die frappantesten allein in ihrer Gegenwart vorgefallen seyn sollen." (Darunter rechnet W. die Aufhebung eines Sessels bis an die Decke des Zimmers und eines Arzneiglases vom Tische.) „Wenn wir alle diese Momente zusammen nehmen, so wird, schließt Wirth, Jedem der Gedanke sich aufdringen, daß die Seherin selbst, in der Sucht, Aufsehen zu erregen, diese Spuckereien hervorgebracht oder vorgegeben habe."

Was soll man zu diesem Allem sagen? Wenn das nicht die Beschreibung von absichtlichen Betrügereien ist, so gibt es

keine mehr in der Welt. Wenn Wirth beisetzt, jene Sucht sey bewußtlos und unwillkührlich gewesen, und S. 294: „er wolle der Seherin nicht gerade (aber ungerade?) absichtliche Betrügerei zur Last legen,“ so sind das Worte, die nichts sagen. Sagt er ja S. 291: „sie sey bei ihren Spuckereien „schlau“ und „mit großer Vorsicht“ — was mit Unwillkührlichkeit, Absichtlosigkeit, Bewußtlosigkeit nicht vereinbar ist —, zu Werke gegangen. Wer kann das zusammenreimen: bewußtloses, unwillkührliches Handeln, das zugleich schlau und mit Vorsicht einen bestimmten Zweck im Auge hat!? — So kann man offenbar nur in der „Verzweiflung“ herausreden. Kurz — Wirth behandelt die Seherin als eine gemeine Betrügerin.

Was nun Kerner und dessen Verunglimpfung betrifft, so ist eigentlich das ganze Wirth'sche Buch voll von Impertinenzen gegen ihn. Hier habe ich's jedoch nur mit obigem „Seufzer“ zu thun, von welchem W. S. 294 mit dürren Worten sagt: „In der Kerner'schen Darstellung sind einzelne Umstände in's Geisterhafte gesteigert, wie z. B. aus dem gewiß nicht so schrecklichen Seufzer der Fr. Doktorin in Kerners Erzählung „ein langes schauerliches Stöhnen“ wird.“ Zwar schildert W. unsern Kerner sonst als einen einfältigen, phantastischen Menschen, da er ihn zum „gemeinsten Aberglauben herabgesunken“ (299), und seine Ansichten für „Rester wahnwitziger Hypothesen“ erklärt (288): allein so unverschämt das ist, so rettet sich W. dadurch nicht vor der Schmach der Verläumdung, da dieses alles, wenn es auch, was es notorisch nicht ist, wahr wäre, ein falsches Referat nicht entschuldigte. Kerner hörte jenes Stöhnen, Wirth nicht. Jener referirte, wie er es hörte, und hat das begründete Recht zu fordern, daß man glaube, er gebe die Thatsachen, wie sie vor ihm sich zugetragen haben. Kommt nun Wirth und ruft aus: „Das wird gewiß nicht so gewesen seyn!“ ohne einen andern Grund anzugeben, als daß Kerner eben nicht so referire, wie es Wirth beliebe, so ist das ohne weiteres eine freche Beschuldigung.

Hiemit schließe ich diese Rüge der mißrathenen Antikritik des Hrn. Wirth, und appellire, wie er, an's Publikum, dem ich ruhig die Entscheidung darüber überlasse, ob meinem Gegner ein solches insolentes Kritikastern Ehre bringe, so wie, ob ich, „um eine verzweifelte Sache zu retten, zu dem Mittel der Verläumdung gegriffen habe."

W.

---

werden könne, wie aus dem Seelenschatz; es wird ihm daher eine freundliche Aufnahme nicht fehlen.

Stuttgart. **Buchhandlung von C. F. Etzel.**

Bei A. Liesching und Comp. sind erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Zeugnisse evangelischer Wahrheit,

eine Sammlung christlicher Predigten nnd Reden, in Verbindung mit andern Predigern herausgegeben

von

Dr. Chr. Fr. Schmid und Wilhelm Hofacker.

Erster und zweiter Jahrgang. Preis pro Jahrg. fl. 2. 24 kr. rhein. oder Rthlr. 1. 12 gr. preuß. Ct.

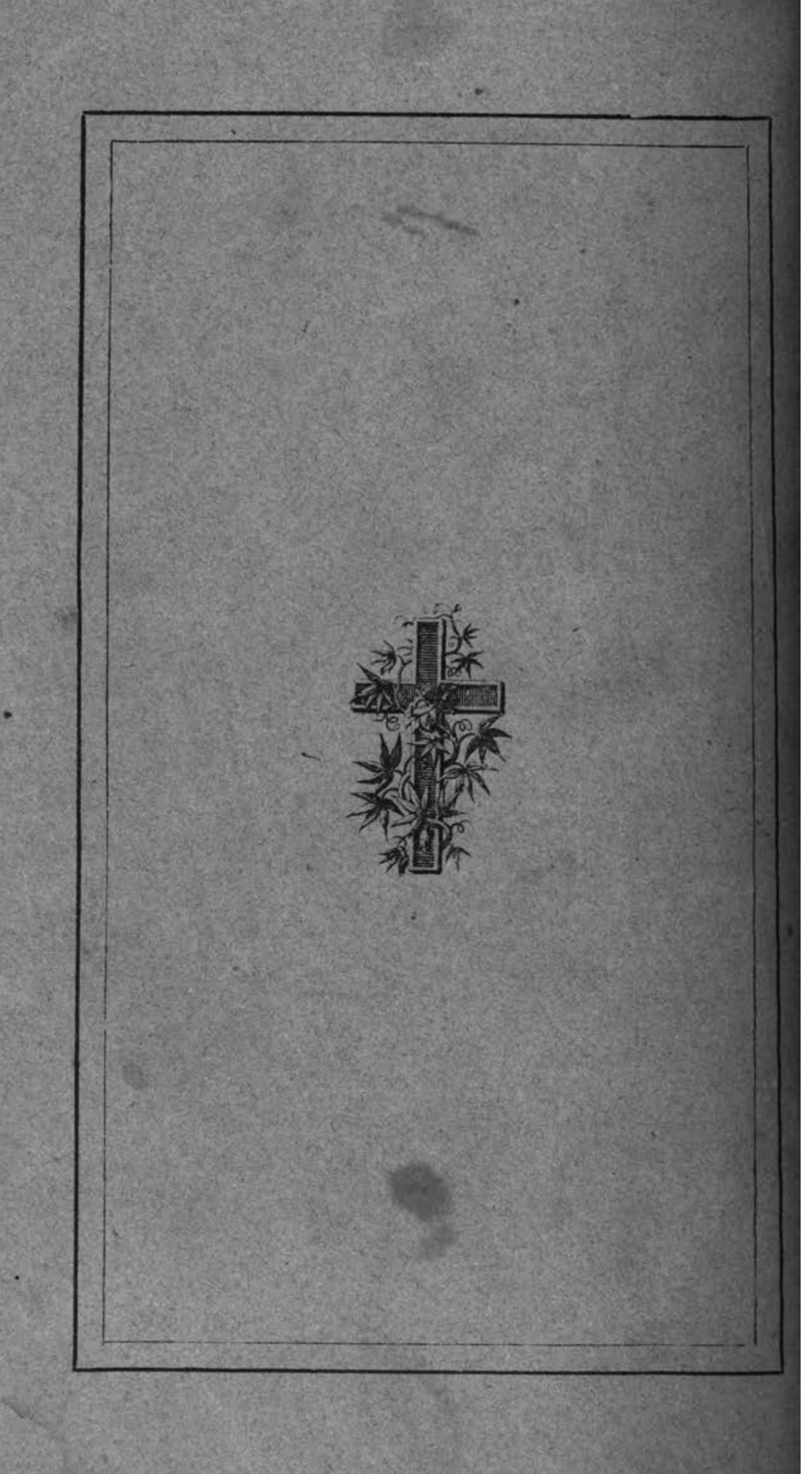
NB. Jeder Jahrgang wird besonders abgegeben.

Unter allen Sammlungen von Predigten ist dieses Werk — darüber ist nur Eine Stimme — die köstlichste Gabe. Wo, wie in unserer Zeit die Sehnsucht nach einem festen und gültigen Grunde so kräftig sich ausspricht, hat sich von jeher die Hinweisung auf das lautere göttliche Wort als das ächte Heilmittel bewährt, und wirklich gibt auch die täglich steigende Verbreitung dieses Werkes lautes Zeugniß dafür, daß Glaubensstärkung suchende Christen dasselbe als einen reichen Schatz häuslicher Erbauung, und evangelische Prediger nicht minder es als ein Muster tief eindringender Textesbehandlung und warmer christlicher Beredtsamkeit verehren.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Täglicher Wandel des Christen, der immer das Eine, was Noth ist, vor Augen hat. Eine Anleitung zum thätigen Christenthum und als Mitgabe für das ganze Leben der confirmirten Jugend geweiht. Zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach. kl. 8. Pr. 4 gr. oder 15 kr., gut geb. 5 gr. od. 20 kr.

Die Anlage des Büchleins ist einfach. Es wird in Fragen das tägliche Leben eines Christen von früh Morgens bis zum späten Abend durchgegangen und auf die mannigfaltigen Verhältnisse und Berührungen, in die jeder Mensch in der Regel kommt, Rücksicht genommen. Die Fragen werden in kurzen, einfachen Sätzen nach und mit den Aussprüchen des göttlichen Wortes beantwortet, und dabei zugleich Altes und Neues aus dem Liederschatze der christlichen Kirche zur Ermunterung und Erquickung dargeboten. Was gesagt ist, ist verständlich für Jedermann, der verstehen will; und wer diesem Wegweiser durch's Leben folgt, wird nicht fehlgehen."



Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Zweiter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1841.

Literarischer Anzeiger. Nro. 2.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Johann August Donndorff

über

Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen, Geduld.

Dritte verbesserte Auflage, in saubern Umschlag broschirt. Preis 20 Sgr. oder 25 Sgr.

Es ist dies Buch, wegen seines trefflichen Inhalts, mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen worden, und kann mit Recht Jedermann empfohlen werden.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist erschienen:

Saamenkörner des Gebets. Ein Taschenbüchlein für die Kinder der Kirche, für Jung und Alt. 12. 155 S. Preis 12 kr. oder 3 gr. Gut gebunden 16. kr. oder 4 gr.

Die christliche Lehre von der Versöhnung und Erlösung, in zwölf Predigten dargestellt von Lorenz Kraußold, evangelischem Pfarrer zu Fürth. 1841. 8. VIII und 142 S. Preis 54 kr. oder 12 gr.

Wir glauben diese aus einem seelsorgerlichen Bedürfnisse hervorgegangenen Predigten des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, in welchen derselbe die protestantische kirchliche Lehre in ihrer Uebereinstimmung mit der h. Schrift auf eine dem Bedürfnisse des Herzens wie dem in Demuth forschenden Geiste genügende Weise darzustellen versucht hat, nicht allein Geistlichen, sondern Jedem, der über die wichtigsten Heilswahrheiten eine klare und gründliche Belehrung sucht, empfehlen zu dürfen.

Bei Aug. Recknagel in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kanne, J. A., **Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe.** 3 Theile. 2te Auflage. Nürnb. 1836. fl. 3. 36 kr.

Allen Gläubigen und Glaubensfähigen wird hierin durch vielfache Beispiele klar und deutlich vor Augen gestellt, was ein ernstes, stilles Gebet vermag, und wie wunderbar und wirksam sich Christus auch in neuerer Zeit, im äußerlichen wie im innerlichen Leben, einem Jeden, der mit unerschütterlichem Glauben Ihm vertraute, geoffenbaret hat, wie Er Bedrängte aus ihren Drangsalen errettet, wie Er Kranke geheilet und Dürftige erhalten und gesegnet hat. Wer nun diese Beispiele mit einem gläubigen Herzen durchliest und denselben nachkommt, wird gewiß in jeder Lage und zu jeder Zeit Beruhigung, Stärkung und Trost finden.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1841.

Druck (auf einer Schnellpresse) von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Zur Eschatologie. Erster Artikel	153
" Zweiter Artikel	163
Taubstummheit durch Magnetismus geheilt	172
Taubstummheit eines sich in magnetischem Zustand befundenen Knabens und dessen Selbstheilung	176
Paskal's dämonisch-magnetisches Leiden	187
Herr Professor Dr. Weiße über Geistererscheinungen . .	191
Geistergeschichte von Dublin	199
Eine ältere Erscheinungsgeschichte	211
Die nächtliche Prozession	215
Ein sonderbares Gesicht	217
Todesanzeige durch Ruf	218
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens	222
Eine Spuckgeschichte vom Jahre 1757	267
Thierseelenkunde	269
Noch Einiges über die französische Seherin Lenormande .	275
Die vier wahnsinnigen Brüder	280

Zur Eschatologie.

Erster Artikel.

Es ist ein Büchlein erschienen, betitelt: „Eschatologie oder die Lehre von den letzten Dingen. (Tod, Jenseits, Wiederkunft Christi, Auferstehung, Gericht, Vollendung der Welt.) Mit besonderer Rücksicht auf die eben gangbare Lehre von dem Hades und der Wiederbringung der Dinge. Von Dr. de Valenti. Bern und Basel 1840." — Der Verfasser unterscheidet richtig den Scheol des alten Testaments, als einen Sammelplatz der Seelen, von Grab und Verwesung, will dagegen den Hades im neuen Testament, oder „den Hades der protestantischen Mystiker, als einen jenseiten Buß- und Bekehrungsort," nicht anerkennen. Davon sagt er (S. 19): „Diese Lehre ist im Grunde nichts als das alte katholische Fegfeuer in einer etwas feinern, folglich täuschendern Gestalt. Als solche ist sie auch, wie das katholische Purgatorium, mit einer äußerst feinen und gefährlichen Werkheiligkeit verbunden, welche dem Sterbenden allen kräftigen Trost entreißt, den falschbekehrten Frommen eine wahre Bekehrung unmöglich macht, also der Freudigkeit des Glaubens und der wahren Heiligung gleich stark entgegenarbeitet, die protestantische Kernlehre von der Rechtfertigung auf eine feine aber höchst gefährliche Weise untergräbt, und also dem Pabst und seiner römischen Abgötterei in der protestantischen Kirche wieder Macht und Einfluß verschafft." — Er erkennt nur einen Zustand der Seligen und der Unseligen; im A. Test. gehen die Seelen der verstorbenen Heiligen in den Scheol, als „eine schauerliche, eben so schmerz- als freudenlose Stille und Ruhe unter den Gräbern," im Innern der Erde, oder „als ein

süßer, erquicklicher Seelenschlaf, dessen Störung schmerzlich ist" (wie bei Samuel); die Seelen der alttestamentlichen Gottlosen fahren in das „Gefängniß." Die neutestamentlichen Heiligen gelangen nach dem Tode in den Schoos Abrahams, als einen Freudenort, die Gottlosen in den Hades des reichen Mannes; wobei denn Lazarus und der reiche Mann als neutestamentliche Personen betrachtet werden, letzterer nicht nur als ein Verächter, Moses und der Propheten, sondern sogar des Evangeliums; denn, heißt es: „da der Heiland bereits erschienen war, so war auch mit Ihm die Gnadenzeit des neuen Bundes bereits angebrochen." — Das alte Gefängniß der Seelen, nämlich der Scheol, soll aber durch den Tod und die Himmelfahrt des Herrn aufgehoben worden seyn, worauf schon Ps. 68, 19 hindeute.

Wir wollen nicht untersuchen, ob der arme Lazarus und der reiche Mann wirkliche einzelne historische Personen gewesen sind, oder, wie bei andern Parabeln, blose Idealbilder im Munde des Herrn, wozu die Originale nicht fehlten. Dagegen herrscht bei dem Verfasser eine offenbare Unklarheit der Begriffe. Wir fragen gleich vornherein: Steht ein Verächter des Evangeliums auch heute subjectiv im neuen oder noch im alten Testament? Ohne Zweifel das letztere; er steht in der alten Natur, folglich noch unter dem Gesetz, folglich muß für ihn nach dem Tode ein alttestamentlicher Scheol und ein Gefängniß vorhanden seyn. Nirgends ist gesagt, daß der alte Scheol gänzlich aufgehoben sey, wohl aber eine Befreiung aus demselben geschehen. Scheol und Hades sind ganz einerlei, umfassen aber so mancherlei Bedeutungen, als Stufen darin sind. Bald bezeichnen sie blos den Ort und Zustand der Abgeschiedenen überhaupt, bald die tiefere Hölle oder den Ort der Qual.

Daß der Hades „der protestantischen Mystiker," wie ihn der Verfasser nennt, das alte, katholische Fegfeuer in einer feinern, d. i. nach Anleitung der heiligen Schrift geläuterten Gestalt ist, soll nicht widersprochen werden; denn nicht das

Dogma vom Purgatorium, sondern dessen Entstellung und Mißbrauch war zu unterdrücken; wohl aber wird widersprochen, daß diese Gestalt täuschend, daß sie mit einer äußerst feinen und gefährlichen Werkheiligkeit verbunden ist, und wie die gräulichen Beschuldigungen weiter lauten. Es fehlt hiezu jeder Beweis, auch selbst jede modivirte Angabe; wenn aber der Verfasser auf die „protestantische Lehre von der Rechtfertigung," nämlich durch den Glauben, den Nachdruck legt, so können ihm viele Beispiele von Erscheinungen sündiger, daher unseliger Seelen aus dem Hades den Beweis liefern, daß ihnen nicht durch ihr oder ihrer Helfer Werkverdienst geholfen worden, wenn es geschehen ist, sondern dadurch, daß der Glaube an das allgenugsame Mittlerverdienst des Heilands in ihnen angezündet und sie belehrt worden sind, bei ihm allein Gnade und Erlösung zu suchen. Waren noch andere Dinge damit verbunden, war etwas, dessen Erinnerung ihre Ruhe störte, gut zu machen, z. B. gestohlenes Geld zu erstatten u. dgl., so war es recht, solches nicht zu verabsäumen, wie denn ein lebender Dieb sich nicht wohl der Absolution getrösten kann, wenn er den gestohlenen Thaler in der Tasche behält. Es ist keine falsche Werkheiligkeit, wenn man den angerichteten Schaden nach Möglichkeit ersetzt, sondern eine Bedingniß der Begnadigung; sonst hätte der Herr dem Oberzöllner Zachäus verweisen müssen, daß er vierfältig wiedergeben wollte (Luc. 19). Was soll also die feine, gefährliche Werkheiligkeit heißen? Die ganze Invective ist unverständlich.

Der Verfasser sagt zwar von dem Beweis für die Unsterblichkeit aus Geistererscheinungen (S. 26): „Allerdings ein unsicherer Beweis, welcher oft in überspannten Nerven seine Ursache hat, und auf welche Niemand weniger als ein ächter Philosoph einen Werth zu legen hat." Er verwirft sie aber doch nicht völlig, wie aus dem Wörtlein oft und unten noch deutlicher hervorgeht, und was er sich unter einem ächten Philosophen denkt, möchte nicht geeignet seyn, sie zu verdächtigen. Auch hier läßt er rathen, was er sagen will.

Sehr irre ist er, wenn er meint, daß die Lehre vom Hades dem Pabst, und, wie er sich etwas stark ausdrückt, seiner römischen Abgötterei, in der protestantischen Kirche wieder Macht und Einfluß verschaffe. Man möchte wohl nachgewiesen sehen, wo dieses geschehen wäre. Die „protestantischen Mystiker" hängen fest an der „protestantischen Kernlehre," auch bei den Geistererscheinungen, wie so eben gezeigt worden ist, und uns ist keiner bekannt, welcher geneigt wäre, römisch zu werden, wenn er auch der römischen Kirche Manches einräumen sollte, worin sie recht hat.

So manches Gute das Büchlein wohl sonst enthält, so ist doch der Verfasser auch in andern als den schon erwähnten Stücken, indem er Irrthümer zu berichtigen meint, keineswegs umsichtig in seinem Urtheil. So will er (S. 34) nicht gelten lassen, daß unter der Herrschaft des künftigen Antichrists noch schwere Verfolgungen zu erwarten seyen, vielmehr werde allgemeines Wohlleben und Sicherheit seyn; allein eben das Auftreten des Menschen der Sünde ist das Unerwartete, was zwischen diese Sicherheit hereinfällt und die Wiederkunft des Herrn als Vorbote verkündigt, bis diese, abermals unerwartet, in die sicher gewordene antichristische Welt wie ein Blitz herniederleuchtet. So hält er ferner die zwei wunderthätigen Zeugen, als Personen gedacht, für einen Irrthum, gesteht zwar nicht zu wissen, wer sie sind, vermuthet aber, daß sie den alten und neuen Protestantismus, d. h. vor und nach der Reformation, bedeute. Diese Auslegung ist eben so wunderlich, als die uns einst vorgekommene, nämlich daß die zwei Zeugen, das alte und das neue Testament, seyn sollen. Man lese doch das 11. Kapitel der Apokalypse, und frage sich, wie dessen Inhalt sich zum alten und neuen Protestantismus reimt.

Zu der Wiederbringung der Dinge rechnet der Verfasser (S. 49), sonderbar genug, die ewige d. i. endlose Verdammniß oder den andern Tod, und nennt die Lehre von einer hypothetischen Ewigkeit der Höllenstrafen, oder die absolute

Wiederbringung aller Dinge, eine Verkehrung und Verfälschung dieser Lehre. Wir haben nicht Lust, über diesen geheimnißvollen, allerdings des Mißbrauchs fähigen Gegenstand mit ihm zu streiten, versichern ihn aber, daß die von ihm angeführten Gründe widerlegbar sind. Er ist auch hier schroff und absprechend, indem er sagt, daß die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung ein sicheres Kennzeichen eines eingetretenen Verderbens in Lehre und Leben sey — und dergleichen mehr. Wie viel weiser wäre es doch, solche Dinge dem Allwissenden anheimzustellen!

In einem zweiten Theil, enthaltend „Abhandlungen vermischten Inhalts, das Jenseits betreffend,“ redet er unter anderm „von dem ewigen Loose nicht christlicher Völker nach dem Tode,“ und nimmt für sie noch eine jenseitige Bekehrung und Begnadigung an, daher auch die (Petrinische) Predigt des Evangeliums unter den Todten. Wohlan, ist nun für sie der Scheol aufgehoben? oder wo sind sie als im Hades? Warum aber von dieser Predigt, Bekehrung und Begnadigung diejenigen Christen ausgeschlossen seyn sollen, welche diesseits das wahre Evangelium nicht vernommen haben, oder welche es vernommen, aber dennoch nicht besser als die blinden Heiden gelebt haben — wobei denn die gar mannigfache Verschiedenheit im Glauben, Sinn und Wandel zu bedenken ist — hievon läßt sich kein Grund finden. Man nehme einen tugendhaften aber selbstgerechten Getauften, welcher durch seine Werke vor Gott gerecht und selig zu werden hofft, dem die Lehre von der Seligkeit durch das Verdienst Christi mehr denn zweifelhaft war, der sie systematisch und seiner Meinung nach weislich bei Seite schob. Dieser Mensch ist also nach dem Tode für ewig verloren, der Qual und dem andern Tode verfallen, während ein lasterhafter Maulchrist, der sich ohne wahres Bußgefühl an das Kreuz klammert, von den Engeln unmittelbar getragen wird in Abrahams Schoos? Sollte nicht jenem Tugendhelden eine Schule der Demüthigung bevorstehen, wie allen tugendstolzen Heiden, worin er mit ihnen erkennen muß, daß außer

Christo kein Heil ist? Jedenfalls eine harte und langwierige Schule!

Der Verfasser hat aber den Geistererscheinungen ein besonderes Kapitel gewidmet (S. 77), worin er die Möglichkeit derselben auch nach der heiligen Schrift anerkennt, aber nicht geschlossen haben will, „daß die Angaben solcher Geister, welche die Fürbitte der Lebenden suchen und denselben eine wirksame Kraft zuschreiben, gegründet seyen." Zuerst frage es sich, ob solche Geister wirklich abgeschiedene Menschenseelen und nicht vielmehr lügenhafte Dämonen, nämlich Teufel seyen. Sodann könnten sie wohl Werkzeuge satanischer Bosheit, höllischer List seyn. „Ist demnach," sagt er, (S. 79) „die Lehre von der Bekehrung der Geister im Hades blos auf die Aussagen unseliger Geister selbst gegründet, so trägt schon der Ursprung dieser Lehre ihren teuflischen Charakter an der Stirne. Denn wahrlich, es ist dem Fürsten der Finsterniß ganz angemessen, daß er die Genossen seiner Verdammniß gern dazu gebrauchen werde, um sowohl durch besessene Menschen, als auch in der Gestalt von Geistererscheinungen, den so tief eingewurzelten Aberglauben eines jenseitigen Reinigungsorts zu bestärken und zu verbreiten." Ferner (S. 80): „Alles was demnach von dergleichen Geschichten vorkömmt, ist als ein lügenhaftes Gaukelspiel böser Geister zu betrachten, welche durch solche Aeffereien selbst redliche, wahrheitsliebende Seelen an einer gründlichen und wahren Bekehrung hindern." — Die Autorität frommer Geisterseher müsse vor der heiligen Schrift eben so gut als das Zeugniß eines Geistes oder Engels in Nichts verfließen, Gal. 1, 7—9. Ihre Zeugnisse müßten als anmaßliche Ergänzungen oder Auslegungen der Schrift verworfen werden, seyen als Schlacken des alten, natürlichen Menschen zu betrachten, der mit seiner noch nicht gebrochenen Eigenheit dem Feinde für seine argen Gaukeleien und Trügereien als Spielball dient." Wolle man sich auf menschliche Autoritäten berufen, so werde man die des Dr. Luther anerkennen müssen, welcher bei den vor der Reformation häufigen

Erscheinungen von Höllengeistern, welche von ihren zurückgebliebenen Verwandten Seelenmessen verlangt, über dieses Satansspiel gespottet habe, und für einen angeblich bußfertigen Geist eine Absolutionsformel gegeben — die wir zur Ehre Luthers nicht wiederholen wollen. „Hierauf," heißt es, „schließt Luther sein Gutachten mit dem Bemerken, daß man auch an dieser und ähnlichen Geschichten die List des Satans erkennen könne, und wie er unerschöpflich an Erfindungen höllischer Lügen sey, damit nur der Fortgang des Evangelii aufgehalten werde" — und wird hinzugesetzt: „Was würde der theure Mann Gottes sagen, wenn er dergleichen Gräuelgeschichten von Dämonenbekehrungen erlebt hätte, wie wir sie jetzt so keck und unverschämt in allerlei Büchern öffentlich als Bekehrungsmittel für die unglaubige Welt aufgestellt sehen, gleich als wäre kein Mensch mehr in der protestantischen Christenheit zu finden, der dergleichen schändlichen, die Gemeinde der Glaubigen entehrenden und ärgernden Teufelsspuck und alte Philistergräuel zu strafen verstünde?" — Da ist denn freilich Hr. Dr. d. V. als Zuchtmeister vorhanden, und ist wenigstens nicht schonend in Worten gegen Dinge, die über seinen Gesichtskreis gehen. Luther's Erfahrungen möchten uns eine Autorität seyn, sein Urtheil kann das unsrige nicht binden, außer sofern es sich etwa auf einen und den andern pfäffischen Betrug seiner Zeit bezieht. Der Verfasser fügt aber selbst zwei wahre Geschichten hinzu, woraus die Schädlichkeit der Lehre vom Hades erhellen soll, und wovon wir die zweite, als die kürzere, hier mittheilen.

„Eine glaubige Tochter kam wegen der lebensgefährlichen Krankheit eines geliebten, aber noch unbekehrten Vaters in große Noth. Je näher sein Ende kam, desto heißer wurde ihr Gebet für den Sterbenden. Der Gedanke an eine jenseitige Bekehrung trat ihr zwar als ein falschtröstender Versucher mehrmals hindernd in den Weg; allein sie kannte zum Glück den Seelenfeind, wies den Lügner ab, und fuhr im eifrigen Gebet fort. Dieses Flehen wurde auch zuletzt noch erhört.

Der Sterbende legte kurz vor seinem Ende noch ein rührendes Sündenbekenntniß, so wie auch das Zeugniß seines Glaubens an Christum ab. — Wie nun? Hätte die eifrige Beterin mit dem wurmstichigen Glauben an die jenseitige Bekehrung im Hades einen solchen Sieg erringen können? O! welchen unberechenbaren Schaden richtet daher diese heillose Irrlehre an! Muß sie nicht alle entscheidende Fürbitten, so wie alle ernste Ermahnungen und Bußpredigten, gerade da, wo sie am nöthigsten sind, im Keime ersticken?!"

So weit die Geschichte. Wir antworten: wenn diese glaubige Tochter gut unterrichtet war, so konnte sie sich unmöglich von dem Gedanken einer jenseitigen Bekehrung an der Fürbitte für ihren Vater hindern lassen. Sie hätte dann gewußt, daß die jenseitige Bekehrung weit schwieriger und selbst ungewisser ist, als die diesseitige, und wäre nur um so eifriger im Gebet gewesen, daher denn diese „heillose Irrlehre" nicht den mindesten Schaden angerichtet haben würde. Der Verfasser hat in der That die Theorie dieser Lehre gar nicht begriffen, und spricht von etwas ganz Anderm, als wovon die Rede ist. Er will dann lieber (S. 85) den Scheintod für den bequemen Zustand und das Mittel der Bekehrung annehmen. Er will gleichwohl auch die Fürbitte für die Todten, wenigstens als Trost für die Betenden selbst, ohne das Mährchen vom Hades zulassen, wie denn auch Luther sie nicht verbiete. Wozu nun die Fürbitte, wenn kein Hades, wenn keine Rettung jenseits mehr möglich ist? Wie kann man einen so leeren Trost gutheißen?

In einem dritten Theil werden Bibelstellen angeführt und geprüft, „welche zu Gunsten verschiedener Irrlehren, die letzten Dinge betreffend, verdreht und mißbraucht werden." Da erscheint denn wieder das katholische Fegfeuer, sodann die Hadeslehre protestantischer Mystiker, als eine „seelengefährliche, alles wahre göttliche Leben an der Wurzel verletzende Irrlehre" — oh!

Der Verfasser meint wohl, das Dogma heiße: Sey

unbekümmert um gründliche Buße und Bekehrung, dazu ist's im Jenseits Zeit, dort geschieht deine Wiedergeburt u. s. w. — Doch er ist in seiner vermeinten Orthodoxie so festgerannt, daß es schwer seyn mag, ihn in Freiheit zu setzen, und seinen feurigen Eifer gegen die angeblichen Irrlehren, welche schon längst weise Männer zu ihrer Ansicht gemacht haben, abzukühlen. Die Predigt des Evangeliums an die Todten wird denn hier blos bei Christi Höllenfahrt zugegeben, aber als fortwährend geläugnet, nur für die frommen Heiden noch eine schwache Hoffnung hierin übrig gelassen. Wir könnten hierüber einen grammatisch-exegetischen Streit mit dem Verfasser erheben, unterlassen es aber aus obigem und aus eben demselben Grunde, weßwegen er (S. 120) solche Geheimlehren nicht öffentlich will ausgeschrien haben. Nur besinne er sich wohl, wenn er (ebendas.) sagt: „Ein Zeichen, daß die erwähnten sogenannten Geheimlehren seelengefährliche Irrthümer sind, ist unter Anderm auch dieses, daß alle Welt dieselben glaubt, und daß sie also blos die Ansichten und Urtheile des natürlichen, unbekehrten Menschen darstellen, wie seine verfinsterte und verderbte Vernunft sich dieselben von dem Jenseits bildet" — denn diese Behauptung ist nicht wahr; und auf der folgenden Seite: „Eben so zeugt gegen diese Irrthümer die Bitterkeit, womit die Erfinder und Bekenner derselben oft gegen diejenigen losgehen, welche dieselben nach Pflicht und Gewissen verwerfen müssen" — denn Hr. Dr. v. V. hat in dieser Schrift sich so bitter und heftig benommen, als kein Bekenner der fraglichen Geheimlehren. Alles, woran er nicht glaubt, muß eine satanische Irrlehre, Teufelstrug u. dgl. heißen, und er weiß nicht, wie nahe seine Gesinnung dem unfehlbaren Römerthum steht, gegen das er so arg ergrimmt ist, als gegen die harmlosen protestantischen Mystiker, die ihre Meinung vertheidigen.

Noch kommt ein vierter Theil hinzu: von der Ekstase, eine Abhandlung, die wir wenigstens theilweise schon in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung gelesen zu haben glauben,

und worin unter manchen guten Bemerkungen und Warnungen doch immer der zornige Widerspruch gegen die bestrittenen Lehren hervortritt. So wird die Regel gegeben (S. 142): „Alle Weissagungen und Visionen, welche von einer jenseitigen Bekehrung im Hades, oder gar einer einstigen Bekehrung des Teufels und der Verdammten handeln, sind demnach gleich von vorn herein als Fallstricke des Teufels zu betrachten, womit er auch manche redliche Seele an einer wahren Bekehrung zu hindern sucht."

Möchte doch der Verfasser lediglich bei denjenigen Heilswahrheiten bleiben, welche ihm einleuchten, und sich nicht in eine verketzernde Polemik versteigen, die ihn bald reuen könnte, und wofür sein Urtheil mit nichten reif ist. Der Unterzeichnete, gegen den sein Richterschwert, wenn auch ohne seinen Namen zu nennen, mit gekehrt ist, versichert ihn, daß ihm nicht davor graut, und daß er ihm von seiner Seite alles Heil wünscht.

J. F. v. Meyer.

Zur Eschatologie.

Zweiter Artikel.

Das theologische Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung vom 9. Nov. 1840. Nr. 135 liefert eine Recension vom 1. und 2. Hefte unseres Magikons, für die wir sehr dankbar sind. Wie aber dem Hrn. Dr. de Valenti, was aus vorigem Aufsatze zu ersehen ist, die Existenz eines Hades ein Gräuel ist, so spricht sich auch der verehrte Herr Verfasser jener Recension wenigstens gegen die Annahme eines Mittelzustandes der Frommen zwischen Tod und Auferstehung sehr aus.

Er schließt die Recension mit den Worten:

„Wie unbefangen forschend, wie ernst und belehrend auch Hr. Kerner und seine Gehülfen im Magikon das große Geheimniß des höhern Geisterreiches durch ihre Forschungen belauschen und durchspähen, — mögen sie uns nur gönnen, was unserer Vernunft einleuchtet, unserem Herzen wohlthut, uns tröstet am Grabe der Geliebten und uns selbst einst die große Veränderung, das letzte Stündlein noch angenehm und freudenreich machen soll."

Das ist nun gewiß ein sehr schönes Verlangen, dem wir gerne nachkommen möchten. Die Natur aber reicht oft anscheinend sehr bittere Kelche (wie der Arzt dem Kranken, aber auch wie der nur in guter Absicht), die uns oft gar nicht angenehm und freudenreich hienieden erscheinen.

Einzig auf dem Wege der Naturforschung, weder durch die Offenbarung noch durch die Theologie, fand ich die Existenz eines sogenannten Mittelzustandes nach dem Tode als wirklich vorhanden. Thut solches nun menschlichen Herzen,

wie sie nun sind und nur immer sogleich das Süßeste haben wollen, nicht wohl, macht es ihnen das letzte Stündlein nicht angenehm und freudenreich, so bin ich darüber nicht anzuklagen; es ist so und ich machte es nicht, und es ist in guter Absicht so, die nur begriffen und nicht verkannt werden muß. Ich wiederhole, was ich schon oft sagte: die Raupe wird nicht sogleich zum Schmetterlinge (und im Raupenzustande sind wir Alle hienieden); sie hat nach ihrem Ersterben noch einen andern Zustand durchzumachen, den der Puppe, einen Zustand der Abgeschlossenheit und des Sichselbstanheimgestelltseyns, in welchem sich erst in ihr die Flügel zum Schmetterlinge entfalten.

Sieh' die Raup' in ihrer Puppe
Stillem, dunklem Schattenreich,
Nun getrennt von den Genossen,
Einzig in sich selbst verschlossen,
Tod nicht, ob begraben gleich.

Schaut nicht mehr den Thau der Triften
Ist der Blüth' und Kräuter baar,
Gänzlich nun sich selbst gegeben,
Trägt sie das vergangne Leben
In sich als ein Pünktchen klar.

Und in solcher stiller Klause
Streift sich ab ihr Erdgewand,
Reifen ihr die bunten Schwingen,
Die sie einst als Psyche bringen
Himmelwärts aus düstrem Land.

Sieh' die Raup' in ihrer Puppe!
Glaube: daß auch dich der Tod
Einst nicht trägt mit Blitzes Schnelle —
Ist dein Inneres noch so helle —
In ein ew'ges Morgenroth.

Werden diese Naturerkenntnisse und Naturwahrheiten in die Theologie hineingezogen, so kommen sie allerdings aus meinem Kreise: denn ich besitze kein theologisches Wissen und ich würde, ich sage es offen, spräche auch die gelehrte

Theologie ganz gegen das, was ich nun einmal als Naturwahrheit auf dem Wege der Naturforschung erkannt, mich dennoch daran nicht irre machen lassen. Es ist aber dem nicht so, auch die gelehrte Theologie spricht für diese Naturwahrheit.

Zur Belehrung und zur Beruhigung des Herrn Dr. de Valenti und des verehrten Herrn Verfassers jener Recension des Magikons im Kirchenblatte, möge hier stehen, was ein sehr tüchtiger Theologe erörterte, theologisch bestätigend die Naturwahrheit eines Mittelzustandes nach dem Tode, selbst für die Frommen. Es werden aus solcher Erörterung dieselben und die mit ihnen Gleichdenkenden auch ersehen, daß ein solcher Zustand gerade nicht so verzweiflungsvoll, das letzte Stündlein gerade nicht so verbitternd seyn möchte, wie sie es meinen.

In der Zeitschrift für Theologie nämlich erörtert Hr. Prof. Dr. Kern die christliche Eschatologie und schreibt dann bei dem Artikel: „Die Zurückführung Aller zu Gott", also:

„Fassen wir zuerst die im bewußten Widerstreite gegen den Ruf Christi Gestorbenen — die unglaubig Gestorbenen — für sich, ohne Rücksicht auf diejenigen, die nichts von Christus in diesem Erdenleben vernahmen, ins Auge.

Ist eine ewige Verdammniß derselben ein in der That vollziehbarer Gedanke? So fern wir blos auf die Verdammten selbst Rücksicht nehmen, ohne Bezug auf die Seligkeit der Glaubigen, so ist doch vor Allem anzuerkennen, daß die Verdammniß nur so lange dauern kann, als die Sünde dauert; und nur so lange ist auch die Strafe in Angemessenheit an die göttliche Gerechtigkeit. Sollte nun die Verdammniß gleichmäßig fortdauern? Allein schon für das Gefühl der Unseligkeit wird vorausgesetzt, theils daß die Fähigkeit für das Gefühl vorhanden sey, theils daß die Seligkeit irgendwie im Bewußtseyn nachgebildet werde, weil im Zustande absoluter Verstockung auch kein Gefühl der Unseligkeit. Wie nun jene Nachbildung der Seligkeit in dem dieser fähigen Gefühle bereits ein gewisses Gegengewicht gegen die Verdammniß

bildet, so daß der Begriff absoluter Verdammniß schon nicht mehr rein herauskommt: so hat die Nachbildung der Seligkeit selbst im Bewußtseyn diejenige bessere Regung im Gewissen, ohne welche jene Nachbildung nicht möglich wäre, zur weiteren Voraussetzung, d. h. nur sofern der Gemüthszustand bereits im Uebergang zum Besserwerden begriffen ist, findet auch die als solche gefühlte Verdammniß statt. Ist es aber so, so ist eben damit auch die Verdammniß selbst schon im Uebergang zu ihrer Ueberwindung begriffen. Dieß stellt sich noch mehr ins Licht, wenn bedacht wird, daß die Qual der Verdammung doch vorzugsweise nur eine innere seyn, d. h. in Gewissensbissen bestehen kann. Wo aber das Gewissen bis zu dieser Peinigung desselben erwacht ist, da ist der Zustand der Verstockung bereits überwunden; und die so durch ihr Gewissen Beunruhigten sind bereits besser, als sie in dem Zustande waren, für welchen sie gestraft werden. Wie nun in dem erwachten Gewissen bei aller Unlust, die dasselbe in sich hat, doch auch eine Selbstbilligung über das Erwachtseyn des Gewissens, mithin ein der Unseligkeit gegenübertretendes Lustgefühl stattfindet: so ist hinwiederum in der Regung des erwachten Gewissens auch bereits sowohl ein Anknüpfungspunkt für die den Sünder suchende Gnade Gottes, als die Vorbereitung der aus innerer Selbstbestimmung hervorgehenden Bekehrung.

Betrachten wir hierauf die Verdammniß in Bezug auf die ewige Seligkeit. Wenn die Verdammniß eine ewige, endlose Höllenstrafe wäre, so ließe sich die ewige Seligkeit nicht als eine reine Seligkeit denken, d. h. ihr Begriff höbe sich von selbst auf. Denn wenn auch geschieden von den Verdammten, würden die Seligen doch immer Kenntniß von der Unseligkeit der Verdammten haben; diese aber könnte, trotz aller Einsicht in die göttliche Vollkommenheit, namentlich die Gerechtigkeit, wegen der Identität der menschlichen Natur, vermöge welcher sich Jeder auch in den der gleichen Natur theilhaftigen Brüdern seiner selbst bewußt ist, nicht ohne

Mitgefühl seyn; und zwar müßte das Mitgefühl durch den Gedanken der nie aufhörenden Strafe etwas besonders Peinliches bekommen; und dieß um so mehr bei der Rückerinnerung an den eigenen noch unwiedergeborenen Zustand, und bei der damit verbundenen Ueberzeugung, daß der alte Mensch in der eigenen Person nur durch die Gnade überwunden wurde. Dagegen verliert das Mitgefühl seinen Stachel, sobald es den Gedanken der dereinstigen Versöhnung auch der jetzt Verdammten zur Seite hat.

Läßt sich somit die Verdammniß nicht wohl als eine niemals aufhörende betrachten, so ist dagegen die dereinstige Versöhnung der Unglaubigen und im Unglauben Verdammten, — welche es also doch nur temporär sind, — und die Einführung auch derjenigen Menschen, welche in diesem Erdenleben gar nichts von Christus vernahmen, in sein Reich der Seligkeit als etwas Nothwendiges zu begreifen, aus denselben Gründen, aus welchen auch die Prädestinationslehre sich consequent nur als Theorie des absoluten Universalismus, worin die einseitigen Gegensätze des absoluten Partikularismus der calvinisch-reformirten Lehre und des bedingten Universalismus der lutherischen Lehre aufgehoben sind, durchführen läßt. Die Absolutheit des göttlichen Willens, der zugleich schlechthin ein Wille der auf alle Menschen sich erstreckenden heiligen Liebe Gottes ist, — der Begriff der Schöpfung des Menschengeschlechts, welcher die vollständige Verwirklichung ihres Endzwecks in sich schließt, weßwegen eben auch in der Schöpfung schon die Erlösung mitgesetzt ist, — die schlechterdings nur als absolute Kräftigkeit zu begreifende Wirksamkeit des Erlösers Christus, so weit sich erstreckend, als sein Alle umfassender Wille, — die siegende Macht der Gnade, die sich um so viel stärker zeigt, als die Sünde, — der richtige Begriff des Bösen als des sich in sich selbst Aufhebenden und Zerstörenden, — alles dieses begründet nothwendig die Ueberzeugung von einer dereinstigen allgemeinen Versöhnung der Menschen mit Gott, und von ihrer seligen Vereinigung

mit Gott. Nicht als müßte den Nichtwollenden mit physischem Zwang und mit Aufhebung ihrer Freiheit die Seligkeit aufgenöthigt werden. Die Seligkeit entspricht vielmehr immer nur der Bekehrung, und die Bekehrung erfolgt nicht ohne die innere Selbstbestimmung. Allein wie in der Wiedergeburt eines Jeden, der bereits im Glauben in die Gemeinschaft des Erlösers eingetreten ist, die Gnade den Widerstand des alten Menschen überwand, und dem Willen die Richtung auf Gott gab, so daß er sich nun aus sich selbst für Gott entschied: so muß die Gnade zuletzt in Jedem, wenn er auch noch so lange unglaubig blieb, und noch so lange von Christus abgewendet und der Verdammniß anheimgefallen, als die jeden Widerstand, allerdings auf sittliche Weise, überwindende Macht sich bewähren: so daß sich in Jedem zuletzt auch der Wille für die sich ihm mittheilende Gnade empfänglich zeigt, und hiernach sich thätig erweist. Aber da alle Begnadigung, alle Versöhnung und Erlösung nur in Christo erfolgt, vermöge der eigenthümlichen Dignität seiner Person und Wirksamkeit, in ihrem Verhältniß zum gesammten Menschengeschlechte, so muß in dem jenseitigen Zustande, der für die auch nach dem Tode noch persönlich Fortdauernden stattfindet, durch die göttliche Anordnung die Veranstaltung getroffen seyn, um die hier noch nicht glaubig Gewordenen zum Glauben und in die Seligkeit, deren sie nur als die Glaubigen theilhaftig seyn können, zu führen. Hierdurch sind wir auf die Anerkennung des Zwischenzustandes zwischen dem Tod und der Verwirklichung der ewigen Seligkeit geführt.

Dieser Zwischenzustand muß in Bezug auf die noch nicht zum Glauben gekommenen Menschen zwar einerseits als der Zustand der Unseligkeit im Bewußtseyn des Ausgeschlossenseyns aus der Gemeinschaft des Erlösers, und sofern als Strafe für diejenigen, denen ihr Gewissen ihre Verwerfung als die Selbstverschuldete zurechnet, begriffen werden; andererseits jedoch eben so sehr auch als Zustand der durch die

göttliche Gnade den Sündern zugeführten Wirksamkeit des Erlösers, die sich an ihnen, mittelst des Trostes der Vergebung für den Reumüthigen, zur Bewirkung des Glaubens und der Bekehrung, und somit für die Befähigung für die Aufnahme in das göttliche Reich und für die Seligkeit offenbart.

Aber auch für die im Glauben und in der Lebensgemeinschaft mit Christus Gestorbenen ist jener Zwischenzustand nicht ohne Bedeutung. Denn da in diesem Leben bei keinem die Nachwirkungen der Sünde aufgehoben sind, sondern die Sünde immer nur im Verschwinden begriffen ist: so muß es auch für diese jenseits einen Reinigungs- und Läuterungszustand geben, in welchem der Prozeß der Entsündigung sich vollendet. Das Sündhafte im Menschen nämlich muß absolut aufgehoben werden; in diesem Negativen ist Vollendung Abschluß; aber das Positive der Vollendung ist, wie der Apostel sagt, die Verklärung ins Bild Christi von einer Klarheit zur andern, ein unendlicher Verklärungsprozeß. Die Verklärung aber richtet sich vom Geiste aus auch auf den Leib, und so ist sie Auferstehung.

Nachdem sich uns schon ergeben hat, wie die Auferstehung nicht gedacht werden könne, so ist hier nachzuweisen, wie sie zu begreifen sey, indem der Begriff sich anschließen muß an die über die Leiblichkeit in ihrem Verhältnisse zum Geiste angestellte Untersuchung. Der Geist ist nie ohne Leib, in keiner Periode des menschlichen Daseyns; Geist und Leib gehört zusammen, unzertrennlich, als Innerliches und Aeußerliches eines und desselben menschlichen Wesens. Aber die Beziehung zwischen Geist und Leib kann eine verschiedene seyn in den verschiedenen Perioden des Daseyns. Und sie ist es. In dem gegenwärtigen Erdenleben überwiegt offenbar, wenn wir die Menschheit nach der großen Masse der Menschen schätzen, die Richtung des Lebens nach außen, und der Geist selbst wird daher mehr nach außen, als nach innen, gezogen; eben darum muß in diesem Zustande der Geist sich mehr oder minder unterordnen der Leiblichkeit, und schmerzlich muß er so oft seine Abhängigkeit vom Leibe fühlen.

So ist also der relative Gegensatz nach der einen Seite hin hervorgetreten. Nothwendig muß er nun zunächst hierauf, gemäß dem Gesetze aller Lebensentwicklung, nach der andern Seite hin hervortreten. Die Richtung des menschlichen Wesens nach Innen muß jetzt die überwiegende werden; die Leiblichkeit mithin zurücktreten gegen das Wirken des Geistes in seiner innerlichen Thätigkeit: so daß auch die menschliche Gemeinschaft, wenn gleich nicht überhaupt unterbrocheu, doch keineswegs diejenige Lebendigkeit hat, welche auf eine enschiedenere Richtung nach außen sich gründet. Dieß ist die Eigenthümlichkeit des Zwischenzustandes, von welchem zuvor geredet worden.

Aber nicht in den Gegensätzen kann die Entwicklung befangen bleiben, sie schreitet nothwendig fort zur Ueberwindung der Gegensätze; und in der vermittelten Einheit stellt sich das höhere Leben her. Dieß geschieht dadurch, daß Geist und Leib in das gleiche Verhältniß zu einander tritt; daß das Gleichgewicht in der Richtung nach innen und nach außen sich herstellt; der Leib zum freiesten Organ für den Geist wird, der Geist in seiner Vertiefung in sich selbst durch den Leib selber gefördert wird. Dieß wird verwirklicht in der jenen Zwischenzustand beendigten Auferstehung. Die Auferstehung ist diejenige Verklärung des, vermöge der Nothwendigkeit der Leiblichkeit, mit dem Geiste unzertrennlich vereinigten Leibes, welche, wenn das menschliche Wesen, nachdem es sich im zweiten Stadium der Entwicklung überwiegend verinnerlicht hatte, nun wieder zu seiner Richtung nach außen sich zurückwendet, von dem in seiner Verinnerlichung verklärten Geiste an den zu ihm gehörigen Leib sich mittheilt, und den so verklärten Leib zu dem dem Geiste vollkommen entsprechenden Organe macht. So ist die Auferstehung der Uebergang in die freieste Thätigkeit des Menschen nach innen sowohl, als nach außen; aber weil nun eben auch die ganze lebendige Wirksamkeit nach außen hergestellt ist: so ist die Auferstehung der Uebergang in die vollkommenste Gemeinschaft

der Menschen untereinander. Ist nun die Auferstehung so zu begreifen, so kann sie auch nur als der Uebergang in die zu ihrer Vollendung sich gestaltende ewige Seligkeit gedacht werden; und nur in wem, frei geworden von der Sünde und von der Unseligkeit des Schuldgefühls, der geistige Verklärungsprozeß sich verwirklicht, der wird auch der Auferstehung theilhaftig. So lange den in der Sünde Beharrenden die Selbstsucht innerlich verfinstert: so lange dauert auch der auf die Züchtigung und auf die Besserung gerichtete Zwischenzustand; so lange erfolgt auch die Auferstehung nicht.

Aber was ist denn das Prinzip jener innerlichen Verklärung des menschlichen Geistes, die sich hierauf bei der Auferstehung auch an den menschlichen Leib mittheilt? es ist der heil. Geist, der als der Geist Christi in der Einheit mit dem menschlichen Geiste, in welche er in der Wiedergeburt schon eingegangen, bestimmend auf das menschliche Leben wirkt, und durch Vermittlung der menschlichen Selbstthätigkeit den menschlichen Geist durchläutert und verklärt, und hierauf vom Geiste aus auch die Verklärung des Leibes bedingt: so daß der Auferstehungsleib in Wahrheit ein σωμα πνευματικὸν, d. i. ein vom πνευμα durchdrungener Leib ist." —

Obgleich ich in den Kreis des Magikons theologische Erörterungen nur ungern ziehe, finde ich mich doch oft dazu genöthiget; nur muß ich mich dann immer bescheiden, selbst stille seyn und hier im theologischen Fache Erfahrenere für mich sprechen lassen, was auch bei einem unten abgedruckten Aufsatze „über Geistererscheinungen", der diesen Gegenstand auch hauptsächlich vom theologischen Gesichtspunkte aus erfaßt, der Fall ist.

K.

Taubstummheit durch Magnetismus geheilt.

Hierüber befindet sich eine Nachricht im Magikon II. Seite 88.

Daselbst ist gesagt: daß der Baron Potet (Dupotet) die Pariser Akademie aufgefordert habe, sein Verfahren, Taubstumme durch Magnetismus zu heilen, zu untersuchen, daß diese dazu eine Commission ernannt, auf deren Ausspruch man sehr begierig seye.

Das Morgenblatt vom 29. Juni 1841 gibt uns nun das Resultat dieser Untersuchung in einem Aufsatze von dem thierischen Magnetismus in Frankreich.

Den Standpunkt, auf dem diese Akademie den Erscheinungen des Magnetismus gegenübersteht, bezeichnet der Verfasser jenes Aufsatzes ganz richtig, wenn er sagt: die Akademien, als Vertreter der Wissenschaft, halten sich dort verpflichtet, etwas abzuweisen, was die Kreise empirischer Naturforschung ärgerlich verwirrt, was ihrem Schema organischer Nerventhätigkeit, namentlich ihren Begriffen von Gehirn- und Nervenverrichtung geradezu widerspricht.

Das Unsinnige ist diesen Leuten gleich das Unsinnliche. Gegenwärtig werden wieder häufiger, als seit einiger Zeit, von den Akademien Commissionen ernannt, um, meist auf Verlangen des Magnetiseurs, Somnambüle zu untersuchen, um endlich einmal dahinterzukommen, was es denn eigentlich ist, daß seit einem halben Jahrhundert, mitten in der hellsten Aufklärung, so viele respektable Leute zu Narren macht. Nach der Ansicht dieser Herren scheint vorerst Alles darauf anzukommen, ob die Somnambülen wirklich mit verbundenen Augen lesen können oder nicht, und bei jenen

Prüfungen handelt es sich daher größtentheils davon, dieses große Kunststück zu constratiren.

(Man suche, was wir über diese Meinung in Frankreich und das Verfahren hiebei in unsrem Aufsatze: „Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube, in Hinsicht einer fehlgeschlagenen, öffentlichen Probe zu Paris." Magikon I. S. 221. gesagt haben.)

„Es ist komisch, wie die Commissäre immer ganz so ängstlich darauf aus sind, bei den Somnambülen nichts zu finden, was der Rede werth wäre, als die alten Ketzerrichter es waren, die Hexen zum Geständniß zu bringen. Kurz, die Akademien haben eine gewaltige Scheu vor einem Ding, das, dem Romantismus ähnlich, nur viel unheimlicher, die Harmonie des klassischen Wissens bedroht."

Auf der andern Seite aber bemerkt der Verfasser dieses Aufsatzes eben so richtig: daß während die französische Wissenschaft den Magnetismus von der Thüre jagt, er dort rohen Empirikern und Charlatans in die Hände fällt, und er zum Wahrsagen und Mediciniren mißhandelt wird. Am Ende seines Aufsatzes geht der Verfasser auf das Resultat der Prüfung der Baron Duzotetschen Entdeckung und Behauptung über und erzählt also:

„Ein bekannter Magnetiseur, der Baron Duzotet, machte vor einigen Monaten der Akademie die Anzeige, er habe mittelst magnetischer Behandlung taubstummgeborene Kinder geheilt. Zur Bekräftigung dieses Wunders stellte er ein Kind vor, dem er durch Manipulation Gehör und Sprache gegeben haben wollte. Dieß machte bedeutendes Aufsehen in der „Welt," und die Akademie ernannte eine Wunderprüfungscommission, an deren Spitze der Physiolog Magendi, ein tüchtiger Realist, stand. Dieser berichtete am verflossenen 14. Juni über das, was er in mehreren Monaten in dieser Sache beobachtete. Vor Allem begnügte man sich nicht mit dem vorgelegten Fall, bei dem der ursprüngliche Thatbestand nicht zu ermitteln war; die Commission verlangte natürlich,

daß die Heilversuche an andern Taubstummen widerholt würden und man übergab dem Magnetiseur drei Kinder aus dem Pariser Taubstummenhause.

Die Behandlung wurde begonnen und die erforderliche Zeit fortgesetzt.

Bei Prüfung des Erfolges sagt Magendi (gewiß nur halb befriedigend) zeigte es sich, daß die Kinder gerade um so viel mehr hörten und besser sprachen, als man auch durch die gewöhnliche Methode zu Wege bringt, indem man den Keim des Gehörs und der Sprache, der niemals ganz fehlt, so wenig entwickelt er auch seyn mag, durch eigene Kunstgriffe gymnastisch anregt; das heißt, jene taubstummen Kinder konnten, wie alle, die im oben erwähnten Sinne unterrichtet werden, gewisse Töne vernehmen, gewisse Töne aussprechen.

Dieses Ergebniß ist lediglich kein Wunder, (warum spricht denn Hr. Magendi hier von Wunder? dieß Ergebniß auf magnetischem Wege wäre auch kein Wunder, wie die Erscheinungen des Magnetismus so wenig Wunder [dieß Wort im eigentlichen Sinne genommen] sind, als alle andere Naturerscheinungen). Dieß Ereigniß ist etwas längst Bekanntes, durch zahlreiche Fälle belegtes, und es brauchte nicht als Erfolg einer neuen Methode ausgeschrieen zu werden. Der Magnetismus, wenn er wirklich angewendet wird, ist dabei um nichts wirksamer, als die sinnreiche Gymnastik der gewissenhaften Männer, welche sich dem Unterricht dieser Unglücklichen widmen? —

Dieß mag wohl seyn, der Bericht hat aber eine auffallende Lücke. Es ist nicht gesagt, ob dieses unbedeutende Resultat dennoch nur durch magnetische Behandlung erzielt worden. Verhielt es sich so, so wäre es wissenschaftlich immerhin von Bedeutung, und die Akademie dürfte es wohl der Mühe werth halten, die Thatsache einzuregistriren. Wir sind allerdings überzeugt, daß der Magnetiseur sich nicht gescheut hat, auch die gewöhnlichen Erziehungsmittel zu Hülfe

zu nehmen. (?) Aber warum hat die Commission diesen Punkt nicht in's Reine gebracht? Wäre es vielleicht geschehen, weil sie fürchtete, wenn sie den Magnetiseur streng beobachtete, eine entschiedene, wenn auch nicht bedeutende Wirkung des Magnetismus anerkennen zu müssen? Aus Magendi's eigenen Worten geht hervor, daß die Kur nicht überwacht worden ist; wie weit man Taubstumme auf gewöhnlichem Wege bringen kann, das wußte er doch zum voraus; es handelte sich davon, zu ermitteln, ob bei diesem angeborenen Mangel der Magnetismus als solcher irgend etwas vermöge, und so wird schwerlich zu leugnen seyn, daß die Commission, absichtlich oder nicht, ihre Aufgabe sehr schlecht gelöst hat.

Taubstummheit eines sich in magnetischem Zustand befundenen Knabens und dessen Selbstheilung.

H. H., geboren den 25. Mai 1829, war immer ein etwas zartes Kind, derselbe wurde deßwegen nicht früh zum Lernen angehalten, und auch später um so weniger angestrengt, als eine Entwicklungskrankheit seines ältern Bruders dem frühen Anfang des Lernens und der Anstrengung durch dasselbe zugeschrieben werden wollte.

Die Krankheit des Bruders dauerte — jedoch mit Unterbrechungen — nur 2 Jahre, und zwar im Alter von 9 bis 11 Jahren, und war ähnlicher Art, wie die hienach beschriebene, nur zum Theil in andern Formen, doch endigte sie auch mit einer Art somnambülischem Schlaf ohne Anwendung des Magnetisirens; in diesem Schlaf hat er das Flußbad als Mittel zur Genesung bezeichnet, welches auch seine Gesundheit bald wieder herstellte. Das Turnen stärkte dann später den Körper so, daß sich in späteren Jahren keine Spur mehr von der Krankheit zeigte und er bedeutende körperliche und geistige Anstrengung ertragen konnte, und jetzt ein kräftiger, junger Mann ist.

Hermann fuhr im Wachsthum bis in sein achtes Jahr auf gewöhnliche Weise fort und machte die Kinderkrankheiten, ohne besondere Zufälle, durch, in diesem Alter aber, im Jahr 1837, steigerte sich sein Wachsthum zusehends und auf Kosten seiner Gesundheit, er wurde daher mit seiner Mutter, welche wegen ihrer eigenen Gesundheit das Liebenzeller Bad gebrauchte, dahin genommen, wo er Morgens warme Milch trank, in der Woche einigemal badete, hauptsächlich aber sich viel im Walde aufhielt.

Zusehends wurde er gestärkter, er badete nach seiner Rückkehr noch im Neckar und besuchte seine Classe wieder.

Bis zum August 1838 blieb er wohl und besuchte das Gymnasium.

Leicht lernte er rechnen und schreiben, weniger gut konnte er auswendig lernen, und für Sprachen, namentlich das Lateinische, hatte er keinen Sinn, wie er überhaupt nie große Freude am Lesen hatte.

Seine Sprache war immer etwas stotternd, jedoch zuweilen mehr, zuweilen beinahe unmerklich und nur auffallend, wenn er in Eifer kam und etwas mit Lebhaftigkeit bestreiten oder erklären wollte.

Im Monat August 1838 erkrankte er mit Leibschmerzen und Diarrhoe, welche längere Zeit anhielt und wobei er sehr geschwächt wurde. Oefters blutete er aus der Nase, und kleine Diätüberschreitungen, so wie Erkältungen zogen leicht ein Erbrechen nach sich, welches durch seine Hartnäckigkeit Besorgnisse erregen mußte. Der Arzt linderte zwar durch beruhigende Mittel, mußte aber erklären, das Meiste der Zeit überlassen zu müssen. — Es konnte nicht lange zweifelhaft seyn, daß es Entwicklungskrankheit sey, und bald stellten sich Krämpfe nnd Zittern der Glieder ein.

Er wurde zwar bald wieder hergestellt, daß er Haus-Unterricht nehmen und später auch die Classe besuchen konnte, doch blieb er geschwächt, und von Zeit zu Zeit zeigten sich seine Nerven mehr gereizt und leidend. — Die Krämpfe setzten sich oft auf einzelne Theile des Körpers, daß er tageweise nicht laufen, nicht reden, nicht hören und einigemal auch nicht sehen konnte, indem er nicht im Stande war, die Augen zu öffnen. Später setzte sich der Krampf so in dem Halse fest, daß er mehrere Stunden, oft beinahe einen Tag, nichts hinunterschlucken konnte. Um die Sprache wieder frei zu machen, verlangte er mehrmals starken Wein, für das Unvermögen im Schlucken Meerrettig ꝛc. und meistens trat darauf der gewünschte Erfolg ein.

In den Krämpfen, wenn er sich bäumte, drückte er ein rothgefärbtes, kristallenes Trinkglas auf den Magen, und er wurde beruhigt, doch nicht gleich anfangs, sondern erst, wenn das Bäumen eingetreten war und er das Glas dann verlangte.

Im Sommer 1839 wollte man ihm wieder zur Stärkung den Aufenthalt auf dem Schwarzwald verschaffen, man wählte Wildbad, welches seiner Mutter das Jahr zuvor gute Dienste gethan hatte, und welches sie, da sie den Sohn nicht allein lassen wollte, zugleich benützte. Er selbst badete nur einmal in dem kühlsten Bade, dasselbe hatte aber keinen guten Einfluß, sondern regte ihn zu sehr auf.

Er hielt sich dagegen viel im Freien, oft im Walde auf, und sichtbar stärkte ihn dieser Aufenthalt, so daß im Wildbad selbst nur selten von obigen Zufällen noch einige eintraten und das Spätjahr gut vorbeiging, so daß er wieder lernen und die Classe besuchen konnte.

Ende Decembers zeigten sich wieder seine Anfälle, und im Januar 1840 wurden die Krämpfe so heftig, daß sie ihn in die Höhe warfen. Wenn er sie kommen fühlte, legte er sich auf ein Kissen auf den Boden, der Körper bäumte sich, daß für seinen Rückgrad befürchtet wurde, auch schlegelte er zuweilen mit Händen und Füßen. Gegen das Verstummen wurde er einigemal durch ein Blättchen Silber und Zink galvanisirt, was auch den Erfolg hatte, daß er wieder redete.

Nachdem ein Knabe der Schwester seiner Mutter von gleichem Alter, welcher gleichartige Leiden hatte, die sich besonders durch Schwäche in den Füßen äußerten, welche ihm öfters die Kraft ganz versagten, das Bad in der Sulz und dem Neckar in Cannstadt, ohne sichtbaren Erfolg gebraucht hatte, nach einer sympathetischen Cur — verbunden mit dem Gebrauch eines Pulvers des Afterarztes — genesen war, wurden auch die Aeltern veranlaßt, denselben Mann zu Rathe zu ziehen.

Die schriftliche Antwort des Mannes bewies, daß er den Zustand richtig aufgefaßt hatte, und aus Erfahrung an

anderen kannte. Er sandte ein kleines, stark riechendes Päckchen zum Umhängen und ein Kräuter-Pulver, mit der Versicherung, daß solches aus ganz unschädlichen, krampfstillenden Kräutern bestehe.

So wenig die Aeltern auf dergleichen Mittel hielten, glaubten sie doch nach dem Vorgange bei dem andern Knaben, zu ihrer Beruhigung solches versuchen zu sollen.

Das Päckchen wurde am Neumond im Januar 1840 umgehängt, nach 4 Wochen vor Sonnenaufgang unter einen Holderbusch vergraben und mit einem andern ersetzt, welches nach 4 Wochen wieder vergraben und ersetzt wurde. Das dritte Päckchen behielt er bis zum Neckarbad, wo er es dann abwarf und fortschwimmen ließ. Das Pulver wurde täglich 3 Mal genommen.

Nach der Voraussage des Gebers wurden bei jedem Umhängen die Krämpfe einige Tage wieder stärker, verminderten sich aber dann schnell und hörten nach und nach auf, so daß bei dem dritten Umhängen sie eigentlich schon vorher ganz aufgehört hatten.

Sichtbar hatte das Pulver eine beruhigende Wirkung im Allgemeinen auf den Körper. Das Baden im Neckar wurde so lange möglich fortgesetzt, und der Knabe erstarkte dabei, so daß er auch größere Fußtouren ohne Anstrengung machen konnte, z. B. einmal nach Böblingen und Ende Augusts nach Tübingen, von da nach Niedernau und zurück. Letztere Reise war schon längst sein Wunsch, und auf die unterwegs mehrmals wiederholte Frage, ob es ihm nicht sauer geschehe, und er nicht lieber fahren wolle, damit die Anstrengung seine alten Leiden nicht wieder aufrege, erklärte er bestimmt, das Laufen schade ihm nicht, und vor einem halben Jahr stellen sich seine Krämpfe gewiß nicht wieder ein.

Den Sommer über hatte er des Tages eine bis zwei Stunden Privat-Unterricht, nach den Herbstferien wollte er das Gymnasium wieder besuchen, und bereitete sich eifrig dazu vor, indem er Declinationen und Conjugationen repetirte.

Vom Herbst an besuchte er das Gymnasium in einer Classe, in welche er seinem Alter nach schon das Jahr zuvor hätte kommen sollen; der Lehrer wurde von seinen Umständen unterrichtet und gebeten, besondere Rücksicht darauf zu nehmen. Anfänglich fiel das Nachholen der Formen und Worte dem Knaben schwer, da die andern Knaben solche schon mehr inne hatten, bald aber ging es etwas besser, und er ambitionirte sich, mit der Classe fortzukommen, weßwegen er oft gegen den Willen und ohne Wissen der Eltern noch spät in der Nacht und früh Morgens lernte. Auf diese Anstrengung stellte sich zuweilen Kopfweh ein, welches er anfänglich verhehlte, um nicht von der Classe abgehalten zu werden. Sobald bemerkt wurde, daß der Kopfschmerz sich wiederholte, wurde ein Theil der Stunden in der Classe ausgesetzt, aber auch bei weniger Anstrengung wurde er nach und nach stiller und weniger lebhaft, und Ende Februars, also nach der Zeit, welche er im August des vorigen Jahres als freibleibend angegeben hatte, stellten sich alle früheren Zufälle, besonders die Krämpfe, wieder ein, vorzüglich aber war der Hals ergriffen, indem er öfter und länger nicht schlucken und nicht reden konnte, auch mußte er im Anfange wegen anhaltenden Erbrechens und Fiebers das Bett hüten. Der Arzt versuchte mehrere Mittel, wodurch er zwar so weit gebracht wurde, daß das Fieber wich, aber auf die andern Zustände wirkten sie nicht, welches der Knabe auch erklärte. Am wohlthuendsten gegen die Anstrengungen des Rückens war ihm das Einreiben desselben mit einem Oele. Auch das Umhängen des sympathetischen Mittels und das frühere Pulver wirkten nichts.

Zu dem Paroxismus der Krämpfe gesellte sich nun eine Art Schlaf, in dem er das umgehängte Päckchen abnahm und so weit möglich wegwarf. Im wachen Zustand verlangte er es wieder, ließ es aber dann auf den Rath oder vielmehr mit Zustimmung der Eltern weg, da er glaubte, dieses Mittel, wie das Pulver, helfen nicht mehr. — Die Sprache und das Gehör verfiel am 5. März Abends und

kam bis zu dem hienach beschriebenen Momente (am 1. Juni) nicht wieder.

Nachdem er einigemal in einem halbwachen Zustand eine Hand von einer neben ihm sitzenden Person auf seine Stirne gelegt und bedeutet hatte, daß ihm dieß wohl thue, nahm er die Hände seiner Mutter und führte solche mehrmals von der Stirne über die Arme herab bis zu seinen Fingerspitzen. Der Arzt vermuthete, er wolle magnetisirt werden, zeigte die Manipulation, und der Knabe bejahte freudig, dieß habe er gewollt, und somit wurde nach und nach das Magnetisiren eingeleitet, welches ihn beruhigte. Er verfiel nun regelmäßig täglich vier- bis fünfmal in den magnetischen Schlaf, in welchem er von seiner Mutter gestrichen werden mußte. Die Zeiten regelten sich, und wenn zufällig die Mutter nicht parat war, kam er in einen Zustand der höchsten Spannung, so daß er nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, im Schlaf fortzurennen, um sie zu suchen. Bei einer Störung im Streichen ꝛc. mußte wieder auf's Neue angefangen werden, die Zahl der Striche bezeichnete er durch Aufhebung der Finger.

Um die Mutter zu schonen, ließ er sich einen Tag von dem Vater streichen, die Einwirkung war ihm aber zu stark und besonders schadete, daß er die Zeiten des Schlafs nach der Anwesenheit des Vaters richten und verändern mußte. — Von einem Oheim, der einige Tage auf Besuch war, nahm er das Streichen gerne an und fühlte sich behaglich darauf. — Das schon früher öfters gebrauchte gefärbte Trinkglas nahm er im magnetischen Schlafe in die Hand, stellte es zwischen die Füße und ließ sich darein Ringe der Mutter, ihre Armspange und Uhren, zuweilen auch andere Kleinigkeiten von Metall geben, spielte mit denselben, ließ eine Uhr repetiren, welches er denn zuweilen hörte, steckte die Ringe an seine Finger und erwachte dann. Oefters machte er eine Uhr auf und schrieb nachher, er habe an den Rädern gesehen, was geschehen sey oder geschehen solle, doch nur in Beziehung auf ihn.

Als der Vater einen Brief erhielt, über dessen Inhalt derselbe mit der Mutter und den ältern Geschwistern in einem andern Zimmer sprach, und dann beantwortete, fragte er nach dem Namen des Schreibers und wußte den Inhalt des Briefs und der Antwort, nur den Namen des Schreibers habe er noch nicht in seinem Glas und der Uhr ersehen können.

In der Zeichensprache war er sehr erfinderisch; wo diese nicht reichte, verkehrte er schriftlich, wozu er immer eine Schiefer- oder Schreibtafel bei der Hand hatte.

Von Zeit zu Zeit schloß er sich ein, nahm sein Glas, Uhren, Ringe und mehrere im Zimmer befindliche metallene Gegenstände, z. B. Briefbeschwerer, Leuchter, auch zwei chinesische Porzellainfiguren mit sich, stellte sie zusammen auf einen Tisch und schrieb nachher, er habe mit seinen Metallen eine Sitzung gehalten und sich über seinen Zustand berathen; dabei schrieb er in ein kleines Heft auf, wie oft er schlafen und wie viele Striche er erhalten müsse.

In einer Zeit, in welcher er die Augen nicht öffnen konnte, ließ er einigemal die Antworten auf seine Fragen, oder Fragen an ihn, auf ein Zettelchen schreiben, legte dieses in sein Glas, schüttete es wieder aus und hielt dann das Glas, ohne das Zettelchen, an das Ohr, worauf er durch Zeichen oder schriftlich antwortete, woraus hervorging, daß er wußte, was auf dem Zettel stand.

Im Monat April starb ein entfernter Verwandter im Wohnorte, mit dem er übrigens wenig Verkehr hatte. Am Nachmittage des Todes war der Vater mit ihm in den Wald spazieren gegangen, nahm dann in einem Bierhause vor der Stadt eine Erfrischung, im Nachhausegehen lief der Sohn sehr hastig. Nachdem Beide zu Hause angekommen waren, wollte der Vater den Kranken besuchen, fand ihn aber schon gestorben; bei seiner Rückkehr traf er den Knaben sehr ermattet und verdrießlich, so daß die Mutter für besser hielt, ihm die Nachricht noch nicht zu sagen, nach einiger Zeit aber, als er fragte, schrieb man sie ihm auf seine Tafel, worauf

er die Zeit des Todes ½6 Uhr richtig besetzte, und noch beifügte, jetzt wisse er, warum es ihm im Heimwege so enge geworden; er habe geglaubt, er bekomme einen Schlag.

Er wollte den Todten sehen, welches jedoch nicht für gut gehalten wurde, da derselbe am Nervenfieber gestorben war; bis nach dessen Beerdigung trommelte er in seinem Schlaf mit den Fingern immer den gewöhnlichen militärischen Trauermarsch.

Im obern Stock des Hauses wohnte ein junger Mann, der gut Klavier spielte. Einige Zeit hatte er großen Drang, zu diesem in sein Zimmer zu gehen, welches derselbe auch erlaubte und ihm spielte, was er denn auch hörte. Der baldige Auszug dieses Mitbewohners endigte diesen Verkehr; das Klavierspielen seiner Schwestern hörte er nicht.

Schon im März bedeutete er durch Zeichen und schriftlich, daß in dem Walde von Renner's Bad in Liebenzell ein Plätzchen sey, in welchem er einschlafen und redend aufwachen würde; er habe dieses Plätzchen im Schlaf schon gesehen. Theils weil es noch zu früh an der Zeit war, theils weil man der Sache keinen Glauben schenkte, und auf diese seine Meinung hin die Mutter mit ihm nicht dahin gehen wollte, wurde ihm die Sache ausgeredet.

Auch der Arzt glaubte, das Bad in Liebenzell werde ihm nichts taugen, und der blose Aufenthalt wenig helfen. Der Knabe brachte es auch nicht mehr in Anregung; er blieb stumm und taub, auch versagte ihm einigemal die Kraft zum Schlucken, einmal bis zu 36 Stunden lang, wo dann der Arzt gerufen wurde und wieder einige Mittel versuchte; auch wurde er wieder galvanisirt, doch ohne Erfolg, wie er voraus angab, mit der Bemerkung, er lasse es geschehen, um nicht gegen die Schmerzen feig zu erscheinen.

Während des Frühjahrs hielt er sich viel in einem Garten außerhalb der Stadt auf, hackte, begoß sein Ländchen und trieb sich sonst herum, machte auch größere Spaziergänge und erstarkte körperlich, aber Sprache und Gehör blieben aus, so

daß die Eltern und zuweilen er selbst befürchtete, dieser Zustand könnte bleiben.

Als nun die Zeit der Bäder näher gekommen war, wurde er gefragt, ob er denn glaube, daß ihm in Liebenzell geholfen würde, worauf er erwiederte, er glaube es, habe es aber nicht mehr in Anregung gebracht, weil die Mutter nicht gerne gehe. Sehr entzückt wurde er durch die Mittheilung des Entschlusses, daß er dahin kommen solle, und als die Zeit bestimmt war, zählte er die Tage. Vor der letzten Woche verlangte er Moos-Chokolate zum Frühstück, wie er auch früher längere Zeit gefrühstückt hatte; er gab an, dieses müsse die Sache vorbereiten und fördern, damit er noch rede, ehe der Vater, welcher ihn und die Mutter zu begleiten versprach, wieder von dort abgehe.

Indessen badete er bei dem warmen Wetter im Mai mehrere Mal in der Sulz in Cannstadt, worauf er Tage lang wieder etwas hörte, einmal einen Tag lang recht brav. Wenn die Mutter nicht mit nach Cannstadt konnte, und er über die Zeit eines Schlafs ausblieb, mußte solche seinem Spazierstöckchen die gewohnte Zahl Striche geben, mit welchem dann, wenn der Schlaf zur Zeit eintraf, eine Schwester ihn bestreichen mußte.

Die Besserung des Gehörs, glaubte er, werde nicht von Bestand seyn, und nur in Liebenzell werde er auch die Sprache und das Gehör wieder und ganz erhalten. In den letzten Tage vor der Abreise zählte er die Stunden, wenn er wieder werde reden können, und bestimmte den Tag nach seiner Ankunft in Liebenzell Morgens ½7 Uhr als die Zeit des Eintritts der Sprache.

Am Pfingstmontag den 31. Mai begleitete der Vater Mutter und Sohn dahin. Mit größtem Entzücken begrüßte der letztere von Hirsau an das Thal, und bald nach der Ankunft im Bad besuchte er den Wald. Vor dem Einschlafen bestellte er, ihn doch ja den andern Morgen um 5 Uhr zu wecken, dieß sey sehr wichtig. Um diese Stunde stand

er rasch auf, zog sich an, nahm sein rothes Glas mit sich und ging in den nahen Wald hinter dem Bade. Dem Vater, der ihm folgte, bedeutete er, einen andern Weg zu gehen und ihn allein zu lassen. Nach kurzer Zeit kam er auf den Platz zurück, wo er den Vater verlassen hatte, winkte demselben, mit ihm in das Haus zurückzugehen, wo er dann die Mutter nach 6 Uhr bat, auch mitzugehen. Er führte nun die Eltern auf eine Bank im Wald, wo er die von ihm schon zu Hause vorher bestimmte Zeit ½ 7 Uhr erwartete, und als diese nahte, die Mutter an ein Plätzchen zwischen einigen am Saume des Waldes in einer Gruppe stehenden Tannen führte, wo er sich hinlegte und seinen magnetischen Schlaf — wie gewöhnlich — machte, und aus demselben mit der Anrede erwachte, „guten Morgen, wo bin ich?" Nachdem er sich erinnerte, daß er den Tag zuvor nach Liebenzell gefahren sey, sagte er, er meine aus einem langen Schlaf erwacht zu seyn, fragte, ob es ihm geträumt habe, oder ob es wahr sey, daß jener Verwandte gestorben. Einzelner Begebenheiten konnte er sich nicht mehr, anderer nur dunkel, jedoch nach und nach wieder deutlicher, erinnern. Mehrmals dankte er seinen Eltern innigst gerührt, daß sie ihn nach Liebenzell gebracht und ihm dadurch Sprache und Gehör wieder verschafft haben, er fühle sich nun so leicht und glücklich; das Plätzchen habe er schon am Abend nach der Ankunft in Liebenzell gleich erkannt, Morgens aber noch sein Glas mitgenommen, um durch dieses zu erfahren, daß es das rechte sey. Er erklärte die Hoffnung, daß dieser Zustand nun nicht mehr in dem Maaße wiederkehren werde, doch glaubte er, es könne solcher in Stuttgart wieder eintreten, dann aber auf die Bäder in der Sulz und im Neckar sich wieder heben.

Die Nachricht von diesem Ereignisse interessirte natürlich alle Bekannte sehr, welches ihm auch geschrieben wurde, worauf er aber antwortete, man solle es nicht so detaillirt erzählen, sonst wirke es nachtheilig auf ihn und es könnte sein Zustand wieder eintreten.

Die magnetischen Schläfe dauern nach seinen frühern Berechnungen fort, mit den bestimmten Tagen treten sie weniger ein, der letzte Termin aber ist noch nicht vorüber.

Er blieb 14 Tage mit der Mutter in Liebenzell, dann holte sie der Vater ab und machte mit ihnen eine Tour von 5 Tagen über den Schwarzwald, wobei er sich immer wohl befand.

In Liebenzell badete er einmal warm, welches ihm aber nicht zusagte; den Morgen darauf war er eine kurze Zeit wieder stumm und lahm. Er hielt sich meistens im Wald auf, ebnete das Plätzchen zwischen den Bäumen, wo er erwacht war, durch Abgrabung und Anlegung von Steinen, und machte mit Hülfe eines Hausgenossen einen Sitz darauf.

In Stuttgart blieb er hierauf 8 Tage, während welcher es warm wurde, nachdem die Witterung in Liebenzell und auf der Reise viel regnerisch und kühl gewesen war. Sichtbar wurde er durch die Wärme und die Luft in Stuttgart abgespannt, und die Mutter beeilte sich, mit ihm nach Cannstadt zu kommen, wo er nun abwechslungsweise in der Sulz und dem Neckar badet, so oft es bei der wieder eingetretenen regnerischen — oft kühlen — Witterung nur möglich ist.

Besonders interessirte den Knaben seit seines Zustandes der gestirnte Himmel, den er oft betrachtet und einzelne Sterne mit besonderem Interesse verfolgt; den Mond nennt er seinen besondern Freund, und es schien, daß der Wechsel desselben Einfluß auf ihn habe.

Sorgfältig wurde jede Steigerung vermieden, und er deßhalb im Schlaf nie um etwas gefragt, was nicht unmittelbar seinen Zustand betraf. Einem Verwandten, welcher an einem Schlag erkrankte, und der ihn wachend gefragt hatte, ob er ihm nicht auch ein Mittel wisse, da er für sich eines gewußt habe, antwortete er, durch sein Glas und seine Metalle erfahre er nur, was seinen eigenen Zustand betreffe, nichts für Andere.

Im Monat Juli 1841.

H.

Paskal's dämonisch-magnetisches Leiden.

In dem Leben Paskal's von H. Reuchlin wird erzählt, wie Paskal in seiner Kindheit an einem Uebel litt, das sich offenbar ganz als ein dämonisch-magnetisches Leiden herausstellt. Dort berichtet (S. 3) Margaretha Perier, die Nichte Paskal's, also:

„Als mein Oheim ein Jahr alt war, begegnete ihm etwas Außerordentliches.

Meine Großmutter war bei aller ihrer Jugend sehr fromm und mildthätig, sie hatte eine große Zahl armer Familien, welchen sie monatlich eine kleine Summe gab. Unter den armen Weibern, welchen sie also das Almosen reichte, war auch eine, welche man für eine Hexe hielt; alle Welt sagte es ihr nach. Meine Großmutter aber, welche viel Verstand hatte, und nicht zu diesen Leichtgläubigen gehörte, lachte über die Warnungen und gab ihr immer das Almosen. Zu dieser Zeit nun geschah es, daß der kleine Pascal in eine Auszehrung verfiel, welche man in Paris tomber en chartre nennt; sie war aber auch von zwei ungewöhnlichen Umständen begleitet; für's Erste konnte er kein Wasser sehen, ohne daß er in große Aufregung gerieth; das Zweite war aber noch viel erstaunlicher, denn er konnte es nicht ausstehen, seinen Vater und Mutter nahe beisammen zu sehen. Er ließ sich von Jedem von Beiden besonders mit Vergnügen liebkosen, sobald sie sich ihm aber vereint nahten, schrie er und sträubte er sich mit der äußersten Gewalt. Das alles dauerte über ein Jahr, während dessen das Uebel zunahm, und er verfiel in eine so verzweifelte Lage, daß man ihn dem Tode ganz nahe glaubte. Jedermann sagte meinen Großeltern, es

seye dieß zuverläßig ein Zauber, welchen diese Hexe dem Kinde angethan (sort qu'elle avait jeté). Beide spotteten darüber und betrachteten diese Reden als Einbildungen, welche man sich macht, wenn man außerordentliche Dinge sieht; daher nahmen sie auch keine Vorsichtsmaßregeln, sondern ließen dem Weibe freien Zutritt in das Haus, ihr Almosen zu empfangen. Endlich hieß mein Großvater, ärgerlich über Alles das, was man ihm davon sagte, eines Tags dieses Weib in sein Kabinet eintreten; er glaubte, die Art, wie er mit ihr redete, würde ihm Gelegenheit geben, all' dieses Geschwätz zum Schweigen zu bringen; er aber war sehr erstaunt, als sie ihm gleich auf seine ersten Worte nur ganz bescheiden antwortete, dem sey nicht also, und man sage es ihr nur aus Neid nach, der Almosen wegen, die sie empfange. Er wollte ihr nun bange machen, stellte sich versichert, daß sie sein Kind behext, und drohte ihr mit dem Galgen, wenn sie ihm nicht die Wahrheit gestehe. Dieß erschreckte sie sehr; sie warf sich vor ihm auf die Kniee nieder und betheuerte ihm, sie wolle Alles sagen, wenn er verspreche, ihr das Leben zu retten.

Mein Großvater dadurch sehr überrascht, fragte sie, was sie gemacht und was sie dazu bewogen? So sagte sie ihm nun, daß sie ihn einmal gebeten, einen Prozeß für sie zu führen, er aber habe es ihr verweigert, weil er glaubte, sie habe das Recht nicht für sich; um sich dafür zu rächen, habe sie sein Kind behext, weil sie gesehen, daß er es so sehr liebe; es thue ihr leid, ihm es zu sagen, der Zauber sey aber zum Tode. Mein Großvater rief: wie, mein Sohn muß also sterben? — Es gibt noch ein Mittel, erwiederte sie, es muß Jemand für ihn sterben, auf den man den Zauber übertrüge. Da mein Großvater aber sagte, er wolle lieber, daß sein Sohn, als daß Jemand für ihn sterbe, erwiederte sie, man könne den Zauber auch auf ein Thier übertragen. Mein Großvater bot ihr ein Pferd an; sie sagte aber, man brauche keine so große Kosten zu machen, eine Katze genüge ihr. Sie warf also die Katze zum Fenster hinaus, und ob diese gleich

nur sechs Fuß hoch fiel, starb sie doch. Das Weib verlangte noch eine Katze, welche mein Großvater ihr auch geben ließ.

Die große Liebe zu seinem Kinde ließ ihn vergessen, daß man, um den Zauber überzutragen, den Teufel von neuem anrufen müsse. Dieser Gedanke kam ihm erst lange nachher, und er bereuete, dazu Veranlassung gegeben zu haben.

Die Alte machte nun Morgens einen Umschlag auf den Unterleib des Knaben aus dreierlei Kräutern, die ein noch nicht siebenjähriges Kind ihr gesammelt. Als mein Großvater um Mittag aus dem Justizpalaste nach Hause kam, fand er das ganze Haus und seine Frau in Thränen, man sagte ihm, das Kind seye todt; so lag es denn auch in der Wiege. Er begegnet die Alte auf der Treppe und gibt ihr eine Ohrfeige, daß sie über die Stufe hinunterfiel. Sie erhob sich aber wieder und sagte, sie habe den Morgen vergessen, vorauszusagen, daß das Kind bis Mitternacht todt scheinen würde, dann werde es aber wieder zu sich kommen. Ob es nun gleich alle Kennzeichen des Todes hatte, befahl er, man solle es gehen lassen, man spottete aber über seine Leichtgläubigkeit, da er sonst nicht die Gewohnheit hatte, diesen Leuten zu glauben.

So blieben denn meine Großeltern immer bei dem Kinde, da sie sich auf Niemand sonst verließen; sie hörten eine Stunde nach der anderen schlagen, endlich auch Mitternacht, ohne daß das Kind ein Lebenszeichen gegeben. Endlich zwischen Mitternacht und Einuhr, doch war es näher bei Ein, fing das Kind an zu gähnen. Mit Erstaunen nahm man es auf und erwärmte es; man gab ihm Wein und Zucker, die es verschluckte; drauf nahm es die Brust der Amme, doch ohne ein Zeichen von Bewußtseyn zu geben, ohne die Augen zu öffnen. Dies währte bis sechs Uhr des Morgens; da es nun aber seinen Vater und Mutter beisammen sah, fing es an nach seiner Gewohnheit zu schreien. Daraus sah man, daß es noch nicht ganz geheilt worden, war aber doch darüber getröstet,

daß es nicht todt war. Etwa sechs oder sieben Tage nachher fing es an den Anblick des Wassers zu ertragen; als mein Großvater eines Tags von der großen Messe zurück kam, fand er es, wie es in den Armen seiner Mutter spielte, indem es Wasser aus einem Glas in's andere goß. Er wollte sich nähern, aber das Kind konnte ihn noch nicht ausstehen; dieß geschah erst nach einigen Tagen, und nach drei Wochen war es völlig geheilt und bekam wieder seine frühere gesunde Fülle."

Herr Professor Dr. Weiße über Geistererscheinungen.

In Herrn Prof. Dr. Weiße's Werk: „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet," findet sich in dem 7. Buche, das die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi abhandelt, bei Gelegenheit der Würdigung der Erscheinung Christi nach seinem Tode, Nachstehendes über Geistererscheinungen überhaupt geschrieben, was wir auch zur Vertheidigung dessen, was wir als Naturwahrheit gefunden zu haben glauben, und zum vorzüglichsten Gegenstand dieser Blätter machten, dem Leser hier mittheilen.

„Es kann nicht fehlen, daß nicht in diesem Zusammenhange die Frage nach der Möglichkeit eines Erscheinens abgeschiedener Geister überhaupt in Anregung gebracht, und an die im natürlichen Glauben aller Völker, der rohesten wie der gebildetsten, so allgemein verbreiteten und tief wurzelnden von der Aufklärung unseres Zeitalters aber mit so entschiedener Abneigung zurückgestoßenen und verworfenen Vorstellungen über diesen Gegenstand erinnert werden wird. Freilich kann man jenen Glauben nicht einen rationalen Anknüpfungspunkt für den Wunderglauben an die Erscheinung des Auferstandenen in gleichem Sinne nennen, wie für die Wunderthaten des lebenden Christus die Thatsachen des animalischen Magnetismus solchen Anknüpfungspunkt abgeben; eben darum nicht, weil der Inhalt dieses Glaubens ein von der Wissenschaft zur Zeit noch keineswegs anerkannter oder zugestandener ist. Es wird hier vielmehr der umgekehrte Fall eintreten, daß, wer aus sittlich-religiösen Gründen sich, nachdem er die Unhaltbarkeit des Auferstehungsglaubens in seiner bisherigen supernaturalistischen Gestalt eingesehen hat, dennoch

zu diesem Glauben in der gereinigten Gestalt, welche wir hier anzudeuten versucht haben, zu bekennen fortfährt, ein solcher sich durch denselben Begriffszusammenhang, der ihn zu dieser gereinigten Gestalt seines Bekenntnisses hinüberführte, aufgefordert finden wird, die Continuität dieses Wunderglaubens mit seiner übrigen Weltanschauung wo möglich durch das allgemeine Anerkenntniß der Möglichkeit einer Einwirkung abgeschiedener Geister auf lebende Menschen festzuhalten. Finden wir doch in den evangelischen Nachrichten selbst unmittelbar an die Erscheinung des Auferstandenen die Sage geknüpft, daß zu der nämlichen Zeit auch andere abgeschiedene Geister heiliger Männer der Vorzeit den Bewohnern Jerusalems erschienen seyen. * Unverkennbar deutet diese Sage auf einen factischen Zusammenhang des urchristlichen Auferstehungsglaubens mit jenem volksthümlichen Geisterglauben; welcher Zusammenhang überdieß auch in einer schon oben von uns angeführten Stelle der Apostelgeschichte mit klaren Worten ausgesprochen wird.

Es ist nicht unsere Absicht, hier in der That für jenen Geisterglauben das Wort zu nehmen. Nur daran glauben wir uns, im Interesse des Glaubens an die Wahrheit der Auferstehungsthatsache, allerdings verpflichtet, zu erinnern, daß bei einem beträchtlichen Theile unserer Zeitgenossen die

* Matth. 27, 52 f. Auch in dieser Stelle hat man, statt der so naheliegenden und natürlichen Deutung auf Geistererscheinungen, ein unerhörtes Mirakel erblicken wollen, weil der Evangelist zugleich von einem Erdbeben und von Eröffnung der Gräber spricht. Gerade sie aber ist, wenn wir in ihr, wie es das Natürlichste ist, die Geistererscheinung für das Ursprüngliche, für ihren wesentlichen Inhalt nehmen, während das Uebrige nur der Darstellung angehört, recht geeignet, zu zeigen, wie sich für die Phantasie an das Bild solcher Erscheinungen unwillkührlich der Gedanke und das Bild eines Aufstörens der Gräber knüpfte (Aehnliches können wir auch in den Geistersagen anderer Zeiten und Völker beobachten), und dadurch ein Licht auf die Entstehung der Sage vom Leerfinden des Grabes, in das Jesus gelegt worden war, zu werfen.

hartnäckige Läugnung auch nur der Denkbarkeit oder Möglichkeit solcher Erscheinungen, während sie doch manches Thatsächliche zugestehen, was für die Erklärung derselben gar wohl ein Basis abgeben könnte, bereits eben so sehr zu einem an Aberglauben anstreifenden Vorurtheil geworden ist, wie solches in frühern Zeiten vielleicht der Glaube an solche Erscheinungen war. Es sei erlaubt, hier eine Aeußerung Lessings in Erinnerung zu bringen, die auf unsere Zeit noch ganz dieselbe Anwendung leidet, wie auf jene, in welcher sie geschrieben ward (Hamb. Dramaturgie: Werke, Bd. 24, S. 84 f.): „Wir glauben keine Gespenster mehr? wer sagt das? oder vielmehr was heißt das? Heißt es so viel: wir sind endlich in unsern Einsichten so weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweisen können; gewisse unumstößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Gespenster in Widerspruch stehen, sind so allgemein bekannt geworden, sind auch dem gemeinen Manne immer und beständig so gegenwärtig, daß ihm alles, was damit streitet, nothwendig lächerlich und abgeschmackt vorkommen muß? das kann es nicht heißen. Wir glauben keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und Viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton.“ In sehr ähnlichem Sinne, wie hier Lessing, hat sich (in einem etwas humoristischen Tone, der aber über den zu Grund liegenden Ernst keineswegs einen Zweifel veranlassen kann) über den Glauben an Geistererscheinungen auch Kant ausgesprochen in der an tiefsinnigen, wahrhaft speculativen Gedanken so reichen Abhandlung: „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik.“ Ich ziehe aus derselben folgende Stellen aus, als besonders geeignet, in diejenige Vorstellungsweise einzuführen,

welche in einer Beurtheilung der von uns besprochenen historischen Erscheinungen am liebsten zu Grunde legen möchte (Kant's kleine Schriften. Königsberg und Leipzig. 1797, Bd. 2, S. 420 ff.): „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß geistige Empfindungen in das Bewußtseyn übergehen können, wenn sie Phantasieen erregen, die mit ihnen verwandt sind. Auf diese Art würden Ideen, die durch einen geistigen Einfluß mitgetheilt sind, sich in die Zeichen derjenigen Sprache einkleiden, die der Mensch sonst im Gebrauch hat, die empfundene Gegenwart eines Geistes in das Bild einer menschlichen Figur, Ordnung und Schönheit der immateriellen Welt in Phantasieen, die unsere Sinne sonst im Leben vergnügen u. s. w. Diese Art von Erscheinungen kann gleichwohl nicht etwas gemeines und gewöhnliches seyn, sondern sich nur bei Personen ereignen, deren Organe eine ungewöhnlich große Reizbarkeit haben, die Bilder der Phantasie, dem innern Zustande der Seele gemäß, durch harmonische Bewegung mehr zu verstärken, als gewöhnlicher Weise bei gesunden Menschen geschieht und auch geschehen soll. Solche seltsame Personen würden in gewissen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenstände als außer ihnen angefochten sein, welche sie für eine Gegenwart von geistigen Naturen halten würden, die auf ihre körperliche Sinne fiele, obgleich hierbei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch so, daß die Ursache davon ein wahrhaft geistiger Einfluß ist, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, sondern sich nur durch verwandte Bilder der Phantasie, welche den Schein der Empfindungen annehmen, zum Bewußtseyn offenbart.

Die Erziehungsbegriffe, oder auch mancher sonst eingeschlichene Wahn würde hierbei ihre Rolle spielen, wo Verblendung mit Wahrheit untermengt wird, und eine wirkliche geistige Empfindung zwar zum Grunde liegt, die doch in Schattenbilder der sinnlichen Dinge umgeschaffen worden." — „Abgeschiedene Seelen und reine Geister können zwar niemals

unsern äußern Sinnen gegenwärtig seyn, noch sonst mit der Materie in Gemeinschaft stehen, aber wohl auf den Geist des Menschen, der mit ihnen zu einer großen Republik gehört, wirken, so, daß die Vorstellungen, die sie in ihm erwecken, sich nach dem Gesetz seiner Phantasie in verwandte Bildern einkleiden und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenstände als außer ihm erregen. Diese Täuschung kann einen jeden Sinn betreffen, und so sehr dieselbe auch mit ungereimten Hirngespinnsten untermengt wäre, so dürfte man sich dies nicht abhalten lassen, hierunter geistige Einflüsse zu vermuthen."

Es mag seyn, daß an der heftigen Abneigung unseres Zeitalters gegen das Zugeständniß der Möglichkeit von Geistererscheinungen den wesentlichsten Antheil der Mißbrauch hat, den man häufig mit dem Glauben an sie hat treiben sehen. Indessen wird man sich nicht weigern, zuzugeben, daß theoretisch betrachtet, dieser Mißbrauch und Aberglauben, und wäre er ein noch weit schlimmerer, als er in diesem Falle wirklich ist, noch lange keinen vollgültigen Beweis gegen die Wahrheit der Sache abgibt. Theoretisch betrachtet, bekennen wir, was namentlich Diejenigen betrifft, welche die Wahrheit und Wirklichkeit der magnetischen Erscheinungen in dem Umfange anerkennen, wie es in der That viele jener Läugner thun, was überhaupt die Anhänger einer speculativen, geistigen oder dynamischen Naturansicht betrifft (denn freilich die mechanischen und antomistischen Physiker brauchen um solche Gründe nicht verlegen zu seyn), — bei der Achtung insbesondere, welche eben diese Denkweise den Thatsachen des Völkerglaubens in allen andern Beziehungen zu zollen so geneigt ist, — um einen wirklich klaren und entscheidenden Grund jener Abneigung entdecken zu können, als nur — (wie umgekehrt Kant behauptete, daß die Neigung zum Glauben an Geistererscheinungen hauptsächlich durch den Wunsch, unsere Fortdauer nach dem Tode durch sie bestätigt zu sehen, veranlaßt werde) — den Unglauben an persönliche Fortdauer nach dem Tode überhaupt, welche freilich bei nicht Wenigen die

geheime Triebfeder ihrer Gegnerschaft gegen den Glauben an Geistererscheinungen seyn mag. In diesem Sinne könnte es gar so entfernt nicht zu liegen scheinen, in vollem Ernst noch jetzt wieder auf das Raisonnement des Apostels Paulus im ersten Korintherbriefe zurückzukommen, und die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Realität jener Erscheinungen des Auferstandenen als nothwendigerweise zugleich stehend oder fallend mit dem Glauben an persönliche Unsterblichkeit auszusprechen. Nicht als ob die Wahrheit dieses Glaubens durch jene vermeintliche Thatsache, die, wie gesagt, eine Thatsache im äußerlich geschichtlichen, oder gar im juristischen Sinne gar nicht ist, bewiesen werden könnte, sondern in sofern (was allein auch der urkundliche Sinn des Apostels ist) nur unter Voraussetzung persönlicher Fortdauer der abgeschiedenen Seelen überhaupt eine reale Gegenwart des persönlichen Christus in jenen Erscheinungen anerkannt werden kann, während umgekehrt, bei der Annahme einer Täuschung in Bezug auf diese Erscheinungen, die Furcht entstehen würde, daß dieselbe Täuschung sich über den gesammten Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben der Apostel erstreckt haben könne. Jedenfalls gibt uns, wie schon oben gezeigt, der Apostel in diesem Raisonnement die Anleitung, die Auferstehungsthatsache nicht als bloße Ausnahme von dem Gesetz alles andern Geschehens, sondern als inbegriffen unter einem solchen Gesetz zu betrachten. Dies ist unstreitig ein Umstand, durch welchen die Bekenner des apostolischen Christenthums schon um der Autorität des Apostels willen sich zur Vorsicht in der Verwerfung der Möglichkeit solcher Thatsachen aufgefordert finden sollten, in denen allein sich ein solches Gesetz bethätigen kann.

In keinem Falle übrigens kann unsere Meinung diese seyn, die Erscheinungen des auferstandenen Christus ohne weiteres mit andern, als wirklich oder möglichst zu denkenden Geistererscheinungen unter einen und denselben Gesichtspunkt stellen zu wollen. Dringender noch, als dort bei den Wunderheilungen, ist hier die Vorsicht zu empfehlen, über der

Gleichheit nicht die Verschiedenheit über die Analogie nicht die Umstände, welche diesen Fall zu einem außerordentlichen und einzigen, in keiner Erscheinung des volksthümlichen Geister-Glaubens sein vollständiges Gegenbild habenden machen, zu vergessen. Es gibt nämlich in diesem Volksglauben durchaus kein anderweites Beispiel einer irgendwie beglaubigten Annahme von Erscheinungen abgeschiedener Geister, welche, wie diese, von der es sich hier handelt, einem großartigen und erhabenen sittlichen Zwecke gedient hätten. Im Gegentheil, wiefern wir uns überhaupt zu dem Zugeständnisse der Möglichkeit solcher Erscheinungen entschließen können: so spricht alles dafür, dieselben im Allgemeinen als ein krankhaftes, abnormes, kurz als ein im Grunde nichtseynsollendes Phänomen zu denken; wie ja der Volksglaube in der Regel nur von Erscheinungen unseliger und gequälter Geister zu erzählen weiß. Dennoch aber wäre es übereilt, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß also überhaupt die Erscheinung des auferstandenen Christus mit jenen unheimlichen Phänomenen nichts gemein haben könne. Denn auch von der Wundergabe Christi mußten wir Aehnliches sagen: nämlich daß sie und daß die durch sie in den Aposteln geweckten Wunderkräfte das einzige geschichtlich beglaubigte Beispiel einer solchen Begabung sind, in welcher magnetische Kräfte einem sittlichen Zwecke dienen und eine weltgeschichtliche Bedeutung haben. Es dürfte vielmehr eben dieß der einfache Ausdruck seyn, der für den Grund jener wunderbaren Erscheinungen, insofern wir wirklich zu ihnen den abgeschiedenen Geist des Gekreuzigten persönlich gegenwärtig zu denken uns gedrungen fühlen, sich finden läßt: daß in der vermöge seiner weltgeschichtlichen Stellung dem Heiland vor allen andern Sterblichen verliehenen, magnetischen Wundergabe als wesentliches Moment das Vermögen enthalten war, auch nach seinem Tode noch auf seine Jünger und auf einzelne andere, durch körperliche und geistige Disposition für solche Einwirkung Empfängliche magisch einzuwirken, und ihnen die Gewißheit

seiner geistigen, lebendig in ihnen fortwirkenden Nähe mitzutheilen. Er war sich dieses Vermögens, so scheint es, schon während seines Lebens, mittelst der zu derselben Wunderkraft gehörenden Gabe der Weissagung bewußt gewesen, und er hatte aus ihm jene Zuversicht über den Bestand seines Werkes geschöpft, für welche wir auf jedem andern Wege eine genügende Erklärung zu finden verzweifeln mußten. Für den Standpunkt der alten Dogmatik (welche übrigens bei ihrer Lehre vom Herabsteigen Christi zur Hölle in der That etwas der Art vorgeschwebt haben mag) läge, gegenüber dem Zweifel, der sich etwa gerade auf diesen Punkt werfen könnte, wie sich noch der Reinste aller Sterblichen durch solches gespenstische Umgehen nach dem Tode in eine Reihe mit unseligen Geistern gesetzt haben könne? Der Gedanke ist gar nicht fern, daß vielleicht auch diese Gleichstellung mit zu seiner Erniedrigung von seinem stellvertretenden Leiden gehört haben möge. Die Wahrheit, die in diesem Gedanken liegen würde, könnte man philosophisch etwa so ausdrücken: Die sittlich und physisch krankhafte Beschaffenheit der menschlichen Natur, aus der jene abnorme Aufregungen der Nacht- und Traumseite dieser Natur inmitten des wachen Tagesleben stammen, findet ihren Gegensatz und dadurch mittelbar ihre Heilung in einer außerordentlichen Begabung solcher Art, mittelst welcher die sittlichen Mächte des Tageslebens auch in jene nächtlichen Gebiete eindringen und über die Organe derselben gebieten. — Auf diesem Wege, wenn auf irgend einem andern, glauben wir, daß eine philosophische Erklärung des Auferstehungswunders, so wie in gewissem Sinne der Wundergaben Jesu und der Apostel überhaupt zu vermöglichen wäre."

Geistergeschichte von Dublin.

(Aus dem Dublin Freeman's Journal vom 22. Juli 1841.)

Selbst auf die Gefahr hin, dafür angesehen zu werden, als wollten wir gleichsam eine zweite Auflage der neuerlichen Geistergeschichte von Windsor liefern,* theilen wir folgenden Bericht über allerdings sehr außerordentliche und unerklärliche Thatsachen mit, die in letzter Woche zu unserer Kenntniß gekommen sind, und für deren völligste Genauigkeit, da sie aus unzweifelhaftester Quelle geschöpft sind, wir uns unbedingt verbürgen können. Aus Rücksicht gegen die betheiligten Personen enthalten wir uns zwar, deren Namen zu veröffentlichen, wiederholen jedoch, daß wir die Wahrheit der angegebenen Thatsachen unbedingt verbürgen.

Am Donnerstag (15. Juli) Abend wurde eine achtbare Familie, aus einem Herrn, einer Frau und zwei Dienstboten bestehend, und ein einzeln gelegenes, mit einem kleinen Garten umgebenes Haus in der südlichen Vorstadt (von Dublin) bewohnend, durch einen lauten, sehr ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, der sich als heftiges Klopfen an der Thür und als schwere Fußtritte in einem Zimmer des ersten Stocks und an der Vorplatztreppe vernehmen ließ. Man untersuchte augenblicklich das ganze Haus; indessen war keine Ursache des gehörten Lärms zu entdecken, und man kann sich daher leicht vorstellen, welche Unruhe dadurch erweckt wurde. Personen, welche in einem gegenüberliegenden Hause wohnten, wurden herbeigeholt; man erschöpfte sich in Vermuthungen, um den Lärm zu erklären, aber derselbe blieb ein Geheimniß. Die geheimnißvollen Töne wiederholten sich in der folgenden

* S. unten.

Nacht und zwar lauter, als das erste Mal, wie auch Samstag und Sonntag Nacht, wo zwei bis drei Freunde mit der Familie aufblieben und alles Mögliche versuchten, die Ursache der Töne zu entdecken, indem sie vermutheten, es könne Jemand einen Streich spielen wollen; alle Mühe, zu einer Entdeckung zu gelangen, blieb jedoch fruchtlos.

An dem darauf folgenden Montag war die Familie mit ihren Freunden, im Ganzen sieben Personen, zusammen, entschlossen, die Nacht bis zum Morgen zu wachen und nochmals zu versuchen, das Geheimniß wo möglich zu enthüllen. Alle Thüren wurden sorgfältig verschlossen, ausgenommen die der zwei Zimmer, in welche man sich vertheilt hatte, nämlich das Mägdezimmer im obern Stock und ein Zimmer des Erdgeschosses. Man hatte gefunden, daß das Klopfen nur stattfinde, wenn die Lichter ausgelöscht waren, ein Umstand, der, nebenbei gesagt, verdächtig schien; man löschte demnach die Lichter aus, hielt jedoch Streichschwefelhölzer in Bereitschaft, um sie jeden Augenblick wieder anzünden zu können. Ein paar Minuten, nachdem das Zimmer in Dunkelheit gesetzt war, schrie die ältere der beiden Mägde, die auf dem Bette saß, laut auf und rief, sie sehe ein Angesicht, welches sie früher schon gesehen zu haben glaube, und im Stande seyn würde, zu erkennen, wenn es wieder erscheine; in demselben Augenblick wurden indeß die Lichter wieder angezündet und die Gestalt verschwand; zu gleicher Zeit hörte man jedoch drei laute Schläge an die Thür des Zimmers von außen her, und die Personen im untern Theile des Hauses, durch die Heftigkeit des Lärms herbeigezogen, sprangen die Treppe hinauf und in das Zimmer; inzwischen konnte Niemand Fremdes weder daselbst noch überhaupt im Hause aufgefunden werden. Man löschte nun zum zweitenmale die Lichter aus, und die Magd rief hierauf sogleich, daß sie die Gestalt wieder sehe und daß es die ihres Bruders sey, der vor zehn Monaten gestorben war. Die Sensation, welche dieser Mittheilung folgte, läßt sich besser vorstellen als beschreiben. Die Frau

vom Hause beschwor die Magd, das Wesen anzureden, das sie für ihres Bruders Geist halte, und es erfolgte dann auch eine Unterredung, jedoch wurde nur Eines der Sprechenden von den übrigen Anwesenden gehört; die Magd indessen wiederholte die Worte, die sie von den Lippen des Gespenstes zu hören glaubte, indem sie zugleich ihre Verwunderung ausdrückte, daß dieselben den Andern nicht eben so hörbar seyen, als ihr selbst. Der Geist sagte, ihrer Mittheilung nach, daß er nicht in den Himmel kommen könne, bevor er einige Angelegenheiten hienieden geordnet habe, und da er Erlaubniß erhalten habe, mit ihr zu sprechen, so sey er genöthigt gewesen, sich zu verhalten, wie er gethan habe. Er erwähnte hierauf einiger unbedeutenden Schulden, die er bezahlt zu sehen begehre, die sich indessen im Ganzen nur auf ungefähr sieben Schilling beliefen, welche er sieben verschiedenen Personen schuldete. Er sagte am Schluß, daß, wenn dieses geordnet seyn werde, er sie für die Zukunft nicht mehr beunruhigen werde, und verschwand hierauf. Die arme Magd schien während des ganzen Vorgangs fürchterlich von den Wirkungen des Schreckens zu leiden, und zwei Personen mußten sie in sitzender Stellung aufrecht halten, während alle Anwesenden in athemlosem Erstaunen, wahrscheinlich nicht ohne Schaudern und Grausen, zuhorchten.

Am sonderbarsten bei der ganzen Sache ist der Umstand, daß, nachdem man am folgenden Morgen Erkundigung eingezogen hatte, die sämmtlichen, in dem geheimnißvollen Auftritte der vergangenen Nacht angegebenen Schulden sich genau so befanden, wie sie bezeichnet worden waren, obgleich die betreffenden Gläubiger fast nicht mehr daran dachten, und auch die Schwester des Verstorbenen, ihrer feierlichsten Versicherung nach, früher nicht die mindeste Kenntniß davon hatte. Es mag dienlich seyn, hier anzuführen, daß die betreffende Familie sammt der Magd der anglicanischen Kirche angehört. Auch müssen wir erwähnen, daß der Hausherr selbst starke Geisteskräfte besitzt, daß Einer von denen, welche Montag

Nachts zusammen aufblieben, ein Arzt von Ansehen hier in der Stadt ist, der die Familie bediente, daß der Zweite ein achtbarer Handelsmann und zugleich Kirchenältester bei der presbyterischen Kirche in Dublin ist, und daß der Dritte ein bei letzterem in Diensten stehender alter ehemaliger Soldat ist, sämmtlich nervenstarke Personen und sehr skeptisch in Bezug auf übersinnliche Wirkungen, und dennoch, wie wir glauben, sämmtlich fest überzeugt von der vollkommenen Wahrheit der eben erzählten Thatsachen.

Dieß sind die Umrisse dieses sehr sonderbaren Ereignisses, und das Ende war, daß die Familie am verwichenen Dienstag in ein anderes Haus zog, und daß die Magd noch sehr leidend scheint in Folge der Aufregung, in die sie versetzt wurde.

Vom 27. Juli 1841.

Wir liefern nachträglich folgende nähere Angaben, deren Veröffentlichung uns erlaubt wurde, über die sonderbare und geheimnißvolle Geschichte von dem übernatürlichen Lärm und der unterstellten Erscheinung eines Verstorbenen bei seiner Schwester, worüber die hauptsächlichsten Umstände bereits vorige Woche von uns berichtet wurden. Wir müssen inzwischen vorausschicken, daß uns nicht gestattet ist, die Namen des Herrn und der Frau zu nennen, in deren Haus der geheimnißvolle Auftritt stattfand, und aus begreiflichen Gründen eben so wenig die Nummer des Hauses, in welchem sich solcher zutrug; wir müssen jedoch wiederholen, daß sowohl der Herr selbst, als diejenigen, die mit ihm in der Nacht, wo die Erscheinung stattfand, wachten, Personen von der größten Achtbarkeit und unbezweifeltsten Wahrhaftigkeit sind, auch eine dieser Personen, wie bereits angegeben, ein (in Eccles-Street wohnender) Arzt ist. Zunächst haben wir nun nachzutragen, daß John Fortune der Name des Verstorbenen ist, der von „jener Grenze, von der kein Sterblicher zurückkehrt", gekommen seyn soll, um diese sinnliche Welt wieder zu besuchen.

Er war Diener (porter) bei der Dublin- und Kingstown-Eisenbahn, und verlor vor ungefähr 10 Monaten sein Leben in Folge von Verletzungen, die er mehrere Monate zuvor dadurch erhalten hatte, daß er heftig zwischen zwei Eisenbahnwagen gequetscht wurde. Der Verstorbene war ein Katholik. Die Aufzählung der Schulden, deren Berichtigung der Geist verlangt haben soll, muß ihrer Geringfügigkeit wegen als ein unzureichender Grund erscheinen, eine Seele in der andern Welt zu beunruhigen, und daher auch über die ganze Geschichte den Schein der Unwahrscheinlichkeit verbreiten. Folgendes waren, so viel wir uns zu erinnern vermeinen, die verschiedenen Schuldbeträge, nämlich:

An Hrn. Smith, Kleiderhändler in Mary-lane Saldo einer Summe von 30 Schilling, für welche der Verstorbene einen Rock bei ihm gekauft hatte . . . . . . Schilling — 1. —

Dem Hrn. Smith war die Schuld ganz aus dem Gedächtniß gekommen, und da er überdieß wußte, Fortune sey gestorben, so erwartete er niemals, den kleinen Restbetrag, den er ihm schuldig geblieben war, zu erhalten.

An Hrn. Murphy, Schenkwirth in Townsend Street . . . . — — 7 pf.

Da zwei Personen desselben Namens in derselben Straße dasselbe Geschäfte treiben, und die Schwester des Verstorbenen nicht wußte, welchem von beiden ihr Bruder das Geld schuldig war, so ging sie und ihre Dienstfrau zu beiden; der wirkliche Gläubiger wußte aber nichts von der Schuld, bis er nach seinem Schreiber geschickt und seine Bücher hatte nachsehen lassen, wo sich alsdann die Angabe des Geistes vollkommen richtig fand.

An eine Obstfrau am Bahnhof in Westland-row . . . . — — 3 pf.

Dieselbe hatte, so viel wir wissen, die Schuld ebenfalls vergessen.

An einen andern Gläubiger für Getränke bei verschiedenen Gelegenheiten . . Schilling — 3. —

An eine Frau Marschall am Sir John Rognosons Quay, als Saldo einer Schuld für Schlafgeld . . . . — 2. —

Zusammen . . Schilling — 6. 10 pf.

An diese letzte Schuld reiht sich einer der außerordentlichsten und unerklärlichsten Umstände der ganzen Geschichte. Es findet sich nämlich, daß, als die Magd verwichenen Dienstag, am Morgen nach dem schreckenvollen Auftritt zwischen dem unsichtbaren Besuchenden und seiner Schwester, hinging, diese Schuld zu berichtigen, Frau Marschall, die, wie sich später herausstellte, im Irrthum war, 9 Schilling als den Saldo verlangte, den der Verstorbene, so viel sie sich erinnere, ihr noch schulde. Frau . . . . wollte so viel nicht bezahlen, und sprach am folgenden Tag mit ihrem Manne darüber. Dieses fand in der neuen Wohnung statt, in welche sie am nämlichen Morgen eingezogen waren (wobei zu bemerken ist, daß sie ungefähr die Miethe eines Jahres opfern mußten für das Haus, das sie verlassen hatten, weil sie ihren Miethcontract so auf einmal abbrachen), und die Magd war gerade ausgegangen, um etwas zu besorgen. Hr. . . . ging im Zimmer auf und nieder, und äußerte, es sey jedenfalls am besten, der Frau Marschall zu zahlen, was sie verlange um die Sache los zu seyn, als augenblicklich das nämliche hohlklingende, geheimnißvolle Klopfen, womit sie nunmehr so vertraut geworden waren, sich an der Zimmerthüre laut hören ließ. Frau . . . . stand schaudernd, und Hr. . . . sagte, seiner eigenen Angabe nach, feierlich: „Hier ist es wieder!“ ergriff zugleich bei dem dritten Schlag die Klinke der Thür, und öffnete dieselbe rasch, in der festen Erwartung, seinen geheimnißvollen Besuch nun selbst zu erblicken. Es war indessen weder auf dem Vorplatze noch auf

der Treppe, oder irgend sonst wo, irgend Jemand zu sehen, von dem das Klopfen hätte ausgegangen seyn können; eine Dame aber, die im obern Stock wohnte, hörte den Lärm und erkundigte sich, was das Klopfen zu bedeuten habe, wußte aber auch von Niemanden, der es hätte verursacht haben können. Bald nachher kam Frau Marschall und sagte, sie habe nun gefunden, wie es richtig sey, daß sie nur noch 2 Schilling zu fordern habe, worauf die Schuld sofort berichtigt wurde. Dieses sind die Thatsachen des Vorgangs, wie sie von den betreffenden Personen fest geglaubt werden.

So viel wir wissen, hat sich seit Mittwoch nichts Weiteres zugetragen; die arme Magd ist indessen noch immer sehr niedergeschlagen, und die festesten und unglaubigsten Personen, die wirkliche Kenntniß von den erzählten Thatsachen haben, sind der vollsten Ueberzeugung, daß die ganze Sache nicht ohne übersinnlichen Zusammenhang sey. Wollten wir annehmen, daß dieses wirklich der Fall sey, so würden wir uns natürlich vielseitigem Hohn aussetzen; da wir jedoch eine natürliche oder muthmaßliche Erklärung nicht zu geben vermögen, so müssen wir unsern Lesern überlassen, nach eigenem Ermessen darüber zu urtheilen.

Vorstehende Uebersetzung verdankt Einsender einem sehr lieben Freund. Wir haben einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wäre nicht jener thörichte Hohn, vor welchem sich der ehrliche Berichtsteller am Schlusse fürchtet, oder was gleichbedeutend ist, jenes plumpe natürliche Vorurtheil, so würde bei dem erzählten Begegniß einiges Uebel weniger erfolgt seyn; am schlimmsten, wenn dieses Vorurtheil von der Kirchenlehre gutgeheißen wird, wonach von Gott verboten seyn soll, an Gespenster zu glauben. Das arme Dienstmädchen würde durch die Erscheinung ihres Bruders weniger gelitten haben; sie würde sich vielmehr gefreut haben, ihn auch im Tode lebendig zu wissen und ihm einen wesentlichen Dienst leisten zu können.

Die achtbaren Eheleute würden eine theure Jahresmiethe gespart haben; denn sie hätten nach Bezahlung der unbedeutenden Schulden ruhig in der alten Wohnung fortleben können, da der Geist an diese nicht gebannt war, und sie eben sowohl in der neuen heimsuchte. Die ganze Gesellschaft würde weniger Angst und Schrecken auszustehen gehabt haben, wäre sie besser unterrichtet gewesen.

Was aber am lehrreichsten an der Geschichte, das ist die Schärfe des Gewissens bei den Abgeschiedenen. Nur sechs Schilling und zehn Pfennig hat er unbezahlt gelassen, darunter bei einer Obstfrau gar nur drei Pfennig; die Gläubiger hatten die kleinen Forderungen schon vergessen und hätten den Schuldner schwerlich darum bei Gott verklagt. Ist diese Geringfügigkeit nun ein Grund, an der Sache zu zweifeln, wie der Berichtsteller wohl meint, oder sie um so fester zu glauben und eine gute Lehre daraus zu ziehen? Wir denken das letztere. Der Abgeschiedene zeiht sich selbst, und zwar bis ins Kleinste. Weil gut zu machen ist, was er versäumt oder verdorben hat, so sucht er es zu bewirken; Fortune wendet sich an seine Schwester und rechtmäßige Erbin, macht sich hörbar im Haus ihrer Herrschaft und offenbart sich ihr selbst. Man that sehr wohl, die Schulden zu berichtigen; denn nur, wo nichts mehr gut zu machen ist, tritt das allgenugsame Verdienst des Erlösers und dessen Allmacht als Ausgleichung und Ersatzmittel ein, und daran allein ist in solchem Fall die unruhige Seele zu verweisen. Es wird ihr aber aller Zweifel und Vorwand benommen, ihren Heiland nicht zu suchen, wenn das, was ihr zunächst anliegt, ausgeglichen ist. Sonst müßte man es auch gutheißen, wenn ein Lebender Schulden stehen ließe oder gar stähle und nicht wiedergäbe. Wer sich der Gnade getrösten will, muß dem Gesetze genügen, so weit er kann; das ist keine unevangelische Selbstgerechtigkeit, sondern ein evangelisches Gebot und eine unausweichliche Bedingung. Erst recht thun nach Kräften, und dann auf Barmherzigkeit hoffen! das ist die Lehre des Christenthums. Es bleibt genug Unrecht an

uns übrig, für dessen Tilgung aus dem Buch des Geschehenen wir nichts zu leisten vermögen, wären es auch nur unnütze Worte und unlautere Gedanken gewesen. Keine Sünde ist unbedeutend vor dem allerheiligsten Angesichte Gottes, dem der Abgeschiedene sich bloßgestellt sieht. Und nun frage man noch mit gewissen Leuten nach dem moralischen Zweck solcher Erscheinungen! —y—

Der oben erwähnte Freund hat uns nachträglich in Besitz der Geistergeschichte von Windsor gesetzt, welche hier folgt.

(Aus der Times vom 16. Juni 1841.)

Windsor, Dienstag den 14. Juni 1841.

Seit einigen Tagen hat in Windsor und dessen Umgegend ein Haus große Aufmerksamkeit erregt, von welchem, wegen der außerordentlichen Töne, die sich daselbst vernehmen ließen, erzählt wird, es spucke darin. Dieses Haus, unter der Benennung „Want's-Cottage" bekannt, ist zu Clewer, ungefähr eine (engl.) Meile von der Stadt gelegen, und steht allein in dem dazu gehörigen, dasselbe umgebenden Garten. Solches ist von Hrn. und Fr. Wright, die sich seit einigen Jahren in Ruhe gesetzt haben, ihren beiden Töchtern und einer Dienstmagd bewohnt. Das Getöse, das sich hören läßt und mit Unterbrechungen Tags und Nachts fortdauert, gleicht demjenigen, welches entstehen würde, wenn Jemand mit den Knöcheln der Hand rasch gegen die Füllung einer Thür schlüge. Um die Enthüllung des Geheimnisses zu versuchen, fanden mehrere Beamte (magistrates of the county), Geistliche und die angesehensten Bewohner der Umgegend sich in dem Hause ein und waren alle gegenwärtig, als das wunderbare Getöse sich wiederholte, und obwohl dasselbe ganz unverkennbar von einer Thüre ausging, die aus der Küche in den Abtritt des Hauses führt, und ganz nahe, bei welcher jene Personen ihren

Standpunkt nahmen, haben sie sich dennoch unvermögend befunden, auch nur im mindesten einiges Licht über die Sache zu verbreiten. Folgende Beamte und sonstige, nicht weit von dem Hause wohnende Herren waren während eines Theils des gestrigen Tages, so wie auch Samstags, gegenwärtig, nämlich:

Hr. W. F. Riley von Forest-Hill.
„ W. B. Harcourt von St. Leonards-Hill.
„ Generalmajor Lord Clement Hill.
„ Edmund Foster von Clewer House.
Ihre Hochwürden die H.H. Gould, Clewer ꝛc. ꝛc.

Das Getöse kommt ganz deutlich von der bereits erwähnten Thüre her, und läßt sich nur einigermaßen und zwar nur allein an dieser Thüre nachahmen, wenn man mit den Knöcheln stark nnd schnell auf die Mitte der Füllung schlägt. Hr. Riley und Lord Clement Hill nahmen ihren Stand auf dem Vorplatze, innerhalb drei Schritte von dieser Thür, und stürzten, sobald das Klopfen begann, rasch und binnen der nächsten Secunde auf den Fleck los; es war jedoch Niemand demselben nahe, und sämmtliche Hausbewohner befanden sich in einem ganz andern Theile des Hauses. Das Klopfen ist so laut, daß Bewohner von Häusern, die 400—500 Schritte (yards) entfernt liegen, dasselbe vernehmen. Der Schrecken, den dieses wunderbare und bis jetzt unerklärliche Gepolter in der ganzen Nachbarschaft verbreitet hat, ist so groß, daß eine Dame, Namens Roberts, die in einiger Entfernung von Hrn. Wright wohnt, und deren Haus von dem seinigen durch zwei Landstraßen getrennt ist, ihrem Hausherrn aufgekündigt hat, um bereits heute auszuziehen; und auch des Hrn. Wright Familie befindet sich in solcher Unruhe, daß sie Anstalt trifft, das Haus alsbald zu verlassen. Man hat alle Theile (machinery) des Abtritts wegnehmen, den Boden aufbrechen, auch unter demselben aufgraben lassen, weil man als möglich annahm, daß das Getöse durch schlechte Luft, die sich in den Röhren und Abzugscanälen gesammelt haben könnte, oder von einer andern, diesem Theile des Hauses

eigenthümlichen Ursache entstanden seyn möchte; aber der Lärm währt, mit Unterbrechungen, gerade so fort wie zuvor, und heute und gestern war er sogar lauter und heftiger, als jemals. Um sich zu vergewissern, ob wirklich wider die Thür geschlagen würde, legte man ein kleines Spänchen Holz auf den hervorragenden Theil der Füllung, und solches fand sich, nachdem das Klopfen aufgehört hatte, heruntergefallen. Um aber hierüber noch größere Gewißheit zu erlangen, befestigte Hrn. Wrights Sohn, der von Newbury gekommen war, letzten Sonntag die Thür mit einem Stück Draht, und nachdem das Getöse aufgehört hatte, fand sich bei angestellter Untersuchung der Draht nicht allein zerrissen, sondern auch die Thür nach innen gezwängt. Einmal wurde sogar die Thür von den Angeln losgerissen und hinten in den Abtritt versetzt; das Klopfen war jedoch ganz das nämliche, wie zuvor. Die Hauseigenthümerin (Fr. Stokes) ist aus der Stadt gekommen und hat alle mögliche Nachforschungen vornehmen lassen, jedoch ohne daß sich bis jetzt auch nur Hoffnung zur Enträthselung des merkwürdigen Geheimnisses gezeigt hätte. Es ist zu erwähnen, daß zu drei oder vier verschiedenen Malen, als das Klopfen stattfand, fünf und mitunter mehr mit den Hausbewohnern gar nicht in Verbindung stehende Personen von Windsor und anderswo, anwesend und entschlossen waren, wo immer möglich die Ursache zu entdecken; sie blieben aber gleichwohl in Unwissenheit über den Ursprung und außer Stand, Erklärung zu finden. Letzten Samstag erbot ein Herr sich freiwillig, mit Hrn. Wright die ganze Nacht aufzubleiben; auch wurde auf Veranlassung der Beamten (magistrates) dieses Erbieten angenommen. Die übrigen Hausbewohner begaben sich um die gewöhnliche Zeit zur Ruhe, und bis 6 Uhr nächsten Morgen wurde kein Getöse vernommen, im Laufe des folgenden Sonntags aber war es heftiger als je. Viele unwissende und abergläubische Personen schreiben natürlich jenen Lärm einer übersinnlichen Einwirkung zu, und man erzählt sich bereits, daß eine gewisse Person vor einiger Zeit jene

Gegend „auf eine sehr geheimnißvolle Art verlassen habe“, und daß „ohne Zweifel ein Mord nahe bei der Stelle verübt worden sey.“ Wie dem nun aber auch seyn mag, so ist jedenfalls gewiß, daß Männer, die in dem betreffenden Bezirk (county) in hohem Ansehen stehen, nämlich Beamte, Geistliche und Andere während vergangener Woche das Haus besucht haben, und sämmtlich nicht wissen, was sie von den wunderbaren Tönen halten sollen, die sie innerhalb drei oder vier Schritte von dem Fleck, wo sie standen, gehört haben. Diese sonderbare Geschichte fährt fort, das lebhafteste Interesse zu erwecken, und bleibt zugleich in das undurchdringlichste Geheimniß gehüllt.

So weit der Bericht. Also Leute von hohem Ansehen und Gelehrsamkeit wissen nicht, was sie aus der Sache machen sollen, und dennoch werden die, welche eine übersinnliche Einwirkung vermuthen, als unwissend und abergläubisch bezeichnet. Daß letztere irren, bleibt möglich; aber die erstern gestehen ihre Unwissenheit selbst. Was nun ferner aus der Geschichte geworden ist, und ob sich etwa ein Wissender, sey es ein Magus oder ein einfaches Dienstmädchen, gefunden hat, welcher den Spuck zu besprechen und so das Räthsel aufzulösen verstanden hat, steht dahin. Man vergleiche doch, was ein nicht unwissender englischer Geistlicher sagt in den Blättern aus Prevorst, 10. Samml. S. 85 f.

— 9 —

Eine ältere Erscheinungsgeschichte.

(Aus Nürnberg mitgetheilt.)

Anno 1734. Dom. sexages., als den 28. Febr., reiste Leo, ein sächs. Stud. jur. durch Nürnberg und logirte über Nacht daselbst in einem wohl angesehenen Wirthshaus. Walther, ein ehemaliger Tisch-Bursche desselbigen in Leipzig und dermal Cand. Minist., besuchte ihn auf geschehene Invitation selbigen Abend in seinem Logis. Sie divertirten sich bei einer Pfeife Tabak mit allerhand angenehmen Gesprächen, dadurch sie sich vieler zu ihrer Zeit in Leipzig studirender guter Freunde und der mit selbigen passirten Avanturen erinnerten. Da sie mitten im Gespräch begriffen waren, klopfte ungefähr um 8 Uhr Jemand zu drei wiederholten Malen an die Stubenthür. Leo und Walther glaubten nicht anders, als wäre es der Wirth oder Jemand der Seinigen, und riefen zu dreien Malen entrez, herein. Weil aber Niemand kommen wollte, fand sich Leo gezwungen, die Thür selbst zu eröffnen. Er konnte aber vor derselben Niemand antreffen, schloß solche demnach wieder zu und setzte sich an seinen Ort. Allein in dem Augenblick hörten sie beide ein starkes Geräusch in dem Zimmer, gleich als wenn ein Frauenzimmer mit einem damastenen oder seidenen Schlepp in dem Zimmer drei Mal auf und nieder ginge; doch sahen sie Niemand. Dieses erweckte bei beiden ziemliche Attention, zumal da mit dem Rauschen sich ein Klopfen in der auf dem Tisch über einem Tintenfaß liegenden Feder hören ließ, welches nicht anders anzuhören war, als das Anschlagen der Unruhe in einer Sackuhr. Sie visitirten anfangs das Tintenfaß, ob nicht ein Holzwurm mit seinem Nagen Schuld daran wäre. Sie merkten aber bald, daß nicht das Tintenfaß,

sondern die darauf gelegene Schreibfeder solches Schlagen von sich hören ließe. Sie untersuchten auch dieser ihre äußerliche und innerliche Beschaffenheit, fanden aber nichts daran, das sie in ihrer Meinung von einem gegenwärtigen, nagenden Wurm bestärken konnte. Ob ihnen nun dieses zwar wunderbar genug vorkam, so wollten sie aber doch diesen Grillen nicht weiter nachhängen, sondern suchten die vorigen Materien des Discours wieder hervor, und schlugen sich damit alles Andenken des bisher Passirten aus dem Kopfe; allein nach einer halben Stunde sahen sie etwas Weißes ganz langsam von einer Ecke des Tisches zur andern kugeln. Walther sah solches für zusammengewickelte, weiße Unterziehstrümpfe an, und Leo wußte sich's nicht anders vorzustellen, als ein zusammengerolltes Bündchen Wäsche. Beide aber stunden auf und suchten an dem Orte, wo es heruntergefallen, auf der Erde nach, konnten aber nicht das Geringste finden. Und da Walther meinte, es sey solches Etwas dem Leo zuständiges (an dessen Platz es auch vom Tische herunterfiel), versicherte ihn dieser, daß er aus seinem Mantelsack nichts dergleichen ausgepackt. Sie wollten sich aber auch hierdurch nicht hindern lassen, und den angefangenen Discours continuiren. Allein Leo klagte über entsetzliche Bangigkeit, davon er jedoch keinen zureichenden Grund wüßte, und Walther erblickte unversehends, da er eben beim Lichte seine Pfeife anzünden wollte, und aufstund, eine alte Matrone mit einem Todtenantlitz, nämlich mit geschlossenen und eingefallenen Augen und Wangen, und den Kopf, Hände und ganzen Leib mit weißem Schleier umhüllet, nicht anders als die sächsischen Klageweiber und Leichen-Ausruferinnen. Diese Larve sah er zwischen ihm und Leo an der Seite sitzend. So gräßlich dem Walther dieser Anblick war, so wollte er doch dem ohnedies über Bangigkeit klagenden Leo nichts davon sagen, und erwartete lieber, ob nicht Leo selbst davon anfangen würde? Er merkte aber, daß solcher nichts wahrgenommen habe, wie er ihn auch nachher versicherte. Doch continuirte seine Angst,

große Bangigkeit und Bestürzung noch immer. Walther wandte zwar sein Angesicht von dieser Larve ab, welche unbeweglich sitzen blieb, konnte aber doch nicht unterlassen, manchmal durch die Finger umzublicken, ob der ungebetene Gast sich noch an ihrer Seite befände. Sie wollten von allerhand anderen Dingen sich unterreden; allein die große Verwirrung, darin sie sich beide befanden, verwirrte auch alle ihre geführten Reden. Endlich resolvirte sich Walther seinen Platz zu verändern, und stellte sich an, als hätte er Etwas zu holen nöthig, das er aber doch nicht finden könnte. Leo stund auf und suchte solches, das Todtengespenst folgte ihm auf dem Fuße nach, und da er sich wieder niedersetzte, nahm auch dieses seinen vorigen Platz. Und so brachten sie eine ganze halbe Stunde in dieser Alteration zu, bis endlich um 9 Uhr, mit dem Glockenschlag, ein von beiden ganz vernehmlich gehörter und recht aus der innersten Tiefe des Herzens ausgeholter, kläglicher Seufzer, dem Schlagen in der Feder und der Larve, mithin der ganzen Erscheinung ein erwünschtes Ende machte. Sie besprachen sich hierauf über dieses, bei gutem Verstande, aufgewecktem und in Geister-Historien eben nicht leichtgläubigem Gemüth, auch von beiden zugleich Gehörte und Gesehene noch eine gute Weile. Walther konnte alle Begebenheiten für nichts anders als Omina halten, und Leo vermeinte auch nicht unglücklich zu muthmaßen, es bedeute solches entweder seines Vaters oder seiner Mutter, (die er beide sehr krank zurückgelassen), erfolgten Todesfall. Leo notirte sich Tag und Stunde des Passirten, und versprach, sobald er vom Hause Briefe würde erhalten haben, dem Walther Nachricht zu geben, ob ihre Vermuthung eingetroffen oder nicht. Leo hielt auch sein Wort, obwohl wichtiger Ursache wegen, etwas spät; denn den andern April erhielt Walther folgende Nachricht von seinem Freunde aus Linz, den 11. März 1734.

„Die fürchterliche Schreckensnacht im gedachten Ort, „die wir beiderseits ausgestanden, verbindet mich, dem „Herrn Bruder Nachricht zu ertheilen, daß unser Vermuthen,

„der Vorboten des Todes, richtig eingetroffen. Denn ich „war sechs Tage in Regensburg, so erhielt ich die betrübte „Post vom Hause, daß meine Mutter den 28. Febr. Nachts „um 9 Uhr selig entschlafen, nachdem sie fast bei 3 Stun„den mit dem Tode gerungen hatte. Ihr Verlangen nach „mir soll außerordentlich groß gewesen seyn, und was das „Wunderbarste war, so wußte sie auch, ohnerachtet meine „Eltern nicht die geringste Nachricht vorher davon hatten, „daß ihre eigene, verheirathete Schwester im finstern Walde, „eben wie sie, damals in des Todes Rachen liege, wie „sie denn auch gleicher Zeit mit ihr verschieden.

„Nun wird mon Frère leicht die Explication von denen „vorher gegangenen Ominibus finden können. Ich habe „indessen damals weder dem Wirth noch Kellner etwas von „dem Passirten erzählt, habe auch Niemanden die Nacht „hindurch bei mir zu bleiben verlangt, * sondern ich schlief „allein, und zwar Gottlob! ganz wohl und ruhig, ohne „fernere Incommodität oder Schrecken, zumal da ich aus dem „Passirten leicht abnehmen konnte, daß nicht die Stube, „sondern ein bevorstehendes Todesschicksal der Grund zu „den vorgegangenen Spucken seyn müsse ꝛc.“

* Walther hatte namentlich bei seinem Abschiede von Leo, der des folgenden Morgens in aller Frühe seinen Weg weiter ging, ihm den Rath gegeben, er sollte den Kellner lieber die Nacht über bei sich liegen lassen, um etwa so viel ruhiger in dem verhaßten Zimmer schlafen zu können.

Die nächtliche Prozession.

(Aus Mainz mitgetheilt.)

Zwei Pfarrer, der eine D. in M. am Rheine, der andere K. in E., einem Pfarrdorfe, 2 Stunden davon, beide allgemein hochgeachtete, in der Seelsorge ergraute, ehrwürdige Männer, erzählten bei ihrem Leben dem Schreiber dieses und so vielen andern Leuten nachstehendes ihnen selbst begegnete Ereigniß:

„Anfangs der 1790er Jahre, erzählte D., war ich mit K. in dem erzbischöflichen Seminar in M. An einem Sommerabende nach 9 Uhr stiegen wir auf den Speicher der dortigen Kapelle, frische Luft zu schöpfen. Aus dem Gauploche übersahen wir die etwas schräg gegenüberliegende, nur durch eine schmale Straße gesonderte St. Christophskirche, und vor uns den damalig daranstoßenden Kirchhof sehr deutlich und bestimmt."

„So dastehend unterhielten wir uns eine lange Weile über verschiedene Gegenstände, als ich bemerkte, daß die dunkle Kirche nach und nach von Innen erleuchtet wurde, und zwar so hell, wie wenn nun ein feierlicher Gottesdienst beginnen sollte. Ich machte meinen neben mir stehenden Freund hierauf aufmerksam, der Gleiches mit mir bemerkt hatte, und gleich begierig war, zu sehen die Dinge, die da kommen sollten."

„Auf einmal öffnete sich das große Portal, das zum Kirchhof führt, und heraustraten paarweise verhüllte Figuren mit einem brennenden Licht in der Hand, gleich einer Prozession, die aus vielen Gliedern bestehend, sich auf den Kirchhof begab, wo sie sich nicht weit von einem längst errichteten Grabsteine in einen großen Haufen vereinten. Was war nun natürlicher, als anzunehmen, daß nach der damalig noch

herrschenden Sitte irgend ein Reicher oder Vornehmer der Stadt in der Stille beerdigt werde? Doch nach einiger Zeit löste sich der Haufen Lichterträger wieder auf, und ging in der nämlichen Ordnung in die Kirche zurück, wie er gekommen war; man sah die Kirche wieder hell werden, wie zuvor, als auf einmal alles Licht verschwand, und das alte Dunkel der Kirchenfenster vor wie nach zurückblieb."

„Begierig, wer da begraben worden seyn möchte, sprachen wir im Herabsteigen von unserer Schaubühne den festen Vorsatz aus, am Frühmorgen des kommenden Tages den Küster der fraglichen Kirche zu sprechen."

„Am andern Morgen erhielten wir auf unsere Frage vom Küster zur Antwort, daß er von einer Begräbniß in besagter Zeit nichts wisse, und auf den Kirchhof geführt, entdeckten wir am bemerkten Platze, wo sich der Haufen aufgestellt hatte, auch nicht eine Spur von einem neuen Grabe oder aufgegrabener Erde, sondern alles war gleich eben und unumgearbeitet."

„Wer erklärt uns dieß?" fragten diese Männer nach jeder Erzählung dieser Geschichte. —

Ein sonderbares Gesicht.

(Aus Stuttgart mitgetheilt.)

In Stuttgart in der Hirschstraße stund, ehe diese abbrannte, ein sehr altes Haus, das einem Buchhändler gehörte. Oft hörten die Nachbarn, besonders in der Weihnachtszeit in den Zimmern, worin die Druckerpressen aufgestellt waren, ein Lärmen und Treiben, als ob die ganze Nacht darin gearbeitet würde, auch sah man Helle durch die Fensterladen, erhielt aber jedesmal, wenn man des andern Tages sich nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Thätigkeit erkundigte, zur Antwort, daß nicht gearbeitet und Alles ruhig im Hause gewesen sey. — Drei Nächte, ehe der ebengenannte Brand auskam, erschien regelmäßig in jeder Nacht eine dunkle, männliche Gestalt im Schlafzimmer des Hausherrn, schlug die Vorhänge an dessen Bette auseinander und verschwand hierauf wieder.

Am Tage des Brandes selbst, der in der engen Gasse und den alten Gebäuden mit ungeheurer Schnelle überhand nahm, sah die Hausfrau, als sie nebst ihrer Dienstmagd mit Ausräumen der Effekten beschäftigt war, zwei Männer in fremder, längst vergangenen Jahrhunderten angehöriger Tracht, auf dem Treppenabsatz, dessen Fenster von Außen durch die Flammen erhellt waren, stehen und müßig dem Brand zusehen. Die Dienstmagd redete sie an, sie auffordernd, sie möchten in der allgemeinen Noth retten helfen und keinen müßigen Zuschauer abgeben; worauf beide sich erhoben und durch die Fenster, gleichsam über den Flammen hinschwebend, verschwanden.

Der Buchhändler hatte lange im Militär gedient und eine höhere Stelle darin begleitet, er gehörte nicht zu den Leichtgläubigen, wohl aber sammt seiner Frau zu den gebildetsten Menschen seiner Zeit, daher die Geschichte mehr als gewöhnlich Glauben verdienen dürfte.

Todesanzeige durch Ruf.

Daß das Lesen der Romane eine gefährliche Nahrung für jugendliche Herzen, besonders für zarte, jungfräuliche Seelen sey, dies ist eine Wahrheit, welche nicht nur philosophische und theologische Moralisten schon längst behauptet haben, sondern welche auch so manche, aus dem Leben gegriffene Thatsachen bestätigen. Folgende Geschichte mag auch einen traurigen Beleg dazu liefern.

In einer kleinen, sächsischen Stadt lebte ein armer christlichgesinnter Handwerksmann, der eine einzige wohlgebildete junge Tochter besaß, die der Vater zärtlich liebte, weil sie seine christlichen Gesinnungen theilte, und durch ihren kindlichen Gehorsam und ihre Treue gegen ihn ohne Unterlaß bewies. Ein junger talentvoller Candidat der Theologie, der als Hofmeister bei dem Grafen von *** angestellt war, machte Bekanntschaft dieses Mädchens, besuchte sie öfters, und gab sich alle Mühe, durch Vorlesung von ausgesuchten Meisterstücken der deutschen Literatur, und besonders mehrerer seinen Absichten entsprechender Romane, ihr eine leidenschaftliche Liebe zu ihm einzuflößen, die er durch die Aeußerung seiner Gefühle zu erwiedern schien. Das unschuldsvolle Mädchen, das keinen vertrautern Freund als seinen Vater kannte, öffnete demselben sein Herz. Dieser, der bisher kein Bedenken trug, einem jungen Gelehrten den Zutritt zu seiner Tochter zu gestatten, sich sogar dessen Besuche zur Ehre rechnete, erblickte nur zu spät die Gefahr, in welche der Candidat seine Tochter zu stürzen drohete, und bemerkte ihm endlich, daß seine allzuhäufigen Besuche Aufsehen erregen, und jeden ehrlichen Handwerksmann abschrecken könnten, die Hand seiner Tochter zu begehren; ja daß die gelehrte Bildung, die der

Herr Candidat seiner Tochter gebe, nicht für ihren Stand passe, und ihr den gemeinen Bürgerton verhaßt mache; er bitte deswegen den Herrn Candidaten, sich über seine Absichten deutlich zu erklären, um nicht das Glück seiner Tochter zu untergraben, die seit einiger Zeit ihren heitern Charakter verloren habe, und ganz tiefsinnig geworden sey. Worauf der Candidat erklärte, daß er diese Tochter inniglich liebe und ihre Hand begehren würde, sobald er eine Pfarrstelle erhielte und eine Gattin ernähren könnte. Diese Erklärung beruhigte den besorgten Vater und ermuthigte seine Tochter, den Liebhaber ihrer Gegenliebe zu versichern. Diese Art Verlobung wurde den Freunden und Verwandten der Familie dieses Handwerksmannes ohne Rückhalt bekannt gemacht, und dadurch allen übeln Nachreden vorgebeugt. Das Versprechen des Candidaten war damals aufrichtig; und er fuhr nun ungehindert fort, seine romantischen Empfindungen seiner Geliebten mitzutheilen, und ließ dieselbe ein wahres Elysium von ihrer künftigen ehelichen Verbindung erwarten, deren Zeitpunkt endlich eintraf; indem der schwärmerische Liebhaber, durch Verwendung des Grafen, in dessen Haus er die Hofmeisterstelle versah; eine gute Pfarre erhielt, deren Einkünfte hinreichten, eine ordentliche Familie zu erhalten. Der Jubel, den bei dieser Begebenheit der Bräutigam, die Braut und ihr Vater ertönen ließen, läßt sich nicht beschreiben. Aber bald änderte sich die Scene. Eine habsüchtige Anverwandte des Candidaten stellte diesem vor, daß er einen dummen Streich machen würde, wenn er ein so armes Mädchen heirathen werde, wenn er jedoch heirathen wollte, so wüßte sie eines Schneiders Tochter, die zwar weniger schön, als seine Braut wäre, ihm aber bei 5000 Thaler schwer Geld mitbringen würde. Diese boshaften Einflüsterungen erregten einen harten Kampf in der Brust des verliebten Herrn Pfarrers, der ihn in tiefe Melancholie stürzte, welche er, aller Verstellungskünste ungeachtet, vor den Augen seiner Braut nicht ganz verbergen konnte. Sie witterte geheim Umtriebe,

und theilte ihre Besorgnisse ihrem treuen Vater mit, der den jungen Seelsorger für unfähig hielt, eine Treulosigkeit zu begehen, und seine Tochter zu beruhigen suchte. Aber der Geiz, die Wurzel alles Uebels, bemächtigte sich des Herzens des jungen, zum Prediger der Wahrheit und Redlichkeit erkorenen Geistlichen. Er verließ plötzlich die durch seine Hand gebildete Braut und wählte die reiche Schneiderstochter, eine Person von ganz gemeinem Schlage.

Das arme, verlassene Mädchen fing nun an, in eine tiefe Schwermuth zu sinken, und der unauslöschliche an ihrem Herzen nagende Kummer stürzte sie endlich in eine auszehrende Krankheit. Unterdessen wurde der neue Pfarrer mit seiner Frau Pfarrerin von dem Vorsteher des Pfarrdorfes in einem mit Laubwerk gezierten Wagen abgeholt, und die Pfarrkinder beeiferten sich, das stattliche Hausgeräthe ihrer Frau Pfarrerin aus der Behausung ihrer Eltern in das Pfarrhaus zu führen. Die ersten ehelichen Umarmungen verdrängten bald die Gewissensbisse, die noch von Zeit zu Zeit den im Wohlstande sich fühlenden Gatten in einsamen Augenblicken quälten. Das Andenken an seine Romanenbraut war schon ganz erloschen, als folgende unerwartete Begebenheit den treulosen Liebhaber aus dem Schlafe weckte. In einer stillen Nacht schlief der junge Pfarrer ruhig, wurde aber plötzlich durch den Ruf seines Namens erweckt. Sein erster Gedanke war, wie begreiflich, daß man ihn als Seelsorger zu einem Kranken rufen wolle. Er öffnete daher das Fenster und fragte, wer ihm rufe? Und da er keine Antwort erhielt, schrieb er diesen Ruf einem Traume zu, und legte sich wieder zu Bette. Bald darauf hörte er zum zweitenmale seinen Namen rufen, und zwar mit der ihm wohl bekannten Stimme seiner verlassenen Geliebten. Um aber seine darüber erwachte Gattin nicht zu erschrecken, sagte er, es könnte wohl ein Ruf zu einem Kranken seyn, und fragte wieder am Fenster, wer ihm rufe? erhielt aber auch keine Antwort. Sehr erschrocken über diese Stimme, ließ er seine bei ihm wohnende Mutter wecken, und

bat sie, ihm, da er sich erkältet hätte, etwas Chokolade zu kochen. Die Mutter erfüllte sogleich die Bitte ihres Sohnes; aber ehe das begehrte Stärkungsmittel bereitet war, hörte er zum drittenmale den sein Herz zerreißenden Ruf. Am andern Tage erfuhr er, daß seine verlassene Braut in derselben Stunde, in welcher er den dreimaligen Ruf gehört, verschied, und bis zum letzten Augenblicke unaufhörlich den Namen ihres ungetreuen Geliebten aussprach. Ob die Gattin des Herrn Pfarrers noch lebe, und ob er eine glückliche Ehe mit ihr verlebe, oder verlebt habe, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes unbewußt. Obige Geschichte hat er aus einer zuverläßigen Quelle geschöpft.

E—nn.

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Spuckgeschichte.

Der verstorbene Herr Herrenschneider, gewesener Pfarrer der Gemeinde zu St. Aurelien in Straßburg, war vorher als Seelsorger in Grünstadt in der Pfalz angestellt, wo er einen Besuch von Hrn. Lorenz bekam, der aus Holland zurückkehrte, wo er Hofmeister bei einem jungen Herrn von gutem Hause gewesen war, und über Leipzig nach seiner Vaterstadt Straßburg reiste, um eine ihm daselbst aufgetragene Professur der Geschichte bei der damaligen Universität zu übernehmen. Lorenz erzählte dem Hrn. Pastor Herrenschneider, mit Lachen, folgende Anekdote.

Hr. Reiske, Professor der Philosophie in Leipzig (aus dessen Mund Hr. Prof. Lorenz diese Geschichte selbst erhielt), spottete bei jeder Gelegenheit in seinen philosophischen Vorlesungen über den Gespensterglauben, den er als grundlos darstellte. Einst aber sagte er zu seinen Zuhörern: „Sie „wissen alle, meine hochgeehrtesten Herren, daß ich bisher nie „an Gespenster geglaubt habe. Jetzt aber erkläre ich Ihnen „feierlich, daß ich daran glaube. Vergangene Nacht wurde „ich aufgeweckt und erblickte deutlich zwei Frauenzimmer, die „unten an meinem Bette saßen und mit einander ein lebhaftes „Gespräch zu haben schienen, bei welchem die eine oft den „Kopf neigte, um etwas zu bejahen. Ich erschrack anfangs „so sehr über diese Scene, daß ich den Kopf unter die Decke „verbarg, dachte aber bald, daß diese Furcht ungegründet und „kindisch wäre, da ich ja nicht an Gespenster glaube. „Ich sah und hörte noch eine Weile diesem Gespräche zu; als

„die eine aufstand und laut von der andern, die sie bei „Namen nannte (den ich aber nur halb verstand), Abschied „nahm, welche letztere sich nun auch entfernte. Den folgenden „Morgen fragte ich meinen Hausherrn: ob nicht zwei Frauens„personen in diesem Hause gewohnt hätten? Allerdings, ant„wortete er, und nannte sie bei Namen, die mir dieselben „zu seyn schienen, die ich gehört zu haben glaubte. Ich er„kundigte mich über ihre Lebensart und Aufführung, und „erhielt zur Antwort, daß sie beide sehr zankfüchtig gewesen; „sie hätten neben einander am Fenster des Zimmers gelegen, „worin ich schlief, und seyen in so heftigen Wortwechsel ge„rathen, daß die eine die andere an den Haaren gepackt und „zum Fenster hinausgeworfen habe, so daß sie todt auf der „Straße gelegen." Der Herr Professor betheuerte, daß er nun bekehrt sey und fest an Gespenster glaube.

Herr Professor Herrenschneider, Sohn des Herrn Pfarrers, bestätigte diese Geschichte, nur mit der Variante, daß es nicht Hr. Lorenz, Professor der Geschichte, sondern dessen Bruder gewesen sey, der die Sache erzählt habe; welcher Umstand übrigens in der Hauptsache nichts ändert.

E.

In dem Hause einer Freundin unserer Familie, schreibt ein bewährter Mann, ist es öfters Nachts gewaltig unruhig: Rumoren und Lärm in den Kammern oben, daß die darin oder in der Nähe Schlafenden erwachen; doch zeigt sich keine Spur von Ratten und Mäusen oder Katzen. Ein beherzter junger Mann, der hinauf logirt wurde und nicht an Gespenster glaubt, springt öfters Nachts aus dem Bett und schlägt mit dem Stock um sich, unter's Bett, und kann es nur durch Ratten erklären, von denen er aber nie Anzeichen hat. — Im untern Stock hat die Mutter unserer Freundin noch auffallendere nächtliche Besuche. Es zieht der alten, durchaus furchtlosen Frau öfters an der Bettdecke, daß sie erwacht und um ihre Bedeckung kämpft. Oefters muß sie

aufstehen, und wenn sie dann umbettet und Kopf zu Füßen verändert, hört es auf. Eine Nacht ließ es ihr gar keine Ruhe; sie kleidete sich an, um zu ihrer im Nebenzimmer schlafenden Tochter zu kommen, es ihr zu sagen und lieber die Nacht zu durchwachen. Da sieht sie zum erstenmal im dunkeln Zimmer, das sie verlassen will, die Gestalt: eine wolkige Säule, deren Haupt undeutlich ist, doch das einer Magd oder behaubeten Frau zu seyn scheint. Die Erscheinung kommt ihr ganz nahe und drängt sie zurück von der Thür, die sie mit Mühe und Angst erreicht, indem der Spuck ihr dicht angedrängt folgt und ihrem Entkommen wehren will. — Später wurde sie nicht weiter beunruhigt, welches sie jedoch der Veränderung ihrer Lage durch Umbetten zuschrieb. — In dem Hause umher bemerkt man, als Zeichen ähnlicher Vorkehrung gegen Gespenster, Thüren, wo die Angeln früher auf der andern Seite gingen.

Maltens Weltkunde schreibt: „Im März dieses Jahres war ein junger Mensch von etwa 19 Jahren, in Neuburg, im französischen Departement der Nieder-Seine, gefährlich krank. Die Aerzte schüttelten bedenklich den Kopf und der Leidende fühlte bald selbst, daß er nicht mehr zu retten sey. Er ließ sich nun von seiner Mutter, in Gegenwart seiner Schwester, feierlich versprechen, daß sie auf dem Gottesacker einen besondern Platz kaufen wolle, damit nicht später seine Ueberreste wieder ausgegraben und herumgeworfen würden, ein Verfahren, das immer einen sehr peinlichen Eindruck auf ihn gemacht. Nach seinem Ableben hielt man es nicht mehr für angemessen, das Versprechen in Ausführung zu bringen und sein Leichnam wurde in der gewöhnlichen Gräberreihe beigesetzt. Kaum aber war das geschehen und noch waren die Leidtragenden vom Begräbnißplatze nicht zurückgekehrt, als am hellen Tage eine unsichtbare Hand das Geschirr in der Küche hin und herstieß und eine Menge davon in tausend

Stücke zerschlug. Tags darauf und zwar in der Beerdigungsstunde, wiederholte sich dieselbe Scene. Das noch übrig gebliebene Geschirr prasselte schrecklich dröhnend zu Boden. So dauerte es acht Tage hinter einander, bis kein ganzer Topf oder Teller mehr im Hause war.

Nun ging es an eine rasende Demolirung der Möbel. Stühle, Tische ꝛc. fuhren übereinander und zerschmetterten sich gegenseitig. Man gab sich alle Mühe, der Ursache dieses Unwesens nachzugehen, doch vergebens, man kam auf keine Spur, und der Beistand der Polizei selbst und ihrer verborgenen Beauftragten führte zu keiner Entdeckung. Erst als die Mutter des Verstorbenen, ihrer demselben geleisteten Zusage gemäß, einen Erbplatz auf dem Gottesacker gekauft und den Körper ihres Sohnes dahin hatte versetzen lassen, wurde es ruhig in ihrem Hause.

Malten sagt: der Aberglaube des Volkes erhielt durch dieß Ereigniß neuen Nahrungsstoff, während klügere Leute behaupteten, daß der ganze Lärm von Niemand herrühre, als von der Schwester des Jünglings, die ihrer Mutter dadurch habe die Lehre geben wollen, daß, wenn man freiwillig etwas versprochen, man auch Wort halten müsse.

— Behauptungen der Art bei derlei Erscheinungen aufzustellen, ist allerdings superklugen Leuten eigen, und sie sind auch sehr leicht zu machen, — aber wir fragen sie: ob denn jenes Mädchen so gar klug gewesen, daß man ihre Künste nicht entdeckte, ob man sich gleich alle Mühe gab, diesem Unwesen auf die Spur zu kommen, und ob die Nachforschungen der Polizei und ihrer verborgenen Beauftragten auch so erbärmlich angestellt wurden, daß sie dieses Mädchen nicht überlisten konnten. Ueberdieß ist auch sehr unwahrscheinlich, daß dieses Mädchen jene Habseligkeiten, die ja auch die ihren waren, einzig um die Mutter zu täuschen, zertrümmert hätte.

Aehnliche Unruhe eines Geistes wegen eines unerfüllten Versprechens.

Die Didaskalia Nr. 36 vom 5. Februar 1841 enthält ein Schreiben, datirt und besagend wie folgt:

Königswinter am Siebengebirge, im Januar.

„Wenn die Geister der Verstorbenen eine Zeit lang in Süddeutschland ihr Wesen trieben, so scheinen sie sich jetzt allgemach nach dem Norden des Vaterlandes zu ziehen."

Dieses Zeugniß ist an sich erwünscht; eigentlich aber brauchen sie sich mit diesem Zug nach Norden gar nicht zu bemühen; denn testantibus actis wandern sie schon längst daselbst herum.

„Vor Kurzem hat ein Spuckgeist dieser Art in einem Dorf in unserer Nähe sich gezeigt."

Ist wohl möglich.

„Ein Dienstmädchen wollte eines Abends plötzlich den Geist ihres Vaters gesehen haben; die Erscheinung kam noch mehrere Abende wieder, ohne daß jedoch einer der bei dem Mädchen Anwesenden etwas davon gewahr wurde."

Weil deren inneres Wahrnehmungsvermögen nicht geöffnet war, und der Geist sich nur der Tochter offenbaren konnte oder wollte.

„Endlich gab ein wahrscheinlich mit dem Geisterwesen Vertrauter dem Mädchen den Rath, den Geist nach seinem Begehr zu fragen," —

Unstreitig ein guter Rath!

„und siehe da, der Geist erzählte (wiederum ohne daß einer der Anwesenden, mit Ausnahme des Mädchens, es hören konnte), daß er bei seinen Lebzeiten versprochen habe, für einen Dritten eine Wallfahrt nach Kevelaar zu machen, daß er aber gestorben, ehe er dieß vollbracht, und daher keine Ruhe im Grabe finden könne, bis die Tochter jene Wallfahrt vollbracht habe."

Vermuthlich hatte die versprochene Wallfahrt nach Kevelaar (einem Dorf im Bezirk von Düsseldorf mit einem Marienbilde, zu dem stark gewallfahrtet wird) den Zweck, Absolution für jenen Dritten zu erlangen. Dazu war aber die Wallfahrt unnöthig, und der „mit dem Geisterwesen Vertraute" hätte durch die Tochter den Geist anweisen sollen, sich lediglich an seinen Heiland zu wenden, und bei ihm Ruhe und Hülfe, auch für sich und für den Dritten Erlaß zu suchen. Indessen mag es uns zur Warnung dienen, kein Versprechen unerfüllt zu lassen, so lange wir Zeit dazu haben. Ist diese vorbei, so macht nur Einer Alles gut und will darum gebeten seyn.

„Also sprach der Geist; aber unzweifelhaft ist es, daß das Mädchen wirklich diese Wallfahrt unternommen hat, begleitet von ihrem Vormund und unterstützt von den milden Gaben glaubiger Seelen."

In Ermangelung des oben bemerkten bessern Unterrichts war es nicht übel gethan, daß das Mädchen das Verlangen des Geistes erfüllte, und beides hätte sogar verbunden werden dürfen; denn auch die Wallfahrt ging aus dem Glauben.

„Die Beobachter der Zeitkrankheiten mögen dergleichen kleine Symptome nicht ganz unbeachtet an sich vorübergehen lassen."

Dieser salvatorischen Clausel, womit sich der Correspondent am Schluß zu schützen vermeint, sind wir hier nachgekommen. Denn was sind die Zeitkrankheiten? Vor Allem der Unglaube, dann die daraus entstehende Unwissenheit in geistlichen Dingen. Solche Erscheinungen werden eben deßwegen der Zeit gesandt, um sie zu heilen; indessen bleibt leider das Wort wahr: sie werden nicht glauben, wenn auch einer von den Todten wiederkommt. Den Glauben an die Wirksamkeit oder Nothwendigkeit der Wallfahrt nach Kevelaar haben wir abgelehnt; wir verstehen also einen andern Glauben, der jenen unnöthig macht und weit besser

die Ruhe der Todten im Grabe sichert; einen Glauben, den die Mitglieder aller Kirchen haben müssen, wenn sie Christen heißen wollen, sollten sie sogar die vorbemeldete Erscheinung, und was ihr ähnlich ist, für Täuschung halten. Wenn übrigens dieses ihr Urtheil sich darauf gründen wollte, daß das Mädchen allein, und kein sonst Anwesender, die Rede des Geistes gehört habe, so ist aus der Erfahrung bekannt, daß ein Geist nicht laut zu reden braucht, um seine Gedanken vernehmbar zu machen, sondern daß der, welchem er sich mittheilen will, sie in ihm lesen, sie ihm an- und absehen kann, obgleich auch laute, Jedermann hörbare Aeußerungen der Geister vorkommen. Ein Geist kann in den Geist reden ohne hörbaren Schall, wie die Worte eines Buchs, um verständlich zu seyn, weder Zunge noch Lunge brauchen. — y —

Erscheinen einer Sterbenden.

Hauptmann G., ein noch rüstiger Fünfziger, hatte während eines Urlaubs in zweiter Ehe ein schönes Bauermädchen geheirathet, und die junge Frau in der Schweiz gelassen, als er nach Neapel zum Regimente zurückkehrte.

Von einem Waffengefährten, Hauptmann H., zu Tische eingeladen und fröhlich beim Mahle, verstummt er plötzlich und starrt in eine Ecke. — „Was hast du?“ frägt der Freund. — „Da liegt meine Frau vor mir auf den Knieen und fleht, ich solle ihr vergeben.“ — „Nun, so vergib ihr, spricht H., der nichts sah und ungerne in der Freude gestört war. — „Ich will wohl, nur weiß ich nicht, was ich vergeben soll — doch — nun ist's gut.“ Die Erscheinung verschwand.

Man merkte Tag und Stunde vor. — Es kamen Briefe — die Frau war gestorben — die Zeit stimmte. Nur über dem, was zu vergeben, lag noch ein Schleier.

G. reist wieder in Urlaub, forscht und findet, daß seine

Frau verführt, ihm untreu geworden und mit dem heftigsten reuigen Verlangen nach ihm und seiner Vergebung gestorben sey.

Ahnung und Spuckgeschichte.

Der Maler H. von H. erzählte mir von seiner Familie merkwürdige Proben von Ahnungen und einige Spuckgeschichten, die in ihrem alten Hause geschahen. Ich theile sie hier in der Kürze als durchaus glaubwürdig mit. Was im Hause geschah, verheimlichte die Familie lange, um dem Verkauf des Hauses, den sie beabsichtigten, nicht zu schaden; erst nach demselben erfuhr ich es.

Das erste ist eine Probe des Ahnungsvermögens vor einem eintretenden Todesfall oder eines zweiten Gesichts. Der Vater des Malers verlor in seiner Jugend eine theure Schwester plötzlich an einer raschen Krankheit. Nicht lange vorher kam er eines Abends von seinen Geschäften an die Hausschwelle und sah seine Schwester, die er schon unwohl wußte, da sitzen in der feuchten Abendluft. „Was denkst du," sagt er zu ihr, „du wirst dich recht verderben; willst du gleich in die Stube." Und damit eilt er an ihr vorbei, der Mutter zu rufen, sie zu hüten. Diese erschrickt, wie sie aus dem Zimmer tritt, dieß zu hören; denn drinnen liegt die Tochter, plötzlich erkrankt. „Gott behüte uns — sie stirbt!" Und wirklich war das Mädchen in Kurzem eine Leiche. Dieses geschah in einem früheren Hause.

Das spätere alte Haus war den Bewohnern unheimlich durch allerlei seltsames Rumoren, unsichtbares Hin- und Hergehen, auch überm Haupt im obern Stock, ohne daß Jemand sich vorfand; durch Rutschen im Kamin, wie wenn ein Topf in den Ofen gesetzt wird, wenn man dann hinauskam, war die Kaminthür geöffnet, und obgleich dann fest zugemacht, wiederholte sich beides.

Die Mutter des Malers sah in ihrer tödtlichen Krankheit

Nachts eine weiße Frau mit frischen, rothen Wangen und freundlichen Mienen in ihrem Krankenzimmer hin und her schweben, in der Commode einiges ordnen oder holen, und sie anscheinend bedienen. Sie hatte keine Angst vor der Erscheinung, weil sie so gar freundlich und wohl aussah; nur zuletzt, wo die Gestalt sich über sie neigte und sich der Länge nach pressend über sie streckte, ward ihr bange und sie erzählte es den Ihrigen als traurige Ahnung von ihrem Ende. — Niemand sah nach ihrem nicht lange nachher eintretenden Tode wieder etwas der Art. Doch hatte die Tochter in der Dämmerung einmal, wie sie mit dem Bruder und mit ihrem Bräutigam dasaß und die Augen zufällig in die Höhe richtete, die grausige Erscheinung eines ihr zugewandten Kopfes, von grassen, starrenden Zügen. Als er, nach einer Minute ungefähr, verschwand, machte sie ihrem Schrecken mit gepreßtem Herzen Luft.

Wie der Vater auf dem Todbett lag und die Familie ihn pflegte, that es in der stillen Mitternacht (es war im kalten Winter) drei schnelle dröhnende Schläge am nahen Fenster, das in den Hof ging. „Habt Ihr das gehört?" sprach er mit schwacher Stimme. — „Ja," sagte der Sohn, der im Innersten entsetzt war; doch um die Aufmerksamkeit abzulenken: es wird die Magd gewesen seyn; sie hat draußen den Schnee abgeklopft." — „Nein," erwiederte ruhig der Vater, „die Töne, die drei Klänge kenne ich; ich habe sie früher auch schon gehört, wenn mir ein Freund starb." — Er selbst lebte nur noch wenige Tage. — Die Familie hatte sich über die ganz eigen dröhnenden Schläge so entsetzt, daß Niemand nachher in dem Zimmer schlafen wollte. Die sorgfältigste Untersuchung in jener Nacht hatte kein Resultat, und man rieth auf das Spucken des früheren Besitzers, eines Küfers, weil die Töne ungefähr lauteten, als seyen sie mit einem Bandmesser oder etwas dem ähnlichen bewirkt. Vermuthlich hatten sie auch sonst Ursache, auf den früheren Besitzer zu rathen. G.

Merkwürdige Ahnung.

Die Magdeburger Zeitung meldet aus Gommern bei Magdeburg vom 22. Febr.: „Schon gegen Abend am 13. d. M. äußerte die zehnjährige Tochter des hier wohnenden jüdischen Lehrers Franc verschiedene Male zu ihren Aeltern, daß sie eine außerordentliche Aengstlichkeit in ihrem Innern empfinde, ohne dabei jedoch angeben zu können, daß sie sich sonst körperlich unwohl fühle. Gegen 8 Uhr Abends begleitete indessen der Vater dieses Kind nebst einer jüngern 8jährigen Tochter zu Bette. Aber bis gegen Mitternacht wird der Vater von seiner ältesten Tochter verschiedene Male dringend gerufen und gebeten, sie und die jüngere schlafende Schwester wieder aus dem Bette und in ein anderes Zimmer zur Ruhe zu bringen, weil es ihr aus unbegreiflicher fortdauernder Angst noch nicht möglich gewesen sey, einzuschlafen, sie auch glaube, das leise Heruntermahlen des Kalkes von der Zimmerdecke zu verspüren. So kommt Mitternacht völlig heran; der Vater des klagenden Kindes läßt sich endlich bewegen, solches nebst dem schlafenden aus dem Bette zu nehmen, untersucht aber vorher die Zimmerdecke über der Bettstelle genau, und findet kein Merkmal, das ihm etwaige Gefahr hätte andeuten können. Kaum sind aber die beiden Kinder, wovon das älteste von namenloser Angst bebte, in ein anderes Zimmer zur Ruhe gebracht, als ein Theil der Decke mit dem Estrich in einer Länge von 8 und einer Breite von 3 Fuß auf die nun glücklicher Weise leer stehende Bettstelle krachend herabstürzt und sie an mehreren Stellen beschädigt. Ein gewichtiger Koffer, der gerade auf der verhängnißvollen verlassenen Stelle stand, stürzte mit auf das Bett herab, und er allein würde schon den jämmerlichen Tod der beiden Kinder herbeigeführt haben, wenn das älteste, von geheimnißvollen Ahnungen getrieben, nicht die glückliche Veranlassung gegeben, daß beide unversehrt gerettet wurden."

Eine Prophezeihung.

Der junge Fürst von Ligne, (der Enkel des witzigen Staatsmannes) der Belgien neuerlich bei der Krönung der Königin von England vertrat, und als ihm 1830 die Belgier ihren neuen Thron antrugen, geantwortet haben soll: Ich kann den belgischen Thron nicht annehmen, weil ich schon Kammerherr des Kaisers von Oesterreich bin, befand sich 1822 in Paris und ließ sich von der bekannten Lenormand wahrsagen. Die Prophetin sagte ihm unter andern, er würde sich fünf Mal verheirathen, und zwar zuerst mit einer Französin, dann mit einer Deutschen oder Flamänderin, darauf mit einer Polin, sodann mit einer Engländerin und endlich mit einer Italienerin, welche letztere ihm aber durch Dolch oder Gift das Leben nehmen würde. Man weiß nicht, ob der junge Fürst der Wahrsagerin Glauben schenkt, gewiß ist aber, daß er bei seiner bald darauf erfolgten Heirath in dem Contrakte bestimmte, daß alle Diamanten, Cashemirshwals, Spitzen ꝛc. der Frau, bei deren Tode nicht den Kindern derselben, sondern der zweiten Frau gehören sollten, wenn er sich vielleicht wieder verheirathe. Im Jahre 1823 vermählte sich der Fürst mit Amalie Constantine, Tochter des Marquis von Constans d'Ayrac, die ihm zwei Söhne gebar. Im Jahre 1834 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Nathalie, Tochter des Marquis von Trazegnies (aus Brüssel), welche aber ein Jahr darauf starb und ihm eine Tochter hinterließ. Im Jahre 1836 endlich vermählte er sich zum dritten Male mit Hedwig, Fürstin Lubomirska, von der er einen Sohn hat. Bis dahin ist also die Prophezeihung der Wahrsagerin eingetroffen, doch läßt sich hoffen, daß die jetzige Fürstin lange genug leben wird, um der Engländerin nicht Platz zu machen.

Fernwirkung eines Wahnsinnigen.

Ein junger Mann, bei dem sich Ausbrüche von Wahnsinn eingestellt hatten, und der deßwegen bewacht wurde, ruft einst in der Nacht im Bette heftig seinen Bruder Karl mit Namen, welcher viele Meilen weit von ihm entfernt war. Als man ihn fragt, warum er so rufe, so behauptet er, sein Bruder Karl sey bei ihm, und er sey bei jenem, man wolle ihm wohl verschweigen, daß er da sey u. dgl. Bald hierauf kommt ein Brief von Karl an den Vater, worin er sich erkundigt, ob etwas Besonderes vorgefallen sey? er habe in der Nacht (in eben derselben) die Stimme seines Bruders deutlich rufen hören Karl! überdem habe auf seinem Tisch seine Weste gelegen, und in der Westentasche ein Schlüssel gesteckt, welcher dreimal aufgeschlagen habe.

Die Personen, zwischen denen dieses erst neulich vorgefallen ist, sind alle am Leben.

Ein merkwürdiger Fall von Besessenseyn.

Ein sonderbarer Zustand ist die Ursache, warum diesen Augenblick ein gewisser Dominique Balas von Orbessan zu Auch unter Gewahrsam gehalten wird. Dieser Mann, jetzt 27 Jahre alt, diente bei einem Gutsherrn, der sehr mit ihm zufrieden war, bis ihn eine auszehrende Krankheit befiel und ihn zwang, zu seinem Vater zurückzukehren. Sein Uebel verringerte sich dort aber nicht allein nicht, sondern wurde noch ärger, und dabei wurde er gegen Jedermann aufsätzig und schlug zuweilen um sich. In Folge eines allgemeinen Spasmus verlor er die Sprache, und seine Finger zogen sich so krampfhaft zusammen, daß deren Spitzen sich fest in die innere Hand einkniffen. Trotz dieses Zustandes, der ihn hinderte, sich seiner Finger im geringsten zu bedienen, erklomm Balas die höchsten Bäume und die Strohmeiler wie eine Katze und brach dort zu bestimmten Stunden jeden Tages in ein furchtbares Geheul

aus. Seine ganze Nahrung bestand aus einer Kartoffel und sieben Bohnen täglich. Diese Sonderbarkeiten erfüllten bald die ganze Gemeinde mit Schrecken und ließ sie an den Einfluß des Bösen glauben. Dies schien auch um so unbezweifelter zu seyn, als Balas bei jedem Zeichen der Religion in Wuth gerieth. Unter so bewandten Umständen wurde es denn nöthig, daß die Behörde einschritt, und so wurde er in einer Irrenanstalt untergebracht. Dort angekommen verweigerte er jegliche Nahrung, und gab durch Zeichen zu verstehen, er könne nichts genießen, als in seinem väterlichen Hause. Balas hielt Wort, und er aß und trank während neunundsechzig Tagen nicht. Von dem Zustande des Unglücklichen gerührt, ließ die Behörde ihn zu seinem Vater zurückführen, welchen Weg, zwei Lieues, er zu Fuß zurücklegte und dann mit dem größten Heißhunger über das ihm vorgesetzte Essen herfiel. Jetzt verhielt Balas sich mehrere Tage ruhig, dann nahm er aber seine früheren Unarten und zwar in einem noch stärkeren Grade wieder an: zu dem Despotismus, den er im Hause ausübte, zu dem Geheul, das er ausstieß, fügte er noch die Drohung hinzu, seinen Vater zu tödten. Im letztverwichenen Februar holte er mitten aus einer im Felde weidenden Heerde ein Schaf und trug es, trotz der Bemühung der Hirten, ihn daran zu verhindern, in vollem Rennen zu Hause. Dort angekommen, erfaßte er den Hammel mit den Zähnen und trug ihn so, durch ein Loch kriechend, auf den Boden unter das Dach, wo er seine stete Wohnung genommen hatte. Hiernach ist er abermals, am 25. März, in das Irrenhaus gebracht worden, wo er sich noch jetzt befindet, ebenfalls, wie das erste Mal, unter Verweigerung jeglicher Nahrung. Er geht umher, magert sichtlich ab, und beantwortet jede Anrede durch das Zeichen, man solle ihm den Kopf abschneiden. Dieser ist in einer steten Bewegung. Bei dem Zeichen des Kreuzes schneidet er furchtbare Grimassen, wenn man aber den Teufel nennt, so lacht er in einer gräulichen Weise und sagt durch Zeichen, er trüge ihn im Innern, und er sey es auch, der ihn nähre und erhalte.

Der alte Somnambulismus oder was noch mehr.

Der Montanist Tertulian (de anima c. 9) erzählt von einer Frau, die ihm als Presbyter ganz allein ihre Gesichte mittheilen durfte, weil sie in der Versammlung nicht reden durfte, Nachstehendes:

„Es ist heutiges Tages eine Schwester bei uns, die mit Offenbarungen begabt ist, welche ihr in der Kirche während der gottesdienstlichen Feier durch Entzückung im Geist widerfahren. Sie unterredet sich mit Engeln, manchmal auch mit dem Herrn, sieht und hört Geheimnisse, erkennt die Herzen von Einigen, und gibt auf Verlangen Arzneimittel an. Je nachdem nun die Schrift gelesen, oder Psalmen gesungen, oder Anreden gehalten, oder Bitten gethan werden, so werden ihr dadurch Stoffe zu Gesichtern dargereicht. * Einst traf sichs, daß wir, ich weiß nicht was, von der Seele gesprochen hatten, als diese Schwester im Geist war. Nach Endigung der Feier, da das Volk entlassen war, wo sie uns zu berichten pflegt, was sie gesehen hat — denn es wird aufs fleißigste erörtert, um es auch zu prüfen — sagte sie: Unter andern wurde mir eine Seele leibhaftig gezeigt, und schien ein Geist zu seyn, aber von keiner nichtigen und leeren Art, sondern daß man sie sogar meinte festhalten zu können, zart und hell und von luftiger Farbe und durchgängig von menschlicher Gestalt."

Ein zweites Gesicht.

Der Inverneß Courier erzählt einen Fall von „zweitem Gesicht (second sight)," womit bekanntlich die

* Nicht als Selbsteinbildungen, sondern was hierin ihre Aufmerksamkeit fesselte, das öffnete zugleich ihr inneres Gesicht für die gegenwärtige Sache, wie wir über eine Aeußerung im Gespräch, über eine Stelle in einem Buch oder in einer Predigt weiter nachdenken und Wahrheiten erkennen.

Hochschotten und die Bewohner der Hebriden zuweilen begabt seyn sollen. Am 11. Januar ging William Macleod, der Wildhäger der kleinen hebridischen Insel Rasay, mit seinem Bruder nach Portree auf der benachbarten Insel Sky. Auf dem Rückweg blieb ersterer zurück, und der Bruder kehrte, nichts Schlimmes ahnend, allein nach Haus. Indeß der Wildhäger kam nicht wieder, und alle Nachforschungen ließen keine Spur von ihm auffinden. Nach 8 Tagen erklärte ein Mann aus Portree, als er vor vierzehn Jahren einmal das Vieh gehütet, habe er am hellen Tage das Gesicht von einem Manne gehabt, der von einem gewissen Felsen stürzte. Hiebei beschrieb er das Aussehen und die Kleidung des Mannes, die denen des vermißten Wildhägers entsprachen, so wie auch den Felsen. Sofort fuhr eine Anzahl Leute mit dem „Seher" in einem Boot nach dem bezeichneten Felsen an der Seeseite, und wirklich fand man die Leiche des Vermißten genau an der angegebenen Stelle. Er hatte sich, scheint es, in der Dunkelheit eines stürmischen Abends verirrt, und war hier über die Klippe gestürzt. — Das Journal fügt indessen bei, hoffentlich werde die Leiche von den einschlägigen Behörden gehörig untersucht worden seyn.

Doppeltgehen.

1.

Herr S., aus Landau gebürtig, hielt sich daselbst auf. Als aber im Jahr 1813 die Alliirten ins Elsaß einrückten, begab er sich nach Mariakirch, woselbst es mehrmalen geschah, daß er die Magd des Hauses, welche ihn Abends erwarten sollte, schon mit dem Lichte an der Hausthüre stehend von ferne sah, noch ehe er wirklich an der Thüre ankam; worüber er dieser Magd sein Erstaunen bezeugte. Die Magd behauptete aber, er wäre ja schon da gewesen und hätte die Hausschelle angezogen.

2.

Der verstorbene blinde Dichter Pfeffel hat vielen seiner Freunde und Bekannten erzählt, daß er einen Bedienten gehabt hätte, von welchem manche Inwohner der Stadt Colmar im obern Elsaß, unter andern der verstorbene Apotheker, Herr Simon, behauptet haben, jener Bediente sey an dem Tage, in der Stunde bei ihnen, in ihrem Hause gewesen, obgleich Herr Pfeffel nach genauer Untersuchung gefunden habe, daß dieser sein Bedienter in der angezeigten Stunde, ja den ganzen Tag hindurch sein Haus nicht verlassen.

3.

Der verstorbene Herr Auger, ehemaliger Rath des kaiserlichen, hernach königlichen obern Gerichtshofes zu Colmar, begab sich zu Ende des Jahrs 1813 nach Straßburg, wohin dieser Gerichtshof seine Sitzungen verlegte, als die alliirte Armee sich jener Stadt näherte. Den 7. Jänner 1814 erzählte gedachter Herr Auger in Gegenwart mehrerer seiner Amtsgenossen, er habe einst am hellen Tage seinen Freund, den Pfarrer von Börsch, wo Herr Auger bis zur Revolution Amtmann war, vor seinem, des Raths, Hause vorbeigehen sehen; er sey dem Pfarrer sogleich leise nachgeschlichen, bis er so nahe bei ihm gewesen, daß er ihn, als derselbe in eine Grasfurche zwischen den Reben eingetreten, mit den Händen hätte ertappen können, wozu er schon seine Rechte ausstreckte; aber in dem nämlichen Augenblicke verlor er ihn plötzlich aus dem Gesichte. Darüber betroffen, fragte er die Leute, die nahe dabei in den Reben arbeiteten, wo der Herr (so heißen die Bauern jener Gegend den Herrn Pfarrer) hingegangen wäre? Sie versicherten aber den Frager, den Herrn gar nicht gesehen zu haben. Auger, dem die Sache sehr sonderbar vorkam, entschloß sich sogleich, seinen verschwundenen Freund in dessen Haus aufzusuchen, und war erstaunt, denselben daselbst kränkelnd auf einem Sopha liegend zu finden, so daß an kein

Ausgehen des Kranken zu denken war; welche Unmöglichkeit ihm auch die Leute bei seinem Eintritt ins Pfarrhaus angezeigt hatten. Da dem menschenfreundlichen Richter die Sage, daß doppeltgesehene Menschen bald nach solchen Erscheinungen sterben, bekannt war, und er seinen kranken Freund, der auch Kunde von einer solchen Volksmeinung haben konnte, nicht erschrecken wollte, so hütete er sich, demselben etwas von dieser Erzeigung (wie man es zu nennen pflegt) merken zu lassen. Daß jene Sage grundlos sey, behauptete Hr. Auger selbst, indem er am Ende seiner Erzählung bemerkte, daß dieser Pfarrer erst nach Verlauf von zwei Jahren gestorben sey.

E.

Ein Schlafwandler.

Karlsruhe. Mehrere Abende versammelten sich vor Kurzem weit über tausend Menschen vor der Hinterseite des hiesigen Krankenspitals, um bei einer allgemeinen Stille das durchdringende, obwohl wieder mit langen Pausen unterbrochene Schreien eines Nachtwandlers zu hören, das mit einer gewissen Periodicität regelmäßig Abends halb 10 Uhr begann und bis gegen 1 Uhr in der Nacht dauerte. Der Kranke ist ein schöner junger Mensch und Kanonier, Sohn vermöglicher Eltern. Der Zustand scheint theils magnetisch, theils wahnsinnig zu seyn, physische Stimmungen, die leicht ineinander laufen, und wo nach einer Seite hin sich gewöhnlich ein Uebergewicht zu zeigen pflegt, und zuweilen mit einer strengen Entschiedenheit. Meist soll der Kranke während der Paroxismen die Augen geschlossen haben. Er exercirt dazwischen, indem er, was ihm Handgerechtes vorkommt, dazu verwendet; er schimpft, er flucht und lacht auch wohl, und die aufgeregte Körperkraft scheint ihm zuweilen Flügel zu verleihen, sich mit der größten Leichtfertigkeit auf Tisch und Stühle zu schwingen, und er zerbricht festes Holzwerk, als wär' es ein dürrer Span. Die bei ihm Wachenden haben sich immer vor der, in seiner

Exaltation ihnen drohenden Gefahr in Acht zu nehmen. Der Lichtreiz affizirt ihn, auch bei zugeschlossenen Augen, heftig. Daher die Sage, daß jedesmal das Licht erlösche oder ausgeblasen werde, sobald es auch nur von fern sich ihm nähere, und daß man es schon zur Sicherheit vergebens in eine Laterne eingeschlossen habe. Er betet zuweilen am Rosenkranze. Kommt die schreckliche Anwandlung, dann glaubt er bald mitten in Flammen zu sitzen, bald in einer, ihn zu verschlingen drohenden Fluth zu schwimmen. Medicamente werden schwerlich helfen, er wird vielmehr einer geistigen Einwirkung, also einem höheren Magnetismus, unterworfen werden müssen. Das Geschlossenseyn der Augen deutet zunächst wohl auf magnetische Behandlung. Das Auffallende an jenen Erscheinungen ist, daß der Kranke fast ganz vom Gesetz perpendikulärer Schwere entbunden scheint. Er hüpft Personen auf den Rücken, während diese bei weitem nicht das volle Gewicht seines Körpers empfinden, er geht auf der Leiste, an welcher die Haken befestigt sind, um die Tornister daran aufzuhängen, er setzt sich auf die obere Kante des offenen Thürflügels. Er stieß nach der Versicherung des ihn behandelnden Arztes seinen Kopf mit solcher Gewalt gegen die Wand, daß jener glaubte, der Kranke müsse sich den Schädel zerschmettert haben. Man fand in der Wand in Folge des Stoßes eine Vertiefung; aber am Kopf des Kranken war keine Verletzung, nicht einmal ein blauer Fleck auf der Haut wahrzunehmen.

Aus Schillers Leben.

Schwab führt in „Schiller's Leben" S. 123 aus Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen an: „Mit dem Verwalter des Guts (der Wolzogen bei Meiningen) spielte er (Schiller) Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieser Wanderungen durch die Wälder hatte er eine sonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unweg-

samen Pfade durch den Tannenwald, zwischen wildem Gestein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Monaten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf diesem Platze vor Jahren an einem reisenden Fuhrmann verübt wurde, dessen Leichnam hier eingescharrt sey."

„Die französische Republick, sagte Schiller (nach des Dichters Schwägerin, in Schiller's Leben von Schwab. S. 398.), wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird."

Schwab bemerkt hiebei: „Wenn diese Worte nicht unwillkührlich einigermaßen dem Erfolg angepaßt worden sind, so hat Schiller auch in ihnen seinen Prophetenberuf beurkundet.

Merkwürdiges Zusammentreffen im Staatsleben.

Donnerstag den 15. October 1840, am Geburtstag des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV., feierliche Huldigung zu Berlin.

An demselben Tage neuer Mordversuch gegen den König der Franzosen Ludwig Philipp durch Marius Darmès.

An demselben Tage wurden die Reste des Kaisers Napoleon auf St. Helena in Gegenwart des Prinzen v. Joinville, nach vorher geschehener Aufgrabung, über die Erde gebracht, und, wie der Bericht darüber sagt, bei Oeffnung des Sargs „in einem Zustand unverhofft guter Erhaltung gefunden."

Am 18. Oct. (dem Tag der Schlacht bei Leipzig) gingen dieselben auf dem Schiff Belle-Poule von St. Helena ab in See, um nach Frankreich übergeschifft zu werden.

Merkwürdiges Zusammentreffen im Privatleben.

Nachstehendes ist aus einem gedruckten unter Freunden vertheilten Bogen, „den 1. August 1840" überschrieben, der nebst mehreren Anhängen die Leichenrede enthält, die zu Athen dem berühmten Alterthumsforscher Otfried Müller gehalten wurde, der, nach langem Sehnen Hellas Boden erreicht hatte, um da zu sterben, und mitten in seinen Forschungen hinweggerafft wurde. „Auffallendes Zusammentreffen" ist der Absatz überschrieben, aus dem ich einen Auszug liefere.

„Ueber dem delphischen Dreifuß war, wie bei Saalfeld nicht erwähnt ist, wie aber schon die hiesige Anzeige [1] von seinem Tode bemerkt, seine erste hiesige Schrift, und in Delphi endigte er seine Forschungen"......

Mit Orchomenos hatte seine Geschichte griechischer Stämme angefangen; in Orchomenos fing nach Finlay seine letzte Krankheit an.

Bei seinem lithographirten Bilde, das bald nach der Nachricht von seinem Tode [2] hier nicht mehr zu haben war, steht im Hintergrunde das Parthenon. [3]

In seinen Vorlesungen soll er bei einem Plane von Athen, den er an die Tafel schrieb, die Academie, wo er nun begraben liegt, mit einem Kreuze bezeichnet haben.

Vom ersten August 1839 ist sein Testament datirt, an demselben Tage starb er das Jahr darauf.

Am 28. August war M.'s Geburtstag; den 27. August 1840 brachte die Allgemeine Zeitung die Schreckensnachricht hierher.

[1] Nämlich von Göttingen. [2] Göttingen. [3] Wo er starb.

Auch im August starb fünf Jahre vorher in Athen und an derselben Krankheit Bettina Schinas geb. von Savigny. M. hatte am Ende seiner Universitätsjahre ihr Lehrer werden sollen. Ihr Bild und das von M. lagen schon lange in derselben Mappe eines Freundes von beiden unmittelbar hintereinander. —

Das Geister-Gesänge.

Schon in den Blättern aus Prevorst ist mehrmals der Musik unsichtbarer Sänger, insonderheit am Sterbebette gedacht.* Ein weiteres Beispiel gibt die, wiederum reich ausgestattete Christoterpe von Albert Knapp auf 1841, in dessen Aufsatz: „Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg.“ Von dieser gottseligen Fürstin erzählt die vom Verfasser benutzte Nachricht:

„Man kann zum Lobe Gottes nicht umhin, zu berichten, was sich am 7. August, Morgens 2 Uhr, in der Sonntagsfrühe, sonderlich ergeben, da diese Tochter Zions schon hier gehört die Wächter singen. Das Herz that ihr vor Freuden springen, — sie wachte, und stund (im Geist) eilends auf. Es waren um jene Zeit zwo Personen bei der Herzogin, die ganz stille und ruhig auf ihrem Sterbebette lag, — und siehe, ganz unversehens ließ sich im Cabinet eine überaus liebliche Stimmen- und Harfenmusik hören, die sich nach wenigen Minuten als ein in der Luft verwehender Ton geendigt; die eine damals gegenwärtige und darüber erstaunte Person fragte den auch mitwachenden, vornehmen, glaubwürdigen und nicht leichtgläubigen Mann, der solches bezeugte und schriftlich erhärtete: ob er doch auch diese Musik an dem Fenster gehört? was er sogleich mit Festigkeit bejahete, auch vor seiner Abreise des Morgens Andern erzählte. — Diese Begebenheit erinnerte an eine Himmelfahrt, sagt der

* VI, 182. VIII, 200. 213, X, 196, Vergl. VII, 187.

Biograph, wie solches auch bei andern geheiligten Seelen in der Vorzeit geschehen; es war eine besondere, der in so schweren Kampf stehenden theuren Seele erwiesene Gnade; ja, was bedeutete es anders, als daß die heiligen Engel nicht mehr verziehen konnten, bis diese in ihrer Gemeinschaft stehende Seele, aus dem Leibe des Todes vollends erlöst, durch die Thore der Ewigkeit würde eingehen? Sie bezeugten voraus ihre Freude, und kamen vom Himmel, um ihre Schwester, wie einst Jesum in Gethsemaneh selbst, zu stärken."

Der Verf. setzt hinzu: „Wie fest beglaubigt das vorstehende Ereigniß in jener Zeit war, geht auch aus der schönen, interessanten Trauerrede hervor, welche der Kanzler der Univertsität Tübingen, Joh. Wolfgang Jäger, am 21. August 1712 daselbst vor dem akademischen Senat und viel andern Zuhörern gehalten hat. Er sagt darin:

Sequinti nocte singulare illud et omnino divinum accidit, quod in concubia nocte, cum omnia silerent, caelestis musica derepente audita fuit, eaque tantae suavitatis, ut audientes nihil se per totam vitam suavius audivisse cum religiosa asseveratione testarentur, revera enim non humanas sed angelicas voces sonuisse. Talis sane musica verus est aeternitatis beatissimae praegustus, et cui morienti spiritus illi divini assistunt, in quam intimam Familiaritatem absument ad gloriossisimam Dei visionem admissos! (In der folgenden Nacht begab sich jenes Besondere und wirklich Göttliche, daß Nachts, wo Jedermann schlief und Alles stille war, plötzlich eine himmlische Musik gehört wurde, und zwar von solcher Anmuth, daß die Hörenden in ihrem ganzen Leben nichts Anmuthigeres gehört zu haben mit gewissenhafter Versicherung bezeugten, denn es seyen in der That nicht menschliche, sondern englische Stimmen erklungen. Eine solche Musik ist gewißlich ein wahrer Vorschmack der seligsten Ewigkeit, und wenn einem Sterbenden jene göttlichen Geister zur Seite stehen, in welche innige Freundschaft werden sie die zum herrlichen Anschauen Gottes Zugelassenen aufnehmen!)

Die fromme Herzogin verschied hernach am 11. August 1712, Abends zwischen 4 und 5 Uhr. Wer möchte nicht wünschen, bei seinem Uebertritt in das Gebiet des Todes mit ähnlichen Klängen bewillkommt zu werden? Und wie schön bestätigt sich hier, was geschrieben steht (Ps. 116, 15): „Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn!"

— y —

Dauer des menschlichen Geistes.

Der Geist steht zum Leibe in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der Virtuose zu seinem Instrumente. So wenig dieser mit seinem hinfälligen Instrumente sich verstimmt oder gar zusammenbricht, so wenig verstimmt sich und bricht der Geist mit seinem hinfälligen Leibe zusammen. Dieser verschafft sich, wie jener, ein anderes Instrument, wenn dieses auch uns gröber Organisirten nicht vernehmbar ist. Dafür mag folgende Thatsache zum Belege dienen. Der ehemalige Reichskammergerichts-Assessor und nachmalige Präsident eines badischen Gerichtshofes von Neurath wurde, nachdem ihn viel häusliches Unglück betroffen hatte, kindisch. Sein Sohn, der vor mehreren Jahren als württembergischer Justizminister starb, dessen Wittwe aber noch lebt, nahm ihn zu sich. Dieser alte Mann war, ohne daß er an einer bestimmten Krankheit gelitten hätte, doch körperlich sehr herabgesunken. Er ging keinen gewöhnlichen Schritt mehr, sondern trabte langsam vor sich hin, wenn er sich Bewegung zu machen genöthigt wurde. Man mußte ihm alle Speisen vorlegen, in kleine Stücke zerschneiden, Löffel und Gabel in die Hand geben, wenn er essen sollte. Er nahm an nichts mehr irgend Antheil und antwortete auf keine Frage mehr. In diesem Zustande befand er sich gegen das Ende des Jahres 1815 und im Anfange des Jahres 1816, gerade als die Verhandlungen über die würtembergische Verfassung am lebhaftesten betrieben wurden. An diesen Verhandlungen nahm sein Sohn zugleich mit mir

amtlichen Antheil. Da ich vorzugsweise mit jenen Verhandlungen beschäftigt war und diese Beschäftigung alle meine Zeit in Anspruch nahm, so benutzte ich oft die Mittagszeit dazu, um während des Essens mit meinem Freunde Neurath über die wichtigeren Angelegenheiten zu conferiren. Dieß war immer in Gegenwart des alten Herrn von Neurath, der mit zu Tische saß, geschehen, nie aber hatte dieser irgend ein Zeichen gegeben, von dem man auf seine Theilnahme am Gespräch hätte schließen können. Eines Mittags, wo die Discussion zwischen seinem Sohne und mir besonders lebhaft war, berührte ich zufällig die Hand des alten Mannes und fühlte, daß sie glühte. Der alte Mann hatte heftiges Fieber, er wurde zu Bette gebracht und der Arzt gerufen. Darüber war die vergönnte Zeit verstrichen. Wir trennten uns mit dem Versprechen, uns am späten Abende am gleichen Orte wieder zu treffen. Wie erstaunt waren wir Beide, als uns bei unserer Rückkehr Frau von Neurath erzählte, was ihr, den Freunden zu sagen, der fieberkranke Mann aufgetragen hatte. Es ging daraus hervor, daß er alles, was seit mehreren Wochen die Freunde in seiner Gegenwart gesprochen, vollkommen richtig aufgefaßt, behalten und in sorgfältige Ueberlegung gezogen hatte. Er wollte, daß jene seine theils zustimmenden, theils abweichenden Ansichten unbefangen würdigen und sich überhaupt einer größeren Ruhe befleißigen sollten. Als das Fieber nachließ, war er wieder verstummt. Der Virtuos hatte noch einmal auf dem Instrumente, welches das exaltirende Fieber neu besaitet hatte, gespielt. Als auch diese Saiten sprangen oder schlaff wurden, konnte er freilich nicht mehr für ein menschliches Ohr spielen; componirt aber hat er nachher noch eben so gewiß, als vorher, da sein altes Instrument noch nicht zum letztenmal besaitet wurde.

Wangenheim.

Prophetisches Gebet eines Verfolgten.

An der Kirche zu Barlt in Süderdithmarschen standen früher zwei Prediger, ein Hauptprediger und ein Diaconus. Um das Jahr 1691 ward daselbst Johann Caspar Wattenbach zum Hauptprediger erwählt, gebürtig aus Heilbronn in Würtemberg, bisher Conrector in Meldorf. Neben ihm begleitete Peter Hösch das Diaconat. Beide Männer geriethen bald in arge Feindseligkeiten, welche hauptsächlich ihren Grund darin hatten, daß der Eine strenge an der lutherischen Kirchenlehre festhielt, während der Andere eine freiere theologische Richtung verfolgte. Das Letztere war mit dem Hauptprediger der Fall. Schlimm war es, daß der College so wenig Duldsamkeit besaß, im Gegentheil in seinen Predigten den Pastor Wattenbach bekämpfte und als einen Ketzer anzufeinden suchte. Indeß konnte er damit bei der Gemeinde nichts ausrichten, vielmehr hing diese mit besonderer Liebe an Wattenbach und hörte dessen Predigten am liebsten. Um so mehr stieg aber der Unwille des von Natur heftigen und leidenschaftlichen Hösch. Er klagte seinen Collegen bei dem Probst Hahn in Meldorf an, und dieser nahm sogleich Parthie für Hösch. Probst Hahn brachte die Sache auf der nächsten Synode in Rendsburg zur Sprache, als im Herbst 1695 nach jährlichem Gebrauch die Pröbste beider Herzogthümer mit dem Generalsuperintendenten sich versammelten, um kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Es wurde diesmal in der Fehde der Barlter Prediger nichts weiter vorgenommen, als daß sie durch den Probst Hahn zur Ruhe und Eintracht verwiesen wurden. Allein die Verunglimpfungen von Seiten des Diacons unterblieben nicht, und es wurde das Verhältniß beider Prediger noch ärger als zuvor. So geschah es denn, daß im Jahre 1699 Wattenbach aufs Neue bei der Rendsburger Synode verklagt ward, weil er nicht den wahren Glauben predige, und die Synode ließ ihn deßhalb nach Rendsburg citiren, um ihn dort mündlich zu vernehmen. Man legte ihm eine

Menge Fragen vor, worauf er antworten mußte; diese bezogen sich namentlich auf das Wesen der Person Christi, auf die Erlösung, auf den Werth der guten Werke, auf die heilige Dreieinigkeitslehre. Wattenbach gestand mit redlicher Offenheit, daß er allerdings früher der ihm Schuld gegebenen Ansicht gewesen, jetzt aber davon zurückgekommen sey, und äußerte sich auf eine Weise, daß sowohl der Generalsuperintendent, Dr. Josua Schwarz, als auch die versammelten Pröbste (der Probst Hahn aus Meldorf war Krankheits halber diesmal nicht anwesend) keine Veranlassung fanden, den Pastor Wattenbach weiter in Anspruch zu nehmen; vielmehr entließen sie ihn, so wie seinen Collegen Hösch, der gleichfalls zur Verantwortung vorgeladen war, blos mit einer brüderlichen Zurechtweisung und mit der ernstlichen Vermahnung und Bitte, alles Aergerniß fortan zu vermeiden. Allein damit ruhte die Sache nicht. Schon auf der nächsten Synode 1700 trug der Generalsuperintendent, Dr. Schwarz, den versammelten Pröbsten vor, daß der in der vorigen Sitzung freigesprochene Pastor Wattenbach von seinen Gegnern bei der Regierung in Glückstadt verklagt worden sey und daß diese sofort den Pastor Wattenbach vom Amte suspendirt habe. Er sey aber als Obergeistlicher der Herzogthümer gegen dieses incompetente Einschreiten der Regierung bei dem Könige eingekommen, und Se. Majestät der König habe resolvirt, daß die Sache, als eine rein kirchliche, vor einem geistlichen Forum unter seiner Leitung verhandelt und untersucht werden solle. Er trage sie daher den versammelten Pröbsten zur Berathung vor. Nun ward die Wattenbach'sche Sache sehr ausführlich und sorgfältig verhandelt. Die Anklage betraf 15 Punkte, und Wattenbach reichte in Bezug auf diese eine Vertheidigungsschrift ein. Auch die Barlter Gemeinde bat für Wattenbach und erklärte, daß sie keinen Theil an der Klage wider Wattenbach habe; sie könne sich über Lehre und Leben des Mannes nicht beschweren und wünsche, daß der nun schon ¾ Jahr suspendirt gewesene Wattenbach wiederum in sein Amt eingesetzt werde. Die

Mitglieder der Synode gaben diesmal gegen sonstige Gewohnheit ihre Vota schriftlich ab: so war es im königl. Rescript anbefohlen worden, und diese schriftlichen Erklärungen mußten unverzüglich allerhöchsten Orts eingesandt werden. Die Synode entschied sich aber, mit Ausnahme des Probsten Hahn, für Wattenbach, und sein College Hösch fiel nicht nur mit seiner Klage völlig durch, sondern entging selber kaum der Suspension. Dieses Urtheil der Synode ward durch ein königl. Decret vom 26. October 1700 bestätigt; jedoch ward dem Pastor Wattenbach in demselben anbefohlen, öffentlich von der Barlter Kanzel seine früheren Glaubensansichten zu widerrufen. So trat denn nach reichlich ¾ Jahr der Pastor Wattenbach sein Seelsorgeramt in Barlt wieder an, zur großen Freude seiner Gemeinde.

Allein die Feinde ruhten nicht. Sie belangten ihn bald bei dem Meldorfer Consistorium. Allein die Süderdithmarsischen Prediger sprachen ihn frei. Das wollte aber der Probst Hahn nicht und machte die Sache von Neuem anhängig in Glückstadt. Wirklich nahm die Regierung die Sache an, die jetzt eine veränderte Richtung genommen hatte. Er wurde injuriarum causa verklagt. Die Klagepuncte sind nicht weiter bekannt. Am 1. April 1703 kam die Sache zur schließlichen Entscheidung. Wattenbach ward nach Glückstadt citirt, um sein Urtheil zu vernehmen. Es lautete auf Amtsentsetzung. Mit größter Fassung hörte er es an und fragte darauf, ob dieses Urtheil unabänderlich sey. Der Kanzler äußerte: keine weitere Appellation findet statt. Da sprach er: So habe ich also nun keinen, als den Richter aller Richter und aller Menschen, an den jeder Bedrängte appelliren kann; zu diesem nehme ich meine Zuflucht. Und nun erhob er sich mit der ganzen Kraft der Unschuld, der Wahrheit und des guten Gewissens, und redete in Gegenwart der Richter mit hohem Gottvertrauen:

„Ich, Johann Caspar Wattenbach, nehme meine Zuflucht zu Dir, allmächtiger Gott, einig im Wesen, dreifaltig in

Personen, Vater, Sohn und heiliger Geist. Du, allwissender Gott, bist aller Unterdrückten erste und letzte Zuflucht. Du bist der Herr, der die Wahrheit hält in Ewigkeit, der Urtheil spricht, der beisteht Allen, die Dich in Wahrheit anrufen. Du thust den Willen derer, die dich vor Augen und im Herzen haben, beschirmst Alle, die Dich aufrichtig kennen und lieben, und verdirbst alle Widerspenstigen. Dir will ich besonders, mein Heiland Jesus Christus, Alles übergeben, befehlen und heimstellen. So bitte ich Dich nun, Herr Zebaoth, Du gerechter Richter, Du Prüfer der Herzen und Nieren, da meine Feinde sprechen: Gott hat mit ihm nichts zu schaffen, Gott hat ihn verworfen und verlassen; siehe an meine Unschuld und Gedult, nimm mich von meinen Feinden; Du bist mein Gott, weiche Du nicht von mir, weil ich von der Welt verlassen bin! Sey Du der Richter zwischen mir und meinen Feinden. Ich appellire an Dich, mein Gott, ich flehe Dich kindlich, in wahrem Glauben an, daß der Probst Hahn heute über 12 Wochen, der Landvogt heute über 14 Wochen und das Kind des Verderbens, das wider besser Wissen und Gewissen, wider Recht und Billigkeit gegen mich gehandelt, sodann mit mir vor dem von Dir gesetzten Richter erscheinen und ihr Urtheil empfangen. Siehe da, mein Zeuge ist im Himmel, und der mein Recht spricht, mein Heiland. Fromme, gottfürchtende und unpartheiische Herzen müssen innerhalb Jahr und Tag bezeugen, was ich bezeuget habe. Diese Appellation übergebe ich, Johann Caspar Wattenbach, meinem Herrn Jesu Christo, dem allergerechtesten Richter, der da weiß, erkennt, beschirmet und urtheilet eines jeglichen Menschen gerechteste Sache. Amen! —"

Eine Todtenstille herrschte in der Versammlung. Endlich nahm der Kanzler das Wort. Er versicherte, daß nach den Acten das Urtheil nicht anders gefällt werden könnte; indeß sey er gerne erbötig, die ganze Sache ohne Kosten von Neuem zu untersuchen. Uebrigens sey die Appellation unchristlich,

denn kein Sterblicher dürfe Gott selbst zum Richter herausfordern; auch zeuge die Rede von einem unversöhnlichen Herzen.

Wattenbach erwiederte, daß dieser unrechtmäßige Prozeß ihn um sein Amt, sein Vermögen, seinen ehrlichen Namen gebracht, ihn und die Seinen in Armuth und Verachtung gestürzt habe; er sey vollkommen gewiß, daß sein Heiland Jesus Christus, den er, nicht aber seine Feinde, kenne, bekenne und an den er glaube, ihn, als ein gerechter Richter, nicht verlassen werde. Alles dessen, was dahinter sey, alles Zeitlichen habe er sich begeben und Gott Alles anheimgestellt. So lange er lebe, sey seiner Feinde Grimm, Qual und Rachgier unersättlich! — Er dankte darauf dem Kanzler für sein gütiges Anerbieten, empfahl die Beisitzer des Gerichts dem Schutz des Allmächtigen, begab sich nach Barlt und starb schon am 16. Tage darauf, den 16. April 1703, am Charfreitage.

Am 24. Juni war für den Probsten Hahn die 12. Woche vergangen. Es war gerade Sonntag, und der Probst predigte am Vormittage in der Meldorfer Kirche über das Evangelium des St. Johannistages, Luc. 1, 57—80. Er fühlte sich ganz wohl und rüstig, und sandte Mittags nach der Predigt zum Landvogt und ließ ihm scherzend sagen, ob er sich wohl erinnere, daß heute sein Ladungstermin abgelaufen sey. Gottlob befinde er sich wohl und gesund. Der Bote war noch nicht mit der Antwort des Landvogts zurück, als den Probsten Hahn ein Schlag rührte, woran er augenblicklich verschied. Man denke sich den Schrecken des Landvogts! Auch dieser starb am bestimmten Tage, nach Verlauf der 14. Woche. Ebenso der dem Wahnsinn verfallene Fiscal. Ja, binnen zwei Jahren starben Wattenbachs sämmtliche Freunde, die als Beisitzer des Meldorfer Consistoriums ihn redlich vertheidigt hatten. Ueber Hösch ist nichts weiter bekannt.

Dieß ist der tragische Verlauf der so merkwürdig gewordenen Wattenbach'schen Streit- und Prozeßsache. — Referent bemerkt, daß die Zeitgenossen Wattenbachs den Hergang der Sache einstimmig so berichten, wie wir ihn im Auszuge

mitgetheilt haben. Der gelehrte, zu seiner Zeit sehr geachtete Probst Burchardi in Segeberg, Mitglied der Synode, von welcher Wattenbach vernommen ward, ist einer von den Gewährsmännern für die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte. Wir haben vor uns die interessante lehrreiche Schrift des Candidaten Burchardi: „Ueber Synoden in Schleswig-Holstein," aus welcher diese Nachrichten mitgetheilt sind. Wir bemerken noch, daß die Data der Chronologie mit der Angabe der Barlter Kirchenbücher durchaus übereinstimmen; auch daß der Magister Wattenbach, dessen Sohn später als Pastor in Collmar lebte und lehrte, als ein geistig sehr begabter und als Mensch sehr geachteter Mann in den Nachrichten aus jener Zeit genannt wird.

Medicinisches Gebet.

Herr Doctor Reisseissen, Sohn des Hrn. Prof. Reisseissen zu Straßburg, erzählte den 4. Oktober 1812 Folgendes einem seiner vertrauten Freunde. Er lebte in genauer Freundschaft mit einem gewissen Hr. Z....s, ebenfalls der Arzneiwissenschaft Doktor und Stadtphysikus zu Z. Obgleich von katholischen Eltern in der Gegend von Coblenz gebürtig, wo seine Mutter lebte, die eine gläubige Christin war, so überließ sich derselbe frühzeitig den leichtsinnigen Grundsätzen seiner Universitätsfreunde, hielt wenig auf Religion und verschmähte alles Gebet; seine diesen Maximen consequente Aufführung war, nach dem Ausdrucke Hrn. Reisseissens, die eines ächten Renomisten. Als er ausübender Arzt und Stadtphysikus in Z. wurde, besaß er eine Bibliothek, worin sich nichts als medizinische Bücher, aber kein einziges Andachtsbuch, noch weniger ein Gebetbuch befand. Sein Vater war todt, aber seine Mutter lebte noch, und empfahl ihm bei seinem Abschiede von ihr das Gebet, um Beistand und Gedeihen in seinem Amte, auf das dringendste. Er versprach dies zwar mit dem Munde, kehrte sich aber gar nicht an diesen wohlgemeinten christlichen Rath seiner treuen, ihn zärtlich liebenden Mutter, die in ihrer Heimath lebte.

Einst, als er von einer seiner gewöhnlichen Ausschweifungen um 11 Uhr Abends nach Hause kam, und, wie er es gewöhnlich that, in der Gesellschaft seines Hundes, ein Pfeifchen rauchend, studirte, so ward es ihm, wie man zu sagen pflegt, etwas unheimlich, und bald darauf entstand in dem neben seinem Cabinete befindlichen Bibliothek-Saal ein starkes Gepolter, wie wenn ein großer Foliant von den obern Bücherschäften herabgefallen wäre. Der Hund sprang auf und bellte gewaltig gegen die Thüre, die in die Bibliothek führte. Z. fuhr auf, und ging sogleich in seine Bibliothek, fand aber keinen Folioband auf dem Boden liegen. Nur bemerkte er ein kleines Oktavbändchen das auf dem Boden umgekehrt offen lag, so daß die Decke oben und die Druckschrift unten war, gerade so, wie wenn man, in der Lesung eines kleinen Bandes gestört wird, und ihn umgekehrt neben sich legt, damit die offene Stelle nicht zufällt, und man kein Zeichen braucht, um zu wissen, wo man in dem Lesen geblieben war. Da ihm nun das kleine Bändchen zu unbedeutend schien, um zu glauben, daß es ein so starkes Gepolter hätte verursachen können, er zudem sehr nachlässig war, so hob er das Buch nicht gleich auf, sondern begab sich, wiewohl unruhig zu Bette. Des andern Morgens, als er in seine Bibliothek trat, trieb ihn doch der Vorwitz, das Buch aufzuheben. Es war ein kleines, in die ausübende Arzneiwissenschaft einschlagendes, lateinisches Büchlein, Rulandi consultationes medicae betitelt, in welchem die aufgeschlagene Stelle e i n Gebet eines Arztes enthielt, der Gott um Beistand und Gedeihen seiner Curen anruft; welches lateinische Gebet der Verfasser den angehenden Aerzten empfiehlt. Doktor Z. wurde um so mehr über diesen Umstand betroffen, da dies Gebet das e i n z i g e in seiner ganzen Bibliothek befindliche Gebet war. Dieser Vorfall machte ihn doch aufmerksam, und er fieng an, ohne sich von seinen Gefühlen genau Rechenschaft geben zu können, große Besorgniß über die Gesundheit seiner Mutter zu bekommen; und wartete sehnsuchtsvoll auf

Nachrichten von ihr, die auch nicht lange ausblieben. Denn bald hernach erhielt er von seinen Anverwandten einen Brief, der ihm anzeigte, daß seine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ein sehnliches Verlangen hatte, ihren Sohn zu sprechen, und in derselben Stunde gestorben war, in welcher das Gepolter sich in der Bibliothek hören ließ.

Z. schrieb diese Geschichte umständlich an Hrn. Dr. Reiffeissen; gestand ihm, daß er seitdem sehr melancholisch wäre, und bat diesen Freund, ihm seine Meinung über diese Begebenheit aufrichtig mitzutheilen. Sein rechtschaffener kluger Freund antwortete ihm: Es könne Zufall seyn; es könne aber auch eine unerklärbare Warnung seiner seligen Mutter seyn. Das sicherste wäre wohl, seinen Lebenswandel zu ändern. Z. that dieses und ward wieder ruhiger in seinem Innern; verfiel aber nachher in eine tiefe Melancholie, und ist bald darauf gestorben.

Inspirirte Predigt.

Eines Sonntags, erzählt Fletscher (Prediger in England, eigentlich Joh. Wilh. de la Flechere, 1729 zu Nyon im Waadtlande geboren), als ich eben in Madeley die Liturgie gelesen hatte, ging ich auf die Kanzel, und wollte eine Predigt halten, auf die ich mich vorbereitet hatte. Aber meine Gedanken waren so zerstreut, daß ich mich weder des Textes noch irgend eines Theils meiner Predigt erinnern konnte. Ich fürchtete, ich würde wieder von der Kanzel steigen müssen, ohne irgend etwas gesagt zu haben. Nachdem ich mich ein wenig gesammelt hatte, fiel mir ein, ich könne ja über den ersten vorgelesenen Bibelabschnitt sprechen, nämlich das dritte Kapitel des Daniel, das die Geschichte von den drei Männern im feurigen Ofen enthält; und indem ich dieses that, empfand ich einen so ungewöhnlichen Beistand Gottes, und ein so freudiges Aufthun meines Mundes, daß ich vermuthete, es müsse hier etwas ganz Eigenes zum Grunde liegen. Ich schloß deßhalb mit der Bitte, daß wenn Jemanden aus der

Versammlung etwas Besonderes begegnet sey, er es mir im Laufe der folgenden Woche anzeigen möchte. Demgemäß erschien am nächsten Mittwoch eine Person, die mir Folgendes erzählte. „Frau K. war lange Zeit um ihr Seelenheil bekümmert gewesen. Sie besuchte bei jeder Gelegenheit die Kirche, und brachte viel Zeit im stillen Gebete zu. Hierüber war ihr Mann, ein Schlächter, äußerst erbittert, und verbot ihr unter den schrecklichsten Drohungen, Fletschers Predigten, so wie jede religiöse Versammlung zu besuchen. Als sie ihm sagte, daß sie es Gewissens halber nicht unterlassen könne, wenigstens die Pfarrkirche zu besuchen, ward er ganz wüthend, und schwur ihr, daß wenn sie es noch einmal thäte, er ihr den Hals abschneiden würde. Nun flehte sie inbrünstig zu Gott, ihr in der Versuchungsstunde beizustehen, und wiewohl sie noch nicht viel Trost empfand, so hatte sie doch ein festes Vertrauen auf Gott, und war entschlossen, treu zu bleiben, und die Folgen Ihm anheimzustellen. Am letzten Sonntage ging sie nach vielen Kämpfen mit dem Teufel und ihrem eigenen Herzen eben die Treppe hinunter, um in die Kirche zu gehen, als ihr Mann sie fragte: wohin? — Sie sagte es ihm. „Gut," sagte er, „nun will ich dir nicht den Hals abschneiden, wie ich es erst vorhatte, sondern ich will den Ofen heizen und dich hineinwerfen, sobald du nach Hause kommst." Dieser Drohung ungeachtet, die er mit schweren Flüchen begleitete, ging sie nach der Kirche, und betete den ganzen Weg, daß Gott sie stärken wolle, Alles zu erdulden, was ihr auch begegnen möchte. Während Sie, Herr Fletscher, nun von den drei Israeliten sprachen, die Nebukadnezar in den feurigen Ofen werfen ließ, fühlte sie, daß dieß Alles sie angehe, und Gott machte ihrem Herzen jedes Ihrer Worte lebendig. Als die Predigt beendigt war, dachte sie: Und wenn ich tausend Leben hätte, so könnte ich sie alle Gott aufopfern. Ihre ganze Seele war so erfüllt von der Liebe Gottes, daß sie mit dem festen Entschluß nach Haus eilte, sich ruhig dem hinzugeben, was Gott über sie verhängt habe; denn sie

zweifelte nicht, daß er sie gewiß in den Himmel aufnehmen würde, wenn er es zuließe, daß sie verbrannt würde; oder daß er sie erretten würde, wie einst seine drei Knechte, die ihm vertrauten. Aber als sie die Thür öffnete, fand sie zu ihrem Erstaunen und Troste, daß der Zorn ihres Mannes sich gelegt hatte, und bald hatte sie Ursache, zu hoffen, daß auch er um das Heil seiner Seele bekümmert sey." Am folgenden Sonntage ging der Mann, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, auch in die Kirche, und nahm sogar am Abendmahl des Herrn Theil. Es ist zwar zu besorgen, daß diese guten Eindrücke keine bleibende Aenderung in ihm gewirkt haben; allein ich weiß nun, warum mir meine Predigt damals genommen war, damit Gott seine Barmherzigkeit kund thäte.

Wer kann wohl nach solchen Erfahrungen und Berichten wahrheitsliebender und erleuchteter christlicher Seelsorger, wie Fletscher in ausgezeichnetem Grade war, an einem geistigen Zusammenhang des Lehrers mit seiner Gemeinde und mit der unsichtbaren Welt zweifeln, aus welcher dem treuen Arbeiter Gaben des Lichts und der Kraft zuströmen? Wer aber auch an der Geschäftigkeit des Widersachers, die christliche Frömmigkeit zu stören, und an der der guten Boten, ihn zu fällen, und seine Bosheit in Segen zu verwandeln? Man möchte ferner fragen: Wie ist es menschmöglich, die Gattin, weil sie in die Kirche geht, mit dem Tode und mit dem Feuertode zu bedrohen? Es ist in der That nicht menschlich, sondern teuflisch. Endlich eine Ermahnung: Lieber Leser, wie weise du dich immer dünkest, versäume den Kirchengang wenig, nicht ganz, wenn irgend Gottes Wort lauter bei dir gelehrt wird. Sey gewiß, du wirst an dir selbst zuweilen Erfahrungen machen, die der obigen ähnlich sind; es wird in der Predigt, im Text, in den Gesängen und Gebeten, dir etwas begegnen, was auf deinen Zustand paßt, und du wirst auf's mindeste den Trost des pflichtmäßigen öffentlichen Bekenntnisses und des Zusammenhangs mit dem Leibe Christi mit in deine Wohnung nehmen.

—y—

Eine Spuckgeschichte vom Jahre 1757.

Diese merkwürdige Geschichte, die sich im Jahre 1757 in dem Hanse eines Herrn Pfarrers Hahn zu Kirchheim ereignete, ist schon in Horst's Bibliothek und aus ihr auch im zweiten Theile der Seherin von Prevorst gegeben, und zwar in einem Briefe eines Sohnes des Herrn Pfarrers Hahn, den derselbe an einen andern, wie es scheint höhern Geistlichen, gerichtet hatte. Es heißt in diesem Briefe: „Noch zur Zeit finde ich mich wegen Menge der Geschäfte außer Stand, denselben eine zusammenhängende Relation zu übersenden, da mir zumal mein eigener Aufsatz, worin ich Alles, was sich von Zeit zu Zeit zugetragen, verzeichnete, verloren gegangen ist."

Dieser früher jenem Herrn Hahn verlorene Aufsatz, erhielt sich aber bei anderen Mitgliedern seiner Familie und zwar noch in seiner eigenen Handschrift. Er kam in meine Hände und ich lasse ihn nun hier wörtlich abdrucken, um so mehr, als er von dieser Erscheinungsgeschichte ausführlichere Auskunft giebt, als es jener in Horst und der Seherin von Prevorst abgedruckte Brief thut.

Er ist folgender:

„Daß die Erscheinung gewisser, zwar in die Sinne fallender, jedoch sehr subtiler verständiger Wesen, die man Gespenster nennet, eine schon sehr alte Meinung und Tradition sey, daran werden wohl wenige zweifeln; daß aber und ob an dergleichen Erscheinungen etwas seye, ist eine Frage, an welcher noch gar viele, weil sie die Art der Existenz, so wie die Beschaffenheit dieser Wesen nicht einsehen können, zweifeln. Es ist sich gewißlich recht sehr zu verwundern, daß, von so manchen abentheuerlichen Meinungen und Aberglaube, die Welt durch das nach und nach aufgegangene Licht befreiet worden; so deutlich

man den Ungrund dieser und jener lange Zeit vor wahr gehaltenen Geschichte entdecket, hat man dennoch dieses Vorurtheil, diese Chimaire, wenn ich es so nennen darf, von der Erscheinung der Gespenster noch bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausrotten können, daß nicht noch immer dieselbe von Vielen als wirklich geglaubt wird. Man hat sich zwar viele Mühe gegeben, die verschiedene Wege zu entdecken, auf welchen wir durch unsere Sinne und Einbildung könnten betrogen werden, und es ist auch nicht zu leugnen, daß Tausende sich betrügen, und meinen, sie sehen oder höreten ein Gespenst, und ist doch nichts weniger. Allein eben dadurch, daß man die Quellen des Betrugs entdeckt, hat man zugleich manchen in den Stand gesetzt, um so weniger sich zu irren, und desto zuversichtlicher zu glauben, daß das, was er gesehen und beobachtet, weder ein Betrug der Sinne, noch der Einbildung sey, indem er sich in diejenige Verfassung gesetzt, worin er jenes nicht befürchten durfte.

Viele die den Gespensterglauben für eine Meinung des Pöbels halten, haben oft das Unglück gehabt, von einer Begebenheit zu hören, die wirklich keinen Grund hatte; daher machen sie den Schluß auf andere, daß auch andere nicht besser; ja, welches ich selbst gesehen; es gibt Menschen, die, weil sie einmal das Gegentheil behauptet, so hartnäckig darauf bestehen, daß sie trotz aller Ueberzeugung dennoch die Sache bestreiten, weil sie es vermuthlich für eine Schande halten, unter denen zu seyn, die Gespenster glauben, oder weil sie es, wie ein gewisser Herr, der ein Augenzeuge von der folgenden Begebenheit war, nicht wußten, wie das zuging. Wie viele Begebenheiten und Erscheinungen im Reiche der Natur aber, die wir doch behaupten, müßten wir leugnen, weil wir die Art ihrer Existenz nicht begreifen können.

Ich liefere Ihnen diejenige Geschichte, von welcher ich Ihnen mündlich zu erzählen die Ehre hatte, die sich in meines Vaters Haus vor langer Zeit begeben, eine Begebenheit, die alle, welche ich noch erzählen hörte, an Gewißheit und

merkwürdigen Umständen weit übertrifft, und wovon ich eine gute Zeit selbst ein Zeuge gewesen, und versichere, daß ich sie so niedergeschrieben, wie sie an sich selbst ist.

Vor ohngefähr 16 Jahren erkaufte mein Vater dicht neben unserm ordentlichen eigenthümlichen Wohnhaus ein altes Gebäude, sammt dem dazugehörigen Garten, von welchem man immer sagte, es sey nicht sicher darin. Er ließ dasselbe niederreißen, und zu einem Garten zubereiten. Hiedurch bekam unsere Wohnung eine ungemein schöne Aussicht und sehr räumlichen Garten. Weil aber sich einige katholische Einwohner verlauten ließen, sie wollten sich durch die Herrschaft ein Stück zu einem Wohnplatz wegschätzen lassen, weil es an der Straße gelegen, so kam mein Vater diesem zuvor und ließ an dem andern Ende des Gartens, etwa 200 Schritt unserer Wohnung über, einen Keller ausgraben und von dem Holz des abgebrochenen Hauses ein Dach draufsetzen. Dieses fiel beim Sturmwind zusammen, und man sahe sich genöthiget, ein einstöckiges Häuschen dafür hinzubauen. Wir ließen es nur unter Dach bringen und auswendig einfach mit Leimen bekleiden. Meine Eltern bestimmten es, das Brennholz und dergleichen darin aufzuheben. Meine zwei kleineren Brüder, deren einer 11 und der andere 9 Jahr alt war, mußten das Brennholz klein machen. Diese beklagten sich oft, es rumore so stark im neuen Häuschen, daß sie sich fürchteten. Man suchte es ihnen auszureden, und natürliche Ursachen anzugeben, indem kein Mensch arge Gedanken hegte, der etwas anders glauben konnte.

Ein Traum, so mein Bruder von 12 Jahren auf den 3. 4. u. 5. September 1757 hatte, machte den eigentlichen Anfang der Begebenheiten. Es kam ihm vor eine mittelmäßige menschliche Gestalt mit einem 3eckigen Hut, sage ihm, er solle in einem im Garten sehr genau bestimmten Ort graben, er würde zuerst einen runden Stein und unter demselben einen großen Schatz von Geld finden. Der Knabe sagte es meinem Vater, da es Ihm zum andermal träumte, mit der

Bitte, ihn, wenn es ihm noch einmal träume, graben zu lassen; es geschah zum drittenmale; man ließ ihn graben mit der Versicherung, er würde finden, daß Träume Träume seyen. Er ging ganz vergnügt an den bestimmten Ort des Mittags zwischen 11 und 12 Uhr. — Er fand den Boden wirklich etwas eingesunken, fing desto getroster an zu arbeiten; nach einer geringen Arbeit zeigte sich der runde Stein; er hob ihn heraus, stellte ihn neben ein dabei stehendes Bäumlein, räumte den Grund davon ab, um zu erfahren, ob nicht eine Aufschrift darauf zu finden seye; drei lateinische I. und einen in den Stein rund herum eingehauenen Fals fand er darauf. Indem er sich mit dieser Untersuchung beschäftigte, noch ehe er sich Zeit nahm, zu sehen, was unter dem Stein läge, ging eine sehr bekannte Frau aus dem Ort gegen 100 Schritt unter ihm auf einem Fußpfad vorüber, legte sich mit den Armen auf den Zaun und rief ihm zu: Ludwig Philipp! will Er Geld graben? er antwortete nicht und dachte bei sich selbst, was weißt du denn, was ich thun will? — Hierauf erhob die Frau im Fortgehen ein solches Gelächter, daß dem Knaben angst wurde, und er davon lief. Er zeigte halb erschrocken halb freudig meinem Vater an, daß er das Merkmal gefunden, er solle mit ihm gehen, er bekomme den Schatz. Die Bewegung, die mein Vater an ihm wahrnahm, reizte ihn, mitzugehen, aber siehe, da sie hinkamen, war weder Stein noch ein Loch mehr zu sehen. Die Begierde nach irdischen Schätzen, die auch schon Kinder belebet, ließ ihm keine Ruhe, nach dem Essen nochmal Hand anzulegen. Während der Arbeit setzte sich gegen ihn über sehr nahe eine Katze, wie von Größe und Farbe er niemals gesehen hatte, und sah ihm zu. Dieser Umstand jagte ihm neue Furcht ein, und er ließ alles stehen und liegen, und floh davon. Mein Vater befahl ihm, das Loch wiederum zuzuscharren, er ging hin, die Mutter setzte sich etwa 40 Schritt davon hin mit weiblicher Arbeit in den Händen. Die Katze setzte sich neben den Knaben auf einen Baum. Nach geendigter Arbeit sprang sie herab. Bei ihrem

Herabsprung vom Baum erschütterte die Erde, so daß meine Mutter erschrack und nicht wußte, was das gewesen.

Im October desselben Jahres kam ich von Halle nach Haus. Das Gepolter im neuen Häuschen nahm zu, ohne etwas Sichtbares. Meine Eltern klagten mir heimlich; allein als ein damals in meinen Gedanken starker Philosoph lachte ich darüber und suchte hundert natürliche Ursachen anzugeben. Es fing endlich an zu werfen, wenn jemand ins Haus kam, bald mit Ziegelstücken, bald mit Klötzchen, die mein Vater auf seiner Drehbank abgedrehet, bald mit Koth auf der Gasse und dergleichen. Besonders bemerkte man, daß wenn vorgedachter Bruder einen Tritt ins Haus that, sogleich auch ein Wurf, doch nicht in der Absicht ihm zu schaden, geschah; ich probierte es und legte oben hinauf allerlei Materialien in eine Reihe, ich fand sie in kurzer Zeit oben herunter geworfen; ja mein Bruder sah oft etwas neben ihm aufheben, aber Niemand, der es gethan. So gerne wir diese unserm Haus so nachtheilige Begebenheit verborgen hätten, so mußten wir es deswegen einigen Vertrauten offenbaren, weil Nachbarn sowohl als die Wächter bei dem Rumor meinen Vater im Verdacht hatten, er arbeite Sonn- und Festtag Nachts; indem es allerlei Geräusch machte, bald drehete es, bald hobelte es, bald bewegte es den Schleifstein, welche Instrumente mein Vater motionis gratia angeschafft hatte. Unser Ortsbeamter, als er es erfuhr, kam mit dem Amtsdiener, ließ durch denselben alles Gehölz und Materialien wegräumen, die Thüren und Läden verschließen, nahm den Schlüssel mit sich. Nach etlichen Tagen kam er wieder, und fand allenthalben Steine, Gehölz, Koth ꝛc. Der Herr Graf von Dürkheim und der Herr von Häck, des Ortes Herren, kamen auch, ließen das Haus mit Jägern umstellen, die Achtung geben mußten, daß kein Betrug vorgehen konnte. Mein Bruder mußte ins Haus gehen. Kaum war er darin, so warf es einen faustdicken Stein herunter, den er gedachten Herrschaften brachte. Niemand wußte etwas darüber zu sagen, was das wäre.

Nach einiger Zeit ließ sich der Poltergeist auch sehen. Meine Mutter sah ihn des Nachts das erstemal, und da sie ein jedes begierig machte, wollte aber und konnte ihn ein jedes im Haus wahrnehmen. Ich konnte es das erstemal nicht anders als einen solchen Schein sehen, dergleichen ein Spiegel, wenn er gegen die Sonne gehalten wird, von sich wirft, und so fuhr er auch herum bald hie bald da. Nachmals sah man eine weißlichte Figur, die im Garten herumging, und bis an die Planken kam, die den Hof vom Garten separiren. Da die Geschichte kund worden, blieb des Nachts unser Hof bis 11, 12 Uhr nicht leer von Zuschauern, ja es kamen endlich Neugierige von entlegenen Orten her. Es ist hiebei die Frage zu thun, warum es, obgleich sehr wenige gar nicht, andere undeutlich, viele recht distincte sehen konnten. Endlich wurde aus dem Nachtgeist auch ein Kind des Tages, indem mein Bruder und unsere Magd es am hellen Tage im Garten sehen konnten, und von der Zeit an blieb kein Huhn im Garten, ja das Vieh insgesammt meidete sich dem Garten zu nähern. Man muthmaßte aus der verschiedenen Art der Erscheinung schon eine Zeit lang, es müßten 2 Wesen seyn, und wir wurden davon überzeuget, indem man 2 Figuren zu gleicher Zeit an 2 verschiedenen Orten bemerkte. Als mein Bruder einst Wein zu langen mit meinem Vater in den neuen Keller ging, erblickte er eine häßliche große schwarze Figur; mein Vater ging ihr beherzt entgegen und sprach: „Teufel weich, du hast hier in meinem Hause nichts zu schaffen," worauf es auswich und sich neben den Weg stellete; an einem andern Ort erblickten sie die weiße Figur. Nach einigen Tagen geschah es, daß mein Bruder unter dem Essen im Garten die Wasch hüten mußte. Er nahm sein Essen zu sich; das weiße Spectrum, so er das Hänschen nannte, folgte ihm im Garten nach, wo er hinging; er fragte endlich, was es wolle? Kaum hatte er ausgeredet, so stund ein klein weißes dachsartiges Hündlein bei ihm, lief gegen den Ort, wo mein Bruder gegraben, sah sich oft um, ob er auch komme; an

dem Ort fragte er: „Was soll ich denn thun?" es winkte immer mit dem Kopf auf den Ort, um vermuthlich ihm zu bedeuten, daß er suchen sollte; da er aber keine Instrumente hatte und seinem Wink nicht folgte, verschwand es, worauf ein solches Donnern und Krachen in der Luft entstand, daß er ohnmächtig auf die Erde sank, wo ihn meine Eltern, die indessen in den Garten kamen, noch liegend fanden.

Um diese Zeit kam ich zum Freiherrn v. Geispizheim in Condition von Haus weg. Die Nachrichten, die ich mir ausbat, wurden immer wunderbarer, aber für meine Eltern und Brüder trauriger. Den Tag nach obiger Begebenheit ging letzterer mit dem um zwei Jahre jüngern Bruder in der Absicht in den Garten, um das Hänschen anzureden; er lehnte sich wider einen Baum, um es zu erwarten, denn es blieb selten aus, wenn er im Garten war; er erblickte solches oben zum Laden des neuen Hauses heraussehend, aber in einer sehr häßlichen Gestalt. Er faßte das Herz und rief ihm zu: „Höre, was quälest du mich so? Komm und zeig' mir deinen Schatz! aber nicht in so garstiger Gestalt!" Es verschwand im Laden; er erblickte zwischen ihm und dem neuen Haus einen hellen Schein, und etwas umfaßte seine Füße, warf ihn mit Gewalt zu Boden, daß er etliche Schritte auf dem Boden fortschoß. Von dieser Zeit an mochte er im Garten gehen, so oft er wollte, so sahe er das weiße Spectrum.

Den 6. u. 7. Jan. 1759 hatte mein Bruder einen bedenklichen Traum. Ihm däuchte, er befände sich zwei Schritte von dem Orte, wo er gegraben, bei einem großen Haufen Geld. Er fing an, seine Säcke anzufüllen; unter anderm habe er ein Stück genau betrachtet und die Jahrzahl 1404 erblickt; während dem habe ihn der weiße Geist versichert, daß dieser Schatz damals versteckt worden sey, als die Spanier die Pfalz ruinirt hätten. Dieser Schatz sey ihr, als der Frau von dem Schwarzen; der andere Schatz, von dem er zuerst geträumt, gehöre ihrem Manne; er könne es auch wohl bekommen, aber auch sehr erschreckt werden, denn er wolle es

nicht haben, daß er ihren und seinen Schatz bekomme; sie versicherte ihn überdem, daß oben im Garten, wo das Haus gestanden, drei Schritte von den Johannistraubenstöcken, drei vom breiten Pfad und sechs von den Planken, auch eine Glocke vergraben liege, deren Klippel schon gefunden worden (es ist erst drei Jahre, daß ein Mann gestorben, der versichert, daß sein Vater mit beim Suchen der Glocke gewesen, und er den Klippel gesehen habe), diese könne er auch, wenn er das Ihrige hätte, bekommen. Ihr Geld sey in einer ziemlich vermoderten Kiste; es hätten sich schon Manche Nachts daran gemacht, es auszuheben, aber seyen mit derben Ohrfeigen abgezogen; und wir haben es auch an Manchem gemerkt. Unser Beamter, dem der Traum erzählt wurde, kam zu uns, beredte meinen Bruder, er solle graben; der weiße Geist erschien und redete zu ihm: „Packe dich, packe dich, sonst widerfährt dir etwas, das dir nicht lieb ist," worauf er denn fortging. Den 11. Jan., eine Stunde vor der Nacht, ging er wieder in den Garten, stellte sich an den Ort, der ihm im letztern Traum war angewiesen worden; das Hänschen kam sogleich dazu; auf die Frage: ob das der Ort seye und ob er jetzt graben solle, antwortete es mit einem doppelten: „Ja!" weil aber mein Vater mit noch Andern in den Garten kam, sprach es ihm gleichsam ins Ohr: „Heute bekommst nichts, sonst wenn du willst." Diese Rede hörte mein kleinerer Bruder mit Entsetzen. Den 12. fing er wieder an zu arbeiten, aber die Hacke blieb ihm im Boden stecken, bis mein Vater dazu kam. Er fing, nachdem letzterer sich wegbegeben hatte, wieder an, und bat das Hänschen, es solle ihm helfen, bekam aber zur Antwort: „Heute bekommst du es nicht;" da er sich nun umwandte, wegzugehen, stund der Schwarze etwa sechs Schritte davon, der sich stellte, als wollte er auf ihn losgehen, worauf er schreiend auszog. Da er den 13. seine Arbeit fortsetzen wollte, kam der Schwarze in Gestalt eines Bären auf ihn losgerannt, da er denn wieder die Flucht ergriff. Das Wundersamste ist, daß der Knabe so lange in seinem Gemüth

geängstet und beunruhigt blieb, bis er hinausging und arbeitete, wo er es gelassen; doch ließ man ihn von der Zeit nicht mehr in Garten. Nachdem er aber nach acht Tagen Geschäfte wegen durch den Garten ins Feld gehen wollte, so sahe er das Weiße springend auf sich zukommen. Dieser Anblick machte, daß er die Flucht ergriff. Nachmittags ließ er sich nicht aufhalten, in den Garten zu gehen; der Schwarze stand unten im Garten, der Weiße kam vom Haus auf ihn zu; diese Zusammenkunft wollte jener nicht leiden, sondern schoß wie ein Pfeil auf dieses zu und stieß es dreimal weg. Dessenungeachtet stellte sich der Knabe an einen Baum, um die Ankunft des Verjagten zu erwarten. Er empfand auf einmal eine besondre Bangigkeit, und da er sich umsah, stund der Schwarze dicht neben ihm. Die fürchterliche Gestalt, die Feuerfunken, die aus seinem Herzen und Mund wie hervorquollen und wider ihn fuhren, ließen ihm keine Retirad übrig, als daß er in der Angst ausrief: „unter Gottes Schirmen bin ich vor den Stürmen aller Feinde frei ꝛc.," worauf der häßliche Satan gesagt, und das mit einer donnernden Stimme: „Wenn du nicht so fleißig bätest, so wollte ich dir den Hals brechen. Du bekommst doch meinen Schatz nicht," worauf der Knabe sagte: „Du kannst mir nichts thun, ich bekomme doch dein Geld;" indem er aber diese häßliche Gestalt verlassen wollte, stellte sich dieselbe ihm immer in den Weg, bis er die Ankunft meines Vaters merkte, die er nie ertragen konnte, da wich er. Von der Zeit an mochte mein Bruder außer dem Wohnhaus im Garten oder neuen Haus seyn, und wenn gleich mein Vater und Geschwister zugegen waren, so waren beide Spectra auch da.

So schreckhaft und unangenehm diese Vorfälle waren, so und noch weit entsetzlicher waren die, so gegen den Winter sich äußerten. Bisher blieb das Weiße an den Gränzen des gekauften Platzes, nun aber kam es in unser Wohnhaus und ließ sich bei Tag und bei Nacht sehen, so daß es Alle, sogar der kleinste Bruder, ein Kind von drei Jahren, sahe. Was vor Jammer! Keines meiner Geschwister wollte mehr im

Schlafzimmer liegen, die Mägde selbst nicht; man war genöthigt, alle Bettstätten in die Wohnstube zu stellen.

Es geschah, daß als mein Bruder und zweite Schwester auf einen Sonntag unter der Kirche allein zu Hause blieben, so kam das weiße Spectrum und stellte sich zu beiden; sie wußten nichts zu machen, fingen an zu beten, es wich nicht; sie redeten endlich einander an: „Wir wollen des Hänschen sein Leiblied singen: „O Ewigkeit du Donnerwort ꝛc.“ sie sangen das ganze Lied, es wich nicht, bis die Ankunft der Hausgenossen sie vom Schrecken und Angst befreite. Auf Maria Heimsuchung 1759 predigte ein Candidat für meinen Vater; er nahm meinen Bruder mit sich zum Schlafcompagnionen, in Hoffnung, das Spectrum zu sehen. Mein Vater, der sich nichts Gutes vermuthete, sagte, er wollte ein Licht bringen, wenn er ein Zeichen geben würde. Um 11 Uhr kam es mit einem so hellglänzenden Körper, daß die Stube so hell wurde, daß man den reinsten Druck hätte lesen können. Es ging oft zum Bette des Herrn Candidaten, dieser besah es recht, bis es sich aufs Bett setzte, da machte er Lärmen. Wir animirten endlich den Knaben, er solle es einmal ordentlich anreden und ihm den Schatz fordern; er that es und bekam zur Antwort, in der Fasten wolle es kommen und ihm ein Zeichen geben; dann solle er kommen. Es war indessen immer den Zuschauern, deren sich alle Abend 50, 60 bis 100 um unser Haus befanden, ein Räthsel, warum einige eine kleine, andere eine größere Figur sähen. Es lösete sich endlich auf, indem man zugleich an zwei verschiedenen Orten zwei weiße, deren eines klein das andere etwas größer war, sahe; man sah mehr die kleine als große Figur. In der Fasten des Nachts schlug es wider den Theil des Hauses so stark, daß meine Eltern und Geschwister erwachten, mein Vater aber aufsprang und sich etwas anders vermuthete; es stieß das Fenster am Schlafzimmer meines Bruders auf und rief ihm zu: „Komm! komm! komm!“ Er antwortete ihm: „Nein, weil du Niemand mit mir willst gehen lassen.“ (Er

hätte es vorher am Tag gefragt, ob er denn Niemand, wenn er des Nachts graben solle, mit ihm nehmen dürfe, und ein „Nein!“ erhalten) so komme ich nicht:“ worauf es das Fenster zugeschlagen und mit dem nemlichen Lärmen wie es gekommen, fortging. NB. Mein Bruder schlief im zweiten Stockwerk, die Geschwister und Mägde hörten alles mit an.

Auf einen Mittag ging mein Bruder in den Keller des neuen Hauses Wein zu holen; er hörete hinter dem Faß ein wehmüthiges Aechzen, als eines in der größesten Schwachheit liegenden Menschen; der Knabe sprach: „ach, was fehlet dir doch? Die Antwort war: „es ist — mir — so — weh“ — der Knabe sprach: „laß nur Jemand mit mir gehen, so will ich dir folgen.“ Es antwortete: „ich darf nicht.“ „So komm denn, sagte der Knabe jetzt, ich will mit dir gehen,“ es antwortete: „ich kann nicht.“ Mein Bruder versichert, daß es ihn recht daure, denn es müsse dem zu Herzen gehen, der das Aechzen höre. Es ist bei der Gegenwart in unserm Wohnhaus zu bemerken: 1) daß es sich sehr oft Mittags und Abends mit meiner Familie an den Tisch gesetzt hat, demjenigen, welchem es am nächsten war, wenn solcher es auch gleich nicht sah, wurde allemal wehe und mußte die frische Luft suchen. So ging es vielen Personen, denen es unsichtbarerweise angst und bang machte, daß ihnen der Schweiß ausging. 2) Mehrentheils hielt es sich bei dem Bett des Knaben auf. Meine beiden Eltern sahen es gar oft über meinen Bruder hinliegen, gleich als ob es sehen wollte, ob er schlafe. 3) Verschiedene Freunde, so uns besuchten, wurden des Nachts durch mancherlei Erscheinungsarten geängstigt. Im Nachsommer zeigte es sich nicht gar oft, aber gegen den Christtag destomehr.

Vom ersten Sonntag Epiphan. 1760 stund es alle Nacht bei dem Bett des Knaben, und begleitete ihn des Tags, wo er hinging, er wurde endlich ungeduldig und sagte: „Mein, warum quälest du mich so?“ er bekam zur Antwort: „ich lasse dir keine Ruh, bis du dein Versprechen hältst.“ Zu einer Zeit, da er wegen einer von den täglichen Aengsten herrührenden Unpäßlichkeit aus der

Kirche blieb, wurde er auf eine geheime Art so in seinem Gemüth geängstigt, daß er mit Weinen und Wehklagen hinausging. Sobald er den Garten betreten, wurde ihm wohl; der weiße Geist kam sogleich und sprach: „ich habe dirs sagen wollen, daß ich dirs heute geben will.“ Mein Bruder antwortete, daß er ohne Erlaubniß, Jemand mit sich nehmen zu dürfen, nicht mitgehe. Das Bedenklichste und was meinen Eltern, die bisher in täglichem Kummer lebten, sonderlich bedenklich vorkam, war, daß das Spectrum hinzusetzte: „Heute zwing ich dich nicht, aber in der Fasten mußt du mit mir gehen.“ Gegen Abend wollte es mein Bruder fragen, wenn denn die Stunde sey? und erhielt die Antwort: „Es ist noch nicht Zeit;“ er fragte, ob denn sein Vater nicht mitgehen dürfe, es antwortete: „Nein, dein klein Brüderchen kannst du mitnehmen“ (ein Kind von 2½ Jahren). Meine Eltern und Geschwister, aus Sorge, es möchte die Nacht ein Schrecken setzen, blieben beieinander und sangen und beteten, welches während dieser Anfechtung ihr meistes Geschäft war. Zwischen 10 und 11 Uhr fing der Knabe an zu klagen und nach Luft zu schöpfen. Eltern und Geschwister riefen unter tausend Thränen zu Gott um Rath und Beistand. Der Knabe sagte endlich: „ich muß fort, sehet ihrs nicht am Fenster? ich muß fort, es winkt mir.“ Mein Vater sagte, „du darfst nicht und sollst nicht,“ er wollte sich doch fortreißen; mein Vater hielt ihn; jemehr er ihn aufhielt, desto mehr entging ihm die Luft; „ich muß sterben,“ sagte er endlich, „wenn ich nicht fort darf.“ Was war zu thun? Mein Vater ertheilte ihm den Segen und empfahl ihn dem Schutz Gottes; was vor Lamentiren, Weinen und Winseln indessen die Wohnung erfüllte, ist nicht zu beschreiben. Der Knabe ging ohne Furcht an den Platz, wo er graben sollte; das Weiße ging währenddem ganz freundlich um ihn herum. Er arbeitete ein wenig und sah unter einem kleinen Gefäß ein Kistchen sich hervorthun, das einer Todtenlad eben nicht unähnlich war, oben mit einer mit Laubwerk gezierten Handhabe; dieses ermunterte ihn, desto

eifriger zu graben; allein indem er glaubte, am Ende zu seyn, kam der Schwarze in Eil, stieß das Weiße neben sich in die Luft, daß es einen hellen Schrei gethan. Hierauf fing das Kistchen allmählich an zu sinken. Der Knabe faßte die Handhabe, konnte es aber nicht halten. Das Krachen in der Luft, gleich als ob alle Bäume im Garten über ihm zusammenfielen, machte ihn die Flucht ergreifen, er kam halb erstarrt zu den Seinen zurück. Des andern Tages war der Boden geschlossen und nichts zu sehen.

Indessen verließ es unsere Wohnung noch nicht; ja was noch das Entsetzlichste war, so kam der Schwarze auch jetzt zu Zeiten. Meine Familie sang einmal Abends das Lied: „Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen.“ Als sie den Vers anfingen: „Seelenmörder alte ꝛc.,“ sah meine Mutter den Schwarzen wider meinen Bruder stehen und gegen ihn einen solchen Streich ziehen, daß meine Mutter hell zu schreien anfing, „Ach Herr Jesu.“ Der Knabe, gleich als wenn er es gemerkt, bückte sich und empfing keinen Schlag, dergleichen er ihm vorher einmal im Garten gab, daß er zu Boden sank und drei Wochen über Kopfschmerzen klagte.

Nach und nach gegen das Frühjahr verlor es sich im Wohnhaus ziemlich. Noch einmal kam es des Nachts sammt dem Kleinen vor meines Bruders Bett, streichelte sanft die auf der Decke liegenden Hände, um ihn zu wecken; er fragte, was es wolle? „Ich habe,“ sprach das größere Weiße, „dir's sagen wollen, daß meine Zeit für dich aus ist,“ worauf beide unter lauter Aechzen weggingen, und von der Zeit an ließ sich's, Gottlob! im Hause nicht mehr sehen, kam auch nie mehr zu meinem Bruder, ohnerachtet man es noch zuweilen im Garten herumspazieren sah.“

Die Thierseelenkunde.

Das Thier, das lebendige Räthsel in unserer Mitte, verdient wohl nach allen Seiten hin eine tiefere Betrachtung und Erklärung, als die einfache Naturgeschichte und ihr physiologischer Theil gewährt. Unter den literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit zeichnet sich hierin ein Buch aus:

Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Von P. Scheitlin, Professor. 2 Bände, Stuttgart und Tübingen b. Cotta. 1840.

Der würdige Verfasser, der nach der Unterschrift der Vorrede zu St. Gallen lebt, hat nicht versäumt, Alles was über seinen Gegenstand früher erschienen war, zu prüfen und im Auszug zusammenzustellen. Diese Chrestomathie, welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt, ist erwünscht und wichtig, vielleicht aber für manche Leser ermüdend, wenn sie geradeaus zur Sache wollen, deren Erörterung der Verfasser sich vorgesetzt hat. Bei dieser hat er einen eigenen sinnreichen psychologischen Weg eingeschlagen. Er führt nämlich sein System als ein kluger Baumeister von unten in die Höhe, und stellt eine psychologische Stufenleiter nach Gattungen auf. Nachdem er die Erdpsyche in ihrer allgemeinen stillen Thätigkeit und sodann die Psyche der Thiere im Besondern beschaut hat, wobei er den Hauptcharacter der Thierheit in die Unterscheidungsgabe setzt (s. Bd. 1, S. 31, und das. S. 34 sagt er: „Unter Thier verstehen wir ein Wesen, das eine unterscheidende Seele hat, aber noch zwischen Pflanze und Mensch steht"): so zeigt er uns die unterste Classe der Würmer als noch im Schlafe begriffen; die Ringelwürmer werden dann Träumer, bis zu den Insecten hinauf; die vollkommensten

Insecten, wie Bienen und Ameisen, Schlafwandler; der gemeine Schlafwandel steigt in den Fischen und Lurchen (Amphibien) zum hellern Somnambulismus, der dem Wachen näher ist, das endlich in den Vögeln und Säugern sich entwickelt.

Unsers Dafürhaltens gebührt dem Verfasser das Lob der klaren Umsicht und des Scharfsinns. Der Styl ist geistreich und witzig, im Ganzen auch rein; selten kommen schweizerische Provinzialismen vor (wie desnahen für deßwegen, daher, auch wohl provinzielle Thiernamen), oder Verwechselungen, wie intelligibel für intelligent. Und weil man von dem blosen Lobe gegenseitig nichts lernt, so erlauben wir uns auch, gegen ihn oder sein Buch Einiges noch weiter zu erinnern. Noch das wollen wir voraus an demselben rühmen, daß es einer menschlichen Behandlung der Thiere förderlich seyn wird, und der Thierquälerei wird steuern helfen. Wir gedenken oft eines schönen und wahren Sprüchworts, dessen Urheber uns unbekannt ist; es heißt: „der Mensch soll der Thiere Herrgott seyn“ — also nicht ihr Teufel, was so viele plumpe Menschen aus Grimm, sogar Knaben aus Kurzweil sind. Es ist dabei (S. 305) mit Recht des unnatürlichen Anglisirens der Pferde gedacht, dessen Erfinder der weniger civilisirte Kosacke beschämt, indem er seinem geliebten Gaul den etwa zu kurzen Schweif durch Anbinden eines falschen verlängert; und es hätte wohl noch das eben so grausame Entohren der Hunde erwähnt werden mögen. Zu den angeführten Staatsgesetzen gegen die Thierquälerei darf hinzugefügt werden, daß das neueste Polizeigesetz der freien Stadt Frankfurt unter den Vergehen, welche zur Bestrafung vor das Polizeigericht gehören, ausdrücklich die „Grausamkeit gegen Thiere“ nennt. Der Verfasser tadelt aber mit Recht, daß die Kirche sich ganz der Sache enthalte, da doch die Bibel Anlaß genug gibt, Milde gegen diese Geschöpfe zu empfehlen.

Bei manchen unentschieden bleibenden Fragen würde der Verf. gleich vorn herein einige Bedenklichkeiten sich haben lösen können, wenn er den neuerdings klarer gewordenen

Unterschied zwischen Geist und Seele und deren häufige Verwechselung, wie sie vormals im Wortgebrauch Statt gehabt und oft noch hat, hätte berücksichtigen wollen. Hiebei würde er gefunden haben, daß die ganze Schöpfung wirklich Seele hat, die in einigen Körpern, im Gegensatz der Materie, auch Geist heißt und heißen kann, sich im Mineral theils als Bildungstrieb, theils als verborgene specifische Kraft äußert, in der Pflanze gleichfalls mit noch eigentlicherer Lebensthätigkeit, überall aber astralischer Natur ist und mit der Sternwelt in magnetischer Beziehung steht.* Für den Psychologen ist es hoch nöthig, sein Augenmerk auf jenes Doppelverhältniß zu richten, es ist der Angelpunkt der ganzen Psychologie, die außerdem nur in Verwirrung gerathen kann. Indem wir nun dem Verf. das Kriterion der Unterscheidungsgabe für die Thierwelt stehen lassen, sagen wir, daß diese Gabe nur eine seelische ist, weil das Thier zwar eine Seele, und oben auf der Leiter seines Geschlechts möglicherweise eine schon sehr vergeistigte, aber keinen Geist hat, nicht den Geist, der den Menschen von ihm unterscheidet, und der als seine Seele belebender Hauch unmittelbar aus der Schöpfermacht der Gottheit quillt, schon von unserm ersten Stammvater her, indeß das Belebende für die Thierseele nur der allgemeine Naturgeist ist. Jener Geist macht den Menschen von der Geburt an gottverwandt, daher fähig, eine Gottheit zu denken, ist daher in unserer jetzigen sinnlichen Natur im Kampfe mit den ungöttlichen, thierisch-psychischen Trieben, der nur dadurch gedämpft wird, daß ein neuer Gottesgeist, der heilige Geist der Wiedergeburt, über unsere im Fall liegende Geschöpflichkeit kommt, und sie wieder der göttlichen Natur theilhaftig macht. Der natürliche menschliche Geist ist auch der Grund der Sprache, wie des Verstandes (das Logikon), während die Seele zunächst nur Sinnliches vernimmt, also Vernunft hat, in so fern auch das Thier. Denn die Vernunft ist eben die Unterscheidungsgabe.

* Vergl. m. (prosaischen) Hesperiden 1. Samml. S. 135., m. Glaubenslehre S. 133, und andere Schriften.

Dieses wäre auch zu Th. 2, S. 343, wo vom Verstande gehandelt wird, zu S. 356 f., wo von der Sprache, und zu S. 362, wo vom Geist, zu merken. Der Verf. selbst gibt gleichwohl bei dem negativen Atheismus der Thiere (Th. 2. S. 379.) eine Ahnung von diesem wichtigen Unterschiede der innern Natur der Lebendigen zu erkennen.

Was die Hebräischen und christlichen Religionsurkunden betrifft, deren Thierseelenlehre der Verfasser darzustellen sucht, so hat er (bei übrigens häufigen religiösen Aeußerungen und Reminiscenzen) Einiges von der neuern rationalistischen Theologie angezogen, was seinem System Nachtheil bringt. In der Schlange des Paradieses sieht er blos eine Allegorie, einen Mythus (S. 50. 488), ohne wahrzunehmen, daß diese ursprüngliche Schlange ganz ein anderes Geschöpf als ihre jetzige Larve gewesen seyn muß — allerdings ein geheimnißvoller Punkt, worüber sich hier nichts weiter sagen läßt. — Die „kriechenden Thiere" (S. 51. u. anderw.) sind bei Moses nicht etwa Würmer und Insecten, sondern die kleinern Vierfüßer, im Gegensatz des Viehes und der wilden Feldthiere. — Bei den Cherubim, dem Sündenbock u. s. w. (S. 57. 71. 83) fehlt es an typischer Einsicht, besonders wenn erstere für nichtisraelitisch gehalten werden; und wenn es (S. 58) heißt: „Die eherne Schlange ist offenbar „ägyptischen Ursprungs" — „eine Brücke zwischen dem Gottesdienste der Israeliten und dem Thierdienste der Aegyptier" — so sind hier Begriffe und Religionen sehr verwechselt. — Im Hiob wird (S. 61) ein „später jüdischer Begriff von einem Widersacher" gefunden, welcher letztere doch leider älter als unser Sonnensystem und schon im Eingang der Genesis angedeutet ist. — Der Prediger Salomons stellt keinen „Vertheidiger der Skepsis" (S. 65) dar, ist aber freilich ein stark verschlossenes Buch, an welchem schon Viele sich geirrt haben. — Die Stelle Jes. 66, 3 ist (S. 69 f.) falsch erklärt; der wahre Sinn ist: der blos äußere Gottesdienst, ohne ein bußfertiges, gottseliges Gemüth (V. 2), ist eben so unrein, unnütz und selbst

sündlich, als Menschen schlachten, Hunde und Schweine opfern. — Richtig und zur Beschämung mancher Theologen und Menschheitshistoriker wird (S. 86) über Monotheismus und Polytheismus geredet. — Wenn (S. 287) die Worte Christi: „Ihr habt mein Haus zu einem Mörderhause gemacht!“ auf die Thieropfer bezogen werden, so ist dieses ein Irrthum, denn erstlich waren die Thieropfer göttliche Verordnung, als Vorbilder (ohne welche Eigenschaft sie allerdings grausam und selbst sinnlos gewesen seyn würden); und sodann heißt das, was Luther durch Mördergrube verdeutscht nach jetzigem Sprachgebrauch Räuberhöhle, weil hier Wucher, Betrug und Diebshehlerei getrieben wurde; bei einer frühern Tempelreinigung (Joh. 2, 16) wird das Wort Kaufhaus gebraucht. — Was das Fleischessen (S. 288) betrifft, so gibt darüber 1 Mos. 1, 29 in Zusammenhaltung mit C. 9, 3 den wahren Aufschluß; wobei auch das „Herrschen“ über die Thiere C. 1, 28, und das davon verschiedene: „eure Furcht und Schrecken,“ C. 9, 2, der naturhistorischen und thierpsychologischen Betrachtung in Bezug auf eine veränderte Schöpfung wohl werth ist. — Der Verfasser wolle diese Erinnerungen freundlich aufnehmen, welchen wir noch anhängen, daß uns bemerkt worden ist, und wir nicht läugnen konnten, sein psychologisches Thiersystem (welches durch den 2ten Band hindurchgeht) erscheine mehr als Naturgeschichte denn als Psychologie der Thiere, welche letztere nur herausverstanden werden müsse. Wir läugnen das für einen großen Theil des Werks nicht, billigen jedoch, daß der Verfasser, indem er „durch Thatsachen charakterisirt,“ und hernach doch Resultate zieht (besonders im 18. Hauptstück des 2. Bds.), sich verständige Leser gedacht hat, welchen er nicht mit weiten und breiten Worten (der Krankheit heutiger Schriftstellerei) vorzudenken nöthig habe.

Die Divinations-, Ahnungs- und Visionsgabe von vollkommnern Thieren wird (Bd. 2, S. 372 f.) zwar schüchtern behandelt, sonderlich die letzte als „ein Noli me tangere,“ aber nicht bestritten.

In dem allgemeinen (18.) Hauptstück wird nach dem ewigen Leben der Thiere gefragt, und große Hoffnung dafür ausgesprochen, der wir gerne beipflichten. Es ist ja verheißen, daß auch die seufzende Creatur frei werden soll von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. *

Das 19. Hauptstück „vom tellurischen Schein- und vom wahren Menschen" ist voll treffender Ideen, die den Menschen beugen und erheben. Sie hätten wohl noch etwas höher hinausgesponnen werden mögen (namentlich bei Christus, als dem neuen und erneuernden Menschen); und hier zeigt sich auch ein Blick in die Dyas Geist und Seele, woraus sich in der Folge (S. 435) zugleich das Schlachten der Thiere vollständiger hätte rechtfertigen lassen. Zuletzt hat der wohlgesinnte Verfasser nochmals die milde Behandlung der Thiere auf's dringendste eingeschärft, und hiemit seinem Werke, das zwar ein wissenschaftliches, aber zugleich ein anmuthiges Lesebuch ist, ein schönes Krönlein aufgesetzt.

J. F. v. Meyer.

---

* S. die ausführliche Erklärung dieser Schriftstelle in m. Blättern für höh. Wahrh. VI, 334.

Noch Einiges über die französische Seherin Lenormand.

Das dritte Heft des Magikon I. spricht den Wunsch aus, einige Notizen über die Sybille in Paris zu erhalten. Hier ist das Wenige, welches aus eigener Erfahrung geliefert werden kann. Vom Jahr 1811 bis 1813 war ich in stetem Verkehr mit Mlle. Normand. Sie ist geboren zu Asençon 1772, daselbst erzogen in der Abtei der Benedictinerinnen, auf königliche Kosten, erinnert sich eines vorzüglichen Beobachtungs- und Einbildungsvermögens seit ihrem 7ten Jahre und pflegte ihren damaligen geistigen Zustand mit den Worten zu bezeichnen: „Ich war damals eine wache Somnambüle." — Von 1789 an gibt sie in Paris seltene Beweise ihrer Prophetengabe, studirte Algebra und Astronomie, veranstaltete, Marie Antoinette aus der Haft zu retten, mit Hülfe des Administrators des Gefängnisses, Michonir. Marie Antoinette vortheilt nicht davon, um ihre Kinder nicht zu verlassen. Mlle. Normand wird hierauf im Kerker der petite force eingesperrt; in diesem sagte sie ihre Befreiung voraus; und stellte Josephinen das Horoscope; (ob in der Force oder im Gefängnisse des Luxembourg finde ich nicht in meinen Notizen). — Von dieser Zeit an wahrsagte sie auch Napoleon, seine Kronen und seinen Tod in der Verbannung zum ersten male. Von 1803 an kam sie oft mit N. in Mißverhältnisse, auch in momentanen Arrest, welches ihr und denen sie Besuchenden gleichgültig war. Namentlich am 11. Dez. 1809 aufgefordert, einer unklaren Antwort die sie so eben im Justizpalaste ertheilte, einen Sinn zu geben, sprach sie: „Meine Antwort ist ein Problem, das ich am 31. März 1814 zu lösen mir vorbehalte." — In genannter Zeit lernte ich Mlle. Normand kennen.

Sie stellte mir mein Horoscope, so wie nachstehet. Bei einem meiner spätern Besuche, die ich nie für mich, sondern für entfernte Personen auf deren Verlangen, abstattete, erzählte sie mir die eben erwähnte Antwort, ohne jedoch sich auf Weiteres einzulassen, auch nicht auf die Frage, welche jene Antwort herbeigeführt hatte.

Auch sagte sie mir im Jahre 1812; „sie habe die Gewißheit, das 108. Jahr zu vollenden."

Die für fremde Abwesende zu stellende Horoscope mußten abgefaßt seyn; ohne Namen, ohne Datum, ohne Benennung des Landes und Ortes — nur eigenhändig: Tag, Jahr und Stunde der Geburt. Dieses Blatt trug ich zu ihr — bestimmte den Preis zu sechs Franken, einen, zwei oder vier Louisd'or; nach acht Tagen hatte ich die Antwort. Die Folge hat bewiesen, daß die am meisten ausgeführten Prophezeihungen die wenigst Gerechtfertigten waren.

Seit 1813, wo ich Paris verließ, bin ich aus aller Verbindung mit Mlle. Normand.

Am 5. Mai 1811 kleideten wir uns, die Herzogin von Curland und ich, als Bürgerinnen von Paris, verließen den eigenen Wagen am Eingang der Vorstadt St. Germain, begaben uns von da im fiacre zu Mlle. Normand, ohne irgend eine Begleitung, rue Tournon. Nach mehrmaligem Schellen und Anklopfen erschien ein junges Mädchen und versagte den Einlaß, da Mlle. Normands Zeit schon in Anspruch genommen sey, außerdem wir wollten warten. Das Letztere ward erwählt, und wir in ein Gemach geführt, in welchem Bücher, Kupferstiche, Gemälde, kostbare Geschenke und ausgestopfte Thiere, Instrumente (musikalische und physikalische) und Gefäße mit Schlangen und Eidechsen in Spiritus, Früchte in Wachs und künstliche Blumen, neben, auf und über einander lagen. Die Thüre des anstoßenden Cabinettes so wie die Pforte des Hauses, hörten wir oft auf- und zuschließen. — Nach ohngefähr zwei Stunden öffnete sich eine Thüre, und ward in Höhe und Breite

beinahe ausgefüllt, durch eine stattliche, feierliche, gutmüthig winkende Gestalt mit breiten, flachen Gesichtszügen, schwarzen seidenem Ueberrock, eine tiefe Haube von Flor mit Band, bedeckte alle Haare. Es war Mlle. Normand. Wir folgten ihr in's Cabinet, sie setzte sich in einen hohen Lehnstuhl, vor einen großen, mit Himmelskarten und algebraischen Rechnungen bedeckten Tisch; wir auf niedrigere Sessel. Freundlich lächelnd meinte sie: wir wären verkleidet; welches auch bejaht wurde. Sie frug nicht weiter, und beim Abschiede nannten wir uns freiwillig.

Nachdem die Herzogin von Curland begnügt worden, kam die Reihe an mich:

„Der Anfangsbuchstabe des Taufnamens?" — A.

„Jahr, Woche und Tag, auch Stunde meiner Geburt?" — 18. Mai 1777. Sonntag, 4 Uhr Nachmittags.

„Lieblingsfarben?" — Schwarz und Weiß.

„Lieblingsfrüchte?" — Ananas und Maulbeere.

„Gehen Sie einen Berg lieber bergan oder bergab?" — Bergan.

„Lieblingsthiere?" — Adler, Schwan, Hund und Pferd.

Nun warf sie einen Blick auf die Himmelskarte, sagte: „Sie stehen unter Einfluß der Venus und des Jupiter." Hierauf folgte eine in's Detail gehende, wunderbar wahre Erzählung meiner Vergangenheit; Umstände die kein Mensch wissen konnte. Alles traf Schlag auf Schlag; wobei sie, ohne weiter mich in Augenschein zu nehmen, ihre Augen niederschlug. — Endlich sah sie mich bedeutsam an, und sagte; „Wollen Sie die Zukunft wissen?" — Da sah auch ich ihr bedeutsam in die Augen; deren Blick war ruhig, durchaus nicht inspirirt, nicht stechend, nicht eitel — da sagte ich endlich: Ja. Sie ergriff meine linke Hand, besah abwechselnd die Linamente derselben, schrieb Zahlen auf einen Bogen, rechnete, betrachtete dann die Himmelszeichen — so ging dies wohl ein Paar Stunden — der Herzogin von Curland währte es zu lange, sie fuhr davon — mir ward endlich vor Hunger übel; da ließ

sie mir eine Tasse Bouillon reichen, und meinte: „Haben Sie Geduld, denn hier giebt's für mich zu lernen." — — Endlich dictirte sie mir: Ein absonderliches Schicksal. Sie werden mehr hohe Berge sehen, als Sie glauben, mehr steigen, als Ihnen lieb. Eines Tages, und das zwar 1813, während des Krieges, werden Sie flüchten müssen. Ihre Leute werden gemißhandelt und gefangen seyn. Auch Sie werden eines Morgens um drei Uhr abgeholt werden, durch Männer mit langen Bärten und durch Männer mit Ketten und Panzern um von Ihnen den Treubruch zu fordern, gegen den, der auf dem Felsen sterben wird. Dreien Staatsgefangenen werden Sie das Leben erbitten rc. In Venedig wird ein Dichter den Sie nie gesehen, noch sehen werden, sich veranlaßt fühlen, Ihnen anzuempfehlen, nach seinem Tode jedesmal für ihn zu beten, wenn Sie einen vorzüglich schönen Anblick der Natur genießen. Ihr Leben ist den Pallästen der Könige verfallen, weil Ihr Gemüth lieber einsam ist; und dies ist der Widerspruch Ihres irdischen Daseyns. Aus Deutschland ist Ihre erste große Reise nach Italien, wohin Sie sich für einen Regenten begeben und auch einen Orden erhalten werden, den Sie aber entweder niemals oder im höchsten Alter, nach manchen Jahren tragen werden. Ehren und großer Welt übersättiget, werden Sie am Alter sterben, in einem schönen, von Alleen umgebenen Schloß, zahlreich umgeben, gleichsam wie mit einem kleinen Hofstaat. Ihr Leben, und was Sie erwartet, ist wunderbar. Sie wollen Stille und Einfachheit, daraus wird aber Nichts, gerade weil Sie es durchsetzen wollen.

Noch Ein Großes wird Ihnen begegnen, das kann ich Ihnen aber nicht sagen. Nichts Schlimmes ist's. Aber Geheimniß muß es bleiben. 1867 ist längst alles erfüllt.

Nun folgten noch viele Notizen und Familien-Mittheilungen, die mit wenig Ausnahmen bereits alle sich bewährt haben. Da aber viel Betrübendes, namentlich Todesfälle dabei begriffen waren, so habe ich mir die Lehre aus diesem Horoscope genommen, mir niemals wieder eines stellen zu

lassen. Die Erfüllung des Vorliegenden anlangend, steht es damit folgender Gestalt: das Jahr 1813 brachte alles Prophezeihete. Der Dichter in Venedig hat sich als Lord Byron ausgewiesen, und ich halte ihm das Zugesagte, so lange ich lebe. Die Reisen nach Italien, eine auf Einladung Papst Leo XII. Sein Tod verhinderte die Errichtung eines Kranken-Etablissements in Varenna, dem ich vorstehen sollte, und welches angefangen war. In Folge dieses Entzweckes war mir das Maltheserkreuz designirt. Ich erinnerte aber nicht daran, würde es auch weder tragen noch die Taxe dafür erlegen, da die Ursache, weshalb ich's erhielt, weggefallen. Von da an steht die Prophezeihung noch auf der Spitze.

Gräfin R. N.

Die vier wahnsinnigen Brüder.

Brüssel den 5. Mai. In der Gemeinde Woluw St. Lambert, bei der Hauptstadt, hat sich der unerhörte Fall zugetragen, daß beinahe eine ganze Familie in weniger als zwei Stunden von einem heftigen Wahnsinne befallen worden ist.

Vier Brüder, arme Landleute, im Alter von 39, 36, 29 und 27 Jahren, die bei ihrer Mutter, einer Wittwe, wohnten, und nie ein Zeichen von Geisteszerrüttung geäußert hatten, sind plötzlich wahnsinnig geworden.

Die drei jüngsten sind im Hospital, der älteste ist, man weiß nicht wohin, entflohen. —

Dieß Ereigniß berichten mehrere Zeitungen. Wer erinnert sich hier nicht an meine Romanze. „Die vier wahnsinnigen Brüder"? und an des komischen Hrn. Dr. Birds Recension derselben in seinem merkwürdigen Schriftchen „Mesmerismus und Belletristik in ihren schädlichen Einflüssen auf Psychiatrie." Stuttgart bei Hallberger 1839. Eine Recension, die im Auszuge im ersten Bande dieser Blätter S. 246 wundershalber mitgetheilt ist. Dieß sagt Hr. Bird:

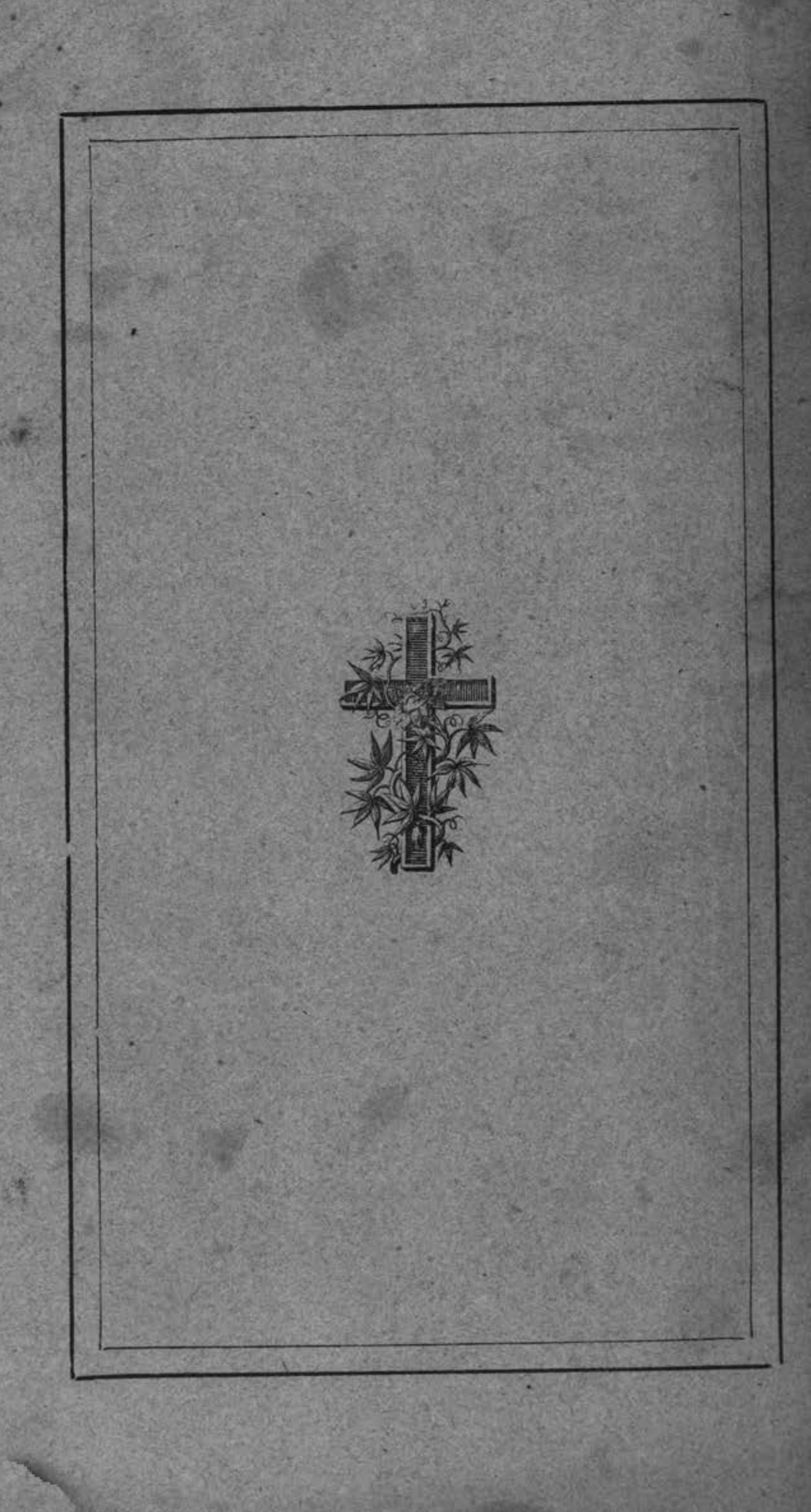
„Die vier Subjecte sind Brüder, aber gewiß keine leiblichen. Die Gleichheit ihres Zustandes, die gleichzeitige Entstehung derselben sind so unwahrscheinlich, wunderlich, legendenartig, unwahr, beispiellos in der Nosologie, so „poetisch," daß wir die wirkliche Brüderschaft als unwahr und „poetisch" ablehnen müssen."

Was sagt nun aber Hr. Dr. Bird dazu, daß nun doch, Kraft jenes Berichtes aus Brüssel, die Nosologie vier wahnsinnige Brüder und zwar zu der gleichen Zeit mit Wahnsinn befallen, aufweist, gerade so wie sie meine Romanze besingt? —

Hr. Doctor Bird wird dazu nichts sagen vor Erstaunen, wie jene vier wahnsinnigen Brüder, als sie jenes ernste Lied „Dies irae" vernahmen, wo von solchen es heißt:

„Und ihr Mund weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht."

K—r.



Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Zweiter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1842.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen, Oktober 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist so eben erschienen:

Das Lotto.

Eine Denkschrift.

8. brosch. 96 S. Preis 12 gr. oder 54 kr.

Wer sich über die Geschichte dieses Spiels und sein Verhältniß zum Staatshaushalt gründlich unterrichten will, wer die innersten Beziehungen desselben nach klaren und sichern Berechnungen kennen zu lernen sucht, lese dieses Büchlein. Die verschiedenen Spielweisen sind, jede in ihrem Werthe und mit dem wahrscheinlichen Erfolge charakterisirt; auch die sichersten sind angegeben. Die ganze Darstellung ist so humoristisch, daß sie jedem Leser Unterhaltung verschaffen wird.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen

unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von Dr. J. Chr. K. Hofmann, Repetenten des theolog. Ephoraths und Privatdocenten der philosoph. Fakultät in Erlangen. 8. 264 Seiten 1837. Druckvelinpapier. br. Pr. 1 Thlr. 4 gr. oder 1 fl. 54 kr.

Der Aufruhr der Reformirten in den Sevennen gegen Ludwigs XIV. religiöse Bedrückung ist wichtig für die politische und kirchliche Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIV., anziehend durch romanhafte Begebnisse, abenteuerliche Persönlichkeiten und mannigfaltige Wechselfälle, endlich reich an Belehrung durch die verschiedenartigsten Abstufungen kirchlicher und religiöser Zustände, und durch außerordentliche psychische Erscheinungen, welche, gegenwärtig von Protestanten, wie von Katholiken, vielfach überschätzt, hier in solcher Umgebung und Verbindung vorkommen, daß ihre wahre Natur unverkennbar ist. Bei der Behandlung dieses Gegenstandes war es die Absicht des Verfassers, was er durch gründliche Benützung der großentheils seltenen und zerstreuten Quellenschriften gefunden hatte, nicht blos den Gelehrten, sondern auch dem größern Kreise der Gebildeten bekannt zu machen. Dieses sehr lesenswerthe Buch erfreut sich bereits mehrerer sehr vortheilhaften Beurtheilungen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

F. Nork, über Fatalismus oder
Vorherbestimmung der menschl. Schicksale,

erwiesen in 222 Beispielen für das Vorhandenseyn eines Divinationsvermögens, nebst psychologischen Erklärungsversuchen erhöhter Seelenzustände. 8. fl. 2. 40 kr.

Motto: Der Hypothesen können wir entbehren,
Wo die Beweise stündlich sich vermehren.

Obschon die Schicksalsfrage wichtiger als alle politischen, socialen rc. Fragen der Gegenwart ist, weil sie die Denker aller Zeiten und Völker beschäftigte, so haben unsere modernen Toilettenphilosophen sie dennoch mit vornehm absprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müssen geglaubt. Dieß entmuthigte den Verfasser obiger Schrift keineswegs zu Schillers Bekenntniß des Schicksalglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber bauend vollenden.“

gleichsam einen Commentar zu liefern, indem er sich zur Aufgabe stellte, vagen Meinungen durch Zeugnisse der Geschichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre festen Boden zu verschaffen; zugleich aber nachzuweisen, daß die sittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl bestehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatsachen für das Vorhandenseyn einer natürlichen als auch künstlichen Vorhersehungsgabe, von Träumen, Hellsehen der Somnambülen, dem zweiten Gesicht, Ahnungen rc., so wie astrolog. Prophetien eine so vielseitig anziehende Lectüre, daß insbesondere Besitzer von Leihbibliotheken diese literarische Erscheinung nicht unbeachtet lassen dürften.

Die Existenz der Geister

und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt. Psychologisch erklärt und historisch begründet von F. Nork. Als Fortsetzung des Verf. Schrift über Fatalismus oder Vorherbestimmung menschlicher Schicksale. 8. 1¼ Rthlr. oder 2 fl. 15 kr.

Motto: „Es ist vieles möglich, was uns doch wunderbar erscheint, weil wir nicht sogleich die Gesetze entdecken, nach denen es geschieht. Der Aberglaube des Volks streift immer nahe an einem Naturgesetz vorüber.“

Der Verfasser dieser Schrift versuchte aus den mannigfaltigen Aeußerungen des Nachtlebens der Seele den Rapport der Geister, zuweilen auch als nach dem Tode fortdauernd, zu beweisen; und die in allgemein faßlichem Style vorgetragenen Erklärungen der verschiedenen Grade der Seelenthätigkeit bei Schlafenden, Scheintodten und — Todten durch eine strenge Auswahl überdieß noch wenig bekannter, nicht etwa aus den Spinnstuben geholter, sondern von meist namhaften Gelehrten verbürgten Zeugnisse für ein wechselseitiges Einwirken der materiellen und übersinnlichen Welt zu begründen.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1842.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Geschichte der Braut von Corinth, aus einem antiken Aktenstück von Dr. W. E. Weber. Mit Bemerkungen von G.	281
Ueber das Dämonische bei Glückspielen, nebst zwei warnenden Beispielen von G.	296
Voraussagende Träume	301
1) Mitgetheilt aus Eßlingen	302
2) „ „ Luxemburg	306
3) „ „ Oberschlesien	308
4) „ „ O.	310
5) „ „ Neu-York	312
6) „ „ Göppingen	313
7) Zeitungsnachricht aus Paris	313
Plastische Kraft der Seele im Traum	314
Das second sight in Westphalen	315
Einiges von den Dichtern und was sie erzählen	316
Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben von der Gräfin N. 1—4	321
Todesanzeigen 1—6	325
Eine Vision eines Kindes, durch welche ihm sein nahe bevorstehender Tod angezeigt wird	332
Erscheinungen nach dem Tode 1—5	333
Das Griesheimer Haus bei Darmstadt	345
Ueber die Geschichte einer Erscheinung im Oberamtsgerichts-Gefängnisse zu Weinsberg, besonders in Hinsicht einiger der Zeugen derselben	364
Luther über Poltergeister	376
Der Hausgeist	380
Magnetische Behandlung in Dresden	381
Der magnetisirende Schäfer zu Arnstadt	386
Heilung des Leidens des Besessenseyns durch magnetische Manipulation schon im Jahr 1666	389
Nachricht von einer Magnetischen in Frankreich	392

Seite

Ueber die Ekstatischen im Süden Frankreichs in den Jahren 1685—1705 397
Zwei Beispiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens 403
Merkwürdiges Zusammentreffen im Staatsleben . . . 405
Sympathetische Zuneigung Wahnsinniger zu einzelnen Personen 406
Zu den Kunzischen Prophezeihungen im 3ten Heft d. I. Jahrg. des Magikons 413
Electrische Lichterscheinungen an thierischen Körpern . . 416
Zur Thierseelenkunde 1—3 420
Neue Schriften 425
Nachträgliches 431

Druckfehler im zweiten Heft.

Seite 154 Z. 8 nach Verächter lösche das Komma.
" 155 Z. 6 st. mobivirte l. motivirte.
" 156 Z. 8 v. unten lösche die beiden Kommata.
" " letzte Z. st. sypothetischen l. hypothetischen.
" 170 Z. 14 v. unten st. beendigten l. beendigenden.
" 173 Z. 2 st. constratiren l. constatiren.
" 195 (fälschlich 295) Z. 11 v. u. st. antomistischen l. atomistischen.
" 207 letzte Z. nach nahe lösche das Komma.
" 243 Z. 16 st. Sequinti l. Sequente.
" 258 Z. 5 v. unten st. sage l. sagte.
" 274 Unterschrift st. Mayer l. Meyer.

Geschichte der Braut von Corinth,

aus einem antiken Actenstücke

von

Dr. W. E. Weber.

(Vorgelesen im Museum in Frankfurt.)

Mit Bemerkungen in's Magikon gesendet von G.

Der Göthe'schen Braut von Corinth liegt ein antikes Actenstück zum Grunde, das in mehrfacher Hinsicht interessant genug ist, um es der Mittheilung würdig zu halten. Jenes Gedicht hat bis jetzt vor Vielen, denen seine Tendenz kein Räthsel zu seyn dünkte, als eine leichtfertige Production gegolten, deren Absicht nichts Geringeres sey, als den Werth der christlichen Religion mit dem Ernst ihrer Entsagungen gegen die phantastische, den Sinnengenuß begünstigende, Sittenlehre des Heidenthums in Schatten zu stellen, und eine Sehnsucht nach der antiken Fantomenwelt in lüsternen Gemüthern ruchlos anzufachen. Vielleicht trägt die Aufdeckung des historischen Bodens, auf welchem eine so verdächtige Pflanze gewachsen, einigermaßen dazu bei, die schlimm gedeutete Willensmeinung des Dichters einer günstigeren Beurtheilung zu empfehlen, und auch an dem genannten kleinen Meisterstücke von neuem klar zu machen, wie glücklich die Natur ihren Liebling, unsern großen Landsmann, bei der Gabe bedacht, jedem Gegenstande, sey er idealischer oder historischer Art, diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er sich im Spiegel der Dichtkunst schicklich darstellt, und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren und sicheren, in Einem Worte mit einem plastischen Eindrucke sich aufprägen mag. In wiefern bei dieser schöpferischen Operation die moralischen Forderungen, welche

die frömmelnde Tagesästhetik an die Kunst mit tausendfach wiederholter Dringlichkeit stellt, entweder in der Dichtung innerstem Wesen — schon ohne alles äußere Verlangen — sich erfüllt zeigen, oder, nach aufgeklärten Mißverständnissen der Beschränktheit, von selbst auf sich beruhen, wäre der Stoff einer eigenen Erörterung, der wir irgend ein andermal zu genügen bereit wären.

Ueberlassen wir aber den Freunden der Göthe'schen Muse, das historische Actenstück mit dem Gedichte zusammenzuhalten, um so eben Angedeutetes selber bewährt zu finden, so dürfen wir doch keineswegs über ersteres selbst die nöthige literarische Notiz vorenthalten. Es ist besagtes Actenstück entnommen aus einer kleinen griechischen Schrift, betitelt „von wunderbaren Dingen," als deren Verfasser Phlegon von Tralles, ein gelehrter Freigelassener des Kaisers Hadrianus, aufgeführt wird. Dasselbe besteht in einem offiziellen Bericht des Befehlshabers einer griechischen Stadt, an seinen Proconsul; leider aber fehlt der Anfang dieses Actenstückes, daher wir den Namen der Stadt selber nicht erfahren, wohl aber ersehen, daß die geisterhafte Braut Philinnion, ihre Aeltern Charito und Demostratos, der Gastfreund Machates hießen. Eine Bemerkung kann hierbei nicht unterdrückt werden. Die Schrift des Phlegon enthält allerdings eine ziemliche Anzahl sehr abergläubischer und lächerlicher Dinge; allein abgesehen von jenem Hamletischen Spruche: „es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nicht träumen läßt," macht der Umstand, daß jenes Capitel gerade ein Archivstück ist, dasselbe an sich schon bedeutender; dürfen wir aber der Anführung des Aelius Spartianus Glauben schenken (und es läßt sich nichts Besonderes dagegen erheben), daß nämlich Phlegon von Tralles zu den unter seinem Namen umlaufenden Schriften nichts als eben diesen Namen hergegeben, der wahre Urheber selbiger aber Kaiser Hadrianus in eigener Person gewesen, so hätten wir eine Bürgschaft mehr, die wunderbare Geschichte, wie sie nun zusammengehangen

haben mag, nicht blos für eine Lächerlichkeit zu erklären, die man dem guten Freigelassenen aufgebunden, da ohne Zweifel das Actenstück selbst wie wir es lesen, unter die Augen des Kaisers gekommen, und von ihm aufbewahrt ist.

Kaiser Hadrianus war ein sehr unterrichteter, man kann sagen ein gelehrter Fürst, obwohl sich sein Studium eben in dem Abenteuerlichen und Bizarren gefiel, und er im Ganzen dabei mehr seine Unterhaltung als Belehrung suchte, wie denn bekannt ist, daß er es ungern sah, wenn ihm seine Gelehrten widersprachen und etwas besser wußten als er selbst, daher denn auch Einer derselben seinen streitlustigen Collegen den Rath gab, doch nicht mit einem Herrn zu disputiren, der für seine Logik dreißig Legionen marschiren lassen könne. Was aber für unsere gegenwärtige Mittheilung an Hadrians Persönlichkeit einen eigenen Werth hat, ist die Thatsache, daß er das Christenthum kannte, und bei einer unbestreitbaren Einsicht in die welthistorischen Folgen seiner Verbreitung, den alten Cultus gegen dasselbe in Schutz zu nehmen, besonders strenge bemüht war. Jedoch wir geben jetzt das Actenstück selber eben so fragmentarisch, wie es anhebt.

Von der Amme heißt es dorten: „sie geht nach dem Gastzimmer zu an die Flügelthüre, und sieht beim Schein der Lampe die Jungfrau zur Seite des Machates sitzen. Außer sich über diese wunderbare Erscheinung, rennt sie zur Mutter und mit lautem Geschrei rufend: Charito! Demostratos! verlangt sie, daß sie aufstehe und mit ihr zu ihrer Tochter gehe; leibhaftig sey sie da, bei dem Fremden, in dem Gastzimmer; was nun die Götter damit vorhaben mögten! Charito, bei Anhörung einer so seltsamen Rede, blieb Anfangs ihrer Sinnen nicht Herrin, und sank in Ohnmacht, theils wegen des Entsetzlichen dieser Kunde, theils wegen des Lärms der Amme; einige Zeit darauf aber, bei der Erinnerung an ihre Tochter, brach sie in Thränen aus; und zuletzt erklärte sie die Alte für wahnsinnig, und befahl ihr, sich augenblicklich zu entfernen. Da indeß die Amme schmählte und dreist behauptete, sie sey bei vollem Verstande,

und wisse wohl, was sie sage, Charito aber wolle aus Furcht ihre Tochter nicht sehen, machte sich endlich letztere auf, theils von der Amme bestürmt, theils um sich zu überzeugen, was an der Sache wäre, und begab sich an die Thüre des Gastzimmers. Da aber nun schon eine geräumere Zeit verflossen war (es mochte bereits die zweite Runde gemeldet seyn), kam Charito zu spät, denn sie schliefen jetzt. Indem jedoch die Mutter durch das Schlüsselloch blickte, glaubte sie die Kleider und die Gesichtsbildung ihrer Tochter zu erkennen, hielt aber in Ermanglung weiterer Mittel, um der Wahrheit sogleich auf den Grund zu kommen, für's beste, ruhig zu bleiben. Denn sie hoffte, wenn sie in aller Frühe aufstünde, die Jungfrau anzutreffen, komme sie aber zu spät, den Machates über alles auszufragen; denn er werde doch bei der Befragung über eine so wichtige Sache die Wahrheit sagen. Darum schwieg sie und ging. Als aber die Frühe angebrochen, fand sich, daß jene, sey es nach göttlicher Fügung, oder durch einen Zufall, in aller Stille verschwunden war. Die Mutter aber, als sie dazu gekommen, sey böse gewesen über den Jüngling, daß er sie fortgelassen, und nachdem sie ihm Alles von Anfang an erzählt, habe sie seine Kniee umfaßt, und ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen ohne den geringsten Rückhalt. Der Jüngling nun, mit sich selbst kämpfend, war Anfangs verlegen, und mit Mühe nur gab er endlich ihren Namen zu erkennen, daß es Philinnion sey, und erzählte, wie sie hereingekommen, und ihm zu verstehen gegeben, daß sie ihn ohne Wissen ihrer Aeltern besuche: worauf er zu Beglaubigung seiner Aussage seinen Koffer aufschloß, und was sie ihm dagelassen hervorlangte, den goldenen Ring, den er von ihr empfangen, und das Leibchen, das sie in der vorigen Nacht zurückgelassen. Als aber Charito solche Zeichen sah, schrie sie auf, und nachdem sie ihre Unter- und Obergewänder zerrissen, und ihre Haube vom Kopfe geschleudert, warf sie sich an die Erde, breitete die Arme über die Erkennungszeichen aus, und begann ein herzzerschneidendes Jammergeschrei. Der Fremde aber, diesen

Vorgang schauend, und wie alle in einem Uebermaaße von Herzeleid waren und in Thränen schwammen, als sollten sie eben die Mutter geradezu begraben, war gerührt und sprach ihnen zu, flehend, daß sie aufhörten, und ihnen versprechend, wenn sie wiederkomme, sie ihnen zu zeigen. Darüber beruhigte sich die Mutter, und nachdem sie ihm aufgetragen, seines Wortes ja wahrzunehmen, begab sie sich in ihr Gemach. Wie nun die Nacht gekommen und die Stunde da war, um welche Philinnion zu erscheinen pflegte, gaben jene genau Acht, da sie ihre Ankunft mit Augen sehen wollten; sie aber kam. Nachdem sie nun in dem gewöhnlichen Augenblicke eingetreten, und auf dem Ruhebette saß, ließ sich Machates nichts merken, war aber aufmerksam, um die Sache zu ergründen; denn er glaubte übrigens nicht daran, daß seine Braut eine Todte sey, da sie um eine so sorgfältig eingehaltene Stunde zu ihm kam, und überdieß mit ihm aß und trank, und so schien ihm, was ihm Jene gesagt, ein Mährchen. Nach seiner Meinung konnten Todtenräuber das Grab der Tochter des Demostratos aufgewühlt und die Kleider und den goldenen Schmuck dem Vater des Frauenzimmers, das seine Hausgenossen für einen Geist hielten, verkauft haben. In der Absicht nun, die Wahrheit aufzuklären, schickt er heimlich seinen Diener, jene zu rufen. Als nun Demostratos und Charito auf der Stelle herbeikamen und sie betrachtet hatten, waren sie Anfangs zwar sprachlos und erschüttert wegen des Unglaublichen des Anblicks, wie sie aber hinterher aufschrieen und ihre Tochter umklammerten, da sprach Philinnion Folgendes zu ihnen: Meine Mutter und mein Vater, wie unbillig mißgönnt ihr mir, bei dem Fremden drei Tage nur zu seyn in meinem väterlichen Hause, ohne daß ich Jemandem Leid zufüge. So werdet ihr denn nur neuen Schmerz erleben wegen Eurer Neugier, ich aber gehe wieder zu dem bestimmten Orte; denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher. Nach diesen Worten sank sie auf der Stelle todt zurück, und man hatte den Leichnam ausgestreckt auf dem Bette vor Augen. Wie nun die Mutter über sie herstürzte und

der Vater, und große Aufregung und Klage im Hause entstand über den Vorfall, maßen ein grausenvolles Schauspiel und ein ganz unglaubliches Geschick sich zugetragen, wurde die Sache bald in der Stadt ruchbar, und mir gemeldet. Jene Nacht nun ließ ich die Volkshaufen auseinander halten, welche sich vor dem Hause versammelten, und suchte jeden Auflauf zu verhüten, der bei der Verbreitung eines solchen Gerüchtes entstehen konnte. Am frühen Morgen war das Theater gefüllt; und als nun Alles der Reihe nach mitgetheilt war, schien es uns zweckmäßig, zuvörderst uns nach dem Grabe zu begeben, um nachzusehen, ob der Körper auf dem Todtenbette sey, oder ob wir den Platz leer finden würden. Es waren noch nicht sechs Monate seit dem Tode des Mädchens verflossen. Als nun die Gruft von uns geöffnet war, in welcher alle Angehörigen jenes Hauses nach dem Verscheiden beigesetzt wurden, fanden sich auf den andern Lagerstätten die Körper alle, von den schon länger Abgeschiedenen aber die Knochen: nur auf dem, wo Philinnion war hingelegt worden und bestattet war, fanden wir den eisernen Ring von dem Fremden liegen, und den in Gold gefaßten Becher, was sie beides von Machates am ersten Tage empfangen hatte. Voll Verwunderung und Bestürzung nun eilten wir sofort zu Demostratos in das Gastzimmer, um der Todten ansichtig zu werden, ob sie wirklich da wäre. Da wir sie nun am Boden liegen sahen, versammelten wir uns zu gemeiner Versammlung; denn das Vorgefallene war wichtig und unglaubhaft. Wie nun aber in der Versammlung die jungen Leute gewaltig aufgeregt waren, und beinahe Niemand wußte, was er aus der Geschichte machen solle, so erhob sich zuerst Einer, Namens Hyllos, der bei uns in dem Rufe steht, nicht nur der trefflichste Weissager, sondern auch ein sehr geschickter Vogelschauer zu seyn, sich auch früher in seiner Kunst zur Genüge bewährt hat, und befahl, das Weib außerhalb der Gränzen zu verwahren, denn es thue nicht mehr gut, diese Person innerhalb der Gränzen unter die Erde zu bringen; dabei aber dem unterirdischen Hermes und den Eumeniden

Sühnopfer zu reichen; sodann gebot er gleichermaßen Alle zu reinigen, auch die Tempel einzusegnen, und was den Todtengöttern herkömmlichermaßen zukommt zu verrichten. Mir nun insonderheit trug er auf, für den Kaiser und das Reich dem Hermes zu opfern und Zeus dem Wirthlichen, und Ares, und dies mit gehörigem Ernste auszurichten. Da dieser Solches offenbart, thaten wir unseres Theils, was uns befohlen war, der Fremde aber, der Machates, zu welchem die Erscheinung gekommen war, brachte sich aus Verzweiflung gewaltsam von der Welt. Dünkt es dir nun gut, dieserwegen an den Kaiser zu berichten, so schreibe mir sogleich, damit ich auch einige Derer, die sich über die Sache im Einzelnen erkundiget, zu dir schicke. Lebe wohl!"

Bemerkungen des Einsenders.

Das erste Bedenken, welches dem christlichen Betrachter gegen dieses Grabphänomen aufstößt, ist die Fähigkeit der schönen Philinnion, sich noch auf leibliche Weise zu ergötzen. Wir wissen im Evangelium nur von dem Einen, erhabensten Wunder, daß ein schon verklärter Leib Fleisch und Bein zu fühlen gab, Speise und Trank zuließ; das andere waren Wiedererweckungen. Freilich gibt es Spukgeschichten, wo Speise oder Trank in die Luft verschwand, absorbirt von der Fähigkeit der Geister, Theile der Luft an sich zu ziehen und, sey es nun mit oder ohne Genuß, die sonst langsamen Zersetzungsprozesse rasch vor sich gehen zu lassen. Wer darüber lacht, bedenkt nicht, daß es auch im Physischen ähnliche Wunder gibt, z. B. wie Steinarten sich verflüchtigen, wie Rauch und Wolken verschwinden, Wasser auf heißem Stein verdampft. — Der Austausch der Liebespfänder, das Finden von Ring und Becher im Sarg Philinnions kann wohl nur für ein effektvolles Taschenspielerstückchen des Erfinders, oder wenigstens Erweiterers der Erscheinungsgeschichte gelten, wenn auch in Ländern, wo das grausige Nachtwunder des Vampirismus herrscht, wirkliche

Ernährung vom Herzblute Lebender an Todten noch wunderbarer ist, wenn denn auch jene Escamotage von Erinnerungszeichen poetisch weder zum ersten noch zum letzten Male in jener Geisternovelle vorkommt. Wie viel Grausig-Abenteuerliches liegt in den Sagen des Orients und Nordens, eine verwandt oder entlehnt der andern, so daß sie am Ende sogar in christliche Legenden übergingen, wie in die der Siebenschläfer. Die Wiederbelebung einer schönen Leiche durch den italienischen Faust, Pietro Apone, streift wohl am nächsten an Philinnions Erscheinen und man könnte vielleicht dem Fragmente etwas Aehnliches von Zauberei unterschieben. Immer schwebt es uns vor, als sey hier eine wirkliche Erscheinung durch einen sich und Andere überbietenden Wundererzähler verleiblicht worden, so wie unser großer Dichter die Schauer in seiner Erzählung, allerdings nicht mit so rohem Effekt, zu heben verstand. Göthe's Braut von Corinth bedarf unsrer erneuerten Lobsprüche nicht; sie ist als eine der wirksamsten Geisterballaden bekannt. Der Gegensatz, daß der angekommene Gastfreund mit den Seinen noch Heide ist, und, die er besucht, schon Christen sind, seine frühere Braut aber das Glück des neuen Glaubens als eine dem Herrn gelobte Erstgeburt nicht theilen will, ist höchst wirksam, und aus diesem Gegensatz entwickeln sich die schönen, plastisch vollendeten Partien des Gedichtes: es ist klarer Sinn, sogar Tendenz darin und doch ist es geheimnißvoll, mit höchst gelungnen Steigerungen des schauerlichen Geheimnisses, wie nachdem man noch ungewiß, ob die stille Klause, von der sie spricht, nicht ein Kloster sey, die Strophe:

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn.
Gierig schlürfte sie, mit blassem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

denn sie ist sein angetrautes Weib nicht; aber zum Vampyr kann ihre Verirrung unter die Lebenden führen. Wie schlürfte

sie gierig das Rebenblut, und schon droht sie der das Paar überraschenden Mutter, auch dem Geliebten:

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben;
Du versiegest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Hier scheint der weibliche Vampyr durch Verbrennung der Liebenden zu tilgen; in den südlichen Donauländern und weiterhin herrscht der Glaube, daß der blutgenährte Leichnam, der so viele Opfer rafft, im Sarg geöffnet und das Herz mit einem Pfahl durchstochen werden müsse, wobei sich ein schwerer Seufzer („Aechzer“) hören lasse. Es wäre zu wünschen, daß ein Mitarbeiter oder Correspondent des Magikons aus Gegenden, wo der Vampyrismus im Volke geglaubt wird, wie in jenen slavisch-romanischen Ländern, nähere Nachweisungen über diese Volkstraditionen beibrächte. Ich gab, bei Mittheilung dieses, einem Kenner der Nachtseite der Natur eine Andeutung auf Homers Odyssee, 11. Gesang, wie Odysseus, an der Mündung des erdumschlingenden Stroms Okeanos in's Meer, bei den nächtlichen Kimmeriern ankommt

und dort sonderbare Opferceremonieen anstellt, wo er in einer von Circe bezeichneten Kluft zu Aides unterirdischem Reich geliebte Todte befragen will. Wenn hier auch Phantastisches mit unterläuft, wie Herkules Schatten, während dessen seliger Geist im Elysium weilt, so ist doch, was auch jener Kenner mir zu verstehen gibt, Nationelles und Traditionelles dabei wirksam, auch tiefe Wahrheit in einzelnen Bildern. Ich gebe einige Auszüge nach Voß:

Jetzo hielten die Opfer Eurylochos und Perimedes;
Aber ich selbst, das geschliffene Schwerd von der Hüfte mir reißend,
Eilte, die Gruft zu graben, von einer Ell' ins Gevierte.
Drüber gossen wir dann für alle Todte ein Opfer:
Erst von Honig und Milch und dann von lieblichem Weine,
Drauf von Wasser zuletzt, mit weißem Mehl es bestreuend.
Als ich jetzt mit Gelübd' und Flehn die Schaaren der Todten
Angefleht, da nahm und zerschnitt ich den Schafen die Gurgeln
Ueber der Gruft; schwarz strömte das Blut, und es kamen versammelt
Tief aus dem Erebos Seelen der abgeschiedenen Todten.
Bräut' und Jünglinge kamen und langausduldende Greise,
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame sich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
Männer, im Streit gefallen, mit blutbesudelter Rüstung,
Welche die Gruft schaarweis' umwandelten, anderswo andre,
Mit graunvollem Geschrei; und es faßte mich bleiches Entsetzen,
Schnell darauf ermahnt' ich mit dringendem Ernst die Genossen,
Beide liegenden Schaf', erwürgt vom grausamen Erze,
Abgestreift zu verbrennen, und anzubeten die Götter,
Aides starke Gewalt und die schreckliche Persephoneia.
Aber ich selbst, das geschliffne Schwerd von der Hüfte mir reißend,
Setzte mich hin und wehrte den Luftgebilden der Todten,
Näher dem Blute zu gehen, bevor ich Teiresias fragte.

. . . .

Jetzo kam die Seele Teiresias, jenes Thebäers,
Haltend den goldenen Stab; er kannte mich gleich und begann so:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Warum doch, o Armer, das Licht der Sonne verlassend,
Kamst du her, die Todten zu schauen und den Ort des Entsetzens?
Aber zurück, und wende dein scharfes Schwerd von der Grube.
Daß ich trinke des Bluts und dir weissage das Schicksal.
Jener sprach's, ich entwich, und das Schwerd voll silberner Buckeln

Stieß ich zurück in die Scheid', und er trank des schwärzlichen Blutes.
Schnell darauf begann er und sprach, der untadliche Seher;

. . . .

Dieses gesagt, enteilte des hohen Teiresias Seele
Wieder in Aides Haus, da Göttergeschick sie geredet.
Aber ich harrete dort standhaft, bis die Mutter herankam;
Diese trank das schwärzliche Blut und erkannte mich plötzlich,
Und mit jammerndem Laut die geflügelten Worte begann sie u. s. w.

. . . .

Jene sprach's; ich aber, durchbebt von inniger Sehnsucht,
Wollt' umarmen die Seele der abgeschiedenen Mutter.
Dreimal strebt' ich hinan, voll heißer Begier zu umarmen,
Dreimal hinweg aus den Händen, wie nichtiger Schatten und Traumbild,
Flog sie; und heftiger ward in meinem Herzen die Wehmuth.
Und ich begann zu jener und sprach die geflügelten Worte:
Mutter, warum nicht harrst du des Strebenden dich zu umarmen,
Daß auch in Aides Reich, uns fest mit den Händen umschlingend,
Wir einander das Herz vom starrenden Grame erleichtern?
Ob mir diese Gestalt die erhabene Persephoneia
Sendete, daß ich noch mehr im Gram und Kummer versinke?
Also ich selbst; mir erwiederte schnell die herrliche Mutter:
Wehe, mein lieber Sohn, unglücklichster aller Gebornen!
Nicht ist's Persephoneia, die Tochter Zeus, die dich täuschet;
Nein, so will's der Gebrauch der Sterblichen, wenn sie verblüht sind,
Dann nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Schmerz verbunden,
Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers
Alles, sobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum, von dannen und schwebet,
Doch nun strebe zum Licht auf's schleunigste . . . .
Jetzo kam die Seele des Peleiaden Achilleus u. s. w.
Und mit jammerndem Laut die geflügelten Worte begann sie:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odysseus,
Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden?
Welch' ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte
Wohnen besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen. —
. . . . . . Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.
Also ich selbst und sogleich antwortet' er, solches erwiedernd:
Nicht mir rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen

. . . .

Zu den tiefsten Bildern, die der homerische Gesang im Schattenreich vorführt, gehört sicher Tityos Leiden des Riesen, dem, auf dem Boden ausgestreckt, für böse Begier, zwei Geyer die Leber aushacken; Tantalos Qual, der mitten im Wasser, das sich ihm entzieht, dürstet, mitten unter Lebensfrüchten, die der Sturmwind mit den Zweigen entführt, hungert; Sisiphos Arbeit, den schweren Marmor zu Berge zu heben, der, nahe dem Gipfel, tückisch entrollt — in diesen drei ernsten Bildern liegt der Todten unendliche Qual mannichfach verzeichnet. Tröstlich dagegen ist das Bild des edlen Minos, der das Hohe, was er auf Erden that, auch unten übt, ein gerechter Richter der ihn umdrängenden Seelen; und die „hohe Kraft des Heraklos" sagt doch auch schon den Heiden, daß ein Erlöser der Menschheit da unten als Schreck und Wunder gleichsam nur in der Erinnerung hafte, er selbst aber, der die Pforten der Hölle überwältigte, dort verklärt sitzen müsse, von wo Tantalus sich hinweggeplaudert, statt göttlich zu wirken.

Das Bluttrinken der Schatten, das dem Vampyrismus verwandt scheint, indeß Verbrennung der Todten dieser Bluigier steuert, hält jener Kenner für „keine ganz leere Fiction;" er erinnert sich, „daß man auf einem gewissen Landgut in einem unterirdischen Gemach eine Schüssel mit Thierblut hinsetzen und von Zeit zu Zeit erneuern mußte, um ein dortiges Gepolter zu stillen." Wunderlich sind die Geheimnisse der Geister, Resultate von Beherrschungen hienieden oder jenseits, auch von beiden. Wichtig wäre es, selbst auf unbedeutend scheinende Gewohnheiten im Volk und bei den Gebildeten aufmerksam zu machen. Ich erinnere mich bei dem Todte eines hohen Gönners aus dem nördlichen Deutschlande, daß ein Anverwandter den Sarg genau besichtigte, als die Leiche angekleidet schon darinnen lag, indem er darauf sah, daß dem Todten kein Zipfel eines Tuchs an den Mund reichte; man hat nämlich auch unter den höheren Ständen dort noch den Glauben, daß das Einsaugen eines solchen Zipfels den Tod eines der nächsten Verwandten nach sich ziehe.

Sollte hier nicht auch noch ein Schatten des Vampyrismus spuken? Könnte nicht die alte Todtenverbrennung bei vielen Völkern auch gegen solche Spukereien gerichtet gewesen seyn? Der berühmte Spuknovellist Hoffmann erinnerte an ein im nördlichen Deutschlande herausgekommenes älteres Büchlein: „Von dem Schnarchen und Schmatzen der Todten in den Särgen." Ob man nicht dieses Büchlein habhaft werden und Auszüge daraus einsenden könnte?* — Was oft als baarer Aberglaube öffentlich verlacht, heimlich beobachtet, ja in großen Gesellschaften, bei den Karten z. B., von Solchen, die an gar nichts glauben, heilig gehalten wird, wäre wohl nicht so unwichtig aufzuzeichnen. So wäre z. B. verdienstlich, eine Dämonologie des Spiels zu schreiben, sowohl der Lotterie und des Lotto's, als auch der Karten, Würfel u. s. w. Man würde in gesammelten Beispielen auf überraschende Dinge kommen; so sind auch beim Kartenschlagen bestimmte Regeln, die nicht verletzt werden dürfen und zum Theil einen Rapport zwischen dem Fragenden und dem Orakel constituiren.

Blutsühnungen sind übrigens das tiefe Geheimniß der Religionen und der Weltgeschichte. Wohl uns Christen und friedliebenden Europäern, die dem Moloch entronnen sind und an einen Friedensfürsten im Himmel und an seine Statthalter auf Erden glauben.

Was nun den klaren Sinn des Göthe'schen Gedichts, d. h. seine bestimmte Tendenz betrifft, so wäre hierin allerdings mit dem wackern Verfasser jenes Aufsatzes noch zu rechten. Das griechische Fragment enthält von dem Gegensatz des Christenthums und Heidenthums, der in der Braut von Corinth mit lebhaften Farben gezeichnet ist, durchaus nichts. Göthe liebte, wie Schiller, zu dem heitern Griechenthum zu-

* Dieses Buch führt den Titel: „Raofts Diakon zu Nebra. Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worinn die wahre Beschaffenheit derer Hungarischen Vampyrs und Blutsauger gezeigt ist. Leipzig 1734.

Diese Schrift enthält aber nichts, was eines Auszugs werth wäre. Der Herausgeber.

rückzulangen, als sey unsre Religion finster und unduldsam; freilich hat das quälerische Menschenkind sie oft dazu gestempelt. Ernst, nicht finster, ist unser Heiland; er ist der Kindlichste unter den Kindlichen, und sein erstes Wunder geschah ja bei dem freudigsten Erdenfest, einer Hochzeit. Hier aber spricht Philinnion, als Göthe's Braut von Corinth, klagend zum Bräutigam, weil sie ihm nicht mehr beschieden ist:

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Mag das Costum richtig seyn, richtiger wohl mehr vom Mittelalter, als von der Zeit, wo es noch Vestalinnen gab — Göthe war einmal ein heitrer Grieche und blieb es sein Leben lang auf Kosten seiner Vielseitigkeit. Es war ihm im Greisenalter manchmal leid, daß er nichts gedichtet, was in das lutherische Gesangbuch passe.

Göthe hat noch in andern Gedichten das Heidenthum dem Christenthum mit einem Verklärungsschein entgegengestellt; auch in „Gott und Bajadere“ wird hülfreicher Gehorsam zu sinnlicher Liebe und diese verklärt, wie die Schlußworte deuten: „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder, Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor“ — ein Gegensatz zu Magdalenens Schmerz. Man vergleiche selbst beide Sünderinnen. — Derselbe Dichter gibt Ganymeds Entführung, diese göttliche Schweinerei, auch in einer Verklärung als ein griechisches Bildlein, im nordischen Erlkönig klingt es nur unheimlich an. — Aber nicht nur Griechen- und Indierthum setzte Göthe dem Christenthum entgegen in seiner classischen Zeit (die west-östlichen Dichtungen sind mehr Copieen), auch das nordische Druidenthum! — und hier wäre die ernste historische Bemerkung zu entgegnen: das Druidenthum an sich, besonders im

celtischen Gottesdienst, mehr dem mexicanischen Gräulcult als dem reinen Parsismus verwandt, mußte sterben (ob Göthe es auch betrauert), die Zeit war erfüllt, eine würdigere Religion, ja die allein würdig, Weltreligion zu werden, verdrängte, stürzte das Druidenthum. Freilich mußte Der, welcher die Götter der Sachsen vernichtete, in den Kirchenversammlungen, wo er mannhaft den Vorsitz führte, gleich wieder den Bilderdienst im Christenthum verdammen. Der Mensch ist eben ein sinnliches Wesen und sein blödes Auge vermag das Sonnenlicht nur durch gefärbte Gläser zu ertragen. Was Göthe zum Schlußrefrain seiner „ersten Walpurgisnacht" erkies't:

Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinig' unsern Glauben:
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

Diese Glaubensreinigung konnte Alliadur nicht mehr bewirken, das Licht mußte anders woher kommen. Kein Reformator konnte aus dem Druidenthum mehr hervorgehen, und bis die späteren christlichen Reformatoren das Licht reclamiren durften, spukten die wirklich ganz dämonisch gewordenen Einflüsse fort, denen die ursprünglich einfachere und edlere Gottesverehrung erlag. Göthe brachte hier, wie anderwärts, eine, wenn wir so wollen, unpartheiische, nachfühlende, nationelle, Anschauung, als ein Proteus unter den Dichtern; aber von Christi Verklärung gelingt ihm höchstens ein abgebrochner Choral (Faust, Ostermorgen) oder ein nüchternes noch nicht einmal moralisches Exempel von einem halben Hufeisen, wofür man sich Kirschen kaufen kann — eine Nützlichkeitsfabel, die er Legende zu nennen sich unterfängt! — Man hat viel von Lieblosigkeit gegen Göthen als Verstorbenen geurtheilt; wie muß aber der im Hades nach Bildern fingern und nach Licht tappen, dem hienieden das Kreuz so unausstehlich vorgekommen war, wie Wanzen und Tabak. Doch der himmlische Vater hat „viele Wohnungen" sagte er auch (dem Gekreuzigten nach) und wir wollen hoffen, er habe eins dieser Gemächer des Vaterhauses im redlichen Drängen seines Herzens erreicht.

Ueber das Dämonische bei Glücksspielen, nebst zwei warnenden Beispielen.

Es läßt sich nicht läugnen, was in dem vorhergehenden beleuchtenden Aufsatz über die Braut von Corinth bemerkt wurde, daß die Kräfte unsichtbarer Wesen bei Glücksspielen eine sonderbare und oft sehr siegreiche Wirksamkeit üben. Die sogenannten Aufgeklärtesten unterliegen ihr, so wie man der Sympathie eine Macht bei Krankheiten einräumt, welche auch die nüchternsten Aerzte nicht läugnen können. Es wird also in beiden Fällen geheimen Kräften ein Zugeständniß gemacht und in beiden Fällen möchte es schwer werden, nur unendeckten Naturwirkungen und Zahlengesetzen diese Wirkungen zuzuschreiben. Die Philosophie der Mechanik und Dynamik, im pantheistischen Sinne der heutigen Naturforschung, muß gar oft an Beispielen irre werden, die geläugnet werden müssen, damit das System bestehen könne. So fallen ja auch die Besitzungen unter die Kategorie der Veitstänze, und ihre Möglichkeit wird standhaft bestritten.

Wir würden viele Belege zu der Wahrheit haben, daß die alten Dämonen der Heiden ihr Spiel unter andern Masken in der Christenheit, am offensten in den südlichen Ländern, forttreiben, wenn wir die vielen Beispiele, die jedem Reisenden aufstoßen, in Fächer bringen und commentiren wollten. Welcher diabolische Unfug wird mit dem Lotto getrieben! Reis't man durch Deutschland, so hört und sieht man, wie dem gemeinen Mann, ja vielen Gebildeten, die Köpfe verrückt werden durch Träume und Ahnungen von diesem höchst verderblichen Spiel, das als die umfassendste „Narrensteuer," wie ein Witziger das Lotteriewesen nannte, bezeichnet zu werden verdient. Kommt man über die Alpen, so wird die stille Wuth eine offenbare, und je südlicher man reis't, desto wahnsinniger und toller gebehrden

sich der Haufe. Ahnungen und Träume reichen nicht aus, der Arme schwimmt in lauter Beziehungen zu Glückszügen, und das und jenes, ja alles mögliche, was ihm widerfährt, bedeutet Amben, Ternen, Quaternen u. dgl. Hinrichtungen von Verbrechern sogar werden zum Orakelgeben herbeigezogen: die Art, wie das Blut spritzt, wie der Leichnam fällt, oder wie sich der arme Sünder vor seinem Ende benimmt, das sind sichere Vorboten dies oder jenes Gewinns im Lotto. Es gilt dabei auch eine eigne Zahlenmystik. — Siehe da, die alte Haruspicin und die Augurien, das Volk läßt sie sich nicht nehmen, nur läuft ein Stoßgebet zu irgend einem christlichen Heiligen dazwischen, ähnlich den Gebeten um reiche Engländer oder andere Kinder des Nordens, die so ernstlich an die Gottheit gerichtet werden.

Die dämonischen Verführungen zum Spiel beginnen gewöhnlich mit offenbarem Glück des Neulings; dieß ist eine bekannte Thatsache bei allen Spielen, besonders trifft sie Menschen, die keinen Werth darauf legen, phlegmatischer Natur sind oder aus Grundsatz eigentlich nicht spielen. Beim Lotto und der Lotterie kommen Vorspiegelungen in Träumen auch wahrhaft frommen Seelen vor, und ich weiß einen Fall von einer vortrefflichen Frau in einer Stadt, wo das Lotto viel Unglück anrichtet, die vielleicht einmal mit dem Wunsch einschlief, ihren vielen Kindern mit einem Glückszug helfen zu können — sie träumte fünf Zahlen und erinnerte sie sich deutlich beim Erwachen, erzählte ihren Kindern davon und diese drängten sie, die Nummern, wenn auch mit Wenigem, zu setzen. Ihre Frömmigkeit ließ es nicht zu; sie sah es als eine Versuchung an, der sie nicht unterliegen dürfe; Gott könne Fleiß und Rechtschaffenheit auf tausend Art belohnen. Sie setzte also nicht in's Lotto, und bei der Ziehung, die noch an diesem Tage stattfand, waren die fünf Zahlen des Traums die fünf Nummern der Ziehung; auch der bescheidne Satz, den die Kinder wünschten, würde ein Kapital eingetragen haben, um alle ihre Kinder auszustatten. Doch die Vorsehung half den Zurückgelassenen auf andere, zum Theil nicht minder wunderbare Weise.

Wie mannichfach auch das Unglück ist, welches das Lotto stiftet; höchst erschütternde Beispiele trostloser Verirrung und allmähligen Versinkens in teuflische Fallstricke liefert besonders das Lotteriewesen. Hier nur ein Fall, der das Dämonische dieser Leidenschaft zu erläutern geeignet ist. Bei der Regierung einer deutschen Hauptstadt arbeitete im Cassenwesen ein Subalternbeamter, den seine Obern wegen großer Pünktlichkeit und ordentlichen Lebenswandels liebgewannen. Man vertraute ihm endlich die Führung der Landescasse an und war eine lange Dienstzeit hindurch nie in dem Fall, ihm ein Versehen verzeihen zu müssen. Dieser redliche und pünktliche Verwalter hatte nur eine Leidenschaft, die er aber so geschickt verbarg, daß man allgemein glaubte, er lege keinen Werth auf diese Art Neigung oder fürchte sich vor ihrer Ausartung — es war das Lotteriespiel. Während er heimlich in den ersten Lotterieen mitspielte, zeigte er sich öffentlich als Tadler oder als weiser Mitrather, wenn Andere in Lotterieen setzen wollten. Er gestand, daß ihm die Gabe verliehen sey, durch Ansehen der Ziffern eine bedeutende Gewinnstnummer herauszufühlen. Er leistete Andern, und wohl auch sich insgeheim bedeutende Dienste damit und machte sich bei den höheren Beamten auch hierdurch beliebt. Man pries seine Beherrschung, die ganz mit dem von ihm dargelegten Charakter harmonirte; man schenkte ihm überall das vollste Zutrauen. Mochte er bedeutende Gewinnste selbst gemacht haben, er ließ davon nichts in seinen Ausgaben merken; er lebte nüchtern, sparsam, bescheiden, und ließ in seinem Wesen eine gewisse Schüchternheit walten, die von den Wenigsten, und zwar nur vorübergehend, beargwohnt wurde. So klopfte er nie herzhaft an die Thüre, wenn er bei einem Oberen oder auch Gleichstehenden eintrat, und sein Tritt war so sachte und vorsichtig, daß, wer Augen für Alles hatte, wohl den Schleicher und Heuchler entdecken konnte. Aber man war einmal blind über den untadelichen Beamten und nur zuweilen bemerkte man, er wäre ein ganz lieber Mann, wenn er nur seine Hasen-

fähigkeit und Höflichkeiten mindern könnte — man hätte vielmehr Katzentritt sagen sollen; Einem, der sich zu wenig als Menschenkenner einbildete, schwebte diese Bezeichnung zuweilen auf der Zunge. Dieser höhere Beamte war längere Zeit abwesend und vielleicht lag hierin etwas zu der Versuchung, wie zu dem Gelingen dessen, was der Schleicher zu vermeintlicher Rettung unternahm, womit er jedoch nicht allein sich, sondern auch den Chef der Regierung in großen Jammer brachte. Ueberschuldet durch viele heimliche Verluste in der Lotterie, wußte sich der Cassenbeamte nicht anders zu helfen, als daß er dem Präsidenten eine bedeutende Geldanweisung unter andrer Rubrik zum Unterzeichnen unterschob. Die langgeübte Gewissenhaftigkeit zog den Fehler auf Seite des Präsidenten nach sich, daß er nicht las, was er unterschrieb. Nach einer andern Version hatte der Cassenbeamte dieses nicht einmal gewagt, sondern den Namen seines Chefs auf jener Anweisung nachgemacht. Wie er sich bei diesem Verzweiflungsstreich weiter fort helfen wollte — wahrscheinlich durch die Flucht nach einem fernen Lande — dieses kam nicht zu Tage. Nachdem er das Geld eingezogen und vielleicht die dringendsten Schulden getilgt, faßte ihn das Gewissen und ein plötzlicher Schlagfluß, Andre sagen Selbstvergiftung, machte seinem Leben ein Ende. Man fand seinen Pult ohne Geld, nur angefüllt mit alten Lotterielosen, die den Weg anzeigten, wie er den satanischen Versuchungen allmählig völlig unterlag.

Ein anderer Fall, der am Roulette-Tisch in einem bedeutenden Badeorte geschah, möchte nicht minder geeignet seyn, die Umkrallungen des Erbfeindes lebhaft vor Augen zu stellen. Einer der fähigsten Köpfe in der Regierung zu X. hatte seine Familie durch den unseligen Hang zum Spielen an den Rand des Elends gebracht. Noch einmal wollte man ihm helfen und vertraute ihm einen einträglichen Posten in der Fremde an. Er soll sich gegen die Regierung bei Uebernahme dieses Postens mit seinem Ehrenwort reversirt haben, niemals in diesen Fehler mehr zurückzufallen. Dieses Ehren-

wort, ob ihm nun auferlegt oder freiwillig geleistet, wurde, wie es scheint, die Falle zu seinem Verderben. Man sagte, daß er die lockende Gelegenheit schon öfters heimlich benutzt und allmählige große Summen an jenem Orte verspielt habe; man sah ihn in der letzten Zeit oft zerstreut, ja verstört. Plötzlich erscholl die Kunde, daß er durch Ertränken seinem unglücklichen Leben ein Ende gemacht habe. Die Umstände erzählte man sich so: Die Regierung soll, bei bedeutender neuen Verschuldung die Gewißheit erhalten haben, daß er sein Ehrenwort gebrochen, und dieses habe denn seine völlige Abdankung zur Folge gehabt. Der leidenschaftliche Spieler, dadurch erschüttert, aber keineswegs zum Guten, that nun mit dämonischem Trotze den letzten verderblichen Schritt. Wohl kenntlich als Staatsbeamter, spielte er vor Aller Augen am Roulette-Tisch jenes nahen Badeortes und zwar mit solchem Glück, daß er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zog, Rollen Goldes flogen ihm zu und er schien auf dem Wege zu seyn, die Wunden, die er sich und seiner Familie geschlagen, mit einem Va-banque zu heilen, wenn Gold sein Elend zu vernichten im Stande gewesen wäre. Es war das letzte Blendwerk des Satans, um die Wuth seiner Verzweiflung zu erhöhen. Uebermüthig, oder vielleicht auch gleichgültiger, als Manche ahnen mochten, setzte er den wieder beginnenden Verlusten das Doppelte entgegen, und es währte nicht lange, so hatte er nur noch einen Weg übrig. Es war in tiefer Nacht, als er sich in derselben kenntlichen Kleidung von dem Badeort entfernte; zu Fuß wanderte er mit dem Bewußtseyn seines und seiner Familie vollendeten Elends dem nahen Fluß zu und gab sich statt der irdischen der ewigen Vergeltung in die Hände. — Man will den Unglückseligen als Spukbild in seiner Wohnung am hellen Tage gesehen haben, wie er auf dem Corridor, in der Kleidung, wie er gewöhnlich auszureiten pflegte, nach den Pferden in den Hof hinabgeschaut, als gelte es, mit schnellem, stolzem Ritt dem Sturm zu entfliehen, der über ihn hereinbrechen sollte. G.

Voraussagende Träume.

Daß es voraussagende prophetische Träume gibt, die sich in besondere Traumbilder einkleiden, die nicht bei Jedem aber die gleichen sind, dafür spricht die allgemeine Erfahrung zu sehr, als daß hierüber noch ein Zweifel erhoben werden könnte. Im Allgemeinen spricht sich bevorstehender Gram, Sorge, Verdruß, Widerwärtigkeit rc. durch das Bild des Wassers aus, das, je trüber es ist, je auf größere Sorge deutet. Trübes Wasser bis zum Koth verwandelt, deutet auf höchste Sorge und Verdruß. Blut deutet auf Sorge für solche, die einem am nächsten stehen, Blutsverwandte, Kinder u. s. w. Schnee und Eis sagen Krankheiten voraus. Fliegen im Schlafe ist kein voraussagendes Traumbild, sondern es ist die gegenwärtige Seelenstimmung. Wenn man im Schlafe fliegt, hat man gerade Kummer. Im Traume essen, ist auch von keiner guten Bedeutung. Feuer sehen, Lichtfunken, Flammen, deutet auf kommende Freude, in manches Menschen Leben ein seltener Traum! *

Diese Traumbilder bewährten sich mir durch mein ganzes Leben und gereichen mir in demselben zu einer wahren Qual: denn voraus zu wissen, nun kommt mit Bestimmtheit bald irgend ein Jammer (oft trifft der Traum schon am andern Tage, sehr oft aber erst nach drei Tagen ein) ist in Wahrheit peinlich, und wer diese Pein hat, versteht am besten, warum

* Eine besondere Erscheinung ist, daß wenn es einem von seinem Zimmer oder von seinem Garten träumt, solche einem nie in der Gestalt wie sie wirklich sind im Traume sich vorstellen, sie sind immer andere, aber doch als die unsrigen von uns erkannt. Dies findet wenigstens immer in meinen Träumen statt und auch Andere machten schon die gleiche Bemerkung.

Gott unsere Zukunft weislich in Finsternisse einschloß. Diese voraussagenden prophetischen Träume finden meistens gegen Morgen statt, nach dem sogenannten ersten Schlafe, wahrscheinlich in der Spähre des Innern die die Seherin von Prevorst mit dem Namen des magnetischen Traumrings bezeichnete. Anderseits aber liegt in der Traumwelt oft eine für uns wohl zu beachtende geistige Tiefe, die wir im wachen Leben nicht erkennen. „Die Seele," sagt Schubert, „welche ihrer Natur nach bestimmt ist, der Spiegel einer höheren, über ihr stehenden geistigen Ordnung zu seyn, empfängt auch im Traum Strahlen von oben." Ja! es gibt Träume, die Einwirkungen höherer geistiger Wesen auf uns zu seyn scheinen.

Und solche Träume sind dann auch oft der treuste Spiegel des geistigen Lebens des Menschen, der uns oft auf das Klarste vorhält, ob unser Leben mehr göttlicher, oder mehr dämonischer Art ist. In solchen Träumen tritt oft ein innerer Richter auf, den das äußere wache Leben nicht zur Rede kommen läßt. Daher lassen wir sie doch nicht so ganz unbeachtet und lernen wir in ihnen, das Wahre vom Falschen wohl zu unterscheiden. In Wahrheit, sie sind kein Wahn, keine Lächerlichkeit, sondern es zeigt sich oft in ihren Tiefen ein wahrer Fingerzeig Gottes.

Es folgen hier einige Mittheilungen merkwürdiger Träume. In den erstern erscheint ein trübes, kothiges Wasser als Unglück verkündendes Traumbild, die zwei andern Beispiele sprechen von angedeuteter Einwirkung und Eingebung höherer Wesen auf uns im Traume.

K.

1.

Mitgetheilt aus Eßlingen.

Aus den sogenannten Traumbüchern der Vorzeit ist im Allgemeinen zu ersehen, wie sehr man ehedem geneigt war, den Traumbildern eine gewisse Bedeutung zu unterstellen, — sich beziehend auf Freude oder Leid, Glück oder Unglück, Leben

oder Sterben. Der Bedeutung der Träume legten die Alten die Stelle der heiligen Schrift Genes. 40. V. 5. zu Grunde; woselbst es heißt:

„und es träumete ihnen Beiden, dem Schenken und Becker des Königs in Egypten in einer Nacht, einem jeglichen ein eigener Traum, und eines jeglichen Traum hatte seine Bedeutung."

Die Träume theilten sie ein in

1) Göttliche — welche Gott vor Alters den Propheten eingab und heut zu Tage noch andern frommen Personen wiederfahren läßt zur Warnung vor Unglück oder zur Offenbarung sonst wichtiger Dinge.

2) Teuflische — mit welchen der Satan die Gottlosen verspottet und sie zur Abgötterei und allerhand Laster verführet.

3) Natürliche — beruhend auf dem Einfluß des Gestirns und des Menschen Temperament, in der Bedeutung theils so, wie sie einem im Schlaf vorkommen, theils, und zwar die meisten durch natürliche Gleichnisse.

Je nach der Qualität der Gestirne und ihren Beziehungen zu einander unterschied man wieder wahrsagende Träume — wenn im Schlafe solche Dinge vorkommen, die sich in der Folge also begeben, oder ihre allegorische Bedeutung haben — und nichts bedeutende Träume. Von specieller Bedeutung der Träume führe ich aus einem Traumbuche hier einiges an:

a) Gastmahl halten hat zur Folge Angst und Gefahr, bei einem Kranken den Tod.

b) Freude haben oder zur Hochzeit sein, bedeutet Traurigkeit.

c) Leichen sehen bedeutet Hochzeit.

Diese Bedeutungen werden auch noch in jetziger Zeit von vielen Personen festgehalten und sind in hohen wie in niedern Häusern bekannt.

d) Zwetschgen essen verkündigt Krankheit.

In der Familie, zu welcher ich gehöre, wurde es leider zur Erfahrung, daß auf das Sehen und Essen dieser Frucht

(wie auch blauer oder schwarzer Trauben) im Traume der baldige Tod eines Verwandten erfolgte. Bei dreien meiner Geschwister, die in ihrer Kindheit starben, erschienen je zuvor meiner Mutter — einer sehr unerschrockenen und zum wenigsten leichtgläubigen Frau — diese Traumbilder. Sie setzte dann die Ihrigen stets mit banger Erwartung hievon in Kenntniß und wenige Tage nachher trat sodann auch der von ihr in Folge des Traums befürchtete Sterbfall ein. Als endlich vor einigen Jahren meine Mutter selbst erkrankte, sah meine sie verpflegende Schwägerin im Traume ein Geländer mit Trauben behangen. Ihr Verlangen, hievon zu genießen, war sehr groß; sie eignete sich alsbald den schönsten dieser Trauben mit großen blauen Beeren zu und aß solchen mit dringlichstem Appetit. Am kommenden Morgen erzählte sie sodann meiner Mutter die Traumerscheinung, worauf die Patientin erklärte, dieser Traum verkündige ihren nahen Tod; der dann auch wirklich acht Tage später erfolgt ist. Meine Großmutter, mütterlicher Seits, hatte gleichfalls früher ähnliche Erfahrungen einzunehmen. Ferner

e) Trübes Wasser bedeutet Unglück.

f) Schlamm bedeutet gefährliche Krankheit.

g) Schwimmen bedeutet Schaden, bisweilen den Tod.

h) Ertrinken bedeutet unnatürlichen Tod.

Hieran knüpfe ich eine Begebenheit, die sich neust zugetragen hat.

Einem sehr wohlhabenden Mann, im Betrieb eines mit Wasserrädern in Verbindung stehenden Gewerbes, Vater einer zahlreichen Familie, bereits fünfundsechszig Jahre alt, wiewohl noch bei ausnehmend guter Gesundheit verbunden mit seltener Körperstärke — träumte es: ein großes, ganz trübes Gewässer umgebe ihn; er sah Lebensgefahr vor sich und suchte, eingehüllt in einen großen Mantel, mit Todesangst sich zu retten und durch das Gewässer sich hindurchzuschaffen; wobei ihm jedoch der tiefe Schlamm in solchem besonders hinderlich war. Sein Kampf, sich aus dieser Gefahr zu befreien, dauerte längere

Zeit an, bis endlich das Erwachen seiner Noth ein Ziel setzte. Dieser Traum ließ nun einen sehr tiefen Eindruck bei diesem Manne zurück. Er machte ängstlich den Seinigen hievon Mittheilung. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, beängstigt um die Zukunft, die Erscheinungen des kaum gedachten Traums in seinem Familienkreise. Nachdem nun ungefähr ein halbes Jahr verflossen war, befiel ihn aber eine heftigere Gemüthsunruhe und ein solch starkes Gefühl von einem ihm bevorstehenden Unglück, daß er von dem Gedanken hieran sich nicht mehr zu trennen vermochte und sogar mitten in seinen Berufsgeschäften, denen er zuvor mit fast beispielloser Thätigkeit und mit großem Interesse obgelegen hatte, plötzlich die Arbeit verlies an die Seinigen sich kläglich wendend und bei diesen gleichsam Trost wegen seines beklommenen Zustands und seiner Befürchtungen suchend. Er traf ferner ernstliche Vorbereitungen wegen Entäußerung seines Anwesens und Gewerbes, woran er nunmehr alle Lust und Freude verloren hatte. Einige seiner auswärts sich aufhaltenden Verwandten lud er schriftlich ein — und zwar dringlicher, als je zuvor — ihn zu besuchen, in der Absicht, durch Mittheilung seiner kummervollen Besorgnisse um seine Existenz an diese sich Erleichterung zu verschaffen. Einige Wochen nachher, am 2. April d. J., während dieser Mann von jenem peinigenden Gefühle nicht verlassen worden war, begab er sich an eines seiner Wasserräder, um es am innersten Theile anzuölen. — Ein Geschäft, mit dem er bestens vertraut war und welches er mehr denn vierzig Jahre hindurch stets mit aller Vorsicht verrichtet hatte. — Kaum hatte er sich der Maschine genaht, als schon seine rechte Hand nebst Nase von dem Räderwerk erfaßt war. Er zog sich augenblicklich wieder aus dieser kritischen Lage zurück, ohne übrigens erkannt zu haben, durch welchen besondern Umstand er in solche gerathen war; ward aber bereits so stark beschädigt, daß ihm alsbald die Nase aufgenäht und die Hand abgenommen werden mußte. Auf seinem nachherigen Krankenlager erwähnte er des oben gedachten Traums wieder mit dem Bemerken, wie solcher ihm denn sehr

Unglück wirklich angedeutet habe. Er machte sein Testament und starb in Folge jener Verletzungen schon am 13. desselben Monats.

Am Tage der Beerdigung des Verunglückten fand ich mich in dem Trauerhause ein; woselbst mir eine erwachsene Tochter desselben das Schicksal des Verstorbenen nach allen Einzelheiten aufs Glaubwürdigste erzählte; ebendieselbe erwähnte denn auch kürzlich vor mir und vor mehreren Zeugen des Vorgangs wieder ausführlich; wie ich solchen vorstehend getreu aufgezeichnet habe. Im October 1841.

K—l—n—r.

2.

Mitgetheilt aus Luxemburg.

Im Frühling 1830 war ich von der Universität M. mit der Doktorwürde heimgekehrt. Ich war recht gut und rein, und hatte in M. nicht nur das Rigorosum, sondern auch sehr mächtige Versuchungen mit Glanz bestanden. Ich betete damals oft; der Stolz und die Liebe meiner Eltern war nicht unbegründet, als sie mich zur academischen Carriere an der Universität B. bestimmen zu dürfen glaubten. Ungewöhnliche finanzielle Anstrengungen wurden gemacht. Elterliche Thränen der Hoffnung und der Angst floßen schon mehrere Tage vor meiner Abreise nach B. Die Liebe des Publikums meiner großen deutschen Vaterstadt bereitete sich vor, mich segnend nach der ausländischen Laufbahn zu begleiten. — Damals schlief ich in meinem älterlichen Hause, hinten heraus, in einem besonderen Zimmer, das zugleich mein Studirzimmer war, und zwei Fenster nach dem Hofe hatte. Wenn ich im Bette auf der rechten Seite lag, sah ich diese Fenster mir gerade gegenüber, und hinter meinem Kopfkissen war die Thüre des Zimmers. Diese war ich gewohnt, stets zu verschließen, aus Vorsicht, und ich probirte sogar, ob ich gut verschlossen, ohne Fehl noch stets vor dem Bettsprunge.

Das that ich auch an einem merkwürdigen Abend, an welchem der Tag meiner Abreise nach B. bestimmt war. Ruhig legte ich mich zu Bette und verfiel in einen sehr tiefen Schlaf. Da stand, ich weiß nicht mehr, zu welcher Stunde, vor meinem Bette und zwischen diesem und den beiden Fenstern ein sehr schöner, junger, hoher Mann in einem talarähnlichen Kleide, die Haare lang und gescheitelt, das Gesicht weiß, regelmäßig, etwas kindisch rund, und sah mich mit einer theilnehmenden, wehmüthig lächelnden Miene an. Die Erscheinung war mir sehr klar, und erhielt eine große Realität dadurch, daß ich genau die Umrisse der Figur sich an den beiden Fenstern abschneiden sah. Ich wachte nicht ganz, aber ich schlief auch nicht. Ich winkte dem jungen Manne, von meinem Bette wegzugehen. Reden konnte ich nicht, und ich fühlte mich in meiner Lage wie festgebannt. Der junge Mann schien zu lächeln. Sonderbarer Weise versuchte ich, da mir kein anderes Mittel übrig blieb, nach ihm zu speien.* Da schüttelte die Figur langsam und wehmüthig mit dem Haupte, ging, mich fortwährend ansehend, nach der Thüre hinter meinem Kopfkissen zu, ich hörte die Thüre mit ihren gewöhnlichen Tönen knarren und schlief wieder ein.

Ein schöner Frühlingsmorgen weckte mich. Die Kleider anlegend, erinnerte ich mich nachdenklich des sonderbaren Traumes, mir wohl gestehend, daß er mehr als das gewesen, aber damals noch weit entfernt im Gemüthe, Einwirkungen der Geisterwelt zu ahnen. Nun wollte ich hierüber zu meinen Eltern gehen, als ich zu meinem Erstaunen die Thüre halb offen stehend fand, und ein Wiederholen des Tones, den sie beim Oeffnen und Zumachen von sich gab, mich mit einer Art von Schauder von der Realität der nächtlichen Erscheinung überzeugte. Die genausten Nachforschungen ergaben, daß in dem festverschlossenen Hause, das überdieß nur noch eine Familie bewohnte, Niemand Nachtwandler war, Niemand das Bett

* Unerklärlich! Sollte sich in mir etwas Kakodämonisches in dieser gewöhnlichen cynischen Weise gegen die heilige Nähe gewehrt haben?

verlassen hatte, auch Niemand der von mir gesehenen Figur im entferntesten ähnelte.

Einige Tage nachher reiste ich nach B. ab. Dort ging ich in wenigen Monaten moralisch entsetzlich zurück. Nur die Gnade Gottes und die äußerste Nachsicht meines Vaters retteten mich vom Untergange, an dessen Rand mich Leichtsinn und Verführung geführt hatten. Diese Periode hat mich um fünf Jahre meines innern und äußern Lebens gebracht, — sie sind, wie man sagt, verloren. Die Gnade des Himmels hat mich wieder erhoben, aber mein äußeres Leben hat seit dieser Zeit eine schiefe Richtung bekommen, die mein Glaube und mein Gebet mit aller Kraft dem richtigen Ziele zuzuführen streben. Ich bin zufrieden, aber meine Bestimmung ist verfehlt, und — mein Schutzengel wußte wohl, warum ich ihm leid that.

3.

Mitgetheilt von Herrn Amtmann Rietsch zu Slawikau bei Ratibor in Oberschlesien.

Im Mai 1840 hatte ich folgenden merkwürdigen Traum: Ich befand mich im Freien, in Entzückung versunken über das schönste Abendroth, was je mein Auge gesehen. Meine Seele empfand nie geahnte Wonnen, als ich plötzlich durch schweres Seufzen aus diesem Staunen gerissen ward. Ich sah mich um, und hinter mir stand ein Greis, der seine Brust entblößend, mit wehmüthigem Blicke mich anredete: Lieber Herr! helfen Sie mir, sonst machen die Schmerzen in meiner Brust meinem Leben ein Ende. Als ich ihm mein Unvermögen dazu eingestand, sagte er: Sie können mir dennoch helfen, legen Sie Ihre Hände auf meine Brust, fassen Sie dabei den ernsten Willen, mich gesund zu machen, und vertrauen Sie Ihrer Kraft, so werde ich gesund, denn Sie können viel Gutes thun, wenn Sie den festen Willen haben. Ich that nun, wie er mir geheißen, und ihm die Hände auflegend, ließ ich dieselben auf seiner Brust ruhen, gegen welche er sich stark

endrückte. Bald hustete er dreimal, und rief: ach Gott! wie wird mir wohl, ich kann husten, und fühle keinen Schmerz mehr.

Darüber erwachte ich, doch es war noch finstere Nacht, und ich schlief ruhig wieder ein. Am Morgen erwachend, hatte ich auch meinen Traum vergessen, und da ich sehr selten von einem Traume belästiget werde, so dachte ich auch nicht mehr daran, und noch viel weniger, daß er von einiger Bedeutung seyn könnte.

So waren drei Tage nach diesem Traumbild verschwunden; ich saß in meiner Kanzlei in Arbeiten vertieft, als der damals 87 Jahre alte, aber immer noch rüstige Scheuerwärter welcher seit vielen Jahren von der Herrschaft das Gnadenbrod erhält, hereintrat, sich die Schlüssel abzuholen. Er krächste und stöhnte schwer, klagte über große Schmerzen in der Brust, und bat mich um Rath, mit der Bemerkung, es wird wohl mit mir nicht mehr lange dauern. Ich zuckte zum Zeichen meiner Unbehülflichkeit mit den Achseln, und darüber ging der Greis zur Thüre hinaus. Plötzlich fällt mir mein Traum ein, eine außerordentliche Unruhe ergreift mich, so daß ich nicht mehr im Stande bin, meine Arbeiten fortzusetzen.

Nach einer halben Stunde bringt jener Mann die Schlüssel zurück, und durch das außerordentliche Zusammentreffen des Traumbildes mit der Wirklichkeit, Muth fassend, heiße ich ihn niedersetzen, ihn jedoch vorher warnend, Jemand etwas von diesem Versuche zu sagen. Nachdem ich nun dieselbe Manipulation wie an dem Greise im Traume gethan, hustete der Kranke dreimal, und sagte dieselben Worte: Ach Gott! wie wird mir wohl, aller Schmerz zieht sich herunter, und verliert sich. Ohne die geringsten Schmerzen verließ mich der Mann, und hat sich, heute noch lebend, seit jener Zeit nie wieder über solchen beklagt.

Da mir vor diesem Ereigniß nichts von dieser Kraft bekannt war, mir aber seit dieser Zeit durch Versuche im geheimen, durch bloßes Händeauflegen, einige merkwürdige Heilungen gelungen waren, so wurde ich mehr aufmerksam darauf,

und sehnte mich nach mehr Aufschluß darüber. Ich verschrieb mir viele darauf Bezug habende Schriften, und Ihre Mittheilungen in der Seherin von Prevorst, und die von Kieser, Kluge, Werner, Meier, Römer, Hensler u. a. m. erweiterten und läuterten meine Einsichten, und es gelang mir, große Uebel, die schon seit langer Zeit festgewurzelt waren, durch meine magnetische Einwirkung zu heben. Dahin gehören besonders: Epilepsie mehrere Fälle, verschiedene Augenkrankheiten, Blutungen, Entzündungen, Gesichtsrose, Geschwülste, gänzliche Lähmungen, Magen-, Herz- und Kopfkrampf, Schwerhörigkeit, Schwindel, veraltete Wechselfieber und viele andere minder wichtige Uebel.

Im Juli dieses Jahres erhielt ich die Aufforderung, bei der Frau des herzoglich Ratiborer Floßinspectors, Hrn. Scholz in Rzieczolacko, die bereits 15 Jahre am Magenkrampfe litt, und durch dieses Leiden schon zum Skelett abgezehrt war, seit zwei Jahren nicht mehr das Haus und in letzter Zeit auch das Bette nicht mehr verlassen konnte, und weder Speisen noch Medikamente mehr vertragen konnte, die magnetische Heilung zu versuchen. Ich that es, als gerade ein 36 Stunden lang anhaltender Krampf die Kranke gequält hatte, und sie wurde somnambul.

In diesem bereits 11 Mal wiedergekehrten hellsehenden Zustande hat sie, nebst den Verordnungen zu ihrer Heilung, höchst merkwürdige und interessante Aussagen gethan und viel in Versen gesprochen. Die Somnambüle ist bereits ganz hergestellt, doch hat sie den 20. August c. im 11ten magnetischen Schlaf noch einen Schlaf und zwar den letzten auf den 18. April 1842 bestimmt.

4.

Mitgetheilt vom Herrn Stiftsprediger zu O.

Die noch lebende Frau eines angesehenen Beamten erzählte mir: Sie wissen, daß wir uns vor etlich und zwanzig

Jahren in Stuttgart aufhielten. Wir wohnten da in dem Hause eines Gärtners, das in einem Garten lag. Eines Abends war ich mit meinen zwei jüngsten Kindern allein zu Hause, mein Mann war verreist und die älteren Kinder mit der Magd ausgegangen, um ein Feuerwerk mit anzusehen. Ich hatte die jüngeren Kinder bereits zu Bette gebracht und müde, wie ich war, legte ich mich, in Erwartung der Andern, angekleidet auf das Bette.

Ich war halb und halb eingeschlummert, als ich Fußtritte hörte und die Thür aufsprang, ich erwachte, schaute auf und sah ein Mädchen von etwa 16 Jahren, in der Kleidung einer Gärtnerin eintreten, sich im Zimmer umsehen und dann verschwinden.

Nach einiger Zeit hörte und sah ich dieselbe wieder und endlich zum drittenmale, dießmal jedoch mit dem Unterschiede, daß das Mädchen zu dem Bette meines jüngsten Knaben hinging und sich über denselben beugte, als wollte sie ihn herausnehmen. Da sprang ich erschrocken auf, indem ich rief: Herr Jesus, mein Kind! Die Erscheinung verschwand in demselben Augenblicke, das Kind aber lag ruhig schlafend in seinem Bette. Es war damals noch vollkommen gesund, aber am dritten Tage nach der Erscheinung erkrankte es und am vierten starb es. — So die Frau, deren Erzählung ich sogleich niederschrieb und die mir, als ich sie ihr vorlas, bestätigte, ich hätte alles richtig wieder gegeben.

Dieses Gesicht war wohl nur ein ahnungsvoller Traum im halbwachen Zustande. Der Uebergang aus dem tiefen Schlummer ins Halbwachen erscheint im Traume oft als ein Erwachen, daher die Erzählerin wohl sagen konnte: ich wachte auf, d. h. es war ihr, als ob sie aufwache. Uebrigens bestätigt dieses Gesicht, was ich auch bei andern Traumgesichten bemerkte, daß die Traumsprache beredter ist, als jede andere. Hier zeigt sie den Tod des Kindes der Mutter auf die freundlichste, schonendste Weise an, die es für eine solche Anzeige geben kann; der Genius senkt nicht die Fackel, sondern er

naht sich sanft und mild dem Bette des Schlafenden und nimmt das Kind auf seine Arme, es in bessere Gefilde zu tragen, so die Engel die Seele des Lazarus.

5.

Mitgetheilt aus Neuyork 1838.

In der Nacht vom 10. auf dem 11. Februar träumte mir, daß ich in ein fremdes, mir unbekanntes Haus ging und mir unbekannte Leute sagten, daß mein Vater im nächsten Bettzimmer todt liege; ich öffnete die Thüre und fand meinen Vater auf einem Feldbett todt liegen, sein Gesicht in ein freundliches Lächeln verzogen; um ihn schwebte mein verstorbener Sohn in Engelsgestalt. Ich fing an zu weinen, worauf mir die Frau befahl, still zu seyn; ich hätte keine Ursache, zu weinen, denn mein Vater wäre jetzt glücklicher als ich, und befinde sich an einem guten Orte, in welchem seine Seele in festem Glauben an seinen Gott und freudigem Abschied von der Welt hinüber gegangen sey. Ich wollte die Decke wegziehen, um mich davon zu überzeugen, daß er wirklich todt wäre, worauf das Weib mir einen Verweis gab, die Thüre öffnete und mich hinausschob mit den Worten: du hast jetzt deinen Vater zum letzten Mal gesehen; er ist glücklicher als du, störe nun seine Ruhe nicht mehr. Ich bemerkte mir diesen Traum, erzählte ihn mehreren Freunden, und glaubte immer, ohne daß ich wußte, daß der liebe Vater krank war, der Traum werde sich bestätigen. Bald darauf erfuhr ich von Vollmar, daß nach einem Briefe vom 9. Februar von Rapp in Mühlaker in Würtemberg mein Vater gefährlich krank liege. Mein Traum und die Worte des Weibes standen auf's Neue vor mir, und ich sagte offen zu meinen Freunden: der nächste Brief ist ein Trauerbrief. Der Brief kam an. D. Gswedt und mein Gehülfe waren gegenwärtig; ich zeigte ihnen, ohne den Brief zu erbrechen, das schwarze Siegel, und überzeugte sie bald darauf, daß Träume zuweilen wahr werden.

6.

Mitgetheilt aus Göppingen.

Der Doppeltraum von zwei Schwestern vor dem großen Brand in Göppigen ist merkwürdig. Zwei Zwillingsschwestern, B., wohnten daselbst bei einem Kaufmann, dem sie verwandt waren. In einer Nacht träumen sie beide, es breche Feuer aus, während die Leute in der Kirche seyen, und ganz Göppingen brenne ab. Sie erzählen sich am Morgen ihre Träume und beschließen, nicht in die Kirche zu gehen. Wirklich schlägt der Blitz ein und es fehlt an Wasser, doch war der Ausbruch des Feuers so entfernt, daß die Frau des Hauses, ohne deren Wissen sie bereits vor dem Feuerlärm Anstalten zum Ausziehen gemacht hatten, es nicht dulden wollte, daß man das Haus leerte. Die Schwestern bestanden jedoch darauf und retteten das Eigenthum des Kaufmanns, außer dem Hause, welches mit der ganzen Stadt eine Beute des Feuers wurde. Der Kaufmann, der als Mitglied des Raths auf dem Rathhause und sonst während des Brandes hatte abwesend seyn müssen, und sein Eigenthum wider Erwarten gesichert fand, schenkte den Schwestern eine bedeutende Summe, die ihnen bei ihren Verhältnissen lebenslänglich wohl that.

7.

Zeitungsnachricht aus Paris.

Ein Kaufmann in Paris sah vor einiger Zeit in der Nacht im Traume seinen Sohn, der sich in Neu-Orleans befand, und mit brechender Stimme zu ihm sagte: „Vater, ich sterbe." Gleichzeitig fühlte er seine Hand von einer andern kalten Hand berührt. Der Kaufmann erwachte darüber, und der Traum machte einen solchen Eindruck, daß er gleich darauf nach Neu-Orleans reiste. Dort erkundigte er sich

sogleich nach seinem Sohne und erfuhr, daß derselbe gestorben sey. Nach dem ersten Schmerz erzählte er den Traum, den er gehabt hatte, und diejenigen, welche seinen Sohn hatten verscheiden sehen, bestätigten mit Staunen die seltsame Ahnung des unglücklichen Vaters, indem sie ihm sagten, sein Sohn sey wirklich in jener Nacht gestorben, und habe zuletzt ausgerufen: „Vater ich sterbe!“

Plastische Kraft der Seele im Traum.

In den Blättern aus Prevorst, 9. Samml. S. 228. ist der merkwürdige Fall angeführt: wo eine Frau in der Nacht einen sehr lebhaften Traum von einer rothen Rose hatte, die sich dann bei ihrem Erwachen nach vorangegangenem Gefühl von Brennen auf dem Arme, auf diesem vollkommen abgebildet zeigte. Die Bildung dieser Rose war etwas über die Haut erhaben, wie ein Muttermal.

Claude de Tisserant, der im Jahr 1775 eine Geschichte de Prodigiis schrieb, erzählt in solcher: „Die Gattin eines Mitgliedes des Parlaments von Provence sahe im Traume ihren Mann hingerichtet werden, der auch wirklich zu Paris enthauptet wurde. Als sie von diesem sie höchst alterirenden Traume erwachte, fand sie ihre Hand so steif, daß sie sie nicht zu beugen vermochte. Als man sie gewaltsam auseinanderzog, fand man auf der innern Fläche derselben das Bild ihres Mannes mit abgehauenem Kopfe im Kleinen, wie ein Muttermal vorgestellt und dasselbe blutend, wie die Wundmale Stigmatisirter.“

Dieses Bild wurde damals von vielen Personen gesehen und bewundert. Wir zweifeln an dieser Geschichte, so wie überhaupt an der allen Glauben übersteigenden plastischen Kraft der Seele im Traume keineswegs.

Das second sight in Westphalen.

Vor den andern deutschen Stämmen ist, glaub' ich, die Vorgeschichte, die Sehergabe der „Wicken" (von „wicken," wahrsagen) den Westphalen eigenthümlich, es ist dasselbe, was das second sight der Inselbewohner des nördlichen Britaniens. Unsere blassen nixäugigen Seher sind ganz, was den Faroe-Insulanern ihre „hohlen Menschen;" deren Geist sich aus dem Leibe entrückt und die Zukunft als Gegenwart sieht, in deren unruhvolle Nächte, wie eine höhere Gewalt sie auf- und hinaustreibt zum Schauen, kommende Ereignisse ihre Schatten werfen.

Wer die stillen ernsten Menschen die mit der Sehergabe behaftet sind und wie eine Qual sie betrachten, kennt und sprach, wer Augenzeuge der Erfüllung ihrer Gesichte war, dem schwinden alle die Zweifel, welche die Lösung des Wunderbaren doch nur durch ein noch Wunderbareres, die ungeheuerliche Einbildungskraft schlichter gewöhnlicher Menschen, zu bewerkstelligen wissen.

Diese Sehergabe stirbt übrigens mehr und mehr aus: ganz, in aller ihrer Unheimlichkeit verkörpert, sehe ich sie nur noch durch die Tage meines Kindesalters schreiten, eine hohe gebückte Gestalt mit schmalem blassem Antlitz und starren hellgrauen Augen, die unter dem breitbeschattenden Rande eines runden Bauernhutes hervorstachen. Wir Knaben scheuten diese bohrende Blicke, des Mannes lahme dürre Hand, mit der er doch stärker war als alle andere Menschen, — am meisten seine Scherze: denn er stack voll schnakischer Einfälle, als ob die Heiterkeit seiner Tage das Grauen seiner Nächte übertäuben sollte, die ihn unter den Apfelbaum unter seiner Hütte hinaustrieben, am Horizonte ein flammendes Dorf, in seiner Nähe das Vorüberbewegen eines lautlosen Leichenzuges zu sehen, während weit in die nächtliche Haide hinaus das Geheul seines Hundes erscholl, der seines Herrn Gabe theilte. — (Das malerische und romantische Westphalen von F. Freilichrath C. L. Schlücking).

Einiges von Dichtern und was sie erzählen.

In dem merkwürdigen Buche Hades (Frkfrt. 1810) kommt S. 114 ff. die Stelle vor: „Nun aber ist zu bemerken, daß dieser Krankheit oder Unregelmäßigkeit (eines entwickelten Ahnungsvermögens) Naturmenschen häufiger als andere ausgesetzt sind. Ganz falsch ist es, den Glauben an solche Fähigkeit eben darum für Rohheit und Irrthum zu erklären. Der Grund ist ein anderer. Er wird sich näher entdecken, wenn ich hinzusetze, daß Weiber mehr dazu aufgelegt sind als Männer; ferner, Kinder und kindliche Menschen mehr als die von entgegengesetzter Eigenschaft. Die Sache ist die: wo die Einbildungskraft, das Organ des Ahnungsvermögens wie der Dichtergabe vorherrscht, da ist der Spiegel offen; wo die Vernunft vorherrscht, da ist jenes Organ und sein Vermögen unterdrückt. Der wahre Dichter ahnet in seiner Art auch; er sagt eine Menge, was er nie gelernt hat; er sieht, was ihm nie gezeigt worden ist: daher der alte Begriff von der Begeisterung durch die Musen. Bei dem rechten Dichter ist ferner der Sinn für die übersinnliche Welt in so weit offen, daß sein Herz leicht von Gefühlen der Religion beseelt wird, und man kann dieses unter die Merkzeichen dichterischer Anlage zählen. Hingegen ist seine Einbildungskraft zu selbstthätig und wird dadurch einer gebietenden Vernunft gleich. Sie verliert die Empfänglichkeit, welche ihr bei anspruchsloseren Naturen eigen bleibt. Hieher rührt das berühmte andre Gesicht bei den Hochschotten und bei vielen gemeinen Leuten unter uns, zumal Weibern, die als wahre Nachfolgerinnen der alten klugen Frauen, wie es deren unter allen Nationen gegeben hat, auf erstaunenswürdige Weise Dinge vorhersehen, und über diesen Gegenstand der Erfahrungsseelenkunde das gewünschte Licht

verbreiten helfen. Solche Menschen hingegen, bei denen die Vernunft stets in Uebung ist, zumal wo sie lediglich mit der Wirklichkeit der sichtbaren Welt zu thun hat, sind in der Regel für die Entwickelung des Ahnungsvermögens wenig empfänglich. Und doch erfahren auch sie zuweilen beinahe gewaltsam solche Anwandlungen. Die Einbildungskraft ist nicht blos die Kraft, sich etwas einzubilden, sondern auch wesentliche Einbildungen (Einstrahlungen) von außen zu empfangen. Weil sie aber in dieser Sinnenwelt eine so zweideutige und der beschränkenden Herrschaft des Körpers unterworfene Kraft ist, so hat man wohl alle Vorsicht anzuwenden, sich vor den Täuschungen zu hüten, denen sie in ihrer jetzigen Sclaverei so leicht unterliegt." — Folgende gesammelte Data von Dichtern und was sie von dieser wunderbaren Kraft in die Ferne zu sehen und zu wirken, erzählen, mögen nun eine Stelle hier finden.

Unter den weniger begabten Dichtern kennen wir Gerning, den Dichter des Taunus, den Uebersetzer von Ovids erotischen Büchern, den Freund der Natur und des Landlebens. Seine letzten Lebensjahre, einsam im Greisenalter, fast ohne Freunde und in zuletzt drückender Verarmung zugebracht, waren nicht beneidenswerth. Er lebte im Sommer im Taunusgebirge und im Winter zu Frankfurt, seiner Vaterstadt. Hier überraschte ihn nach kurzer Kränklichkeit der Tod. Es war an einem düstern Morgen, wo dichte Schneeflocken vor den Fenstern wirbelten, daß er, auf's Krankenlager geworfen, entfernter Lieben im Gebirg gedachte. In der Familie des ersten Beamten zu Kr. fühlte er sich immer heimisch, und mochte sie in der letzten Zeit, wo er sich von der Welt mehr zurückzog, noch lieber gewonnen haben. „Sollten wohl sie, sollte wohl Frau **, die immer so viel Aufmerksamkeit und Güte für mich hatte und mich in ihrem Familienkreise so vertraut werden ließ," sprach der Erkrankte in dieser Morgenstunde zu seinem Diener, „von meiner Krankheit etwas wissen? Wenn sie wüßte, wie schwer ich darniederliege, sie sendete mir gewiß Zeichen ihres Wohlwollens; vielleicht —." Der Diener hatte diese kurz vor dem

Ende seines Herrn gesprochenen Worte, mit Anmerkung des Tages und der Stunde, wohl behalten. Als er später wieder nach Kr. kam und den Freunden des Seligen von den Umständen des Ablebens Kunde brachte, erinnerte er sich dieses Umstandes, und als er ihn der Familie ** erzählte, erstaunten diese über einen unaufgeklärten Vorfall mit der Erscheinung eines Mannes in ihrem Hause zu derselben Stunde. Frau ** war in Haushaltungsangelegenheiten diesen Morgen auf dem Vorplatz des Hauses gleicher Erde wie gewöhnlich hin und wieder gegangen und hatte dicht an der Thür nach dem Hof einen Mann in einem Mantel bemerkt, der auf etwas zu warten schien. Ihre Leute, die sie darüber befragte, wußten ihr keine Auskunft zu geben, denn sie sahen nichts. Als Frau ** zum zweitenmal an derselben Stelle die nämliche Gestalt im Mantel erblickte, ging sie auf selbige zu, und ein Grausen faßte sie, als dies Luftgebilde vor ihren Augen in Nichts zerrann. Sie hatte keine Ahnung, was es gewesen seyn möchte, und erst die Erzählung des Dieners brachte ihr das Ereigniß wieder lebhaft vor die Seele, und zwar, daß es genau mit dem Morgen und der Stunde zusammentraf, wo der abwesende Freund, seinen Tod nahe fühlend, so lebhaft ihrer gastfreundlichen Güte gedachte und sich das sehnende Verlangen in ihm regte, die vertrautesten Menschen, die er noch auf der Welt hatte, seinen Zustand wissen zu lassen. Der Berichterstatter hat die Erzählung aus dem Munde der würdigen Frau und ihres Gemahls, die weit entfernt sind, sich schwärmerischen Eingebungen zu überlassen, doch die Sache mit der Zuversicht erzählen, daß das Dunstbild im Mantel der entfernte Freund gewesen sey.

Der Dichter Byron, jener wunderbare und höchst unglückliche Mann, wie Tasso und manche Andre mehr durch ihre peinvollen Schicksale als durch ihr Genie berühmt geworden, hing als Schotte (er war mütterlicher Seits von der schottischen altadeligen Familie Gordon, die Byrons aber normannischer Abkunft) sehr an Ahnungen, und wußte aus seinem

Leben und aus den bunten Kreisen, in denen er sich zu Hause und auf Reisen bewegte, viel Merkwürdiges in diesen Beziehungen zu erzählen. Mit Selbstbewußtseyn begegnete er dem Vorwurf von Freunden oder öffentlichen Tadlern, wie er so abergläubisch seyn könne, damit, daß alle große Männer abergläubisch, oder vielmehr was man so nenne, gewesen seyen, vor allen Napoleon. Mit diesem glaube er an bestimmte Tage des Glückes oder des bösen Verhängnisses. Er habe sich eine Zeit lang alle merkwürdige Begebenheiten seines Lebens notirt, und sey über die Vergleichung zutreffender Tage erschrocken; er habe es nicht fortsetzen können aus Furcht, verrückt zu werden. Diese Wahrnehmungen Byrons erinnern an die mündliche Aussage eines noch lebenden genialen Mannes, der unter den jungen Dichtern Deutschlands sich seiner Zeit einen glänzenden Namen erwarb, und noch, wiewohl in ganz verschiedener, gleich genialer Weise thätig ist: dieser behauptete, seine poetischen Schöpfungen seyen so oft in seinem Leben Wahrheit geworden, daß es ihm zu grausen angefangen und er das Zeug hingeworfen.

Wenn der Erzähler nicht irrt, so ist eine merkwürdige Todesanmeldung, die Lord Byron von einem Schiffskapitän (wie er behauptete, ein ernster Mann) berichtete, nicht mehr ganz unbekannt. Dieser Meereswanderer kam von Ostindien zurück, wo er einen Bruder als Officier verlassen hatte. In einer schönen stillen Nacht, sie hatten schon das Vorgebirg der guten Hoffnung hinter sich, erwacht der Kapitän von etwas Nassem, das sich wie ein menschlicher Leichnam über ihn wälzt. Er fühlt, daß er nur geträumt hat, merkt sich aber die Nacht und die Stunde dieses seltsamen Spuks, der doch fast zu lebhaft für einen Traum von ihm gespürt worden war. Und zufolge später, als er noch in England verweilte, aus Ostindien eingetroffener Armeeberichte war sein dort zurückgelassener Bruder in derselben Stunde der Nacht, es war zur Sommerzeit, beim Bade in den Meereswellen ertrunken. Gewiß einer der merkwürdigsten Anmeldungsträume!

Derselbe Dichter schrieb einst aus Ravenna an seinen Freund, den Buchhändler Murray in London (am 9. Nov. 1820, s. Th. Moore's Briefe, Tagebücher und Notizen, 398. Brief): „Die weiße Dame von Avenel (Scotts berühmte Erfindung, auch als Oper Boyeldieu's ein beliebtes Theaterstück geworden) ist nicht ganz so gut wie die wirkliche, wohl beglaubigte („Donna Bianca"), die weiße Frau von Colalto, ein Gespenst der Marca Trivigiana, welche zu öfteren Malen gesehen wurde. Ein Jägersmann, noch am Leben, hat sie ebenfalls erblickt. Consul Hoppner kann Ihnen Alles von ihr erzählen. Ich meinestheils zweifle weder an dem Ereigniß, noch an dem Gespennst. Sie erschien stets bei ganz besonderen Anlässen, wie Todesfälle in der Familie 2c. Ich hörte Mad. Benzoni sagen, sie kenne einen Herrn, durch dessen Zimmer, das er im Schloß Colalto innegehabt, sie geschwebt sey. Hoppner sah und sprach den Jägersmann, dem sie auf der Jagd erschien, und er ging nie wieder jagen. Sie war eine Kammerjungfer gewesen bei einer der Gräfinen von Colalto. Eines Tages, als sie ihrer Herrin das Haar machte, bemerkte diese im Spiegel, wie sie ihrem Gemahl vertraulich zulächelte. Die eifersüchtige Frau sperrte sie hinter den Mauern des Schlosses ein, wie Constanze de Beverley. Nach ihrem Tode erschien sie im Schloß und erscheint allen Colalto's seitdem. Sie wird als sehr schön und lieblich beschrieben." Der englische Dichter Rogers hat sie zum Gegenstand einer seiner Skizzen im Buche „Italien" gemacht. Uebrigens ist die Undine Walter Scotts und die weiße Frau an deutschen Fürstenhöfen von dieser sehr verschieden.

Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben.

Mitgetheilt von der Gräfin R.

1.

Die Tage der Schlachten von Fleurus und von Waterloo befand ich mich in der Oberlausitz auf einem mir gehörigen Landgute. Am 17. Juni 1815 sah ich, so wie jedermann, früh 10 Uhr einen seltsamen buntfarbigen Kreis um die Sonne, deren Scheibe mit einem schwarzen Schwerte in zwei Theile getrennt zu seyn schien. Die darauf folgende Nacht träumte mir: „Ich befinde mich in dem Saale des Schlosses Chambord, umgeben mit Offizieren aller Nationen. Ich wollte mich entfernen, ward aber veranlaßt, zu bleiben, um die Todten zu benennen, welche, so wie die Blessirten, in Folge einer bedeutenden Schlacht, vorbeigetragen werden sollten. Es öffneten sich die Flügelthüren, und der Zug begann. General Le Tont war der erste. Dann folgten Franzosen, Preußen, Russen, Oestreicher; alle in der Art verwundet oder an solchen Wunden gestorben, wie späterhin sich in Wahrheit erwies, daß in jenen Tagen geschehen war, und auch in der Ordnung, wie ich die Unfälle meinen Freunden und Bekannten in Erfahrung brachte. Der Letzte, ein im preußischen Civildienst befindlicher, mit 7 Wunden bedeckt, der den Zug schloß, lebt noch. — Ein dumpfes Schweigen begleitete den Trauerzug. Aus diesem Schreckenstraume erweckte mich eine Trompetenattaque. Ich sprang aus dem Bette dem Fenster zu. Ein Postillon schien dem Hofthore zuzureiten, an demselben umzukehren, und so verschwand er. Es schlug 3 Uhr, der Tag graute so eben; ich bekam in Folge der Erregung Fieber und war mehrere Tage krank.

2.

Mit der Fürstin von Montfort, geborene Prinzessin von Würtemberg, war ich sehr genau befreundet. 18 Jahre lang fehlte es nicht, daß ein Schreiben von ihr eintraf, wenn des Nachts vorher ich von Veilchen oder von Feuer geträumt hatte. Am Morgen des 27. November 1835, also 24 Stunden vor ihrem Tode, erwachte ich wie aus einem mich umgebenden Feuermeer. Ich forderte Licht — der Kammerjungfer sowohl als mir war's unmöglich, die Kerze zur Flamme zu bringen. Es blieb ein glimmender langer funkensprühender Docht, in Gestalt einer im Sarge liegenden Person mit einem Krönchen auf dem Haupte. Wir putzten, löschten, zündeten wiederum an, und abermals bildete sich die nämliche Erscheinung. Endlich verflog sie prasselnd — das Krönchen strahlte zuletzt und löschte sanft aus.

3.

Der mich noch jetzt mit dem wehmuthsvollsten Schmerze erfüllende im Januar 1838 erfolgte Tod meiner lieben Schwiegertocher L., geborene B., ward Gelegenheit zur abermaligen Entwicklung der mir innewohnenden Vorahnung des körperlichen Scheidens einer mir theuren mit mir beschäftigten Seele. Die Ursache dieser Ahnungen ist folgende: Als ich 12 Jahr alt war, starb meine Mutter, die ich ausschließend liebte und von ihr auch vorzugsweise geliebt wurde. Aus Uebermaaß von Schmerz konnte ichs nicht über mich gewinnen, sie nach dem Tode zu sehen. Meine Erzieherin machte mir diese „Gefühllosigkeit" zum strengen Vorwurfe; und als der Sarg auf dem Kirchhofe zum letztenmale geöffnet wurde, bekämpfte ich mich, drängte mich herbei, und — stürzte leblos auf die Leiche meiner Mutter. Von dem Augenblicke an war ich ein Jahr lang geistesabwesend. Dieses Jahr ist gänzlich in meinen Erinnerungen erloschen. Als nach demselben ich durch Pflege und ärztliche Sorgfalt allmählig wieder hergestellt wurde, hatte ich

alles je Gelernte vergessen, ausgenommen Rechnen und Musik, in welchem beiden meine Mutter mich unterrichtet hatte. Das Uebrige mußte ich von Grund aus wieder lernen. Nie bekam ich blühende Gesichtsfarbe wieder. Seitdem empfand ich jene Vorahnungen; zuerst ein Stich ins Herz; dann eine Seelenangst, die keine Beschreibung erreicht; dann ein äußerliches Zeichen, gewöhnlich das Erblicken eines Blutstropfen, in den meisten Fällen, eine Stunde nach dem Tode der mir geistig Verwandten mir ergebenen Scheidenden. Endlich, bei Auflösung der Spannung, Thränen. Die Stelle des Herzens aber bleibt lange nachher noch fühlbar. Diesmal war der Paroxismus gewaltsamer als je. Die beiden Nächte vom 11. zum 12. und vom 12. zum 13. Januar der Herzstich im Traume, und dann Schreckbilder, die mich selbst am Tage, wenn ich die Augen schloß, beinahe vernichteten. Am 15. aber erst erfuhr ich, daß meiner Mathilde Unwohlseyn in jenen Tagen und Nächten sich zur Gefahr gesteigert habe. Am 19. Freitag früh ¼8 Uhr fiel mir aus der Luft vor mir in das Silberbecken der Blutstropfen. Dann hörte ich, und sonst Niemand, ein Trauergeläute. Ich befrug meine Leute darum und sendete darnach aus. Den Blutstropfen sah auch die Kammerjungfer fallen und wusch ihn hinweg. Am 22. kam die Kunde von meiner Mathilde Verscheiden am 19. früh 6 Uhr; und zugleich die Mittheilung, daß an diesem 22. die Beisetzung seyn werde. Am 22. aber spiegelte es sich mir im Innern wie ein Zimmer, in welchem eine feierliche Handlung begangen werde, nicht aber das Begräbniß. So war es auch. Es war im Zimmer der Verstorbenen das heilige Abendmahl genommen worden. Die Beisetzung erfolgte erst am 23. — Das alles 10 Meilen von mir entfernt. Und am 23. früh verschwand die Flamme der bei meinem Frühstück brennenden Kerze in Form einer ausgebreiteten Rose, auf deren schwarzem Grunde ein Trauerzug feurig sich gestaltete. Der Schmerz am Herzen war betäubend.

4.

Vier Wochen vor dem Tode meines ältesten Sohnes war das Ahnungszeichen im Altan=Zimmer ein mir zu Füßen fallender Trumeau=Spiegel, als ich um Genesung meines kaum=lebenden Kindes bete. — Schmerz am Herzen und Blutstropfen.

Nach meiner Schwester Tode, als ich mit meiner Familie von Wien herbeieilte, war die Vision des Nachmittags im Gasthause zu Czaslau: ich stand am Fenster, ein Leichenzug ging vorüber, ein Sarg, in welchem eine junge Frau lag, mit Blumen bedeckt, vor ihm her streuten zwei Kinder Rosen; ich öffnete das Fenster, sehe dem Zuge nach, er biegt um die Ecke einer Straße nach der Kirche. Niemand von denen, die mit mir waren, hatten ihn erblickt. — Schmerz am Herzen.

Doch, dem ist genug — dies ist nur unter vielem mir so eben ins Gemüth gekommen.

Mein Schicksal ist, als schwimme ich auf den Fluthen des Oceans — vom Aufgange der Sonne kam ich her — es kommen der Meeresblumen schönste mir zugeschwommen; sie begleiten mich eine Zeitlang, dann verschwinden sie wieder — ich aber sehe schon von der Abendröthe die Wellen angestrahlt, die ich noch zu durchschneiden habe; und fallen auch zuweilen Thränen darein, ja oft vielfach, so lasse ich sie hinter mir — bald wird keine Thräne mehr mir voreilen — ich aber mich freuen — freuen.

Todesanzeigen.

1.

In dem in der L. gelegenen M. wohnte einer meiner Busenfreunde, den ich zärtlich liebte. Er war ledigen Standes und führte in seiner Jugend ein gottseliges Leben, nach dem Beispiele seiner Eltern, die Mitglieder der Brüdergemeinde waren. Der Tod seines ältern Bruders, in dessen Gesellschaft er eine Seidenmanufactur betrieb, veranlaßte ihn, dieses Gewerb allein über sich zu nehmen. Er lebte damals sehr eingezogen, und ich erhielt manchmal Nachrichten von ihm mit erneuerten Freundschaftsversicherungen. Nach einiger Zeit aber wurde unsere Correspondenz unterbrochen, und ich mußte, zu meiner großen Betrübniß, erfahren, daß mein Jugendfreund einen unerlaubten Umgang mit einer Italienerin hatte, welche ihm etliche Kinder gebahr. Da ich in einer glücklichen Ehe lebte, so bot mir dieser Umstand eine schickliche Gelegenheit dar, etliche Briefe an meinen Freund zu schreiben, worin ich ihm das Glück schilderte, das meine eheliche Verbindung über mein Daseyn verbreitete; und ich lud ihn liebreich ein, meinem Beispiele zu folgen: ich stellte mich unwissend über seine immoralischen Verhältnisse, und streute blos, auf die schonendste Art, einige religiöse Herzensergießungen in meine Briefe, in der Absicht, einige Rührung hervorzubringen, und vielleicht einige zutrauliche Eröffnungen zu erhalten, die mir den Leitfaden zu ernsthaften Ermahnungen darbieten könnten. Aber es schien mir, daß seine Leidenschaft zu stark eingewurzelt und mit einer falschen Schamhaftigkeit verbunden war, um ihm den Muth zu geben, meine Briefe zu beantworten. Nun

schwieg ich auch, und überließ ihn seinem Schicksale. Und da er mit seinem Bruder in S. am Rhein, wegen Geldinteresse zerfallen war; so schrieb er auch diesem Bruder, der ihn in Italien besucht hatte, nichts mehr als unverdiente bittere Vorwürfe, ohne von seinen häuslichen Verhältnissen zu sprechen, die sein Bruder getadelt hatte. So blieb die Sache bis in das Jahr 1826, in welchem ihn eine gefährliche Krankheit in L. überfiel, wohin er sich von M. seit geraumer Zeit in Ruhe begeben hatte. Weder sein Bruder, der in unserer gemeinschaftlichen Geburtsstadt eine ehrenvolle Anstellung hatte, noch ich, hatten die mindeste Nachricht von der Krankheit dieses Freundes; als ich einst abermals, bei dem Eintritt in mein Kabinet, auf dem Gesimse zu meiner Rechten sehr deutlich drei Schläge hörte, davon die zwei ersten schnell auf einander folgten und der dritte langsamer mit mehr Nachdruck geschah; gerade so, wie in der Musik, eine Viertelsnote auf zwei Achtelsnoten folgend auf einer Pauke ausgedrückt werden. Da sich bei mir kein Gedanke an etwas Uebersinnliches regte, so schrieb ich diese Schläge einer blos physischen, wiewohl unerklärbaren Ursache zu; wollte, wie gewöhnlich, meine Kleidung ablegen, und ging deswegen auf die entgegengesetzte Seite meines Zimmers; aber hier wiederholten sich die abgemessenen drei Schläge. Nun wurde ich neugierig, den Grund dieses Klopfens zu erforschen. Ich untersuchte sehr genau die Localitäten; da aber meine Mühe vergebens war, so zeichnete ich Tag und Stunde des Klopfens auf meinen Kalender, ohne jemanden Etwas von diesem Vorfalle zu sagen. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Herrn Pfarrer St. aus B., das 6 Stunden von L. entlegen war, worin er mir anzeigte, daß mein Freund ihn berufen hätte, um ihm das heilige Abendmal zu reichen. Dieser habe ihm aufgetragen, ihn bei mir zu entschuldigen, daß er auf meine freundschaftlichen Briefe nicht geantwortet hätte, daß er durch Geschäfte daran verhindert worden wäre. Einige Tage nachher erfuhr ich, daß sein hiesiger Bruder amtliche Nachricht von dem Absterben dieses seines

Bruders, meines Freundes, erhalten hatte. Ich erkundigte mich sogleich darüber bei demselben, welcher mir anzeigte, daß sein Bruder an demselbigen Tage in derselben Stunde, in welcher die obbemeldeten Schläge sich hören ließen, gestorben sey.

2.

Den 30. April 1831 bekam ich einen Besuch von Mademoiselle Friederike P., die durch ihre hohe Verstandesbildung und ihre zarten Gefühle, in welchen sie manchmal gleichsam schwelgte, ihren großen Geschmack und ihre theilnehmende Freundschaft sich dergestalt auszeichnete, daß man sich in den ersten Stunden ihres Umgangs von ihr, wie die freundschaftlichen Magnetpole, unwillkührlich angezogen fühlt. In Paris ward sie täglich mit Staatsmännern und Schöngeistern umgeben, die ihre lyrischen, zum Theil gedruckten Gedichte, hochschätzten; besonders war sie mit einer aus den Zeitschriften sehr bekannten Familie, die ihren Werth schon Jahre lang geprüft hatte, durch die Bande der innigsten Freundschaft verknüpft. Sie ist aber, was den Christenglauben anlangt, eine ihren vertrauten Freunden wohlbekannte Rationalistin, welche mit den berühmtesten Männern in diesem Fache wetteifern kann: denn sie glaubt nicht, daß die Bibel die Offenbarung Gottes sey; sondern daß diese in der Bibel enthalten sey; woraus die menschliche Vernunft nur diejenigen Gegenstände zu schöpfen und für Offenbarungen Gottes zu halten habe, die sich mit der natürlichen menschlichen Vernunft begreifen lassen. Da sich nun die Wirkungen des Uebersinnlichen, Geistigen so wenig begreifen lassen, daß wir nicht einmal die täglich unsern Augen sich darbietenden Wirkungen der Seele zu begreifen im Stande sind, wenn sie die materiellen Glieder des Leibes in Bewegung setzt, so widersetzt sich die Vernunft der Annahme aller Begebenheiten, die man übersinnlichen Ursachen zuzuschreiben geneigt scheint,

und schreibt sie einem blinden Zufall oder einem individuellen Gefühle zu. Es ist daher sehr begreiflich, daß dieses philosophische Fräulein alle übersinnlichen Begebenheiten wenig achtet und nicht selten mit spottendem Witze für Ammenmärchen ausgiebt, aber mit gewandter Zunge, aus materiellen Ursachen zu erklären sucht, ob sie gleich schon in früher Jugend in ihrem väterlichen Hause mehr als eine Gelegenheit fand, ihre Begriffe in diesem Fache zu berichtigen.

Mit diesem Frauenzimmer ging ich den 27. April Morgens in meinem Speisesaale auf und ab, und unterhielt sie mit politischen und philosophischen Gegenständen. Als wir nun, nach mehreren Gängen, an einem Ende dieses Zimmers angelangt waren, und dem andern Ende den Rücken kehrten; so hörten wir hinter uns einen lauten Knall. Wir kehrten schnell um, und unsre Philosophin fragte mich, woher dieser Knall kommen könnte? Wir gingen auf die Stelle los, wo der Knall herzukommen schien, und fanden eine Glasflasche, die ich, nach genauer Prüfung, ob sie keinen Sprung hätte, ungefähr bis zur Hälfte mit Branntwein und einigen ganz dürren Kräutern angefüllt hatte. Diese Flasche war ringsherum abgesprungen: ob gleich kein einziger Bestandtheil dieses Kräuterweins zu einer etwaigen Gährung geeignet war, welches Friedericke selbst einsah; und so blieb die Ursache dieses Knallsprungs unerörtert. Endlich wagte ich es, die Frage aufzuwerfen, ob nicht diese Begebenheit vielleicht eine Todesanzeige seyn könnte? Friedericke stutzte; ließ aber nicht merken, ob sie etwa glauben könnte, daß dies den Tod einer uns beiden oder einem von uns bekannten lieben Person angehe, und daß es ein Lebewohl! seyn könnte. Sie zählte unter ihre Freunde einen unserer ziemlich nahen Anverwandten, den französischen Kriegsintendanten D.....n, der von einer gefährlichen Krankheit ergriffen war. Doch um sie nicht mit so traurigen Ahnungen länger zu unterhalten, brach ich ab, änderte den Gegenstand unserer Unterredung, und überließ es ihrem Gutdünken, sich eine Verbindung zwischen diesem Flaschensprung und dem kurz

vorher gestorbenen D. oder dem an demselbigen Tage erfolgten Tode meines ihr wohl bekannten und von uns beiden hochgeschätzten Amtsgenossen, Herrn H. zu denken, der denselben Morgen um 3 Uhr verschied.

3.

Im Sommer desselben Jahrs traf ich auf einem Spaziergang über eine nahe bei der Stadt St. gelegene Wiese den alten P. mit seiner Familie an, der in amtlichen Verhältnissen mit mir stand. Ich setzte mich zu ihm nieder und sprach mit ihm von seinen Kindern und zahlreichen Enkeln, deren Erziehung und Bildung ihm sehr am Herzen lag; er drückte mir mit vieler Wärme den Wunsch aus, daß sie Alle fleißig lernen möchten, um einst nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden zu können. Ich lobte diesen Wunsch, bemerkte ihm aber, daß bei der Erziehung und dem Unterrichte man ja nicht blos für diese Welt erzogen und belehrt seyn dürfte; daß man doch ja den Hauptzweck des menschlichen Lebens nicht aus den Augen lassen sollte, nämlich für das ewige Leben zu sorgen (Joh. 3, 16.). Diese Bemerkung leitete uns auf ein religiöses Gespräch, in welchem ich bald gewahr wurde, daß das Christenthum des Herrn P. nicht auf einen Felsen, sondern auf beweglichen Sand gebaut war. Ich suchte deßwegen einige Saamenkörner in sein Herz zu streuen, in der Hoffnung, daß dieselben früher oder später reiche Früchte bringen würden, und verließ ihn. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß Herr P. an einer Geschwulst der großen Pulsader leide, die aus der linken Herzkammer entspringt; und daß man seinen Tod alle Augenblicke erwarten müßte, der plötzlich erfolgen würde, wenn die durch Ausdehnung verdünnte Pulsader zerplatzte. Da diese unheilbare Lokalkrankheit den Leidenden immer mit großen Bangigkeiten quälte, so besuchte ich diesen Bekannten, den ich von seiner Gattin und einer seiner Töchter umgeben, in einem sehr niedergeschlagenen Gemüthszustande antraf. Nach

einigen vorläufigen Fragen über seinen leiblichen Zustand, fing ich an, ihm von den Hoffnungen einer ewigen Seligkeit zu sprechen, und ermahnte ihn, sich weder den Tod zu wünschen, noch das zeitliche Leben; sondern sich an das Wort des Apostels zu halten: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; wir mögen nun leben oder sterben, so sind wir des Herrn," (Röm. 14, 8.). Dieser Zuspruch schien ihn ganz aufzuheitern; so daß er und seine Umgebungen mich dringend baten, ihn doch bald wieder zu besuchen. Ich versprach es, wurde aber durch Geschäfte und einen Besuch von mehreren Freunden aus der Schweiz verhindert, meinem Vorhaben, jenen Kranken zu besuchen, Genüge zu leisten. Obige Freunde aßen mit mir und meiner Familie zu Nacht: wir waren zu neun Personen an einem langen Tische, auf dessen oberer und unterer Mitte eine Wasserflasche von weißem Glas frei und ohne Berührung von Schüsseln oder Platten stand. Kaum waren wir einige Minuten an dem Tische gesessen, so hörten wir Alle einen Knall und bemerkten, daß eine der zwei Wasserflaschen, die Niemand berührt hatte, rings herum zersprungen war, und das darin enthaltene Wasser aus dem runden Spalt auf den Tisch herauslief. Sogleich bemerkte einer der Tischgenossen, daß dies wohl eine Todesanzeige seyn könnte; über welchen Gegenstand wir uns einige Zeit lang unterhielten. Nach einer halben Stunde kam ein Dienstbote zur Stube herein und gab mir vor allen Gästen folgenden Bericht: „Da Sie sich so sehr für das Schicksal des Herrn P. interessirten und Willens waren, ihn wieder zu besuchen, so läßt Ihnen die Frau P. sagen, daß ihr lieber Gatte vor einer halben Stunde verschieden sey, und vor seinem Ende noch oft von Ihnen gesprochen habe."

Nun zweifelten wir nicht mehr an der Todesanzeige des Herrn P.

4.

Der Großvater der Frau B. hatte ihr ein Trinkglas verehret, worauf die Mitglieder seiner Familie in eingeschliffenen Rosen vorgestellt waren; die Gestorbenen wurden durch solche angedeutet, die zerknickt und abgefallen waren; die Rose aber, die ihn selbst vorstellen sollte, stand aufwärts gerichtet. Dieses Andenken der Liebe stellte die Frau B. zur Schau in ihrem Wohnzimmer auf. Einst saß sie ruhig, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, in diesem Zimmer, als ein Knall von der Seite, wo dieses Trinkglas stand, ihr zu Ohren kam; sie erschrack darüber, stand auf, um die Ursache dieses Knalls zu entdecken, und fand, zu ihrem größten Erstaunen, daß der Boden des Trinkglases abgebrochen und der bodenlose Becher desselben neben dem Boden des Glases stand. Sie wußte sich diesen sonderbaren Zufall nicht zu erklären, bis sie bald darnach die Nachricht des Todes ihres Großvaters erfuhr, den die lebend stehende Rose vorstellte.

5.

Frau B., eine rechtschaffene alte Wittwe, versichert, daß wenn eine mit ihr verwandte Person stirbt, sie etwa eine Woche vorher Nachts tanzende Flämmchen auf ihrer Bettdecke sieht.

6.

Ein alter Mann, der bei seinem Sohne wohnte, erkrankte und starb. Eben um die Zeit seines Verscheidens saß ein Stockwerk tiefer seine schon erwachsene Enkelin allein im Zimmer bei ihrer Arbeit, und hörte vor der halboffenen Thüre auf dem geplatteten Vorplatz ein Schlürfen, als wenn Jemand mit Schlappen umherginge. Dieses wird hier zur Bestätigung vieler ähnlichen Erfahrungen angeführt.

Eine Vision eines Kindes, durch welche ihm sein nahe bevorstehender Tod angezeigt wird.

Man hatte mir von einem Kinde in Niederhall erzählt, welches am hellen Mittag eine Erscheinung gehabt hatte, welche ihm seinen nahen Tod ankündigte, und bald darauf auch erfolgte. Ich ließ daher, als ich nach Niederhall kam, das Todtenregister aufschlagen, und fand im Jahre 1782 von der Hand meines Schwiegervaters Folgendes:

„Dienstag den 7. November, Abends zwischen 7—8 Uhr ist Rosina Barbara, Johann Michael Fossens, Bürgers und Küfers Töchterlein an Lungen- und Leberkrankheit gestorben. Es war alt acht Jahr, acht Monat und drei Tage.

NB. Dieses Mädchen kam den 4. Juli h. a. zu mir, und erzählte: daß sie einige Tage vorher am hellen Mittag zwischen 11 und 12 Uhr auf dem freien Felde, wo sie allein war und Bleichtuch hütete, eine Erscheinung folgender Art gesehen habe. Es sey eine lange weißliche Gestalt den Berg herabgekommen, habe sich zu seiner Seite gesetzt, und sie mit den schmeichelhaften Worten zu überreden gesucht, mit zu gehen, indem dies von guter Folge seyn würde. Eine gegenüber, in der Hecke sitzende scheußliche Gestalt hätte aber allemal mit grimmiger Miene davor gewarnt. Da es sich dann weigerte, so wäre ihm von der weißen Gestalt ein Billet in die Hand gegeben worden mit den Worten, daß es bald sterben werde. Das Kind fürchtete sich aber weiter nicht, dachte nicht mehr daran, und die Fama verlor sich, und es starb an obiger Krankheit."

Gerber.

Erscheinungen nach dem Tode.

1.

Wenn nicht selten Erscheinungen geliebter Verstorbenen, welche in Träumen der Zurückgebliebenen Statt gefunden haben sollen, als bloße Schöpfungen der sehnsuchtsvollen Liebe, in welcher die Einbildungskraft geschäftig war, angesehen werden müssen, so macht gewiß nachfolgende Thatsache, in welcher eine solche Erscheinung auch von einer zweiten wachenden Person zur gleichen Zeit und ganz unerwartet beobachtet worden ist, hievon eine Ausnahme.

Die Wittwe* des Herrn ...r in ...dt hielt sich bis zu ihrem Tode bei ihrer in ...g verheiratheten Tochter auf. Eine zweite Tochter ist in ...t verheirathet. Letztere hatte zu Lebzeiten der Mutter mehr als einmal gegen diese den Wunsch ausgesprochen, sie möchte, wenn es ihr möglich sey, nach ihrem Tode ihr erscheinen, oder wenigstens bestimmte Kunde von sich geben, aber immer die Erwiederung erhalten: „sie könne das nicht versprechen; es werde wohl nicht erlaubt seyn; vielleicht wäre es für beide nicht gut.“

Im Jahr 1834 starb die Mutter in ...g, und länger, als ein Jahr hatte es wirklich den Anschein, als sollte der gedachte Wunsch der jüngeren Tochter in ...t nicht in Erfüllung gehen, als ein Ereigniß in ihrem Leben eintrat, dessen Entwickelung, sofern dieselbe theilweise von ihrem Benehmen abhing, auf das Glück oder Unglück ihres ferneren Lebensgangs entschiedenen Einfluß haben mußte.

Hier war sie oft rathlos, und der sehnsuchtsvolle Wunsch nach der Nähe und dem Umgang der sel. Mutter lag ihr oft schmerzlich nahe.

* Die Familie will nicht genannt seyn; obige Namen und Ortsbezeichnungen sind daher ohne Bedeutung.

Um diese Zeit, etwa fünf Vierteljahre nach dem Tode der Mutter, träumte sie einmal Nachts, diese sey ihr ganz in der Gestalt, die sie im Leben gehabt, erschienen, auf sie zugegangen, und habe sie mit freundlichem Ernst also angeredet: „Tochter, wie geht es Dir?“ Auf die Antwort: „Gut, liebe Mutter,“ habe diese langsam den Finger gegen sie erhoben und erwiedert: „Tochter, du sagst nicht die Wahrheit.“ Dieser Rede habe sie mehrere Erinnerungen und Warnungen angefügt, welche ganz auf ihre damalige Lage und namentlich auf jenes Ereigniß berechnet gewesen seyen, wobei ihr besonders bemerkenswerth gewesen, daß die Worte der Mutter alle in gebundener Rede und sogar zum Theil in gereimten Versen gesprochen worden seyen. — Bald darauf erwachte sie, erinnerte sich ganz klar der Erscheinung, und bedauerte nur, daß die an sie gerichtet gewesenen Worte der Mutter ihrem Gedächtniß entschwunden waren. Sie hatte nichts von denselben behalten können, als den Schluß:

Ein kleiner Streit, den du nicht recht bewacht,
Kann Störer deines ew'gen Heiles werden.

Unter ernsten Betrachtungen über ihren bedeutungsvollen Traum schlief sie wieder ein, und sogleich stellte sich das Bild der Mutter ihrer Seele wieder dar. Abermals trat sie auf sie zu, machte die gleiche Frage, erhielt, als habe die Tochter die erste Erscheinung vergessen, dieselbe Antwort, und gab darauf die gleichen Erinnerungen, welche mit denselben Worten, die kaum angeführt worden sind, sich schloßen.

Nach dem Erwachen, das nun unmittelbar folgte, erinnerte sich die Tochter abermals der vernommenen Ermahnungen nicht mehr wörtlich, und nahm sich vor, wenn, was sie hoffte, die Mutter zum dritten Mal ihr erscheine, dieselbe um Wiederholung ihrer Reden zu bitten. Es geschah, wie sie gewünscht hatte. Sie entschlief wieder, und ganz wie die beiden ersten Male trat die Mutter zu ihr, und wiederholte ihr auf ihre Bitte die gleichen Worte. Jedoch auch diesmal erinnerte sie sich nach dem Erwachen derselben nimmer, mit

Ausnahme obiger Schlußworte und des Beisatzes: „Behalte, was ich dir gesagt habe, so lange du lebst!“ Nur der Eindruck des ganzen Auftritts blieb tief in ihrer Seele zurück; sie wußte nun, wie sie in jener sie beunruhigenden Angelegenheit zu handeln hatte, wenn sie gut und glücklich enden sollte, und faßte, noch ehe sie sich vom Lager erhob, Entschlüsse, welche sie später zu bereuen nie Ursache gehabt hat.

Unter diesen Betrachtungen brach die Morgendämmerung an; es war gegen sechs Uhr, und sie erhob sich, der Magd zu läuten. Während sie dieses that, trat plötzlich diese höchst erschrocken in's Schlafzimmer mit den Worten: „Um Gotteswillen Frau, da draußen im Vorzimmer habe ich so eben die Frau Großmutter wie sie gelebt hat, sitzen gesehen.“ Schnell begab sich die Frau mit der Magd in das bezeichnete Zimmer: aber weder die Eine noch die Andere sah jetzt mehr die Erscheinung.

Dieses unerwartete Zusammentreffen des gleichen Gesichts zur gleichen Zeit bei der Frau und Magd hebt die erzählte Erscheinung ohne Widerspruch über das Gebiet der gemeinen Träume, und drückt ihr entschieden den Charakter einer wirklichen Thatsache, und somit der Erschienenen den der Persönlichkeit auf.

Geraume Zeit nach dem erzählten Vorfalle äußerte die Frau über jenes von ihr nie speziell bezeichnete Ereigniß, das ihr so viele Unruhe gemacht hatte, mit folgenden Worten: „Von jener Erscheinung an überließ ich die Sache willenlos der Fügung des Herrn, und Alles ging unerwartet gut. Hätte ich anders gehandelt, so hätte ich es schwer zu bereuen gehabt.“

Schließlich muß bemerkt werden, daß dieselbe Frau vor einigen Jahren eines Mittags nach Tische, als sie in's Wohnzimmer trat, einen ihrer Bekannten, der noch lebte, aber ferne war, leibhaftig vor dem Tische stehend und in ein Buch blickend, gesehen hat. Sie blieb vor der Erscheinung stehen, und betrachtete sie einige Zeit genau und ruhig, worauf sie verschwand. Es ist Schade, daß man nicht erfahren konnte,

in welcher Situation im gleichen Moment der Erscheinende zu Hause dem Leibe nach sich befunden hat. Jedenfalls aber spricht auch diese Thatsache für eine sehr entwickelte innere Sehkraft der Frau, von der sie auch noch sonstige Erfahrungen in ihrem Leben gemacht zu haben versichert.

Für die Wahrhaftigkeit derselben kann gebürgt werden. Sie gehört dem höheren Stande und einer christlich gebildeten Familie an.

2.

Julie E., eine Bruderstochter eines meiner Amtsvorfahren, die noch lebende Tochter des verstorbenen Buchbinders E. in Wl., ein sehr achtungswerthes, christlich gesinntes Frauenzimmer von etlichen und vierzig Jahren, hat mir Folgendes erzählt:

Es war im Juni des Jahres 1839, daß ich in dem Stübchen zu Wl., das ich allein bewohne, und in welchem ich schlafe, so oft ich mich zu Bette gelegt hatte, immer in und an demselben eine Beunruhigung, die von außen kam, zu erfahren hatte. Da ich ferne von allem Aberglauben und namentlich aller Furcht bin, indem ich bei Todten schon ganze Nächte allein ohne die mindeste Anwandlung von Aengstlichkeit zugebracht habe, so kam mir anfangs kein Gedanke, es möchte hier etwas Uebernatürliches im Spiele seyn, und da ich vor den Mäusen eine besondere Aversion habe, so stand ich mehrere Male in jener Zeit auf, zündete ein Licht an, und sah genau im Bette nach, ob nicht dergleichen fremde Gäste mich beunruhigen. Immer aber war mein Suchen vergeblich, und ärgerlich über die allnächtliche Störung legte ich mich immer wieder nieder, um im nächsten Augenblicke die gleiche Beunruhigung namentlich an und unter meinem Kopfkissen zu verspüren, die mir meistens wie ein Kratzen oder Grübeln oder Nagen an demselben vorkam. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, und endlich achtete ich die Sache nicht mehr so sehr, weßhalb ich die Nachsuchungen aufgab. Nur ein Umstand wurde mir allmählig auffallend, der immer gleichmäßig eintrat. So oft ich

nemlich auf meinem Lager betete, hörte das Kratzen immer, so lange das Gebet dauerte, regelmäßig auf, und begann erst wieder einige Zeit nach dessen Beendigung. — Dennoch schloß ich immer noch auf keine übernatürliche Beunruhigung.

Ich war gewohnt, alle Nacht die Thüre meines Zimmers durch einen Riegel zu verschließen. Dieß hatte ich eines Abends vergessen, und in dieser Nacht war es auch außerhalb meines Bettes so unruhig, daß ich unmöglich schlafen konnte. Neben meinem Lager hörte ich, ohne jedoch das Mindeste zu sehen, ganz vernehmliche Tritte, welche hin und her am Bette gemacht wurden. Ihr Ton war zwar leichter, als von Schuhen oder Pantoffeln: aber ein deutliches Hin- und Hergehen einer erwachsenen Person wie auf Strümpfen konnte ich wohl unterscheiden. Ich stand auf, untersuchte mein ganzes kleines Zimmer, und nun sah und hörte ich nichts mehr, so daß ich glaubte, mich getäuscht zu haben. Ich riegelte ab, und legte mich wieder nieder. Kaum aber lag ich, so fing das Gehen von Neuem an. Nun rief ich: wer ist da? erhielt jedoch keine Antwort. Nun fing ich an zu beten und siehe da, plötzlich hörte das Geräusche der Tritte auf. Jetzt wurde mirs doch etwas unheimlich, da ich nun fast überzeugt seyn konnte, daß ein übersinnliches Wesen sich mit mir zu schaffen mache, zumal, da abermals nach Beendigung des Gebetes das Gehen wieder anfieng. Endlich schlief ich doch ein, und schlief bis zum Morgen.

Nach einigen Nächten wiederholte sich das Gehen, und auf meine etwas ärgerlich gesprochene Aufforderung, mich in Gottes Namen in Ruhe zu lassen, hörte ich ein Rauschen und Rücken an dem Sessel, der an meinem Bette stand. Es war mir, als ob Jemand sich auf denselben gesetzt hätte, zugleich glaubte ich, eine nebelhafte Gestalt zu bemerken, die sich auf dem Sessel hin und her bewegte. Ich griff mit der Hand darnach, fühlte jedoch keinen Widerstand. Nach einigen Minuten sah ich nichts mehr, und auch das Gehen hörte ich nimmer, wogegen das Kratzen am Bette wieder anfieng, das mich jedoch nicht am Einschlafen hinderte.

Bald darauf ward ich wieder stärker beunruhigt. Etwa

vierzehn Tage nach dem letztgenannten Vorfall hörte ich jenes Schreiten wieder, und abermals rief ich: Wer ist da? Statt der Antwort sah ich eine graue Nebelgestalt jetzt viel deutlicher als letzthin vor meinem Bette stehen, welche allmählig eine menschliche Form annahm, und sich als eine alte Frau darstellte. Furchtlos richtete ich mich im Bette auf, streckte meinen Arm nach der Gestalt aus, und fuhr damit mehrere Mal durch sie hindurch, ohne daß ich etwas fühlte: aber auch ohne daß die Gestalt sich verändert hätte. Anfangs sah ich keine deutliche Figur und kein Gesicht. Nach einigen Minuten aber sah ich zu meiner höchsten Ueberraschung die mir wohlbekannte Gestalt meiner verstorbenen Großmutter, welche an einen Kaufmann R. in C. verheirathet gewesen war. Ich erschrak über diese Erscheinung nicht wenig, und bedurfte einige Zeit, mich zu fassen, während welcher die Gestalt unverrückt an meinem Bette stehen blieb. Als ich ruhiger und zu sprechen fähig war, fragte ich: Bist du nicht meine Großmutter R. von C.? und ich erhielt die vernehmliche aber dumpfe Antwort: „Ja, ich bins." — Schon dreißig Jahre bist du todt und noch immer auf der Erde, warum ist das? — Antwort: „Ich bin nicht glücklich." — Kann ich für dich etwas thun? Soll ich etwa für dich beten, daß du Gnade vor Gott findest? — Auf diese Frage erhielt ich keine Antwort; wohl aber sah ich, wie die Gestalt den Kopf senkte, sich zurückzog, und mir plötzlich unsichtbar wurde.

Wenige Tage darauf kam die Erscheinung wieder, ohne etwas zu reden. Sie blieb blos vor dem Bette eines Mädchens, das ich, um nicht allein zu seyn, in mein Zimmer gelegt hatte, einige Mal stehen, ging dann auf das meinige zu, erhob den Arm, machte eine zornige Gebährde und schlug auf mein Deckbette, daß es schallte, worauf sie plötzlich verschwand. Die Magd hatte fortgeschlafen, ohne etwas gehört zu haben, obgleich ich, die ich sehr übel höre, den Schlag deutlich gehört hatte.

Einige Zeit darauf kam die Großmutter wieder in

Gestalt eines häßlichen, buckligten Weibchens, blieb jedoch nur einige Minuten, während welcher sie verschiedene, wie drohende, Bewegungen mit dem Arme machte, und ein zorniges Gesicht zeigte, übrigens mir nicht näher kam. —

Endlich kam es so weit, daß die Gestalt alle Nächte kam, sich dem Bette näherte, an der Decke zog, und dann sich an meine Seite zu mir ins Bette legte, wo sie kürzer oder länger verweilte, und dann vor dem Abgehen im Zimmer polterte, als ob der Tisch und die Sessel umgeworfen würden. Morgens jedoch stand alles in der gehörigen Ordnung an seiner Stelle. Einmal schlug sie wie mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es patschte.

Das Schreckliche bei diesen nächtlichen Besuchen war mir, daß die Gestalt sich zu mir ins Bett legte. Schon eine solche Nähe war mir grauenhaft: aber das Aergste dabei war, daß sie jedesmal einen abscheulichen Gestank mit sich brachte, den ich mit keinem andern vergleichen kann. Ich protestirte deßhalb oft gegen diese Zudringlichkeit, und wehrte mich sogar einmal mit den Armen dagegen. Hierüber aber wurde der Geist zornig, und sagte, als er sich dennoch hingelegt, und ich den Kopf unter die Decke auf der entgegengesetzten Seite des Bettes gesteckt hatte, laut lachend: „Das mußt du riechen, und wenn du nicht willst.“

Diese Bettbesuche dauerten ein volles Vierteljahr, und ich fühlte bald, daß sie meiner Gesundheit, namentlich meinen Nerven und meinem Gehör, das ohnehin schwach war, in hohem Grade nachtheilig waren. Allein ich konnte mich auf keine Weise von demselben befreien. Das Gebet erleichterte zwar meine Lage, indem während desselben Ruhe war, und wenn ich darin anhielt, das Poltern und Lärmen geringer und seltener war: aber dennoch dauerten die allnächtlichen Erscheinungen fort, und nahmen zwischen hinein auch andere Formen an, die aber immer sichtlich darauf abzweckten, mich in Unruhe zu versetzen. So sah ich deutlich, wie die Gestalt als ein wüstes, schwarzes Thier auf meinen Kleidern saß, die ich

auf den Sessel am Bette gelegt hatte; wie dasselbe nach einiger Zeit auf den Boden hinabhüpfte, und die Kleider mit hinabriß, während sie ein anderes Mal um mich herumbrummte und surrte, wie viele tausend Bienen.

So dauerte der Spuk fünf Vierteljahre mit wenigen Unterbrechungen beinahe allnächtlich fort. Zuweilen fragte ich die Großmutter, was der Grund ihres Umherirrens sey, und ob ich etwas für sie thun könne? Aber nie erhielt ich eine Antwort. Endlich sah ich sie in ihrer wahren Gestalt, wie ich sie lebend gekannt hatte, einmal in einiger Entfernung von meinem Bette, heftig gestikuliren, und eine zweite männliche Person ihr gegenüberstehen, welche gleichfalls höchst erbost und im Streit mit der Großmutter begriffen schien. Auch diese zweite Gestalt erkannte ich als den Schwiegersohn derselben, der im gegründeten Verdacht bei ihr gestanden war, daß er ihr 1200 fl. entwendet habe.

Als ich dieser Scene einige Zeit zugehört hatte, begann ich zu beten für die Unglücklichen, worauf beide Gestalten ruhig wurden, und sich mir zuwandten. Als mein Gebet beendigt war, bat ich sie, mich zu verlassen, versicherte sie, daß sie, ohne sich an Gottes Gnade zu wenden, nie ruhig werden würden, und versprach ihnen, von nun an täglich für sie zu beten, wenn sie nicht wieder kehren wollten. — Es schien, als ob Beide willig zugehört und meine Erinnerung gut aufgenommen hätten: denn langsam entfernten sie sich, und seitdem, also seit einem starken Jahr, bin ich frei von den schrecklichen Quälereien, die mir die Ruhe meines Lebens verbittert, und meine Gesundheit in hohem Grade angegriffen haben. Seit jener Zeit leide ich viel an höchst reizbaren Nerven, chronischem Kopfschmerz, und mein Gehör, das vorher schon schlecht war, ist jetzt in einem betrübenden Grade geschwächt.

———

3.

Der Julie E. erschien vor etwa fünfzehn Jahren ihre als junge Frau in F. verstorbene Schwester, welche ein unmündiges Kind bei einem sorglosen Vater, hinterlassen hatte, einmal bei Nacht, als sie hell im Bette wachte. Sie trat als eine lichte Gestalt, die sie jedoch sogleich als ihre Schwester erkannte, vor ihr Bette, und sagte: „Mein Mann will, du sollest ihn heirathen; das aber sollst du nicht thun: ihm ist eine Andere bestimmt. Aber meines Kindes sollst du dich annehmen, darum bleibe noch im Hause, bis anders für dasselbe gesorgt wird.“ Wirklich machte ihr bald darauf der Witwer einen Heirathsantrag, den sie ungewarnt wohl angenommen haben würde. So aber lehnte sie ihn ab, blieb jedoch, um des Kindes willen noch in dem Hause des Schwagers bis zu dessen Wiederverheirathung, die nach einem halben Jahre erfolgte. — An diese ihr erschienene Schwester machte Julie E. bei dieser einzigen Gelegenheit, da sie sie nach ihrem Tode sah, die Frage: „Wie geht es unserem vor fünf Jahren verstorbenen Bruder? Ich bin oft um ihn bekümmert.“ — Antwort: „Er ist glücklich, beruhige dich um ihn.“ — Hierauf entfernte sich die Erscheinung und zeigte sich nie wieder.

Bald nach dem Tode eines andern ihrer Geschwister, eines Bruders, der in Wn. verheirathet gewesen war, und mehrere unversorgte Kinder hinterlassen hatte, kam derselbe auch des Nachts zu ihr ans Bette, und sagte zu ihr: „Schwester, bete für mich; ich bin an einem finstern Ort, wo es traurig ist: aber wenn ich thue, was man mir sagt, und wie man mich jetzt lehrt, kann ich auch noch glücklich werden. Bete für mich, das hilft mir auch.“ —

Später erschien derselbe Bruder wieder in etwas hellerer Gestalt, und sagte: „Schwester, ich danke dir für deine Gebete: aber du mußt noch etwas für mich thun.“ Auf die Frage: Was kann ich thun? erfolgte die Antwort: „Gehe ohne Verzug nach Wn.; meine Kinder werden mißhandelt. Sorge und

hilf!" — In den nächsten Tagen war Julie gehindert, an den bezeichneten Ort zu reisen, da erschien der Bruder abermals und bat flehentlich: „Sieh doch nach meinen Kindern; sie werden mißhandelt!" — Unverzüglich reiste sie ab, überzeugte sich von der Wahrheit des ihr von ihrem Bruder Mitgetheilten, und erzählte ihrer Schwägerin, einzig in der Absicht, sie zu einer milderen Behandlung der Kleinen zu bewegen, Alles, was ihr begegnet war. Dieß war auch in der That das beste Mittel, das sie ergreifen konnte. Die Schwägerin wurde von der Erzählung so erschüttert, daß sie sich völlig änderte, und die Kinder es gut bei ihr hatten. — Von nun an sah Julie ihren Bruder nicht mehr.

M.

4.

Frau G. von S. erzählte mir folgende Thatsache. Ein katholischer Pfarrer in dem eine Viertelstunde von H. entlegenen Orte N. lebte mit ihrem Vater, dem Revierförster B. zu H., stets in offener Feindschaft, und that ihm Alles zu Leide. Im Monat März 1818 lag der Förster im Bette, als derselbe Morgens früh zwischen 3 und 4 Uhr, weder wachend noch träumend, den erwähnten Pfarrer Namens H. an sein Bette treten sah, ihm die Hand reichend, und mit Zittern flehentlich bittend: er möchte ihm doch um Gotteswillen verzeihen, er könne sonst nicht sterben. Der Förster gab ihm die Hand, fühlte deutlich die kalte Todtenhand in der seinigen, und antwortete: „So wie ich wünsche, daß Gott mir meine Sünden verzeihen möge, so verzeihe ich auch Ihnen." Der Pfarrer verschwand. Morgens erzählte der Förster die Erscheinung sogleich der Familie; hernach erkundigte er sich, ob der Pfarrer in N. krank sey. Er erfuhr, daß er vier Tage krank gelegen, und um die nämliche Zeit verschieden sey, in der er bei ihm gewesen. Er ließ den Wärter des Pfarrers zu sich kommen und fragte ihn, wie er gestorben. Derselbe erzählte, er habe einen schweren Kampf

gehabt, und habe in großer Bangigkeit und Schweiß gelegen, sich hin und her gewälzt; gegen vier Uhr aber sey er plötzlich ruhig geworden, und sey dann sanft verschieden.

T—r.

5.

Mitgetheilt aus Zweibrücken von H. Friedensrichter Schuler.

Dieser Tage ereignete sich mir, als hiesigem Ergänzungs-Friedensrichter, in einer Untersuchungssache eine Begebenheit, welche ich als Ursache freudig ergreife, an Sie schreiben zu dürfen.

Am letzten vorigen Monats ertrank ein sechzigjähriger Feldschütze von Niederhausen, Namens Stucky, Abends sechs Uhr in dem Kanale dahier, als er allein und etwas betrunken heimkehren wollte. Der Sohn des Müllers und Bürgermeisters von Niederhausen, Namens Weizel, ein ganz zuverläßiger und verständiger Mann, zu dessen Vater Stucky als Schütze öfter in Geschäften eingekehrt war und welcher denselben Stucky an jenem Tage, als einem Markttage dahier, Nachmittags noch hier gesehen und gesprochen hatte, war eine Stunde vor Stucky, um 5 Uhr, schon nach Hause gegangen. Etwa um sechs Uhr, als Stucky im Kanale ertrank, unweit von Niederhausen hörte Weizel, der allein sich unterwegs befand, einen Gegenstand zehn Schritte hinter sich von einem Hügel „herabplumsen“ — wie sich Weizel ausdrückte, — gerade als wenn Etwas in ein Wasser gefallen wäre; er sah zurück und bemerkte auf's Bestimmteste den Feldschützen Stucky mit seinem Schützenstock und in seiner gewöhnlichen Montur; er rief ihm zu: „Stucky!“ die Gestalt blieb aber stehen; Weizel, nichts Sonderbares ahnend, ging seines Wegs heim und dachte, Stucky passe vielleicht, stillhaltend, einem Feld- oder Waldfrevler auf und könne allein nachkommen. Einige

Zeit nach der Heimkunft Weizels kamen die Söhne Stucky's in die Behausung des Bürgermeisters mit der Nachricht, ihr Vater wäre um sechs Uhr im Kanale bei Zweibrücken ertrunken. Weizel erstaunte und erwiederte, das könne nicht möglich seyn; denn um sechs Uhr hätte er ihren Vater schon in der Nähe des zwei Stunden von Zweibrücken entfernten Dorfes Niederhausen leibhaftig gesehen. — (Mir selbst erzählte Weizel dieses.)

Die Untersuchung ergab indeß, daß Stucky wirklich um sechs Uhr herum im hiesigen Kanale ertrank.

Wie kann solch eine völlig glaubwürdige Thatsache erklärt werden? Manche vermuthen, Stucky habe beim Ertrinken noch an Weizel gedacht und sich diesem auf jene Weise angezeigt.

Das Griesheimer Haus bei Darmstadt.

Nachstehende Erzählung der gespenstigen Vorfälle in dem alten Griesheimer Jagdhause bei Darmstadt in den Jahren 1750 u. s. w. erschien zuerst in der Didaskalia, und da der Verfasser sich auf wirkliche Thatsachen berief, so hielt ich es für der Mühe werth, ihrer Quelle näher nachzuforschen, wo ich fand, daß derselbe Herr N—ll in Darmstadt ist, der sich hierüber gegen mich noch wie folgt aussprechen ließ: „Die Geschichte mit dem Gespensterspuk auf dem Griesheimer Hause muß ich für ganz wahr erklären, auch lebt sie noch im Munde jedes Griesheimers. An der Stelle des Hauses, welches der Landgraf wegen des ewigen Scandales mit den Geistern niederreißen ließ, steht jetzt eine Säule mit einer Tafel auf der eine Abbildung des ehemals hier gestandenen Hauses zu sehen ist. Der jetzige Erbgroßherzog ließ sie fertigen, er ist bekanntlich der unermüdete Restaurator aller historischen Denkwürdigkeiten.

„Der verstorbene Oberforstrath Becker, ein gebildeter, vorurtheilsfreier Mann, verfaßte bei Gelegenheit der Fertigung jener Tafel eine Geschichte des Griesheimer Hauses zu den Akten des Erbgroßherzoges, und aus dieser Geschichte schrieb ich jenen Artikel für die Didaskalia nieder, jedoch mit manchen Verbesserungen, theils des Styles, theils der Fakten, indem ich hierüber in Griesheim selbst manche Erläuterungen bekam. Von der Wahrheit des Ganzen bin ich völlig durchdrungen, obgleich ich mir die Sache nicht zu erklären weiß.“

K.

Nicht leicht wird ein erwachsenes Darmstädter Kind gefunden werden, welches sich in seinen Knabenjahren nicht manch' liebes Mal auf den Tannen der sogenannten „schleppen Allee“

vor dem Neckarthore mit Klettern belustigt hätte. In der That laden die theils krüppelhaft nur wenig über den Boden hinkriechenden, theils in den sonderbarsten Windungen und Verschlingungen nach allen Weltgegenden hingestreckten Stämme und Verästungen ein jugendliches Gemüth so verführerisch zum Hinaufsteigen ein, daß die Lockungen der fröhlichen Gegenwart meist den Sieg über die bangen Besorgnisse davon trugen, welche den am Abend müde in's älterliche Haus heimkehrenden Kletterer wegen der zerrissenen Feiertagshosen nur allzu oft zu begleiten pflegten.

Wer nach Jahren diesen Tummelplatz seiner Jugendfreuden zum einsamen Spaziergang wählt und auf dem an das Ende der Allee in gerader Richtung sich anschließenden Wege durch die düstere Tannenwaldung noch ungefähr eine halbe Stunde fortwandelt, wird nicht wenig überrascht seyn, plötzlich auf eine Anlage zu stoßen, welche einem Lustgarten keine Unehre machen würde und dem Verschönerungssinne des Erbgroßherzogs ihr Entstehen verdankt. Ein regelmäßig achteckiger Hügel, oben geebnet und mit Kies reinlich bestreut, nach allen acht Seiten mit fächerförmigen Baumpflanzungen besetzt, bildet einen Mittelpunkt, in welchem acht gleich weit von einander entfernte Schneisen zusammentreffen, zu deren jeder eine Treppe von dem Hügel herabführt. In der Mitte desselben zieht ein grüner, ebenfalls achteckiger Block, dessen Seiten mit den Schneisen correspondiren, durch ein nicht eben künstlerisches Gemälde die Aufmerksamkeit auf sich. Man erblickt auf demselben ein im Walde gelegenes, altfränkisch gebautes Haus von zwei Stockwerken mit zwei Treppen und einem hohen Dache. Im Vordergrunde hält ein sechsspänniger Wagen, in welchem ein Herr in rothem Rock und gepuderter Perücke sitzt; ein Kutscher und zwei Reitknechte in blauer Livree und mit stattlichen Zöpfen lenken die Pferde. Ein alter Herr kommt ziemlich podagrisch, chapeau bas, an seinem Stocke die Treppe herab; links nahet ein Jägersmann, zwei Hunde an der Leine führend, rechts setzt eben ein Jagdbedienter, kenntlich an dem großen Jägerhorn,

welches ihm über den Rücken hängt, den Fuß in den Steigbügel; in einiger Entfernung zerren sich zwei Hundejungen mit einer Koppel ungeduldiger Jagdhunde herum. Man sieht, die Herrschaft ist im Begriff, sich sammt Gefolge auf die Jagd zu begeben; auch lehrt die Unterschrift des Gemäldes, daß das abgebildete Gebäude ein fürstliches Jagdhaus war, welches noch vor weniger als hundert Jahren auf diesem Hügel stand und den Namen des Griesheimer Jagdhauses oder schlechthin des Griesheimer Hauses führte. Der Grundriß desselben ist auf der entgegengesetzten Seite des Blockes gleichfalls zu sehen.

Hier also schallte sonst fröhliches Jagdgetöse, das Rufen der Jäger, Hörnerklang und Hundegebell: — jetzt herrscht ringsum schweigende Einsamkeit — kein Stein ist mehr von dem Jagdhause zu erblicken.

Ueber das Haus sowohl, als dessen Umgebung, existiren noch jetzt allerlei Erzählungen, deren Kenntniß wir theils mündlichen Mittheilungen, theils einem Manuscripte verdanken, in dessen Besitze wir uns befinden. Der Verfasser desselben, vor einigen Jahren dahier verstorben, ein sehr angesehener, als Mensch und Gelehrter gleich achtbarer Mann, war hohen Ortes aufgefordert worden, das auf die Geschichte des Hauses Bezug Habende, sowie die darüber umlaufenden Erzählungen zu sammeln. Er sagt im Eingange seines Berichtes:

„Ich schicke voraus, daß Dasjenige, was ich erzählen will, theils, hinsichtlich der Hauserbauung, auf geschichtlichen Quellen, theils, was die späteren Begebenheiten mit diesem Hause bis vor dessen Abbruch betrifft, auf bloßen, jedoch ziemlich übereinstimmenden, Aussagen mehrerer alten Männer beruht, welche im Jahre 1792 aus deren eigenem Munde gehört zu haben ich mich noch genau erinnern kann. Ich nehme keinen Anstand, einige jener Männer namhaft zu machen, wie den 85 Jahre alt gewordenen Jagdzeugverwalter W....r * zu Kranichstein, sowie den ebenfalls in hohem Alter verstorbenen

* Im Manuscripte sind die Namen ausgeschrieben.

hiesigen Hofbildhauer E.....dt, und dessen Bruder, den Bildhauer Egidius E.....dt, welche Männer das Griesheimer Haus gesehen und dessen innere Einrichtung genau gekannt hatten. Ich enthalte mich hier, wie billig, aller Bemerkungen zu jenen, mitunter recht schauerlichen Mittheilungen und erlaube mir lediglich nur eine andere Erzählungsmethode, ohne jedoch den Sinn derselben auch nur im mindesten zu verletzen."

Wir glauben uns schmeicheln zu dürfen, daß es den Lesern und Leserinnen dieser Blätter nicht unangenehm seyn werde, wenn wir das besagte Manuscript in einem Auszuge mittheilen, und bitten um Entschuldigung, wenn wir mit den nöthigen historischen Angaben beginnen und dann erst in das angenehm schauerliche Gebiet des Geisterreiches überzugehen wagen.

Geschichtlich ist das genannte Haus, gleich mehreren andern, zum Theil jetzt noch stehenden Jagdgebäuden, unter der langen Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig (er starb 1739, am 12. September im Jägersburger Jagdschlosse) errichtet worden, und zwar urkundlich in den Jahren 1716—1717. Es bestand noch lange unter der Regierung Ludwig des Achten (welcher im hiesigen alten Theater starb) und ward im Jahre 1770, wie die Inschrift des Blockes besagt, völlig abgebrochen, nachdem schon einige Jahre früher der theilweise Abbruch begonnen hatte, welcher auf damaligen allerhöchsten Specialbefehl erfolgte und durch Ereignisse veranlaßt worden seyn soll, von welchen weiter unten die Rede seyn wird. Jedenfalls ist es befremdend, daß ein mit nicht geringen Kosten errichtetes Gebäude nach einer Dauer von wenig mehr als fünfzig Jahren wieder abgerissen wurde.

Die verschiedenen, meist nach dem Hause benannten Schneisen, deren oben gedacht wurde, bestanden zur Zeit der Erbauung des Hauses noch nicht, sondern wurden erst später, auf Anordnung Ludwigs des Achten gehauen. Der Hügel selbst soll früher um die Hälfte geräumiger gewesen seyn.

Unter dem Gebäude wölbte sich ein ziemlich tiefer Keller; die äußeren Hauswände bestanden sämmtlich aus Eichenholz,

deren mit Backsteinen ausgemauerte Gefache getüncht, auch das ganze Haus mit grüner Farbe — wie jedoch auf der Abbildung nicht zu ersehen — angestrichen war. Gegen die Nordseite hin befand sich ein starkes zweiflügliges Eingangsthor, durch welches ein Vorplatz mit ziemlich geräumigem Gange sowohl zur Treppe in den oberen Stock, als auch nach der hinteren einflügeligen Ausgangsthür führte. Das Haus enthielt außer verschiedenen Zimmern im untern Stock einen Salon nebst einem Appartement, und außerdem im oberen Stockwerk eine kleine, für etwaige Nothfälle bestimmte Küche; auf dem Speicher mehrere abgetheilte Kammern. Sämmtliche, meist tapezirte Zimmer waren gut und schön meublirt, die Wände mit Jagdgemälden und Hirschgeweihen, auch Spiegelleuchtern verziert und in einigen Gemächern Kamine für die rauhe Jahreszeit angebracht; die Fenster konnten mit starken Läden verschlossen werden.

Unweit und hinterhalb des Hauses, etwa zwischen der Eichenwäldchen- und Pfungstädter-Hausschneise, standen auch Stallung und Schoppen, welche jedoch erst unter Ludwig dem Achten erbaut wurden. Die Aufsicht über Reinlichkeit und Ordnung im Hause hatte der Vater jener im Eingange erwähnten Gebrüder E.....dt, welcher damals eine Hofstelle in Darmstadt bekleidete, zuletzt zu besorgen.

Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß das in Frage stehende Haus zum temporären Aufenthalt des Regenten bestimmt war. In jenen Zeiten bestand bekanntlich noch freie Wildbahn, und zur besseren Erhaltung des Edel- und Schwarzwildes wurden daher in den weit und breit wasserlosen Waldungen, welche das Haus umgaben, unter Ludwig des Achten Regierung Behälter gegraben, in welche reichliches Wasser aus dem oberhalb Bessungen liegenden sogenannten Laubwalde geleitet wurde. So befand sich ein kleiner Teich, dessen Spuren jetzt noch sichtbar sind, unweit des Jagdhauses, und das sogenannte Bassin, welches mitten auf der jetzigen Chaussee nach Großgerau angebracht war, da, wo man die halbkreis-

förmigen Heckenwände zu beiden Seiten derselben erblickt, bezog ebenfalls sein Wasser aus jenen Leitungen. Hierdurch war das Wild also nicht genöthigt, weit zu wechseln; vielmehr konnte es sich ruhig und stark in den jungen Nadelholzbeständen vermehren und nicht nur zu einer Augenweide, sondern auch zu einer sehr bequemen Pürsche entweder ganz in der Nähe des Griesheimer Hauses, oder auch in diesem selbst dienen.

Nach diesen historischen und localen Vorausschickungen, welche manchem Bewohner hiesiger Gegend nicht uninteressant seyn dürften, kommen wir jetzt zu den Begebenheiten, die wir zu berichten versprochen haben.

Bereits unter der Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig lebte ein hochgestellter Staatsdiener, der sich Freiherr von Mingerod — nicht Minigerode, unterschrieb, wie der so geschriebene Name noch in alten Colleg-Acten häufig zu lesen ist — und Oberjägermeister und zugleich Geheimer Rath in dem damaligen Geheimenraths-Collegium war. Er erscheint in seinen Unterschriften von den Jahren 1712 bis gegen 1749, diente daher auch unter Ludwig dem Achten, und scheint in der ersten Hälfte der 1750r Jahre ohne Nachkommen verstorben zu seyn. In seinen Amtsverrichtungen wird dieser Mann als sehr strenge, ja sogar hart gegen die des Holzes bedürftigen armen Unterthanen geschildert; allein dies ist das Loos der meisten Forstbeamten, welche pflichtgemäß die ihnen anvertrauten Waldungen gegen den Frevler schützen, und wir glauben um so mehr, daß besagter Freiherr von Mingerod nur durch seine gewissenhafte Pünktlichkeit den Haß fauler Wild- und Holzdiebe auf sich lud, als er von seinem Fürsten geliebt und als treuer Diener geachtet worden seyn muß, wie dies aus einem im Namen Ludwigs des Achten auf sein Ableben verfaßten Trauergedicht hervorgeht. Ein Exemplar desselben liegt vor uns, und wir können uns nicht enthalten, es hier mitzutheilen, da sich darin auf eine rührende Weise die Klage eines edlen Fürsten um seinen treuen Beamten ausspricht. Es lautet wörtlich, wie folgt:

Du mit höchst verdienten Hulden treu-geliebter Mingerob!
O wie heftig, o wie schmerzlich beuget mich Dein früher Tod;

Doch dein Leiden ist vollbracht, und Du bist mit denen Frommen
Zu der frohen Ewigkeit, zu der wahren Ruh' gekommen.

Nun so nimm' von meiner Liebe, wie so höchst gerührt ich bin,
Dieses, als ein zwar bethräntes, doch wahrhafftes Zeugnüß hin:

Hat gleich Dein erlöster Geist Hauß und Welt und mich verlassen,
Wird doch meine treue Brust Deinen Nachruhm ewig fassen;

Habe Danck vor alle Sorgen, vor die Mühe, vor die Last,
Die Du so getreu, als willig, mir mit Lust erleichtert hast;

Gott ersetze den Verlust, der durch Deinen Tod entspringet,
Und der mir mit starkem Schmerz Lebens-Lang Zu Hertzen Dringet."

Die Anfangsbuchstaben der vier (fünf) letzten Worte enthalten zugleich den Namen des hohen Leidtragenden: Ludwig, Landgraf zu Hessen-Darmstadt.

Die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ein Mann, dem ein solcher Nachruf in so herzlich-einfachen Worten geweiht ward, nur ein biederer Ehrenmann gewesen seyn kann, der vielleicht bei der starren Geradheit eines Waidmanns seiner Zeit etwas unsanft mit Waldfrevlern verfuhr. Schon bei seinen Lebzeiten ward er deßhalb angefeindet, wie aus einer in unserm Manuscripte erzählten Begebenheit erhellt, die jedoch von geringerem Interesse ist: aber damit hatte es noch nicht sein Bewenden, denn er ward nach seinem Tode zum Spukgeist gemacht.

Nicht lange nach dem Tode des Oberjägermeisters verbreiteten sich mancherlei abenteuerliche Erzählungen von furchterregenden Erscheinungen, welche theils in der Nähe des Griesheimer Hauses, theils in diesem selbst wahrgenommen worden waren.

So erhöben sich — erzählte man — in dieser Gegend öfters des Nachts plötzliche Winde, die, je mehr sie sich dem Hause näherten, in den heftigsten Sturm übergingen, Bäume zerknickten, Dachschiefer herabschleuderten und das ganze Gebäude erzittern machten; diese Stürme dauerten gewöhnlich

bis lange nach Mitternacht und hörten dann in einem Augenblicke auf. Zuweilen erblickte man das Haus innerhalb völlig erleuchtet, während man doch zuverläßig gewußt habe, daß gerade in solchen Fällen Niemand darin anwesend, vielmehr alles wohl verschlossen gewesen sey. Mehrere Leute wollten in der Abendämmerung einem Jäger begegnet seyn, der langsam an ihnen vorüberritt, ohne daß die Huftritte seines Pferdes hörbar gewesen seyen: er wäre in der Eichenwäldchen-Schneise verschwunden und darauf die tiefste Finsterniß eingetreten. Ein alter Förster, der bei hellem Mondschein von der Stadt nach seinem Wohnort Griesheim durch die Griesheimer Hausschneise heimkehrte, machte am folgenden Tage gehörigen Orts die Anzeige, daß er, ziemlich in der Hälfte derselben, mitten im Wege einen grauen, sogenannten Saufinder erblickt habe. Voll Staunen, einen solchen Hund, dessen Race in der ganzen Gegend nicht mehr anzutreffen sey, unbeweglich auf seinem Wege zu erblicken, sey er langsam auf ihn losgegangen, während sich sein eigner, sonst sehr muthiger und beißiger Hund dicht auf seinen Fersen gehalten habe; je näher er aber gekommen sey, desto größer und undeutlicher sey die Gestalt geworden, und, als er sich dicht vor ihr befunden, in einen Nebel aufgelöst gewesen, in dessen Mitte er sich selbst befunden habe. Voll Schrecken sey er nach Hause geeilt und habe es sogleich seiner Frau erzählt u. s. w.

Solche und ähnliche Erzählungen hatten zur Folge, daß viele Menschen, selbst schon vor Sonnenuntergang, diese Gegend vermieden; denn sie konnten ja sonst noch bei einbrechender Nacht auf dem eine Stunde weiten Heimweg begriffen seyn und unmöglich wissen, wie weit sich die Grenzen des gespenstigen Territoriums erstreckten. Ausgemacht aber war es, daß der Oberjägermeister von Mingerod auch noch nach seinem Tode derselbe sey, der er im Leben gewesen: ein Schrecken der Wilddiebe und Holzfrevler, dem es aber bei seiner bekannten Derbheit auch nicht darauf ankam, zur Abwechslung einem harmlosen Spaziergänger Furcht einzujagen.

Der Landgraf Ludwig der Achte, dem diese beinahe im ganzen Lande verbreiteten Nachrichten nichts weniger als unbekannt seyn konnten, setzte den Besuch des Griesheimer Jagdhauses noch sehr lange Zeit fort.

Während jener Spukperiode wurden einst die genannten Brüder E.....dt von ihrem Vater, jedoch, in Betracht ihrer Jugend, unter Beigebung eines zuverlässigen Mannes, nach dem Griesheimer Jagdhause geschickt, um dort die gehörigen Vorbereitungen zu der demnächstigen Ankunft des Landgrafen zu treffen. Das überall nothwendige Nachsehen und die Reinigung der Lokale dauerten jedoch länger, als man anfänglich geglaubt hatte; die Nacht brach schon vor Vollendung der Arbeiten ein, und es mußten daher Lichter angezündet werden, die nach vollbrachtem Auftrag wieder gelöscht, auch die Fensterläden, sowie beide Eingänge, auf das sorgsamste verschlossen wurden, worauf man sich auf den Heimweg begab. In einer Entfernung von ungefähr hundert und fünfzig Schritten blickte einer der beiden Brüder zufällig nach dem Hause zurück: alle Fenster standen von innerer Erleuchtung hell. Welche unsichtbare Hand hatte in wenigen Sekunden die Lichter angezündet und die eben erst stark verriegelten Läden geöffnet? Dieses Mal wurde aber kein vorhergehender Sturm wahrgenommen; nur ein schwacher Wind musicirte durch die Aeste der Bäume. Jene liefen, von Schrecken über diese früher nur durch Hörensagen gekannte, nun selbst gesehene Erscheinung ergriffen, so rasch sie konnten, davon, und nur, als sie sich schon weit entfernt hatten, blickte der „zuverlässige Mann“ nochmals nach dem grauenvollen Hause, und versicherte später, die, wiewohl schwächer gewesene Erleuchtung zuverlässig noch gesehen zu haben. Da diese Begebenheit zur Zeit des Neumondes vorfiel, so konnte der Mondschein die Illumination nicht hervorgebracht haben.

Daß sie nach ihrer Heimkunft den erblickten Spuk sogleich dem Vater E....dt erzählten, war eben so natürlich, als daß hierdurch diese Geschichte an Glaubwürdigkeit gewann, und daß

es gar viele Sonntagskinder gab, die ihr Vorrecht, Geister sehen zu können, nach Einbruch des Abends nicht gern in der Nähe des Greisheimer Hauses in Ausübung bringen wollten. Doch gab es einen Freigeist, der sich vermaß, dem gespenstigen Treiben ein Ende zu machen.

Unter dem vormaligen sogenannten weißen Dragonerregiment, aus dessen in den Dörfern Arheilgen, Wirhausen, Erzhausen, Gräfenhausen und Weiterstadt vertheilt gelegenen Schwadronen ein wöchentliches Commando nach Kranichstein, woselbst Ludwig der Achte bekanntlich meistens wohnte, als Wache detachirt wurde, stand ein Rittmeister, Namens Fuchs, welcher früher unter dem preußischen Militär gedient hatte. Dieser Mann, der schon im ersten schlesischen Kriege unter dem König Friedrich dem Zweiten sich einen Orden verdient hatte und mit großer Entschlossenheit und Geistesgegenwart ausgerüstet war, soll bei den Erzählungen des damals zur Tagesgeschichte gewordenen Spukes öfter geäußert haben, er wolle zuverlässig der Sache baldigst auf den Grund kommen, wenn der Landgraf ihm nur die Erlaubniß dazu ertheilen und die deßfalls nöthigen Mittel bewilligen würde. Der Zufall kam seinem Wunsche entgegen. Einst, als er das Commando im Kranichsteiner Jagdschlosse hatte, ließ ihn der Landgraf, der von seinen Aeußerungen unterrichtet worden war, vor sich kommen und fragte unter Andern nach den Mitteln, wodurch er dem Spuk ein Ziel setzen zu kömnen vermeine. Man wird begierig seyn, diese zu vernehmen; bestanden sie vielleicht in Amuleten und geweihten Kerzen, in Beschwörungsformeln oder Kapuzinern? Nein, von allem Diesem wollte unser Rittmeister nichts: er erbat sich vielmehr — der Freigeist — nur zwanzig schnurrbärtige Dragoner, die er unter der ganzen Mannschaft des Regimentes selbst auslesen und besonders instruiren dürfe, und — auch hierin wich er von dem Gebrauch anderer Geisterbanner ab, welche sich durch Fasten zu ihrem gefahrvollen Werke vorzubereiten pflegen — er bat noch ferner für seine Mannschaft um eine zur Bestehung des Abenteuers angemessene

Quantität von Victualien und geistigen Getränken. Man ersieht hieraus, daß der Rittmeister ein vernünftiger Mann war, welcher glaubte, es mit Gespenstern von Fleisch und Bein zu thun zu haben, die man daher auch mit fleischlichen Waffen bekämpfen müsse; und diese Vermuthung war nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da sich in jenen Zeiten gar mancherlei Gesindel im heiligen römischen Reiche herumtrieb, welches der Polizei so ungreifbar und unsichtbar war, wie das ehrlichste Gespenst. Der Landgraf mochte derselben Ansicht seyn, denn er bewilligte das Erbetene auf der Stelle, empfahl aber dem Rittmeister, zur Vermeidung möglichen Unglücks, alle Vorsicht. Diese Unterredung ward mehrere Zeit lang ganz geheim gehalten; unser Manuscript sagt: „man weiß aber nicht warum?" Wir erlauben uns jedoch, die bescheidene Muthmaßung aufzustellen, daß dies geschehen sey, einestheils, um das gespenstige Gesindel nicht zu erhöhter Vorsicht zu veranlassen, anderntheils, um dem Rittmeister die Wahl nicht schwer zu machen, weil vorauszusehen war, daß, wenn das beabsichtigte Unternehmen bekannt wurde, bei den lockenden Aussichten das weiße Dragonerregiment einmüthig bis auf den letzten Mann als geisterbannende Heerschaar hätte auftreten wollen, was doch nicht thunlich war.

Als der Zeitpunkt zur Ausführung heranrückte, wählte Rittmeister Fuchs zwanzig Dragoner, welche er für die zuverlässigsten und beherztesten hielt, machte sie im Allgemeinen mit dem Vorhaben bekannt und ließ Jedem derselben die Wahl, ob er sich der nächtlichen Expedition anschließen oder davon zurücktreten wolle. Da sich indessen Keiner lossagte, ein Jeder im Gegentheil seine Freude darüber zu erkennen gab, so erließ er ungefähr folgende Instruction:

„Keiner darf den ihm angewiesenen Posten vor der angeordneten Ablösungszeit verlassen, mag ihm auch erscheinen oder begegnen was da wolle. Auf jedes sich nähernde Wesen, welches auf den Zuruf: „Wer da?" nicht sogleich antwortet, wird mit dem Karabiner Feuer gegeben. Alle meine sonstigen

Befehle müssen auf das strengste befolgt werden, und wer sich nur der mindesten Insubordination schuldig macht, wird augenblicklich von mir niedergeschossen (?) u. s. w.

Alle gelobten gern, das Gebotene treu zu befolgen, auch sich einander nicht zu verlassen, sondern in etwaiger Gefahr festzusammen zu halten.

Gespenster, welche nach solchen Vorbereitungen sich dennoch zu produziren wagten, handelten, unserm Bedünken nach, sehr unbesonnen: der Verlauf unseres Berichtes wird aber zur Genüge zeigen, daß Dragoner nicht minder schlechte Geisterbanner sind, als sie zur Zeit Ludwig des Vierzehnten ungeschickte Ketzerbekehrer waren.

An einem schönen Herbstmittage saßen die Dragoner im Griesheimer Jägerhause beisammen. Sie hielten sich weidlich an die Victualien und geistigen Getränke, sangen mitunter ein frohes Lied, erzählten von mancherlei selbst erlebten, oder in Spinnstuben gehörten Geisterhistorien und rissen manchen derben Witz über das heute Nacht zu erwartende Abenteuer, welches wohl Keinem von ihnen den Hals kosten werde. Ihr Kommandant, Rittmeister Fuchs, war sehr zufrieden mit der guten Gesinnung, welche seine Mannschaft beseelte, hatte jedoch nicht unterlassen, für alle zur Erreichung seiner Absicht nöthige Maßregeln die genauste Sorge zu tragen. Er hatte alle Gemächer, alle Winkel und Kamine im Hause bis unter das Dach hinauf, ja selbst die Schornsteine, sorgfältig visitirt, und nur einige Fledermäuse aufgestört, ohne irgend etwas Verdächtiges entdeckt zu haben; er hatte sodann alle oberen Theile des Hauses verschlossen und die abgezogenen Schlüssel an einem sicheren Orte selbst verwahrt; denn er hatte nur den untern Stock für sich und seine Leute ausersehen. Die nach hinten führende Hausthüre, welche um Mittag geöffnet worden war, ward nach einigen Stunden verschlossen und innerhalb verriegelt; auch der Keller wurde untersucht, und nachdem nichts Verdachterregendes darin wahrgenommen worden war, abgeschlossen. Hiermit begnügte sich der Rittmeister jedoch

nicht, sondern besuchte auch, nachdem das Haus gleichsam gesperrt war, den dasselbe umgebenden Waldbestand bis zu einer ansehnlichen Entfernung, sah hinter jeden Busch und Baum, in der Hoffnung, einen verkappten Geist an den Haaren hervorziehen zu können, mußte jedoch unverrichteter Sache zurückkehren und ärgerte sich schon im Stillen, daß er wohl am andern Morgen seinen Rapport in Kranichstein mit den Worten: „Alles richtig, Herr Landgraf," werde beginnen müssen.

Die Tannenschatten wurden lang und länger und verschwanden im einbrechenden Abend. Der Mond schien heute nicht, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil der Himmel mit Wolken überzogen war, oder, weil er erst vor drei Wochen voll geschienen hatte. Ehe sich aber die Sonne ganz hinter der Eichwäldchenschneise verkroch, waren schon acht Dragoner mit Ober- und Untergewehr in der Art als Posten ausgestellt, daß je zwei — von denen der äußerste etwa fünfzig, der andere ebenso zwanzig Schritte vom Jagdhause entfernt stand, — mit einander correspondiren konnten. Der Rittmeister hatte den Befehl gegeben, diese Wachposten nach jeder halben Stunde abzulösen. Die Nacht war zwar ziemlich windstill, schien aber, aus begreiflichen Ursachen, sehr dunkel werden zu wollen.

Auf den Wandleuchtern im Salon und auf den in diesem, so wie in den übrigen Gemächern des Erdgeschosses befindlichen Tischen waren schon lange die Lichter angezündet worden; selbst der Gang und der Vorplatz waren erhellt und Alles schimmerte, als hätte es einem Balle gelten sollen; die im Hause zurückgebliebenen Dragoner thaten ihrerseits auch alles Mögliche, die Illumination so vollständig als möglich zu machen. Wir würden nicht begreifen können, warum der Rittmeister diese Anstalten für nöthig hielt, wenn wir nicht aus der Naturgeschichte wüßten, daß lichtscheue Wesen, wie die Motten, Schnacken und also auch Gespenster grade vom Lichte angelockt werden.

Der Rittmeister hielt sich meistens in dem Salon auf;

er schien bald Jemand zu erwarten, denn vor ihm auf dem Tische lagen vier scharf geladene Pistolen. Von Zeit zu Zeit betrat er die übrigen Gemächer oder ging ins Freie hinaus; seine noch übrigen Leute waren theils bei ihm in dem Salon, theils in den andern Zimmern und tranken auf die Gesundheit der Gespenster.

Mitternacht war vorüber. Die bereits öfters von der Ablösung zurückgekommenen Leute hatten trotz aller Mühe und List nichts Verdächtiges gesehen und gehört; nur Einer kam mit einem blauen Auge zurück, welches er aber wahrheitsgetreu mehr einem augenblicklichen Straucheln und darauf erfolgter Collision mit einem Tannenast, als der Tücke böser Geister zuschrieb. Niemand ahnte, wie nahe die Catastrophe war.

Die in südwestlicher Richtung ausgestellten Posten sollten zuerst Gelegenheit haben, ihre Unerschrockenheit zu beweisen. In ziemlich weiter Entfernung erhob sich, wie es ihnen däuchte, ein dumpfes Rauschen, wie wenn der Wind die aufgewühlten Tannennadeln am Boden vor sich hertriebe; es näherte sich mehr und mehr und ward in einem Nu zum heftigsten Sturme, der die jungen Bäume tief zur Erde bog und die Wipfel der alten Stämme brach und sausend herabschmetterte. Um die Schrecken dieser Scene zu vermehren, fuhren zuckende, aber schnell wieder verschwindende Feuerstreifen durch den Wald und kamen den Posten so nahe, daß sie ihnen, wie sie sich ausdrückten, zuletzt dicht um die Köpfe herumgeflogen wären, und gleichsam ihre Augen geblendet hätten.

Wer kann es unter den bewandten Umständen diesen Männern verargen, daß sie, ohne die Ablösung abzuwarten, einen unhaltbaren Posten verließen und im Sturmschritt — dem Hause zu rückten?

Die Erscheinung einer Legion von Teufeln wäre dem Rittmeister willkommener gewesen, als die Erscheinung seiner also zurückgekehrten Wachposten. Zwar hatte auch er den das Haus in seinen Grundfesten erschütternden Sturm vernommen, war aber über die beispiellose Insubordination so empört, daß

er jene mit allen Flüchen eines alten Soldaten auf ihre Posten zurückjagte. Wer weiß, ob die Furcht vor Menschen stärker, als vor Gespenstern, auf sie gewirkt hätte, wenn der Rittmeister nicht mit seinen Pistolen gedroht und ihnen vier weitere Mann als Verstärkung beigegeben hätte, so daß die Besatzung des Hauses jetzt nur noch aus acht Dragonern bestand.

Noch brauste, mit weniger Unterbrechung, der Sturmwind fort, und durch das nächtliche Grausen flackerten bläuliche Flammen sogar um und über das Gebäude hin, dessen beide hohe Schornsteine — auf oben beschriebener Abbildung vergessen — zuweilen wie in Brand gerathen aussahen. Nach Mitternacht aber legte sich der Wind beinahe völlig und die flammenden Geisterboten erloschen. Die abgelöste Mannschaft hatte nichts von Erheblichkeit wahrgenommen und die vier Verstärkungsposten waren daher wieder ins Haus zurückgezogen worden. Im Walde war es übrigens, wie sich ein Dragoner später ausdrückte, so dunkel, als in einer Patrontasche.

So verging einige Zeit, und mit der Mitternacht schien das Recht der Geister, Menschen zu erschrecken, sein Ende erreicht zu haben. Die Soldaten im Hause entschädigten sich für die auf dem Posten ausgestandenen Mühseligkeiten, während es den Wachen vorkam, als würden sie erst alle zwei Stunden, und nicht nach Verlauf jeder halben Stunde abgelöst. Rittmeister Fuchs war unwirsch, daß er mit Elementen zu thun haben solle, und nicht am nächsten Tage mit einem halben Dutzend Gespensterpack in dem Kranichsteiner Schloßhof aufrücken könne, eine Hoffnung, welche mit jeder Viertelstunde geringer ward.

Horch! — Vor dem Hause knallt ein Schuß, dem gleich hinter einander noch einige folgen. — Wie der Blitz war der Rittmeister von seinem Stuhl, faßte zwei Pistolen und stürzte vor das Haus, seine Leute hinter ihm drein. Es war weit und breit nichts zu hören, und so sehr er seine Augen anstrengte, nichts zu erkennen, als die dunkeln Massen der umstehenden Tannengruppen. Man kehrte daher ins Haus zurück, um die Zeit zur Ablösung zu erwarten.

In diesem Augenblicke trat ein Dragoner, Z....r mit Namen, von Griesheim gebürtig, herein, mit der Meldung, daß sich der dem Hause zunächst stehende Posten von seinem Platze entfernt haben müsse. Der Rittmeister schickte sich sogleich an, selbst nachzusehen, als ein plötzliches Ereigniß seine Schritte fesselte.

Wie vom heftigsten Donnerschlage erbebte mit einem Male das ganze Gebäude, zugleich von einem wahren Orkane umtobt; klirrend öffneten sich die so gut verwahrt gewesenen Fenster, und der dadurch gewaltig in den Salon und die übrigen unteren Gemächer eindringende Sturmwind riß alle Thüren krachend auf. Alle Lichter waren ausgelöscht; die tiefste Finsterniß herrschte.

Nach einer kurzen Pause war der Sturm zu einem gewöhnlichen Winde herabgesunken. Als auf Befehl des Kommandanten die Lichter wieder angezündet worden waren, sahe man, daß kein Fenster und keine Thüre mehr offen stand, sondern daß Alles noch ganz in demselben Zustande war, wie vor der so eben erzählten Erscheinung.

Nachdem sich der Rittmeister in hundert verschiedenen Erklärungsversuchen, die alle dasselbe Resultat lieferten, den Kopf zerbrochen hatte, und seine um ihn befindliche Mannschaft sich eben daran befand, desgleichen zu thun, fiel sein Blick auf die Uhr: etwa zwölf Minuten über die Ablösungszeit waren inzwischen verstrichen. Er musterte die Dragoner; sechs waren nur anwesend, und da er vermuthete, daß die andern sechs auf dem Gange oder in den anstoßenden Zimmern auf eigne Faust Nachforschungen hielten, so befahl er dem Unterofficier Germann, einem zuverlässigen Veteranen, die fehlenden sogleich hereinzubeordern. — Germann kam nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück, daß er sie weder im Hause gefunden, noch auch außerhalb desselben auf sein wiederholtes Rufen Antwort erhalten habe. Der Rittmeister verließ hierauf mit vier Begleitern, deren einer eine Laterne trug, das Haus, um Nachforschungen nach den sechs Vermißten anzustellen: allein

weder sie, noch die übrigen Posten waren zu finden, und man mußte sich begnügen, bei der also zusammen geschmolzenen Mannschaft nur das Innere des Hauses zu bewachen.

Wieder vergingen einige Stunden, und der Zeiger wies auf die dritte Stunde nach Mitternacht, als sich ein Zischen und Pfeifen, ein Heulen und Brausen erst außerhalb, dann auch innerhalb des Hauses vernehmen ließ, durch welches ein mehrmaliges helles Lachen, wie ein Hohngelächter, erschallte. Der Rittmeister eilte sogleich mit seinen Leuten auf den Vorplatz und rief, auf der Schwelle der geöffneten Hausthüre stehend: „Und wenn gleich der Teufel selbst mit seiner höllischen Heerschaar sich hier einquartiren will, so weiche ich doch nicht vom Platze!"

Das letzte Wort war kaum aus seinem Munde, als eine wüthende Windsbraut, die im Hause entstanden war, ihn und seine Umgebung so heftig erfaßte, daß sie fast die Treppenstufen herabgeschleudert worden wären. Zugleich waren alle Lichter ausgelöscht und sie standen in ägyptischer Finsterniß. Alles dies war das Werk eines Augenblicks; in der nächsten Minute wehte nicht das leiseste Lüftchen um das Haus.

Unter solchen Umständen hielt es der Rittmeister für zwecklos, den Morgen hier abzuwarten, besonders, da seine Mannschaft abermals durch die Entfernung zweier Dragoner auf vier Mann reducirt war. Vorher wurden die Lichter wieder angesteckt und überall nachgesehen. Da man nirgends eine Verletzung wahrnahm, wurden nach gelöschten Lichtern alle Thüren und Läden verschlossen und man trat den Rückweg an.

Der kleine Trupp war kaum zwanzig Schritte von dem Hause entfernt, als dieses in beiden Etagen, — wie bei den früheren Erscheinungen — völlig innerhalb erleuchtet stand, so daß die Fenstergardinen ganz deutlich gesehen werden konnten, während zugleich die doch zugeriegelt und verschlossen gewesenen Läden wieder offen standen. Man erachtete es jedoch nicht für nöthig, sich noch länger von den Gespenstern foppen zu lassen, und setzte daher den Weg nach Kranichstein fort.

Was aber war aus jenen sechszehn Dragonern gewor-

den, ohne welche Rittmeister Fuchs heimkehren mußte? Waren sie ein Opfer der höllischen Uebermacht geworden?

Nein. Sie fanden sich noch in jener verhängnißvollen Nacht ziemlich wohlbehalten bei ihren Schwadronen ein und wußten Wunderdinge zu erzählen.

Jene acht Mann, welche auf Posten um das Haus gestanden hatten, und zuerst unsichtbar geworden waren, berichteten ungefähr Folgendes: Einige Zeit nach der Einnahme ihrer Plätze hätten nicht nur die Vorder-, sondern auch die Hinterposten ein sich näherndes, immer zunehmendes Geräusch vernommen, wie wenn Etwas mit Gewalt durch das Heckenholz dringen wollte; beim Näherkommen wäre ein dumpfes Aechzen gehört und, bei plötzlich ringsum im Walde aus der Erde hervorzuckenden Flämmchen, ein großer, mit Haaren bedeckter Klumpen deutlich gesehen worden, der ächzend seine wälzende Bewegung gegen das Haus hin fortgesetzt habe. Sie hätten sich in dieser Lage wenig besonnen und der Instruction gemäß auf den etwa nur noch fünfundzwanzig Schritte entfernten Klumpen Feuer gegeben. Nach dem Schießen sey Alles still gewesen und die frühere Ruhe und Dunkelheit wieder eingetreten: sie hätten jedoch, im Bewußtseyn, ihre Schuldigkeit gethan zu haben, vorgezogen, ihre Retraite zu nehmen, nicht aber in das Haus, sondern so weit als möglich davon weg; denn hätten sie sich bei der noch nicht abgelaufenen Ablösungszeit abermals dort eingefunden, so würden sie von ihrem Commandanten, der sein Wort zu halten pflege, sicherlich niedergeschossen worden seyn, während sie, bei bereits doch bestandener Todesgefahr, auf dem gewählten Wege mit heiler Haut davongekommen wären. — Von ähnlichen Ansichten waren die übrigen Dragoner ausgegangen, welche sich in aller Stille allmählig absentirt hatten.

Von einer etwaigen Entschuldigung jener Ausreißer, so wie von einer Bestrafung derselben, hat man nicht das Mindeste vernehmen können. Eben so wenig weiß man von den Folgen des damals von dem Rittmeister Fuchs seinem gnädigsten

Landgrafen gemachten Rapports und den ferneren Schicksalen jenes Haudegens.

Thatsache aber ist, daß nicht lange nach dieser Begebenheit das Griesheimer Jägerhaus abgebrochen wurde. —

So weit unser Manuscript. Wir überlassen dem geneigten Leser, so viel oder so wenig davon zu glauben, als er für gut findet, versichern aber nochmals, daß wir in dem Nacherzählen mit seltener Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sind, was gewiß alle Anerkennung verdient, wenn man erwägt, daß gerade Gespenstererzählungen fast unwiderstehlich des Berichterstattenden Phantasie zu neuen Schöpfungen in die Schranken fordern. Eben so enthalten wir uns eines jeden Erklärungsversuches, weil keiner genügend seyn würde, obwohl wir Manches von funkeläugigen Eulen und von dem scharfen Luftzuge an acht um das erhöht gelegene Jägerhaus zusammen treffenden Schneisen anführen könnten; selbst der haarige Klumpen ließe sich ganz artig für eine alte Bache erklären, die auf die Karabinerschüsse den Dragonern das Beispiel eines klüglichen Rückzugs gab: allein es bliebe doch immer die Illumination bei verschlossenen Läden, das freiwillige Erlöschen der Lichter und die von selbst sich öffnenden und schließenden Thüren und Fenster.

Ueber die Geschichte einer Erscheinung im Oberamtsgerichts-Gefängnisse zu Weinsberg, besonders in Hinsicht einiger der Zeugen derselben.

In einem noch ungedruckten Reiseberichte des Herrn D. Karl Sederholm, Prediger der lutherischen Gemeinde zu Moskau, befindet sich Nachstehendes über das Gefängniß zu Weinsberg, in welchem die von D. Kerner in einer eigenen Schrift * bekannt gemachte Erscheinungsgeschichte vorkam und über mehrere der Zeugen dieser Geschichte, die Herr D. Sederholm selbst aufsuchte und kennen lernte, so wie er auch jenes Gefängniß, seine Lage u. s. w. selbst genau untersuchte.

„Bekanntlich hat der Herausgeber der Seherin von Prevorst eine Schrift edirt, in der er von einer Geister- oder Spukgeschichte, die sich vor etwa vier Jahren in dem Oberamtsgefängnisse zu Weinsberg zugetragen haben soll, Bericht erstattete. Er will die Sache aus dem naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet und auch von andern beurtheilt wissen; ohne Zweifel ein Gesichtspunkt, der hier überhaupt festgehalten werden muß.

Die Sache ist in möglichster Kürze diese: Eine Bauersfrau aus dem Oberamte Weinsberg wird, weil sie andere zu Schatzgräbereien verleiten will, gefänglich eingezogen. Bald darauf berichtet der Gerichtsdiener: die Frau klage darüber, daß sie von einem Geiste (was sie früher zu dem Glauben an

* Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von D. Justinus Kerner. Cotta. 1836.

einen Schatz verführt habe), der ihr, ehe sie ins Gefängniß gekommen und jetzt noch im Gefängniß erscheine, gequält werde, und daß auch die Mitgefangenen diese Erscheinung bezeugen. Oberamtsrichter Heyd trägt nun dem D. Kerner als dem Gerichtsarzte, die Untersuchung der Sache, die vielleicht von krankhaften Zuständen dieser Frau herrühre, amtlich auf. Das Resultat dieser Untersuchung macht den Inhalt dieser Schrift aus. Sie ist ein Aktenstück, worin etwa fünfzig, zum Theil sehr gebildete, vorurtheilsfreie oder wider die Sache eingenommene Menschen als Zeugen auftreten. Kerner gab in dieser Schrift nichts als diese Aktenstücke und theilte noch einige ähnliche Geschichten (worunter besonders eine aus der Schweiz merkwürdig ist) zur Bestätigung und Vergleichung mit der vorliegenden mit. Der Hauptinhalt dieser Zeugnisse ist etwa folgender: Jede Nacht zeigt sich, meistens unter Vorausgehung besonderer Töne (z. E. wie Rauschen von Papier, Trommeltönen, Tönen von Werfen wie mit Sand, von Tönen wie ein Pistolenschuß u. s. w.) eine schwefelfarbene Erscheinung von phosphorescirender Helle, etwa von der Größe eines Menschen im verschlossenen Gefängniß, wobei sich die Thüren oft hörbar und sichtbar rasselnd auf und zu macheu, sind sie auch noch so pünktlich verschlossen. Die Erscheinung verbreitet öfters einen unerträglichen Modergeruch, rauscht hörbar durch den Gang hin und her, spricht einige in dumpfen, hohlen Tönen hervorgebrachte Worte und dieß selbst in einem andern verschlossenen Gefängnisse, wohin jene Frau nicht kommen könnte, ja! was die Sache noch unerklärlicher macht, auch außerhalb des Gefängnisses in Weinsberg und selbst in dem eine Stunde weit von Weinsberg entfernten Heilbronn, zeigt sich die Erscheinung und mehr oder weniger mit gleichen Tönen nicht blos auf Verlangen und durch jene Frau vermittelt, sondern auch von selbst ohne alle Vermittlung, nächtlich bei verschiedenen ganz nüchternen Menschen, selbst ungläubigen.

Da es mir gar zu wohlfeil schien, eine durch so viele Zeugnisse beglaubigte Erscheinung ohne weiteres für Lug und

Trug zu erklären, ob ich gleich durchaus kein Geistergläubiger bin, so machte ich von Heidelberg aus einen Abstecher nach Weinsberg, um die Sache, wenigstens das Lokale und die Menschen, wo sie vorfiel, mit eigenen Augen kennen zu lernen und zu erforschen.

Zuerst besuchte ich das Gefängniß und fand es ganz so, wie es D. Kerner in jener Schrift beschrieben hat. Die Gefangene hatte in einem Blockhause im Gefängniß gesessen, das seine eigene Lage, Wände, Fenster und Diele hatte. Alle Fenster waren vergittert und die Gitter ganz fest. Ein zur Ventilation des Lokals bestimmtes Fenster macht zugleich das der Dachlucke des Gebäudes aus, es kann aber nur mit großen Geräusch auf und zu gezogen werden. Wollte man von diesem einzig möglichen Orte eine Zauberlaterne anbringen, so mußte derjenige, der sie handhabt, im Hofe durch eine zwei Stock hohe Leiter, wie keine da ist, zum Dachladen hinaufsteigen, wobei er dann von den Leuten im Hofe und der ganzen Umgegend gesehen werden müßte. Auf keinen Fall könnten die Strahlen der Zauberlaterne auf die Thüre dieses inneren Gefängnisses fallen, an der doch Herr Oberamtsrichter Heyd eine leuchtende Erscheinung sah. Ich war nun bemüht, so viele Zeugen in dieser Sache, als sich auftreiben ließen, aufzusuchen und zu befragen. Ich fand ihrer fünf, nämlich in Weinsberg selbst: den Oberamtsrichter Heyd, die Nichte des Gefängnißwärters (dieser selbst war abwesend), ein heiteres augenscheinlich unverdorbenes Mädchen * und dem Rechtsconsulenten Fraas. In Heilbronn fand ich den Kupferstecher Duttenhofer und den Professor der Mathematik und Physik Kapf. Die Aerzte Sicherer und Seuffer, die auch als Zeugen aufgeführt sind, waren nicht in der Stadt.

* Dies ist dasselbe Mädchen, von dem Herr Kirchenrath Paulus in seiner Beurtheilung dieser Geschichte sagt: Dieses Mädchen habe wahrscheinlich einen Liebhaber, der nächtlich diese Spukgeschichte veranstaltet habe!

An jenen Allen fand ich lebensfrohe, besonnene, unbefangene Leute und jeder bestätigte sein in das Buch von Kerner niedergelegtes Zeugniß vollkommen. Auch ist es auffallend, daß Alle, die diese Sache untersucht haben, für die Richtigkeit der Thatsachen zeugen, keiner dawider, einen einzigen allenfalls ausgenommen, der mit zwei Andern, deren Name mir entfallen ist, eine Nacht im Gefängnisse zubrachte und der nur Eine der damals von jenen beobachtete Erscheinung wahrnahm, die übrigen aber nicht bemerkt zu haben behauptete.

Oberamtsrichter Heyd erzählte mir, er habe, was erst im Anfange des Kernerschen Buches mitgetheilt ist, einst an der Thür des Gefängnisses eine scharfbegrenzte Lichtgestalt von zwei oben zusammenlaufenden Kreisbögen von Mannshöhe mit zwei dunkeln Stellen, an der Gegend, welche die Augen etwa einnehmen würden, gesehen. Auch er sprach sonst ganz für die Sache, wie sie Kerner in seiner Schrift beschreibt. Den Charakter dieser Frau schilderte er übrigens als den einer leichtsinnigen, betrügerischen Person.* Kupferstecher Duttenhofer (ein durchaus ruhiger, denkend und besonnen aussehender Mann) erzählte mir ausführlich, was er dem D. Kerner erst nach dem Erscheinen seiner Schrift mittheilte, wie die Erscheinung ihn nächtlich in Heilbronn besucht habe. Er sey bei dieser Erscheinung durchaus ruhig geblieben, sie habe sich auch hier durch Werfen, wie mit Sand, durch Rauschen, wie mit Papier, angekündigt. Er habe sie ganz gelassen gefragt: „Ei bist du da? laß dich doch besser hören!“ worauf mitten in seinem Zimmer ein starker Schuß erfolgt sey. —

Von Duttenhofer ging ich zu Prof. Kapf. Das Zeugniß von Kapf war mir besonders interessant. Er ist,

* Damit stimme ich auch überein, weswegen ich in das, was sie selbst sagte, gehört oder gesehen zu haben und namentlich in das, was die Erscheinung mit ihr gesprochen haben sollte, nie Vertrauen setzte (z. E. sie sey ein alter Geistlicher Namens Anton u. s. w.), sondern alles auf das Sehen, Hören und Fühlen anderer, auf die Zeugnisse so vieler anderer, gründete. Kerner.

wie dem Mathematiker geziemt, klar, ruhig und scharf prüfend und es war ihm augenscheinlich unangenehm, eine Allem, was man bis jetzt für vernünftig hält, widersprechende Geschichte bestätigen zu müssen und doch nicht umhin zu können, es zu thun. Er hatte mit Duttenhofer eine Nacht im Gefängnisse zugebracht und bemerkte darüber unter anderem: „Wenn ich etwas von dieser Erscheinung sah oder hörte, so hütete ich mich wohl, Duttenhofer zu fragen, ob er dieses oder jenes sehe oder höre, sondern fragte ihn nur, ob er jetzt etwas vernehme und ließ ihn, als er dieses bejahte, mir dieses zuerst beschreiben und da fand es sich, daß dieses genau mit dem, was ich vernommen hatte, übereinstimmte.

Auf diese Weise prüfte ich Alles in dieser Sache nach Möglichkeit und gewann die Ueberzeugung, daß die Thatsachen des Kernerschen Berichtes vollkommen wahr sind, daß die Erscheinungen wirklich so stattgefunden, wie er sie beschrieben hat, daß hier an keine Gaukelei, etwa mit Zauberlaternen, Electricität oder sonst an Betrug, ebenso wenig an gewöhnliche Sinnentäuschung zu denken ist. Ihre Erklärung aber steht, — wie Kerner in seiner Schrift ja auch aussprach, — Jedem frei. An Betrug ist nicht zu denken, aber sie den Wirkungen eines Geistes zuzuschreiben, fällt mir schwer und ich möchte eher mit Herrn D. Menzel hier für ein elektro-magnetisches Wirken stimmen."

So weit Hrn. Sederholms Bericht, der um so unpartheiischer, als Herr Sederholm durchaus kein Geisterglaubiger ist.

In einer schon berührten Schrift: „Theorie des Somnambulismus," spricht Herr Pfarrer Wirth jenen Zeugnissen entgegen. Herr Wirth ist derjenige, von dem Herr Sederholm sagt: „Auch ist es auffallend, daß alle, die diese Sache untersucht haben, für die Richtigkeit der Thatsachen zeugen, keiner dawider, einen einzigen allenfalls ausgenommen, der mit zwei andern, deren Namen mir entfallen ist (es waren dieß Herr D. Sicherer von Heilbronn und Herr Rechtsconsulent Fraas von Weinsberg) eine Nacht im Gefängniß

zubrachte und der u. s. w.“ Herr K. Gerber nahm sich in seiner Schrift „Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, Aufklärung und Christenthum“ * die Mühe, Herrn Wirth's Gerede einer Kritik zu unterwerfen, die wir unsern Lesern hier mittheilen. (S. 472 des benannten Buches).

Herr Wirth's Bericht lautet folgendermaßen:

„Meine Nachbarn (die zwei Herren, welche mit ihm im Gefängnisse waren) wollten hie und da einen Schein durch das dunkle Zimmer sich bewegen sehen, auch einen nicht angenehmen Geruch, den der Geist verbreite, empfinden.“ (Sie wollten nur! Herr W. scheint den Wahrnehmungen seiner Mitbeobachter auch nicht recht zu trauen, Niemand als er selbst scheint die rechte Beobachtungsgabe zu besitzen). „Da ich von allem dem nichts bemerken konnte, wohl aber durch den Wunsch, den diese Person merken ließ, Geld zu bekommen, auf den Verdacht geführt wurde, daß ich hier eine gemeine Betrügerin vor mir habe, so stellte ich sie auf die Probe.“ (Es ist zu bedauern, daß sich Herr W. nicht bestimmter ausgesprochen hat. Der Wunsch, Geld zu bekommen, den sie ohnehin nur merken gelassen haben soll, berechtigte wohl noch nicht zu dem Schluß, daß sie eine gemeine Betrügerin sey; dieß würde erst dann der Fall gewesen seyn, wenn sie die Wahrnehmung irgend einer wunderbaren, geisterhaften Erscheinung gegen Bezahlung versprochen hätte, was wohl nicht der Fall war.)

„Nur nach Willkühr bestimmte ich einen Ort, wo ich den Geist zu sehen behauptete, ließ gleichfalls den Schein da oder dorthin sich fortbewegen und jedesmal bestätigte die Seherin meine Aussage.“ (Diese Probe scheint mir nicht entscheidend zu seyn; denn wenn gleich Herr W. nur nach Willkühr einen Ort bezeichnete, wo er den Geist zu sehen vorgab, so ist es dennoch möglich, daß er gerade die Stelle traf,

* Ich bitte alle Leser der Seherin von Prevorst und dieser Blätter, Herrn Gerbers Schrift nicht ungelesen zu lassen. K.

wo die Eßlingerin ihn wirklich sah; zudem ist bei Geistererscheinungen und in einem dunkeln Zimmer der Raum eine sehr unsichere Sache, und gerade durch sein Hindeuten kann Herr W. in der That bewirkt haben, daß sie die Erscheinung dort sah, besonders wenn wir der Phantasie nur einigen Einfluß einräumen. Vielleicht mochte sie auch dem Herrn Pfarrer nicht widersprechen!) „Sie hatte uns öfter gesagt, der Geist werde gegen Morgen hin die Fenster in heftige klirrende Bewegung setzen. Ich bat sie, ihn zu veranlassen, daß er diese Bewegung an demjenigen Fenster hervorbringe, welches mir zunächst war." (Wenn die Eßlingerin eine so große Tausendkünstlerin gewesen wäre, für welche sie diejenigen halten müssen, welche ihr alle diese Dinge zuschreiben, so wäre das eine wahre Kleinigkeit für sie gewesen.) „Nun Morgens vier Uhr, als wir alle in Folge des langen Nachtwachens tief eingeschlafen waren," (durch diesen tiefen Schlaf lernen wir Herr W. nicht gerade als den besten Beobachter kennen) „wurden wir auf einmal durch ein starkes Klirren des unmittelbar über der Geisterseherin angebrachten Fensters aufgeweckt; kaum waren wir aufgeweckt, so hörte der Ton auf." (Herr W. will uns ohne Zweifel zu verstehen geben, die Eßlingerin habe dieses Klirren selbst hervorgebracht, während diese Herren schliefen. Alle aber, welche die Localität kennen, wissen, daß diese Töne mit Menschenhand gar nicht hervorgebracht werden konnten, selbst wenn die Beobachter gewacht hätten; auch wurden sie oft gehört, während alle Beobachter aufmerksam wachten.)

„Auch in Tönen wie beim Werfen von Sand ließ sich der Geist öfters hören; es sollte nach der Seherin Aussage kein wirklicher Sand seyn; ich fand aber Morgens an der Stelle, wo ich die Nacht über den Ton entstehen hörte, nahe an der Bettstelle der Seherin den Sand selbst in Häufchen, wie sie sich beim Werfen aus der Hand bilden." Damit soll wahrscheinlich angedeutet werden, daß die Eßlingerin den Sand selbst geworfen habe. Aber gerade dann hätte sie bestimmt nicht gesagt, es sey kein Sand, denn wenn sie ihn

haufenweis an den Boden warf, so konnte sie doch gewiß nicht hoffen, die Leute zu überreden, es sey kein Sand; sie hätte dann den Sand nicht bestritten, sondern nur vorgegeben, er sey vom Geist dahin geworfen. Selbst dieses kleine Kunststück würde ihr übrigens schwer geworden seyn, da sie immer mit Mitgefangenen umgeben war, welche es wohl bemerkt hätten, wenn sie Morgens diesen Sand zusammengekehrt hätte, um ihn Nachts wieder auszuwerfen. Und wo hätte sie ihn im Gefängnisse hergenommen und versteckt? Sie hätte ihn nur schon bei ihrer Verhaftung heimlich unter die Schürze stecken müssen, in der Absicht, diesen Spuk damit zu treiben. *

Staunen mußte daher Herr W. pag. 207, als er aus dem Munde verständiger Männer hörte, daß auch sie jenes Licht bei der Seherin gesehen, jene Töne gehört, und sie für übernatürliche Wirkungen gehalten haben.

Dieses Staunen kommt bei Herrn W. nur daher, weil er nicht begreifen kann, daß andere etwas sehen und hören konnten, was er nicht hörte und sahe, dieß ist aber bei allen Erscheinungen dieser Art durch so vielfache Erfahrungen bewiesen, daß darüber gar kein Zweifel seyn kann. Je nach der Empfänglichkeit der Beobachter stellen sich diese Phänomene in vielen Abstufungen dar, vom dunklen Gefühl bis zur unbestimmten Nebelgestalt und deutlich bestimmten Umrissen. Wir haben schon nachgewiesen, wie sogar beim leiblichen Auge etwas ganz Analoges stattfindet. Auch bei den andern obgenannten Herren fand diese Verschiedenheit der Wahrnehmungen statt, und einige haben auch manchmal sehr wenig gehört, wie z. B. Herr Referendär Bürger, welcher am 18. Dezember mit Herrn Oberamtsrichter Heyd übernachtete und ausdrücklich sagt, daß er weniger im Stande gewesen sey, etwas zu sehen und zu hören, und daher in dieser Sache auch zu keiner Ueberzeugung kam, bis er durch stärkere Kundmachungen in seinem Hause davon

* Es konnte von gar keinem Sand im Gefängnisse die Rede seyn: denn es war gar keiner da. Die Sandhäufchen sind eine reine Erdichtung von Herrn W. seiner Theorie zu lieb. K.

überzeugt wurde. Nach der Aussage der Eßlingerin habe sich der Geist meistens dann weniger hören lassen, wenn Herren im Gefängniß waren, welche scharf aufpaßten, und daß Herr W. (wenn er nicht schlief) scharf aufgepäßt haben werde, ist nicht zu bezweifeln und nur zu loben. Wenn aber Herr W. von der zu großen Leichtgläubigkeit und Bereitwilligkeit spricht, sich dem Glauben an die Realität dieses Geistes hinzugeben, und daher manches sehen und hören zu wollen, was eigentlich nicht da war, so würde man noch weit mehr die Unbefangenheit der Beobachtungen des Herrn W. bestreiten können. Denn wenn er unglücklicher Weise diesen Geist Anton gesehen hätte, wie die Eßlingerin, oder auch nur andere unbestreitbare Kundmachungen wahrgenommen hätte, so wäre seine ganze Theorie vergebens geschrieben gewesen, und dieses starke Interesse könnte ihn noch weit mehr unwillkührlich bestimmen, sich den Schein, welchen seine Mitbeobachter in dem dunkeln Zimmer gesehen haben wollen, sich selbst wegzustreiten, als sich annehmen läßt, daß diese Männer einen Schein gesehen haben werden, wo keiner war. Daß diese Stimmung so wenig zu einer unbefangenen Beobachtung paßte, als die blindgläubige, welche gar nicht prüft, oder die abergläubische, welche das Uebernatürliche wünscht und voraussetzt, wird Jedermann einsehen.

Es ist überhaupt eine sonderbare Gewohnheit, welche nur bei Geistererscheinungen statt findet, die Glaubwürdigkeit und Beobachtungsgabe eines Augenzeugen um so höher anzuschlagen, je weniger er gesehen nnd gehört haben will. Wenn von zwei Zeugen der Eine mehr, der Andere weniger oder gar nichts gesehen und gehört hat, so wird das, was der Eine mehr wahrgenommen hat, auf Rechnung seiner Dummheit, seines Aberglaubens, seiner Wundersucht, seines Mangels an Kritik, Scharfsinn u. s. w. geschrieben, das, was der Andere weniger gesehen hat, als Beweis seines größern Verstandes, seiner schärferen Beobachtungsgabe u. s. w. betrachtet. So macht es auch Herr W. weil er den Schein, welchen die andern gesehen haben wollen, nicht gesehen hat, hält er sich

für einen kritischern, bessern Beobachter als jene, und staunt, daß andere, sonst verständige Männer dennoch mehr gesehen haben wollen als er, und es dringt sich ihm unwillkürlich der Gedanke auf, daß wenn nun alle Thatsachen dieser Art von ihm und andern gleichdenkenden Männern beobachtet werden könnten, alle Berichte über solche Vorfälle ganz anders ausfallen würden. Dieß ist so richtig, als es unbestreitbar ist, daß wenn man an die Stelle, an welcher einem Rhabtomanten die Haselruthe anschlägt, einen andern hinschickt, man sicher die Nachricht erhält, es sey mit dem angeblichen Anschlagen der Haselruthe nichts, weil er nichts davon gespürt habe; nur daß das Metall, welches der Erste fühlte, an der bezeichneten Stelle noch ist und bleibt. Wäre aber dieser zweite Bericht deßwegen richtiger als der des Rhabtomanten? würde die Wissenschaft dadurch gewinnen, wenn wir nur den Bericht des Einen und nicht auch den des Andern hätten und berücksichtigen wollten? Ebenso wenig wäre es ein Gewinn für die Wissenschaft, wenn alles das, was so viele Personen in diesem Gefängniß gesehen und gehört haben, gar nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen wäre, sondern nur das Fensterklirren, welches Herr W. gehört hat, und zwar blos deßwegen, weil er es nicht auch hörte und sah. Und davon schließen wir die Wahrnehmungen der inhaftirten Weibspersonen, der Frau Mayer und Anderer gar nicht aus, denn sie sind mit Vernunft und Sinnen begabte Menschen wie die Gebildeten. Wenn bis jetzt von mehreren Personen der Eine etwas, ein Anderer nichts sah und hörte, so hat man keinen Anstand genommen, vorauszusetzen, daß Der, welcher nichts bemerkte allein Recht habe, indem, wenn etwas da gewesen wäre, auch der Andere es hätte sehen müssen, und was der Andere sah, könne mithin nur in seinem Kopfe, in seiner Phantasie ꝛc. gewesen seyn. Jeder Unbefangene muß aber einsehen, daß dieser Schluß höchst einseitig war; denn eben so gut kann man sagen; wenn wirklich nichts da gewesen wäre, hätten beide nichts gesehen Durch diese Voraussetzung wird wohl das Nichtsehen des

Einen, aber nicht das Sehen des Andern erklärt, während beides gleiche Berücksichtigung verdient. Es ist gewiß weit vernünftiger, daraus den Schluß zu ziehen, das, was hier wirkte, gesehen und gehört wurde, gehöre nicht in das Gebiet unserer sinnlichen Natur, oder könne nicht durch unsere gewöhnlichen Sinne, wenigstens nicht auf gleiche Weise wahrgenommen werden, sondern nur in dem Verhältniß, als eine Empfänglichkeit dafür vorhanden ist; denn dafür haben wir viele Analogien, während es der Wissenschaft durchaus noch nicht gelungen ist, zu erklären, wie gesunde Menschen, welche beim Gebrauch ihrer Sinne und ihrer Vernunft sind, da etwas sehen und hören, wo nichts ist und nichts auf sie wirkt. Bei unserer Voraussetzung sind die verschiedenen Wahrnehmungen gleich glaubwürdiger und beobachtungsfähiger Zeugen hinlänglich erklärt; der Bericht des Herrn W., welcher nichts gesehen und gehört hat, ist für uns so wahr, richtig und wichtig, wie der der Frau Mayer und andern Personen, während Herr W. nichts thun kann, als mitleidig über alle sonst verständige Männer die Achseln zu zucken, welche mehr gehört und gesehen haben wollen, als er.

Aber noch besser als Herr Wirth und besser als irgend Jemand, weiß Herr Professor Fischer in Basel (von Basel aus, in Weinsberg war er nie) über diese Erscheinungen Auskunft zu geben. Er sagt pag. 205 seiner Schrift „Der Somnambulismus":

„Jene Männer hätten diese Erscheinungen träumend oder hallucinirend gehabt, nachdem die Schatzgräberin ihnen zugesagt hatte, ihren Geist ihnen auch nach Heilbronn oder in andere Häuser Weinsbergs zu schicken." Vergebens versichern alle diese Männer, auf das Zuverläßigste zu wissen, daß sie nicht geträumt haben, Herr Fischer in Basel weiß es dennoch besser, sie müssen geträumt oder hallucinirt haben, d. h. nach der Erklärung von Dr. Hagen, welcher auch Herr Fischer bestimmt, Krämpfe gehabt haben. Woher aber bei diesen gesunden Personen auf einmal diese Krämpfe kamen, von welchen sie

weder vor noch nachher etwas spürten, bleibt uns ein Räthsel. Was nun die Versicherung des Herrn Fischer betrifft, daß die Schatzgräberin diesen Männern versprochen habe, ihnen den Geist in das Haus zu schicken, so ist es uns nur ein trauriger Beweis, wie wenig genau es auch die achtbarsten Schriftsteller mit der Wahrheit nehmen, wenn es gilt Geistererscheinungen zu bestreiten, indem man hier alles für erlaubt hält. Denn dieß ist geradezu nicht wahr, wie diese Männer alle bezeugen, eben um dieser physiologischen Erklärung, auf welche dadurch hingedeutet werden soll, vorzubeugen. Nur Herr Oberamtsgerichtsaktuar Ekhardt und Herr Oberamtsgerichtsbeisitzer Theurer hatten gegen die Eßlingerin den Wunsch geäußert, daß sie ihnen die Erscheinung in das Haus senden möchte, aber gerade Herr Ekhardt hörte und sah nichts, dagegen dessen Gattin, welche von dieser Forderung nichts wußte; und die andern Männer hatten entweder die Eßlingerin gar nie gesprochen, oder keine Zusage dieser Art erhalten, wie sie es alle versichern; nur Herr Fischer in Basel weiß alles besser. Wie sehr aber diese Männer, welche Herr Fischer uns als so leichtgläubig darstellen möchte, nur nach der gründlichsten Prüfung zu ihrer Ueberzeugung kamen, zeigt uns das Beispiel des Herrn Referendärs Bürger, von dem wir oben gehört haben, daß er durch das, was er in der Nacht, als er mit dem Herrn Oberamtsrichter im Gefängniß war, gesehen hatte, noch nicht zum Glauben gekommen war. Dieser hatte dagegen in seinem Haus, ohne daß die Eßlingerin ihm irgend ein Versprechen gegeben hatte, die deutlichste, unbestreitbarste Erscheinung, und zwar mehrere Nächte. Dasselbe sceptische Mißtrauen, mit welchem er im Gefängniß so scharf prüfte, mußte ihn auch in seinem eigenen Haus vor jeder Selbsttäuschuug bewahren. Gerade im Gefängnisse mußte seine Phantasie weit mehr aufgeregt, seine Erwartung gespannter seyn als in seinem Schlafzimmer. Nach physiologischen Gesetzen hätten diese Hallucinationen im Gefängnisse weit mehr bei ihm stattfinden sollen, besonders da er wußte, daß Herr Heyd mehr wahrnahm

als er, was nach der Theorie der Ansteckung auch in seinen Kopf hätte überspringen müssen. Man sieht daraus, wie wenig diese Männer den Vorwurf der Leichtgläubigkeit verdienen, welchen ihnen Herr Fischer macht.

Luther über Poltergeister.

(Wortgetreue Abschrift einer Stelle aus Dr. Martin Luthers Kirchenpostille, die sich in der Predigt am Tage der h. drei Könige befindet. (Dr. M. Luthers Werke, Erlanger Ausgabe, 10ter Band, Seite 335.)

— „So sprichst du: soll man denn nicht glauben, daß wandelnde Geister irre gehen und Hülfe suchen? Antworte ich: Laß wandeln, was da wandelt; du hörest, was dir dein Gott gebeut; so du dieselbigen Geister alle verdächtig hältest, sündigest du gar nichts; so du aber einen für rechtschaffen hältest, bist du schon in der Gefahr des Irrthums. Warum das? darum, denn Gott will nicht haben, daß du von den Todten lernen und Wahrheit erforschen sollst: er will selbst dein lebendiger, überflüssiger, genugsamer Lehrer seyn. An seinem Wort sollst du dich halten; er weiß wohl, was er dir von Todten und Lebendigen sagen soll, denn er weiß alle Dinge.

Was er dir aber nicht saget noch sagen will, sollst du nicht begehren zu wissen, und ihm so viel Ehre thun, daß du glaubest, er erkenne, es sey dir nicht noth, nütz noch gut zu wissen. Darum sollst du alles solch Gespukniß der Geister frei und fröhlich in den Wind schlagen, und dich nicht vor ihnen fürchten, so werden sie dich auch wohl mit Frieden lassen. Und ists, daß du etwann in deinem Hause hast einen Polter- oder Rumpelgeist, so mache nicht viel Disputirens, und wisse, daß da kein gut Geist ist, und er nicht von Gott kommt. Mache das Kreuz für dich, und fasse den Glauben zu Herzen: hat ihm Gott verhänget, dich zu strafen, wie den frommen Hiob, so sey bereit und leide es willig, ist's aber sein eigen Spiel, so verachte ihn im starken Glauben, und erwege dich nur frisch

auf Gottes Wort, denn er wird dir Gottes Worte nicht anbeissen, da habe keinen Zweifel.

Wiewohl ich achte, daß derselben Poltergeister keiner von Gott zur Strafe geordnet sey, sondern es ist ihr eigener Muthwille, die Menschen vergebens zu schrecken, dieweil sie nicht mehr Macht haben, zu schaden. Denn, wo er Macht zu schaden hätte, würde er sich nicht mit viel Poltern erzeigen, sondern seine Bosheit ausrichten, ehe du erführest, wer es gethan hätte. Soll aber ein guter Geist zu dir kommen, so wirds auch nicht auf die Weise geschehen, mit vielem Poltern und solcher Leichtfertigkeit. Versuche dies und zeige solchen Glauben, so wirst du sehen, daß solch Gespücknis aus Gott nicht ist, und wird ablassen. Glaubest du aber nicht, so hat er gut thun, denn Gottes Wort ist nicht da, welches er allein fürchtet.

Die Worte Gottes, darauf du trotzen sollst, sind die Luc. 16, 31. da Abraham sprach zu dem reichen Mann in der Hölle, da er begehrete, daß der gestorbene Lazarus würde gesandt zu seinen lebendigen Brüdern auf der Welt, und Abraham ihm das abschlug, und sprach: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselbigen hören. Aus welchem Texte klärlich folget, daß Gott uns nicht will durch die Todten lehren lassen, sondern an seiner Schrift will gehalten haben. Darum, wie und wo dir ein Geist zukommt, so frage nur nichts, ob er böse oder gut sey, sondern stoß ihm nur frisch dieß Wort kürzlich und verächtlich in die Nase: Habent Mosen et Prophetae, so wird er bald fühlen, was du meinest. Ist er gut, so hat er dich nur desto lieber, darum, daß du deines und seines Gottes Wort frei und fröhlich führest; ist er nicht gut, wie sie alle sind, die da poltern, so wird er bald Ade sagen.

Item, das andre Wort ist Mosis, 5 B. Kap. 18, V. 9, 10, 11, da er sagt: Israel, wenn du in das Land kommst, das dir Gott geben wird, so siehe zu, daß du nicht lernest die Greuel des Volks, das jetzt drinnen ist; daß nicht erfunden

werde in dir Jemand, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer opfere, oder ein Weissager, oder ein Tagewähler, oder ein Geistgenoß, oder ein Hexen, oder ein Beschwörer, oder der die Wahrsager frage, oder Zauberei treibe, oder von den Todten frage. — Hier hörest du, daß es vor Gott ein heidnischer Greuel ist, von den Todten oder Geistern fragen, und hart verboten. Auf dies Wort Mosis siehet Abraham, daß er Lazarum nicht will lassen zu den Lebendigen gehen. So kannst du nun wider diese Geister diesen Spruch führen und sagen: Non quaeras a mortuis, dicit Dominus: Gott spricht: du sollst nicht von den Todten forschen.

Darüber hat Gott so festgehalten, daß kein Exempel, keine Geschichte in der Schrift ist, da die Heiligen hätten von den Todten was erforschet. Welches der dritte Stoß ist, daß du sagen kannst zu den Geistern, es ist kein Exempel je gehöret, noch gelesen in der Schrift, von solchen Geistern und ihrem Wesen; darum sey es zu verachten und meiden als ein Teufelsgespenst gewißlich.

Hieraus ist leichtlich zu merken, daß ein Spücniß ist gewesen mit Samuels Aufwecken, 1. Sam. 28, 12. Denn es gehet alles zuwider diesem Gebot Gottes; darum nicht zu vermuthen ist, daß der rechte Prophet Samuel sey auferwecket durch die Wahrsagerin daselbst. Daß aber die Schrift daselbst schweiget, und nicht saget, ob's der rechte oder unrechte Samuel sey, das thut sie darum, daß sie von jedermann fordert, er solle ja wohl wissen, daß durch Mosen Gott verboten hat, die Todten zu forschen; und er widerruft sein Wort nimmer, spricht Hiob, und Bileam 4. Mos. 24, 13. Und wie sollte die Zauberinn über die Heiligen Macht haben, die in Gottes Händen allein behalten sind." —

In Andreä Toppii Historie der Stadt Eisenach v. J. 1660. p. 156. heißt es:

Zwo harte Plagen seynd Doctor Luthern zugestanden zu Wartburg. Eine ist gewest, große Anfechtung und Schrecken durch des Satans Gespenst, poltern und rumpeln. Einmahl

wollte Doctor Luther sich schlaffen legen, da lag ein grosser schwartzer Hund auff dem Bette, wie ein Englisch Hund, und wollte ihn nicht hinein lassen, der Doctor befahl sich unserm Herrn Gotte und betet, da verschwand der Hund und blieb der Doctor dieselbige Nacht bey guter Ruhe. Sie hatten auch dem Doctor einen Sack mit Hasel-Nüssen gekaufft, davon aß er zu Zeiten, verschloß darnach die Nüsse in den Kasten. Einmahl kömmt das Gespenst des Nachts über die Hasel-Nüsse, und quetschet eine nach der andern gar hart an der Bank, rumpelt auch am Bette. Als das der Doctor verachtet, und ein wenig eingeschlaffen, macht es auf der Treppen ein solch Rumor und Poltern, als würffe man ein Schock Fässer die Treppen hinab, die doch mit Ketten und Eisen wohl verwahret war, daß niemand hinauf konnte. Doctor Luther stehet auf, gehet zur Treppen, die ist zu, da betet er den achten Psalm, in welchem vom Herrn Christo geschrieben stehet: Alles hastu unter seine Füße gethan, und legt sich darauf wieder nieder ins Bette. Und als Hansen von Berlepsch Frau auf das Schloß kam, brachten sie Doctor Luthern in ein ander Gemach, und legten die Frau von Berlepsch in Doctor Luthers Kammer. Da hats dieselbige Nacht so gerumpelt, daß sie gemeinet, es wären tausend Teuffel drinnen.

Der Hausgeist.

In der Familie der Grafen von F. geht die Sage, daß wenn ein Frauenzimmer in dieselbe hinein heirathe und zum ersten Mal in das Stammhaus zu A. komme, ihm daselbst ein Hausgeist in Gestalt eines Zwergs erscheine. Nun erzählt man folgende Begebenheit. Eine solche Neuvermählte kam mit einer Freundin Abends dort an. Letztere wollte bald zu Bette gehen, die junge Frau aber blieb noch auf, und las in einem Buche. Als sie sich auch endlich zur Ruhe begeben wollte und sich vom Stuhl erhob, so stand neben ihr ein graues Männchen mit zwei Armleuchtern in den Händen, redete sie an und fragte, ob es ihr in etwas dienen könne. Sie erschrak heftig, schloß die Augen mit beiden Händen und rief: Fort! fort! Als sie die Augen wieder anfthat, so war die Erscheinung verschwunden und zeigte sich ihr hernach nicht mehr. — Man will dergleichen dienstbare Geisterlein auch in andern alten Gebäuden wahrgenommen haben, und zwar bei Nachtzeit mit Lichtern oder Laternen versehen. Abgeschiedene Menschenseelen sind es nicht, sondern gehören einer andern Gattung von Geschöpfen an, von denen in den Blättern aus Prevorst auch schon die Rede war.

— y —

Magnetische Behandlungen in Dresden.

Aus Veranlassung einer neuen Verordnung, welche alle Versuche zu Heilung von Kranken mit Hülfe des thierischen Magnetismus untersagt, wenn sie nicht unter Leitung anerkannter Aerzte geschehen, forderte der Graf Szapari im Dresdner Anzeiger vom 10. October „diejenigen Aerzte Dresdens, welche vorzugsweise die in jener Verordnung, in Beziehung auf das magnetische Heilverfahren, allgemein vorausgesetzte Befähigung und Erfahrung zu haben vermeinen sollten, freundlichst auf, gegen angemessenes Honorar, der Bestimmung der Verordnung gemäß, ihn bei den magnetischen Behandlungen der betreffenden Kranken leiten und unterweisen zu wollen." Schwerlich werden die Aufgeforderten diese Gelegenheit zur Gewinnung neuer Erfahrungen über den wichtigen Gegenstand unbenutzt lassen. Nach dem, was von dem Fortgange des Instituts im Publikum verlautet, kommen immer mehr Beispiele von auffallend günstiger Wirkung der magnetischen Kur auf die in der Anstalt behandelten Patienten vor. So nennt man die junge Tochter eines angesehenen Staatsbeamten, die, nachdem besonders einer ihrer Füße aller Lebensthätigkeit beraubt geschienen, in Folge der magnetischen Behandlung wieder die volle Wirksamkeit sämmtlicher Glieder ihres im Ganzen kräftigen Körpers wieder erhalten habe, und ein junger Mann, dessen körperliche Erschöpfung bisher allen ärztlichen Versuchen widerstanden, soll auf dem besten Wege zur völligen Genesung seyn.

Die Aufforderung des Grafen ist folgende:

„Nachdem ich mich herbeigelassen habe, die Bitten verschiedener, von Aerzten größtentheils für unheilbar erklärter Kranken,

welche nur noch durch den Lebens-Magnetismus Genesung zu hoffen haben dürften, insoweit zu erfüllen, als ich, um eine entsprechende magnetische Behandlung eintreten zu lassen, sie in meine Wohnung aufgenommen und resp. behandelt habe; inzwischen jedoch eine hohe Verordnung über den Gegenstand erschienen ist, nach welcher §. 3. lediglich ärztlicher Seits die Modalität des magnetischen Heilverfahrens und überhaupt alles Nähere einer solchen Kur bestimmt und bemessen werden soll: so fordere ich diejenigen Herren Aerzte hiesiger Residenz, welche vorzugsweise die in der hohen Verordnung in der Beziehung allgemein vorausgesetzte Befähigung und Erfahrung zu haben vermeinen sollten, hiermit freundlichst auf, gegen angemessenes Honorar, der Bestimmung der fraglichen hohen Verordnung gemäß, mich bei den magnetischen Behandlungen der betreffenden Kranken leiten und unterweisen zu wollen."

Meldungen werden täglich in den Vormittagsstunden entgegen genommen.

Hölzels Landhaus bei Dresden, den 9. Oct. 1841.

Franz Graf v. Szàpàry.

Die Verordnung in Betreff der Anwendung des Lebens-Magnetismus ist folgende:

Neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß über das Verhältniß des Lebens-Magnetismus als Heilmittel in Krankheiten, zur Medicinalpolizei mehrfach irrthümliche Ansichten herrschen, durch welche die gehörige Handhabung der gesetzlichen Vorschriften rücksichtlich desselben erschwert und zu unbefugten Uebergriffen in den Bereich der ärztlichen Wirksamkeit Anlaß gegeben worden ist. Um nun einer Seits den hieraus entstehenden Uebelständen und Mißbräuchen vorzubeugen, anderer Seits der Anwendung des Lebens-Magnetismus sowohl im Interesse derer, welche Hülfe davon erwarten, als der ärztlichen Wissenschaft innerhalb der gesetzlichen Grenzen den nöthigen

Spielraum, zugleich aber den oberen Medicinalbehörden, die bei der, in ärztlicher Hinsicht noch nicht gehörig durchforschten Natur jener Erscheinung nicht zu entbehrende Uebersicht und Controle der magnetischen Kuren zu gewähren, überhaupt die ganze Angelegenheit auf die richtigen Gesichtspunkte zurückzuführen, wird, unter allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs, andurch Folgendes verordnet:

§. 1. Die Anwendung des Lebens-Magnetismus auf den Menschen ist nur gesetzlich legitimirten Aerzten erster und zweiter Klasse, letztern jedoch mit Rücksicht auf die in dem Mandate vom 1. Juni 1824, die Ausübung der innern Heilkunde betreffend, §§ 7—10 enthaltenen Beschränkungen, gestattet, und zwar in dem Maaße, daß der Arzt die magnetische Behandlung entweder selbst verrichten, oder sich dazu der Vermittlung dritter Personen, die er dazu für geeignet erachtet, bedienen kann.

§. 2. Nichtärzten bleibt die selbstständige Veranstaltung magnetischer Kuren unbedingt untersagt und jede Zuwiderhandlung den gesetzlichen Strafen unterworfen. Solche Personen, welche sich im Besitze vorzüglicher magnetischer Kräfte befinden oder zu befinden glauben, dürfen von denselben zur Krankenbehandlung nur insoweit Gebrauch machen, als sich ein Arzt bei einer von ihm angeordneten magnetischen Kur ihrer im einzelnen Falle als sein Organ bedienen will.

§. 3. In diesem Falle ist der behandelnde Arzt für die Kur und deren Folgen, wie bei andern Kuren, ausschließlich verantwortlich. Er hat sich daher nicht auf ein bloßes Vorwissen und auf eine allgemeine Beaufsichtigung derselben zu beschränken, sondern solche im Einzelnen zu leiten, zu dem Ende den magnetischen Sitzungen wenigstens zum größern Theile beizuwohnen, die Modalität und das Maaß der magnetischen Behandlung zu bestimmen und den Zeitpunkt der Schließung oder Unterbrechung der Kur zu bemessen.

§. 4. Jeder Arzt, welcher eine magnetische Kur unternimmt oder eine solche unter seiner Leitung ausführen läßt,

hat hiervon dem Bezirksarzte sogleich beim Beginn der Kur Anzeige zu machen und dabei insbesondere den von ihm zu adhibirenden nichtärztlichen Magnetiseur nach Namen, Wohnort, Stand und Gewerbe genau zu bezeichnen.

Ueber den Verlauf der Kur selbst ist ein vollständiges, der obern Medicinalbehörde auf Verlangen vorzulegendes Tagebuch zu führen, so wie auch sonst derselben jede, zur gehörigen Beurtheilung des Falles in medicinisch-polizeilicher Hinsicht erforderliche Auskunft zu ertheilen.

Rücksichtlich der Aerzte zweiter Klasse bewendet es auch in dieser Beziehung bei der Vorschrift des Mandats vom 1. Juni 1824, §. 10.

§. 5. Der Bezirksarzt hat in den jährlich einzureichenden Medicinalpersonentabellen diejenigen praktischen Aerzte zu bezeichnen, welche sich mit magnetischen Kuren befassen und seine etwaigen Bemerkungen beizufügen. Die nichtärztlichen Personen, die sich in der §. 2. bestimmten Weise als Magnetiseurs gebrauchen lassen, sind in einem Nachtrage, unter näherer Angabe ihrer persönlichen Verhältnisse, besonders aufzuführen.

§. 6. Gehen dem Bezirksarzte gegen die Verwendung eines Laien als Magnetiseur in Rücksicht auf dessen Persönlichkeit im Allgemeinen oder in specieller Beziehung Bedenken bei, so sind diese mittelst Berichtserstattung an die vorgesetzte Behörde zur Kenntniß des Ministeriums des Innern zu bringen und hat sich bis zum Eingange der von diesem zu fassenden Entschließung der betreffende Arzt des Gebrauchs eines ihm von dem Bezirksarzte als ungeeignet bezeichneten Individuums zum Magnetisiren zu enthalten.

§. 7. Das Ministerium des Innern behält sich auch ferner vor, zu derjenigen minder bedenklichen Art der magnetischen Behandlung, welche nicht auf die Erregung des magnetischen Schlafs abzweckt, sondern in einem einfachen Bestreichen oder Händeauflegen auf die leidenden Theile besteht, an geeignete Personen ausnahmsweise Concession zu ertheilen. Der Concessionsschein wird solchenfalls die Grenzen und Bedingungen

der dadurch verliehenen, beschränkten Berechtigung zur Anwendung des Lebens-Magnetismus jedesmal näher bezeichnen.

§. 8. Gegen jede, den obigen Bestimmungen zuwiderlaufende, mißbräuchliche Anwendung des Lebens-Magnetismus entweder durch unbefugte Personen oder zu an sich unerlaubten und strafbaren Zwecken ist von den Polizeibehörden einzuschreiten und wegen der Uebertreter entweder unmittelbar oder, nach Befinden, durch Ueberweisung derselben an die competente Criminalbehörde das Geeignete zu verfügen.

Insbesondere sind die etwaigen Verbindungen von Magnetiseurs mit Personen, die sich im wirklichen oder vorgespiegelten somnambülen Zustande befinden, sorgfältig zu überwachen und gegen Ungebührnisse, die von Somnambülen oder deren Umgebungen durch unbefugtes Verordnen von Arzneimitteln oder sonstige Ertheilung ärztlicher Rathschläge für andere Kranke verübt werden, die gegen die medicinische Pfuscherei bestehenden Gesetze in Anwendung zu bringen.

Hiernach haben sich Alle, die es angeht, gebührend zu achten.

Dresden, am 4. August 1841.

Ministerium des Innern.

Nostitz und Jänckendorf.

Der magnetisirende Schäfer zu Arnstadt.

Aus Weimar.

Ein Wunderdoctor ist in unserer Gegend aufgetreten, der viel Redens von sich macht. Er ist aus dem Dessauischen. Seine Mutter soll, vom Blitze getroffen, ihn geboren haben; daher die ihm inwohnende heilbringende elektrische Kraft, die er zuerst als Hirtenknabe äußerte, als er ein krankes vom Arzt schon aufgegebenes Kind streichelte und in den Arm nahm, worauf dasselbe in heftigen Schweiß versetzt und hergestellt wurde. Nach Erfurt kam der in seinem Aeußern einfache Bauersmann auf Verlangen eines hohen Angestellten daselbst, der von seinen Kuren gehört hatte. Und es ist nicht zu läugnen, daß er vielen Leidenden Heilung gegeben. Er berührt und streicht Kopf und Glieder der Kranken, die sogleich seine Kraft fühlen und nach einigen Stunden in einen heftigen Schweiß versetzt werden sollen. Erfurt mußte er auf Antrag der Aerzte verlassen, darauf begab er sich nach Arnstadt. Aus der weitesten Umgegend strömen ihm nun Leidende zu. Geld fordert der heilende Schäfer nicht, weil nach dem Volksglauben sich eine solche Kraft verliert, wenn sie eigennützig angewendet wird; doch sind die Geschenke, die er erhält, nicht unbedeutend. Später gaben die Zeitungen folgende Nachrichten: Aus dem Schwarzenburgischen. Zwei Aerzte in Arnstadt, die Doctoren Franke und Niedergall, bezeugen in den öffentlichen Blättern auf den Grund der von ihnen angestellten Beobachtungen und gemachten Erfahrungen: „daß ein gewisser Chr. Matthey die Kraft besitze, kranke und gesunde Personen durch einfaches Bestreichen und Betasten mit seinen Händen in einen mehr oder weniger starken Schweiß

zu versetzen, und daß diese Schweißerregung besonders bei Gichtkranken, nicht minder aber auch bei vielen andern körperlich Leidenden, unter gehöriger Abwartung, in der Regel sehr wohlthätige Wirkungen hervorbringe. Da Matthey seit dem Anfange des Decembers unter den Augen und mit Zustimmung der beiden genannten Aerzte mehrere hundert Kranke auf die obige Weise behandelt habe, so gründe sich ihre Ueberzeugung lediglich auf die von ihnen selbst wahrgenommenen Thatsachen.

Thüringen, den 12. Januar. Vor einiger Zeit wurde in öffentlichen Blättern über einen sogenannten Wunderdoctor, der in Erfurt aufgetreten und von da sich nach Arnstadt begeben habe, berichtet. Da diese Erscheinung in ganz Thüringen und den benachbarten Ländern großes Aufsehen gemacht, so möchte es wohl nicht uninteressant seyn, ein Weiteres über den Mann zu hören. Er ist noch jung, heißt Matthey und ist aus dem Dessauischen, eines Schäfers Sohn.

Schon in frühen Jahren soll er seine elektrische oder schweißhervorrufende Kraft gezeigt haben. Durch eine höchst merkwürdige Kur wurde er einem hohen Angestellten in Erfurt bekannt und von diesem zur Heilung seiner Kinder dahin berufen. Dort machten seine Kuren viel Aufsehen und sein Haus war oft wie umlagert. Als er diese Stadt verlassen, wandte er sich nach Arnstadt. Die Leidenden strömten aus der ganzen Umgegend dahin. Auch hier wollte die Behörde ihn wegweisen, allein auf Bitten der Bürger wurde ihm der fernere Aufenthalt erlaubt, und seine Kuren unter Aufsicht von Aerzten gestellt. Bei gewissen Krankheiten war seine Heilmethode untersagt; namentlich aber soll er sich bei Gicht und ähnlichen Krankheiten als heilbringend gezeigt haben, und zwar dadurch, daß er mit Berühren und Betasten seiner Hände einen heftigen Schweiß hervorbrachte, der nach einigen Stunden ausbrach. Während der 6 Wochen, die er in Arnstadt verweilte, soll er nach authentischen Berichten 5000 Kranke behandelt haben. Aber gerade wegen dieser Unmasse von Hülfesuchenden

konnte er wohl Wenigeren helfen als früher, da die Kraft, die ihm wohl inwohnen mag, durch die zu häufige Anwendung abgenutzt und geschwächt wurde. Vor einer Woche etwa kam sein Vater, ihn in seine Heimath abzuholen, da er durch seine vielen Kuren ganz geschwächt und sein Nervensystem sehr angegriffen worden war. Drei Broschüren sind schon über ihn in Arnstadt und Ilmenau erschienen. Arnstadt selbst glich während der Anwesenheit des schweißtreibenden Mannes einem sehr besuchten Badeort; fast in jedem Bürgerhaus waren Logis für Fremde zu vermiethen.

Es ist zu bedauern, daß mit derlei magnetischen Kräften begabte Menschen aus dem Volke sich gemeiniglich zur Heilung aller möglichen Gebrechen hergeben und durch das Uebermaß ihrer Heilversuche jene Kräfte bald erschöpfen und auch dann, wo wenig oder keine Kraft mehr vorhanden ist, heilen wollen, dieß nicht mehr vermögen und dadurch in Mißkredit gerathen, so daß alsdann von ihren Neidern und Anfeindern, auch ihre früheren Leistungen als unwahr verschrien werden.

Oft suchen sie auch durch Genuß von Wein die erschöpften Kräfte wieder zu gewinnen, ein Bestreben, das durchaus verkehrt ist und ihren Gegnern nur um so mehr Veranlassung giebt, sie in weitern Mißkredit zu bringen.

Heilung des Leidens des Besessenseyns durch magnetische Manipulation schon im Jahre 1666.

Johannes Beaumont in seinem Traktat von Geistern, der im J. 1721 von Thomasius in's Deutsche übersetzt wurde, schreibt S. 145 von einem, Namens Greatrix, der schon im Jahre 1666 Kuren durch magnetische Manipulation ausübte. Dort ist von einem gedruckten Briefe desselben an Herrn Boyle die Rede, wo dieser Mann seine magnetische Manipulation, besonders bei der Heilung des dämonisch-magnetischen Leidens, des Besessenseyns, erzählt, und wobei auffallend ist, daß seine Manipulation und deren Erfolg ganz dieselbe war, wie wir in neuester Zeit bei dem gleichen Leiden es selbst oft mit ansahen. In dem angeführten Briefe schreibt jener Herr Greatrix also:

„Mein Herr, ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen, wenn ich euch meine eigene Erfahrung erzähle und was dieselbe mich zu glauben verleitet. Ich muß gestehen, daß mir Leidende vorgekommen, die mir, wie jene die uns die Jünger Jesu beschreiben, von verschiedenen, stummen, tauben und redenden bösen Geistern besessen zu seyn schienen, und daß, wie ich und andere mitansahen und es so denken mußten, unterschiedliche böse Geister, einer nach dem andern aus einer Person getrieben wurden, woran sie beinahe ein jeder erstickte, wenn er in den Hals herauf kam, ehe er ausfuhr. Sobald der letzte ausgefahren war, befand sich die Person vollkommen gesund und verblieb es. Es gab Leidende der Art, die, sobald sie mich sahen, ohne mich vorher gekannt zu haben, plötzlich niederfielen, welches der Bürgermeister zu Worcester, der Obrist Birch, der Obrist Wilde, und viel hundert, sowohl zu

Worcester als hier in London und andern Orten mehr, als Augenzeugen bekräftigen können. Viele, wenn sie meine Stimme hörten, sind auf eine seltsame Weise geplagt worden, so daß niemand der gegenwärtig war, es vor etwas anderes als Besessenseyn halten konnte.

So will ich eine Person zu Jockhouse anführen, wo Herr Johann Hintan, der Obrist Talbot und viele andere zugegen waren. Diese hatte etwas in sich, das ihren Leib ganz plötzlich dergestalt auftrieb, als ob er bersten wollte; und sobald ich meine Hand auf denjenigen Theil ihres Leibes legte, der so aufschwoll, fuhr es ihr hinauf in den Hals oder in einen andern Ort und machte, daß ihr der Hals noch halb so dick auflief, daß sie fast ersticken mußte. Dann machte es sie blind und stumm und sie schäumte. Bisweilen fuhr es ihr in die Hand und lähmte dieselbe und zog sie so fest zusammen, daß weder Herr Hintan, Herr Talbot noch ein anderer Anwesender, der es versuchte, mit all' ihrer Stärke einen Finger von einander bringen konnten. Oft brachte ich es hinauf bis an die Zunge, wenn ich mit meiner Hand ihren Leib auswendig über ihren Kleidern bis hinauf zum Halse strich, welcher in einem Augenblick wieder so dick aufschwoll, daß man es eigentlich von einem Ort zum andern fahren sah und endlich ein so heftiges Würgen eintrat, daß sie fast erstickte und ihr die Augen zum Kopfe heraustraten, bis es zuletzt ausfuhr, und das Weib hierauf gesund hinwegging. Ob dieses eine natürliche Krankheit gewesen, will ich einem jeden, er mag Theolog, Philosoph oder Mediciner seyn, zu beurtheilen überlassen. Ich könnte noch vierzig eben so seltsame und noch seltsamere Exempel anführen! —"

Er setzt noch unten hinzu: „als ich nach Copaqueen, eine Stadt in Irland, reisen wollte, kamen viele arme Leute wegen Krankheiten zu mir. Zwei von ihnen hatten die hinfallende Sucht. Diese wurden meiner nicht so bald ansichtig, als sie augenblicklich ihren Anfall bekamen, nachdem ich aber

meine Hände auf sie legte, kamen sie alsbald wieder zu sich und ich verfolgte ihre Schmerzen von Ort zu Ort, bis sie von ihnen wichen. —"

Wie hier vor 275 Jahren die magnetische Manipulation in solchen dämonisch-magnetischen Leiden statt fand, sah ich sie in gegenwärtiger Zeit mit gleich günstigem Erfolge in den gleichen Leiden ausüben. Man wird die Uebereinstimmung erkennen, wenn man in meiner kleinen Schrift:

„Nachricht über das Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an Herrn Obermedicinalrath Dr. von Schelling in Stuttgart, Stuttgart und Augsburg 1836, nachliest wie die magisch-magnetische Manipulation auch in diesen Fällen neuester Zeit veranstaltet wurde.

Nachdem dort gesagt wurde, daß neben magischer Besprechung durch Gebet, eine magnetische Manipulation von unten nach oben stattfinden muß, heißt es S. 22 weiter: „Bei den Leidenden stellt sich unter solcher Behandlung bald ein Drang nach oben ein und endlich ein heftiges Würgen. Die Behandlung wird immer ernster fortgesetzt, worauf Drang nach oben und Würgen sich immer vermehrt.

Die magnetische Manipulation mit Besprechung wird besonders auf denjenigen Theil des Körpers angewendet, in dem der Dämon seinen Sitz hat, und weicht er aus demselben in einen andern Theil, wird ihm durch Besprechung und Manipulation die alte Stätte gleichsam verschlossen, damit er dahin nicht wieder zurückkehren kann. So wird er, wo er im Körper des Leidenden hinweicht, mit Besprechung und magnetischer Manipulation (die oft auch nur in fester Aufdrückung der Hände auf jene Stelle abwechselnd mit Bestreichung nach oben besteht) verfolgt, bis er immer mehr nach oben weicht, und endlich unter dem furchtbarsten Drang und Würgen nach oben im günstigen Falle ausfährt u. s. w."

Wer erkennt hier nicht ganz die auch in alter Zeit von

jenem Greatrix in Anwendung gebrachte magnetische Manipulation bei solchen dämonisch-magnetischen Leiden?

Nachricht von einer Magnetischen in Frankreich.

Da ich in den Blättern aus Chalons-sur-Saone las, daß ein junges Mädchen, Namens Prudence, in der ärztlichen Behandlung des Dr. Laurent so merkwürdige magnetische Eigenschaften zeige, daß sie im Zustande des Somnambulismus ganz vortrefflich durch undurchsichtige Körper hindurchsehe, gehe, falle, wieder aufstände, sänge und plötzlich stillschweige, genau nach dem Willen desjenigen, der sie in den magnetischen Schlaf brachte, und noch dazu, ohne daß dieser Wille durch irgend ein äußeres Zeichen kundgegeben werde; da ich ferner hörte, daß unter Anderem auch noch eine Menge der außerordentlichsten Phänomene, welche von vielen gebildeten und urtheilsfähigen Leuten bestätigt würden, in Chalons ein solches Aufsehen machten, daß die Stadt sich in zwei Feldlager theile, und die eine Parthei geradezu abläugne, was die andere behaupte — auf jene Zeitungsartikel und diese Privatnachrichten hin fand ich mich veranlaßt, die Erscheinung mit eigenen Augen zu prüfen. Ich reiste hin und besuchte den Dr. Laurent, welcher meiner Bitte bereitwillig entsprach, da er hoffen mochte, an mir einen Proselyten zu machen.

Ich sah die Somnambule, ein Mädchen von 17 Jahren. Ihr Aeußeres war ganz gewöhnlich; dabei zeigte sie aber eine Einfachheit und Sanftmuth, welche sehr für sie einnahmen. Obgleich sie noch von den öffentlichen Sitzungen der vorhergehenden Tage angegriffen war und absolute Ruhe zu beobachten wünschte, so willigte sie endlich doch ein, in meinem Beisein das Experiment zu wiederholen, welches mich am meisten interessirte, nämlich das Sehen durch undurchsichtige Körper. Als der Dr. Laurent Prudence einfach dadurch eingeschläfert

hatte, daß er ihr zehn Minuten lang die Daumen hielt, ein Kontakt, der nicht gerade unerläßlich ist, da der Doktor die Somnambule auch auf zweihundert Schritt Entfernung einschläfern kann, so bat er mich, des Mädchens Augen jetzt so zu bedecken, daß ich über das Durchdringen selbst des geringsten Lichtstrahls außer allem Zweifel sey. Er ließ mir freie Wahl zwischen mehreren Masken, Sacktüchern und andern Tüchern, oder eine Bandage, welche Tages zuvor von einem ungläubigen Apotheker mit Hülfe eines noch ungläubigeren Arztes gemacht worden war. Vorläufig probirte ich an mir selber die eine Maske, welche blos eine Mundöffnung hatte und mir das Gesicht so verhüllte, daß ich mit der größesten Anstrengung auch nicht den kleinsten Lichtschimmer gewahren konnte. Vor Benutzung der Maske schlug mir Laurent vor, die Augenlieder der Somnambule noch mit mehreren Lagen Gummitaffet zu schließen; ich zog jedoch die einfache Maske vor, indem ich mir vorbehielt, die Undurchsichtigkeit durch Hinzufügung mehrerer Sacktücher zu steigern.

Als die Maske angelegt war, band ich der Somnambule noch ein zusammengelegtes Tuch um Augen und Stirn und fing eine Partie Ecarté an. Prudence spielt leidenschaftlich gern. Jede ausgespielte Karte wurde von ihr an die Stirn gehalten und sofort erkannt. Ich wünschte ihr ein zweites Sacktuch über das erste zu binden. Dieß wurde bewilligt und die Vision nahm ihren Fortgang. Ich machte eine zweite Partie, während welcher ein Dritter der Somnambule noch ein drittes Tuch überwarf und es ihr unter dem Kinn festband. Die Somnambule schien kaum zu bemerken, daß die Hülle auf diese Weise noch stärker geworden war. Zuletzt wurde ihr noch ein viertes Tuch überworfen, welches nebst den früheren einen wahren Polster bildete. Doch der Durchsichtigkeit geschah dadurch nicht der geringste Abbruch. Ich staunte und mußte gestehen, daß ich nicht mehr wüßte, was ich dazu sagen solle. Ich schrieb Wörter auf ein Blatt Papier: sie las dieselben sogleich. Ich hielt ihr eine Uhr vor, sie vermochte die

Stunde zwar nicht anzugeben, doch zeigte sie die Richtung der beiden Zeiger genau an. Auch erkannte sie die Farbe des Kleides von einer fremden Dame, welche zugegen war, und bewunderte die feine Stickerei an dem Sacktuche, welches die Dame in der Hand hielt. Ich bemerkte, daß sie einfache Gegenstände, die ihr hingehalten wurden, z. B. ein Aß, ein Wort, eine Zahl, auf der Stelle erkannte, während sie komplicirte, z. B. die Coeurneun oder Pickzehn u. s. w., einen Satz, ein Zahleuexempel und dergleichen erst nach längerem Ansehen erkannte. Hieraus zog ich den Schluß, daß ihr Gesicht keinen solchen Umkreis, wie im normalen Zustande, überblickte, vielleicht weil sie sich ihrer Hauptorgange, der Augapfel, nicht bedienen konnte, sondern auf die Sehnerven beschränkt war. Denn ich nehme an, daß Prudence mit den durch den Magnetismus erhöhten Sehorganen durch die undurchsichtigen Gegenstände, welche ihr um die Augen gebunden wurden, hindurchsieht; d. h. ich nehme keine Transposition der Sinne an.

Ich bat den Doktor Laurent, die Tücher nebst der Maske abzunehmen und mich noch einige andere Experimente machen zu lassen. Die Maske hatte sich durch die Hitze und Transpiration so fest an's Gesicht gelegt, daß wir Mühe hatten, sie abzunehmen. Der Schlaf ging fort, die Augenlieder waren vollständig geschlossen. Ich brachte ihr verschiedene Gegenstände von hinten herum so vor die Stirn, daß sie dieselben, wenn die Augen offen seyn sollten, nicht erkennen konnte. Prudence erkannte sie, doch langsamer als da sie Maske und Tücher vor hatte. Endlich versuchte ich auch die vorerwähnte Bandage, welche die beiden Gegner des Magnetismus gemacht hatten. Außer dieser warf ich ihr noch mehrere Tücher über: die Somnambule erkannte Alles und ich bekannte, daß meine Zweifel gelöst seyen. Als ich über die auffallendste Erscheinung der Somnambule im Klaren war, bat ich den Arzt, um die Kranke nicht über Gebühr anzustrengen, sie zu wecken. Einer von Laurents Schülern aus Chalons that dies durch Querstriche in wenig Minuten.

schaft mit dem Erlebten beschäftigt, besuchte ich am Abend das Kaffeehaus Lafayette, wo ein Advokat die, wie es mir schien, großsprahlerische Behauptung aufstellte, daß er den Kellner, der uns bediente, in magnetischen Schlaf bringen wollte. Da der Kaffeewirth nichts dagegen hatte, so wurde der Kellner in Zeit einer Viertelstunde so eingeschläfert, daß ihn nichts aus dem Schlafe bringen konnte. Da ich eine Neckerei argwöhnte, so hielt ich ihm ein Fläschchen von flüchtigem Alkali unter die Nase, welches einen Neugierigen, der wissen wollte, was darin sey, beinahe rücküber warf. Der Magnetisirte spürte nichts davon. Ich nahm jetzt die Glocke im Kaffezimmer und läutete, daß ihm die Ohren gellen mußten: dieselbe Gefühllosigkeit! Ich kniff ihm blaue Flecken, stieß ihm eine Nadel in's Fleisch: die nämliche Gefühllosigkeit! Wir ließen ihn gehen, schrieen ihm in's Ohr, daß das ganze Haus wach wurde: er rührte sich nicht. Jetzt glaubte ich selbst, daß es in solchem Zustande möglich sey (was Professor Cloquet that) einer Frau, welche am Krebs litt, eine Brust abzunehmen, oder sonst ein Glied, ohne daß der Patient den geringsten Schmerz davon hatte. Ich wollte den Magnetisirten selber wecken: dieß ging sehr leicht von Statten. Die erste Bewegung des Erwachten war ein Griff nach der Stelle, wo ich ihm die Nadel in's Fleisch stieß; er klagte, daß ich ihn gestochen habe. Einen verständlichen Laut, ein Wort konnten wir aus dem Burschen nicht herausbringen, weil sein Zustand nicht bis zum Somnambulismus gesteigert war. Jedoch antwortete er mit Kopfbewegungen auf unsere Fragen; später wird er gewiß reden.

Nach der Rückkehr von meiner Reise nach Chalons machte ich sogleich magnetische Versuche, und zwar zuerst mit einem Mädchen, das an Nervenzufällen litt, die ich seit längerer Zeit vergebens zu heben suchte. In fünf Minuten war die Wirkung so, daß ich staunte. „Was thun Sie! Sie bringen mich um! Meine Nervenzufälle kommen wieder!“ rief sie, indem sie in einen krampfhaften Zustand verfiel. Ich weckte sie schnell wieder

auf, mit meinem ersten Versuch zufrieden. Das Mädchen scheint mir eben so magnetisch wie Prudence zu seyn und ich hoffe, bald eben so außerordentliche Phänomene an ihr zu sehen.

Wie kann man nach so handgreiflichen Thatsachen noch behaupten, der Magnetismus sey Einbildung oder Betrug? Die Thatsachen liegen vor, wir sehen sie; nur ein Newton fehlt noch, der sie erklärt.

Die königliche Akademie der Medicin stellt seit zwei Jahren in Abrede, daß ein Magnetisirter mit verbundenen Augen lesen kann. Herr Burdin setzte einen Preis von 3000 Fr. für den oder die aus, welche so lesen würde. Mlle. Pigeaire lieferte den Beweis; aber man behauptete, sie habe durch den Augenverband einen Lichtschimmer behalten. Um diesem Verdachte vorzubeugen, rieth Dr. Frapart dem Dr. Laurent die Masken von Gyps oder Blei an, deren sich Prudence bedient. Prudence wurde der Akademie vorgeführt, nicht um den Preis zu gewinnen, denn derselbe ist zurückgenommen; sondern um zu beweisen, daß man wirklich durch undurchsichtige Gegenstände lesen könne: die Akademie wollte sie nicht sehen!

Jetzt verlangt Dr. Laurent eine Kommission, welche aussagen soll, ob er ein Betrüger oder ob das Phänomen wahr sey. Da jene hochgelahrten Herren, welche den Fortschritt der Wissenschaft fördern sollten, neutral bleiben wollen, so steht dem Dr. Laurent jetzt die glänzendste Genugthuung und dem Magnetismus ein schöner Sieg zu Gebote. Mehr als dreihundert Naturforscher versammeln sich im September zu Lyon. Dahin, ist unser Rath, führe er Prudence und lasse das Phänomen auf's Strengste untersuchen. Ist diese unparteiische Gesellschaft von der Wahrheit der Sache überzeugt, so wende er sich dann noch einmal an die Pariser Akademie, wenn er deren Zustimmung dann noch für unerläßlich hält. In dem einen oder andern Falle wird die Wahrheit triumphiren und der Magnetismus die Anerkennung finden, die er verdient.

Ueber die Exstatischen im Süden Frankreichs, in den Jahren 1685—1705.

In G. Arnolds „Leben der Gläubigen" ist in „Broussons Leben und Leiden" ausführliche Nachricht gegeben von den schweren Verfolgungen, welche die Protestanten, besonders im südlichen Frankreich in Languedoc und den Cewennen um jene Zeit betraf; und ebendaselbst (c. II. und XVI.) ist auch mit Wenigem gemeldet, wie Gott damals zum Trost und zur Stärkung seiner Diener mehrere Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, darunter auch Kinder, auf außerordentliche Weise erweckte, und mit den Gaben seines Heiligen Geistes, besonders der Gabe der Weissagung ausrüstete; wobei aber auch angedeutet ist, wie Satan auch damals, wie immer, dieses Werk Gottes mit Argwohn zu bedecken bemüht war, indem auch er hie und da falsche und betrügerische Propheten und Prophetinnen aussandte, um das Volk Gottes womöglich zu verführen.

Bekannt ist, daß von den vielen Protestanten, die damals aus Frankreich auswanderten, sich auch eine beträchtliche Anzahl derselben, worunter auch sogenannte Inspirirte waren, in England und London besonders, niederließen. Auch unter diesen dauerten noch einige Zeitlang die außerordentlichen Bewegungen des h. Geistes fort, aber auch da gelang es dem Feind, nicht nur durch Ungläubige von außen, sondern auch durch falsche Brüder dieß Werk Gottes zu hemmen, und unter den allgemeinen Verdacht des Irrthums zu bringen. Doch gab es redliche Seelen, die die Wahrheit vom Irrthum zu scheiden wußten, und sie durch Schriften an's Licht brachten. Unter diese Schriften gehört auch das nun äußerst selten gewordene Buch: „A cry from the Desart, printed London 1707,"

worin mehrere authentische Nachrichten von jenen Gnadenergießungen des h. Geistes in Frankreich enthalten sind. — Der Verfasser desselben bemerkt unter anderm in der Vorrede, daß er noch im November 1706 Gelegenheit gehabt habe, mit einigen der — nach England ausgewanderten Protestanten in näheren Umgang zu kommen, und von ihnen theils schriftlich, theils mündlich die mitgetheilten Nachrichten erhalten habe. *

Diese sind nun folgende:

1) Ein Auszug aus einer umständlichen Erzählung von Mathäus Boissier, geschrieben und unterzeichnet von seiner eigenen Hand:

„Bald nach dem Frieden von Ryswyk, im Jahre 1697, ging ich auf einige Zeit nach Loriol, meinem Geburtsort in der Dauphiné. — Daselbst luden mich einige Freunde ein, mit ihnen zu einer Versammlung zu gehen, welche am Morgen des folgenden Tags des HErrn ganz in der Nähe gehalten werden sollte. Als ich in die Versammlung kam, sah ich da ein junges Mädchen, das mit einer mir äußerst erstaunlichen Beredtsamkeit und Flüssigkeit der Rede der Versammlung predigte. — Dieses Mädchen hatte, nachdem der Geist Gottes sie mit seinen Gaben beehrt hatte, etwas lesen gelernt. Als die Predigt vorüber war, kamen noch mehrere herein, die eine große Begierde zeigten, sie zu hören. — Sie sagte, daß sie keineswegs im Stand sey, aus ihr selbst ihnen Befriedigung zu gewähren, fiel aber alsbald auf ihre Kniee nieder, und bat Gott ernstlich, daß es ihm gefallen möchte ihre Zunge zu lösen, damit sie zum Trost seines Volks sein Wort wiederum verkündigen möchte. Sie wurde augenblicklich erhört: der Geist Gottes fiel auf sie, und sie ergoß sich in einem langen Gebet. Mich dünkte, ich hörte einen Engel, so ergreifend waren die Worte, die ihrem Munde entquollen. Nach dem

* NB. Das Buch selbst besitze ich nicht, aber dieses und die folgenden Auszüge aus demselben fand ich in dem Werkchen: „Miraculous Prophecies and Predictions of Eminent Men etc. London 1821. Part. II. p. 125—132.

Gebet gab sie einen Psalm zum singen an und stimmte ihn selbst melodisch an. Darauf hielt sie uns eine Rede, so vortrefflich, so rührend und so wohlgeordnet, und dabei mit einem solchen heiligen Anstand und brünstigen Eifer, daß wir nicht umhin konnten zu glauben, daß etwas mehr als Menschliches aus ihr rede. — Ein armes, einfältiges Mädchen wie sie war, konnte ganz gewiß nie im Stande seyn, von ihr selbst so zu zu sprechen. Ich ging fort bis in's Innerste meines Herzens und meiner Seele durchbohrt und voll des Eindrucks von den wunderbaren Dingen, welche diese treue Magd des HErrn ausgesprochen hatte, und schrieb einen großen Theil davon nieder, so gut es mir eben erinnerlich war. — Sie zog viele Stellen aus dem alten und neuen Testamente an, als ob sie die ganze Bibel auswendig wüßte, und wandte sie so schicklich an, daß es uns auf eine ganz sonderbare Weise traf. Sie äußerte eine wehmüthige Klage über den beweinenswürdigen Zustand der Kirchen Frankreichs; über die, welche sich in den Kerkern, oder auf den Galeeren, in den Klöstern, oder in der Verbannung befanden, und fügte hinzu, daß unsere Sünden die einzige Ursache davon wären: aber sie sprach zu gleicher Zeit auch die edelsten und erquicklichsten Tröstungen aus, die es nur geben konnte; — Verheißungen von Barmherzigkeit, Friede, Gnade, Glückseligkeit und ewiger Freude. Sie erklärte dieses Alles im Namen Gottes, der allgenugsam und in Güte überschwenglich sey gegen Die, welche nicht hartnäckig die väterlichen Anträge seiner Güte zurückwiesen. Sie versprach auch von Gotteswegen auf eine höchst kräftige, genaue und ausdrucksvolle Art, daß die Religion in ihrer Reinheit im Reiche wieder aufkommen werde."

„Ich sah," fährt derselbe Zeuge fort, „auch mehreremal zu Genf ein Mädchen aus Languedoc, die göttliche Eingebungen hatte. — Sie sagte in der Entzückung Mehreres, das mich betraf, und wovon sie auf einem gewöhnlichen Wege unmöglich Kenntniß haben konnte. Sie genoß einer wunderbaren Gemeinschaft mit dem Geiste Gottes."

„Compan gab mir," (schrieb er ferner) „eine lange und ausführliche Erzählung von all' den wunderbaren Dingen, die vor aller Augen in den Cewennen vorgingen, und die man, meines Erachtens, nicht anders als Wunder betrachten kann; auch sagte er mir Mehreres, was mit ihm selbst vorgegangen war, was man nur für offenbare und unmittelbare Werke des Allmächtigen halten kann."

---

2) Eine mündliche Erklärung von Isabel Charras von Les Roches am 19. Febr. 1706.

„Ich verließ Frankreich," sagte sie, „im Jahre 1696. — Vom Anfang des 1689sten Jahres an, bis ich das Land verließ — sieben volle Jahre hindurch — sah ich in den Thälern sehr viele Leute von jedem Alter und Geschlecht, die auf eine außerordentliche Art in heftige Leibesbewegungen geriethen; während welcher sie lange Reden, voll von Gottseligkeit und starken Ermahnungen zur Buße hielten. — Es wurden ihnen auch Weissagungen zu Theil von dem Fall des mystischen Babylons, mit Versicherungen, daß die Kirche bald aus dem Drangsal errettet werden würde. Sie wurden in Ansehung vieler Dinge zum Voraus gewarnt, oder auch unterrichtet, entweder in Bezug auf ihr eigenes Betragen, oder auf die religiöse Versammlungen, (die beinahe täglich insgeheim gehalten wurden) um dabei vor den Nachstellungen sicher zu seyn. Sie sprachen immer gut französisch, so lange sie aus der Eingebung sprachen, obschon sie zu andern Zeiten es nicht konnten; und während den Reden, die sie alsdann hielten, sprachen sie auf solche Weise, als ob der Geist Gottes aus ihnen redete, indem sie sagten: ich sage dir: ich erkläre dir, mein Kind u. s. w."

„Ein Mann von unserer Nachbarschaft, mit Namen Johann Heraut, hatte nebst vier oder fünf seiner Kinder die Gabe der Weissagung. Die zwei jüngsten waren — das Eine sechsthalb und das Andere sieben Jahre alt, als sie zuerst dieselbe empfingen. Ich habe diese oft in ihren Ekstasen gesehen."

„Lukretia Clare, eine Frauensperson von außerordentlicher Frömmigkeit und Sanftmuth, mit der ich eine genaue Bekanntschaft hatte, empfing die Gabe der Weissagung, als sie sechzehn oder siebenzehn Jahre alt war. Sie hielt erstaunenswürdige Reden vor den Versammlungen. — Nachdem sie eine lange Zeit im Weinberg Gottes gearbeitet hatte, bekam sie durch Eingebung einen Befehl von Gott, sich nach Genf zurückzuziehen. — Die göttliche Vorsehung brachte sie sicher, mitten durch ein Meer von Gefahren an diesen Ort ihrer Bestimmung, wo sie drei Jahre nachher starb, zum großen Leidwesen Aller, die sie kannten. Aber ihr Ende war so herrlich und selig, daß die, welche über sie wehklagten, nur ihre Freude bezeugen konnten über die endlose Seligkeit dieser auserwählten Magd des HErrn.“

---

3) Eine mündliche Erklärung von Durand Fage, die er am 25. Januar 1707 zu London ablegte, und das Protokoll davon nachher unterzeichnete.

„Ich bin zu Aubais in Languedoc geboren, und sah, ehe ich noch aus meinem Vaterland auswanderte, (was im Jahr 1705 geschah) viele Kinder daselbst unter starken Bewegungen, und dabei aus göttlicher Eingebung reden. Das Jüngste davon war, wie ich mich noch deutlich erinnern kann, nicht mehr als fünf Jahre alt, und lebte im Dorfe St. Maurice, bei Vousy. Im Monat Juli 1702 wurde eine religiöse Versammlung in einem Felde bei St. Laurence de Gouse bei Nacht gehalten, wobei man viele Lichter hatte. — Das war die erste, welcher ich beiwohnte. Ein eilfjähriges Mädchen, das nicht lesen konnte, und zu jeder andern Zeit ein schwachsinniges Kind gewesen war, wurde nach einiger Bewegung des Leibs und besonders der Brust, von einer heiligen Begeisterung ergriffen. — Ich war tief erstaunt und gerührt, als ich sah, mit welcher Freimüthigkeit und Freudigkeit sie redete, in einer helltönenden und lauten Stimme, nachdem sie zuvor gesagt hatte: „Falle nieder, o du Volk Gottes; werfet euch demüthig hin vor Ihm,

und unsere Hoffnung sey im Namen des HErrn! Hierauf sprach sie ein ziemlich langes Gebet, und nachher eine Ermahnung, die ungefähr drei Viertelstunden dauerte; sie sprach gut französisch, und zwar so, daß ich völlig gewiß bin, daß dieses kleine Mädchen dies eben so wenig von ihr selbst thun konnte, als sie die wundervolle und gute Dinge hätte sagen können, die aus ihrem Munde strömten. — Die Reden derjenigen von uns, die im eigentlichen Sinne die Gabe der Ermahnung hatten, wurden nicht von solchen Bewegungen im Halse, die dem Schlucken ähnlich waren, unterbrochen, wie die Andern, ausgenommen nur am Anfang ihrer Rede. Nach diesem hatten sie eine solche Fertigkeit in der Aussprache, daß man es leicht bemerken konnte, daß ihr Mund nur das Organ einer höhern Macht war. — Dieses arme Mädchen war das Kind eines gewissen Dumas, aus dem Dorfe Manably: sie war wegen ihrer Eingebungen von ihrem eigenen Vater in's Gefängniß gelegt worden, aus welchem sie entkam, und sich dann zu St. Laurence de Gouse verborgen hielt, wo meist lauter Protestanten wohnten, die sie von Haus zu Haus verbargen und ernährten."

Zwei Beispiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens.

1.

Im Augustmonat des Jahres 1824 hatte ich in der Umgegend von Salzburg durch einen Fall eine höchst bedeutende Rückgraterschütterung erlitten, und wurde auf Betten liegend im Wagen nach München zurücktransportirt. Ich glaubte zu sterben, und bestand darauf, in Alten-Oettingen zu verweilen, um an diesem Orte der Gnade und des Glaubens mich zum Tode zu bereiten. Daselbst angelangt, konnte ich das Bett nur auf Stunden verlassen, und die Kapelle so wie die meiner Tochter wegen zu besichtigenden geschichtlichen Merkwürdigkeiten nur im Sessel oder von Menschen unterstützt erreichen, oft durch Ohnmachten unterbrochen, die der Schmerz erzeugte. Es war mir so schmerzlich, nicht demuthsvoll knieen zu können an dem Orte, der bereits seit 1200 Jahren nie leer war von bittenden und dankenden Christen. Am dritten und letzten Morgen betete ich während der Kommunion mit der ganzen Kraft des glaubensvollsten Ernstes: „Mutter Gottes! Dieß Haus Dein, dieser Ort Dein, mein Leben und mein Herz Dein. Nur Einen Augenblick gieb mir den freien, schmerzlosen Gebrauch meiner Glieder, damit ich knieend mich beugen könne, und dieser Trost als Freude mich begleite."

Glaube es oder glaube es nicht, wer da will: schmerz- und hindernißfrei knieete ich während meiner Kommunion.

Dann trat der gelähmte Zustand wieder ein, und dauerte noch Monate hindurch.

2.

Zu Rom im Winter $18^{28}/_{29}$ kam die gräflich Ankewitzsche Familie aus Krakau an: Vater, Mutter, die an Hektik sterbende Tochter Henriette. Letztere war von den Aerzten aufgegeben. Sie hatte von der Güte Leo des Zwölften für diejenigen, die ich ihm zuführte, sprechen hören, und verlangte meine Bekanntschaft, um ihr dessen Segen zu verschaffen. Außer Stande, das Bette zu verlassen, wurde zu Eröffnung der unmittelbaren Bekanntschaft ein Mittagsmahl bei Gräfin Ostrowska, geb. Sanguszko, veranstaltet; bei welcher Gelegenheit Henrietten's trostlose Eltern den Wunsch der Tochter bestätigten. Ich fuhr nach Haus, schrieb Leo dem Zwölften, brachte den Brief nach dem Vatikan, gab ihn eigenhändig in der Anticamera dem Sagristano, um selbigen zu überreichen. Abends 11 Uhr kam der Sagristano, brachte den vom Pabst schriftlich eigenhändig verfaßten Segen für die Kranke, den ich unverweilt ihren Eltern sendete, und am folgenden Morgen mich selbst bei Henrietten einfand, wo ich sie zum Erstenmale sahe, und Nachstehendes mir mitgetheilt wurde: Als gegen Mitternacht mein Bedienter geschellt hatte und Einlaß begehrte, erhebt sich die Kranke im Bette, und bittet die Mutter, „dem Segen bis an die Thür entgegen zu gehen.“ Die Mutter wähnt, die Tochter spreche irre, denn Niemand erwartete so schnelle Erfüllung des Gesuchs. Da wird die Tochter ungeduldig und sagt: „O! geh' doch nur! Er hat ja selbst geschrieben!“ Von dem Tage an trat völlige Genesung ein, nach dem Glauben der Kranken: „durch diesen Segen werde sie genesen.“ Ende Januar willigte Leo der Zwölfte die Audienz in der Sakristei des Vatikan; es war 11 Tage vor seinem Tode. — Noch vermochte Henriette weder Treppen zu steigen, noch zu stehen, noch eine bedeutende Strecke zu gehen. Sie wurde im Wagen getragen. Ein Sessel erwartete sie am Hauptportal der Basilika, denn sie hatte gewünscht, durch selbige in ihrer ganzen Länge getragen zu werden, auch an der Confessione

di San Pietro zu beten, ehe sie vor dessen Nachfolger erscheine. Als der Wagen an der Basilika hielt, stieg kräftig Henriette aus demselben, ging durch die Kirche, nur leicht von ihrer Mutter und von mir unterstützt; betete knieend; stand ohne Unterstützung während der langen Audienz, nachdem sie und ihre Familie durch Gräfin Lützow, Gemahlin des österreichischen Botschafters, vorgestellt worden; erhielt knieend des Pabstes Segen, während ihre Eltern und ich hinter ihr standen; blieb seitdem in dauernder Gesundheit, hat geheirathet und ist nur im Ganzen delikater Constitution geblieben. Die späteren Ereignisse in Polen haben uns außer Verbindung gebracht.

Gräfin X. X.

Merkwürdiges Zusammentreffen im Staatsleben.

Das letzte Stück Papier, welches Napoleon aus der Hand legte, um nach Talma's Vorschriften sich zur Krönung im Kaisermantel zu drapiren, war ein Anschlag, sich jenes Basaltfelsens in der ungeheuren Wasserwüste St. Helena's durch Ueberfall zu bemächtigen! Hundert Tage dauerte sein glorreichster Feldzug (1805) und zehn Jahre darauf, abermal hundert Tage (1815), die feenhafte Heerfahrt von Cannes auf Paris. — An demselben 11. April, der durch den leichten Sieg bei Montenotte seinen Namen zum ersten Male durch die erstaunte Welt trug, legte er 18 Jahre später in Fontainebleau das angemaßte Königthum der Könige nieder. Auf den 14. Juni fielen die Lorberen von Marengo, von Friedland und Raab, auf den 2. Dezember die Kaiserkrönung, Austerlitz und die Schreckensflucht aus der russischen Schneewüste. An eben dem 14. Oktober (1799), wo er, sein Heer in Aegypten verlassend, in Paris wieder eintraf, reifte (1805) die Schmach von Ulm, geschah (1806) die Niederlage von

Jena, stand er (1809) durch den Wiener Frieden auf dem Giebel seiner Herrschaft, war (1813) seine Umgarnung bei Leipzig entschieden, war er (1815) ein Gefangener auf dem Northumberland im Angesichte St. Helena's! — Am 19. Oktober 1813 in der zehnten Vormittagsstunde zog Carl Schwarzenberg mit den verbündeten Monarchen als Sieger nach dreitägiger Völkerschlacht in Leipzig ein. Am 19. Okt. 1820 in der zehnten Vormittagsstunde zog die Leiche des Edeln aus den Thoren Leipzigs in die Gruft seiner böhmischen Lieblingsburg.

Sympathetische Zuneigung Wahnsinniger zu einzelnen Personen.

Hievon ein Beispiel.

Von meiner zartesten Kindheit an scheint ein Verhältniß der Liebe und des innern Schauens der Wahnsinnigen zu mir vorhanden zu seyn; auch mir von meiner Mutter angeerbt, von deren besonderm Beruf in dieser Hinsicht viel anzuführen seyn dürfte. Die Gestörten schauen mir lange bedächtig in die Augen, zumal wenn, wie zeitenweis sich ereignet, der innere Augenstern sich über den ganzen Augapfel ausdehnt. Dann öffnen sie mir ihr Vertrauen, verlangen mich wiederzusehen — am auffallendsten hat sich diese Bemerkung in denen bestätigt, welche aus Gemüthskummer wahnsinnig geworden; ohne Ausnahme erwarten und fordern diese — und beinahe ohne Ausnahme in den nämlichen Ausdrücken — „ich möge, könne und wolle durch Gebete und durch Denken ihnen Geister oder Engel herbeirufen, zu Erfüllung ihrer Wünsche, zu Erlösung aus ihrem Zustande," der ihnen nie ganz unbewußt ist. Sie behaupten: „Hülfe werde meinem Rufe folgen; unsichtbar werden die Geister, und unfehlbar auch, herbeieilen, denn mein Gebet und Danken heilige durch Mitleid die Leiber und Gemüther der Kranken, die ich liebe."

in verschiedenen Theilen Deutschlands, in Charenton bei Paris, in Aversa bei Neapel, überall das Nämliche — so wie sie mich erblicken, eilen diese Aermsten mir zu, drücken mir die Hände, begleiten mich bis an die vergitterten Thore ihrer Wohnungen, schluchzen mir nach. Der Kutscher (Namens Hoffmann) meines Vaters drohete in Schmochtitz täglich in seinem Tiefsinn, sich um's Leben zu bringen, wenn ich die, damals dreizehnjährige, ihm nicht vorerzählen und seine Leiden anhören dürfe. Eines Tages ward der Versuch gemacht. Ich durfte ihn nicht besuchen; er entwand sich seinen Wächtern, und wurde am Rande des Mühlteiches eingeholt. — Ungefähr zur selben Zeit entschlüpfte eine meiner frühern Gespielinnen, Christiane Ernst in Kleinwelke, aus ihrer Krankenstube, läuft bis Schmochtitz (eine Stunde weit), springt zur offenen Gartenthür in's Schloß, stürzt in den Salon, woselbst ich Klavier spiele, rennt umher mit Lachen und confusem Geschwätz, bis etwas beruhigt, sie sich von mir unter anderweiter Begleitung wieder nach Haus führen läßt.

In Charenton z. B. wohne ich in Gesellschaft sehr angesehener Männer und Frauen, mit deren Schönheit ich mich nicht messen konnte, einem Schauspiele bei, welches von Wahnsinnigen vor einem wahnsinnigen Auditorium aufgeführt wurde. Man gab: Clantine (ich glaube) von Marmontel. Die Ehrenwache vor unsrer Schauspielloge war ein genesender Verrückter mit ungeladenem Gewehr. Während ihm bedeutet wurde, vor welchen Personen er das Gewehr zu präsentiren habe, schüttelte er wiederholt mit dem Kopfe — als man die Plätze eingenommen, stellte er sich zunächst meinem Sitz, und blieb zu meiner Angst und Schrecken so stehen, fortwährend das Gewehr präsentirend ꝛc. Im Herbst 1828 besuchte ich das Narrenhaus zu Aversa bei Neapel, begleitet vom Doctor Vulpes in Neapel, Arzt jenes Hospitals. Unterwegs theilte Vulpes die interessanten Tabellen mit, welche im 10jährigen Durchschnitte die Ergebnisse dieser Anstalt darlegen, an Zahl, Art, Beschaffenheit der Kranken, Genesenden, Unheilbaren und

Sterbenden. Im Narrenhospital der Männer verbrachten wir mehrere Stunden, besahen die Einrichtung — ich bewunderte die Liebe und den Gehorsam, der die Gestörten mit ihren Pflegern und Wächtern verbindet. Keinen aber lernte ich kennen, der mich nicht ersucht hätte: „Vorwort einzulegen, daß er aus der Krankenanstalt entlassen werde." So viel Kenntniß der örtlichen Verhältnisse hatten sie ohne Ausnahme. — Ich hörte Messe mit ihnen; sie wohnten derselben bei mit ergreifender Andacht, und es führten die Musik dazu einige unter ihnen auf. — Beim Heraustreten aus der Kapelle trafen wir zusammen; sie drängten sich dergestalt um mich, daß dem Hrn. Vulpes und den Aufsehern unheimlich zu Muthe wurde. Ich aber bat, die Kranken gewähren zu lassen, und stellte mich, die Hände freundlich darreichend, mitten unter sie. Nun war Freundschaft geschlossen. Die musikalischen unter ihnen baten Hrn. Vulpes um Erlaubniß, ein kleines Concert aufführen zu dürfen. Es wurde erlaubt. Einer von ihnen war früher Violinist am Theater von San Carlo und spielte vortrefflich; ein Anderer sang gut und mit viel Pantomime, mit noch mehr Heiterkeit Buffo-Arien. Ein Dritter, der nicht zwei Gedanken zusammen verbinden kann, sang mit vielem Ausdruck die Sopranpartien dieser Arien. Der Violinist begleitete Beide, lobend und tadelnd, als sey er in San Carlo; sprach mit mir von seiner frühern Anstellung, und bat mich um Rath, wie er aus Aversa könne entlassen werden? Vulpes nahm das Wort und sagte: „sobald es ihm gelingen werde, die Stelle einer Arie (die auch bezeichnet wurde) zu spielen, ohne in Abirrungen zu gerathen, sey ihm, wie er bereits wisse, Entlassung zugesagt." Er versuchte vergeblich, und jedesmal betrübter werdend, die Stelle. Sie gelang ihm nicht. Schmerzergriffen wendete er sich an mich und frug: „wird's mir gelingen?" — fest und freundlich entgegnete ich: „ich befehle es Dir, jetzt muß es gelingen." Und es gelang. Voller Hast und Freude wiederholte er den Versuch; umsonst, er war wieder zerstreut. Still weinend legte er das Instrument auf

den Tisch, kreuzte die Hände über's Gesicht. Da ging ich an's Klavier, spielte die Stelle, aber absichtlich fehlerhaft. — Eifrig erfaßte er sein Instrument, und lehrte mir nun die Melodie vollkommen richtig. Nochmals wurde diese Bahn mit ihm befolgt. Nach kurzen Wochen war er geheilt und aus der Anstalt entlassen. — Ein der Genesung Näherer sprach in Versen den Wunsch aus, das Hospital zu verlassen. Ich verlangte von ihm: er möge improvisiren. Lebendigst ergriff er den Gedanken, besann sich einige Zeit, gab auf dem Klavier und Violine ein Thema an, zu welchem er improvisirte Verse sang, welche nicht nur Zusammenhang auf's vollkommenste hatten, sondern anmuthig und bewegend seine Wünsche enthielten. Die ersten dieser Verse richteten sich an meine Tochter, als die „ihn begeisternde Muse.“ Sodann erhielt ich mein Lob: „una visione di salute.“ Worauf er nach glücklich vollbrachter Improvisation eine neue begann, dem Doctor Vulpes den Inhalt zuwendend; und dieß zwar so rührend und so bündig, daß diesem vor Freuden die Augen übergingen, und er dem Kranken pflichtmäßig zusagen konnte, daß wenn er in dem Maße 8 Tage fortfahre, vernünftig zu handeln und zu sprechen, der Bericht für seinen Austritt solle verfertigt werden. 14 Tage später ward der Unglückliche wieder verrückt, wußte es, und empfing den Arzt mit den Worten: „Je ho fatto il quarto questa settimana.“ — An allen diesen Gemüthsleidenden erkannte man deutlich die Kraft des Willens und der Eigenliebe, die Freude am Zutrauen und am Selbstvertrauen, selbst bei zerrüttetem Verstande. Auf kurze Zeit bemeisterten sie sogar ihre Narrheit; außerordentliche Anregung vernichtete die letzten Spuren derselben, und erhöhete ihre Talente. So übte der durch Beifall angespornte Violinist einen Triller, wie kaum der erste Virtuose im Stande ist.

Ein anderer junger Mann war interessant durch den bündigen Witz über die Narrheit Anderer, obgleich er selbst vollkommen verrückt war. Mich hielt er für die Mutter

Gottes, und gab mir eine Münze, deren gleiche Münze er behielt, um ihn daran zu erkennen bei seinem Entree in's Himmelreich. Er hielt sich für bestimmt, die Prinzessin Christine (jetzige verw. Königin Exregentin von Spanien) zu heirathen; schwärmte Politik und Religion, exercirte wie ein Franzose, ahmte den Ton mehrerer Sprachen nach, hatte sich mit Stricken als Ordensbändern behangen; sein Geist strömte über von Lebendigkeit und sein Körper war unablässig in anmuthiger Bewegung. Er war Marqueur in einem Caffeehause zu Neapel, und seiner Verrücktheit sich nicht bewußt. Anders war's mit einem Geistlichen: das Bild des Jammers. Er kannte seinen Zustand, konnte sich nicht aus demselben reißen, verzweifelte an seiner Seligkeit, erfaßte meine beiden Hände, um mich zu beschwören, „täglich für ihn zu beten. Durch Gebet könne ich ihn von seinem trostlosen Zustande befreien." Mehrere Stunden gingen wir im Garten und Hofraum unter diesen 400 Verrückten umher. Jeder, der sich an mich drängte, hatte Anliegen, Aufträge; keiner war unbescheiden oder unartig. Viele sprachen religiös und keiner dagegen. Man sagte mir: einige Siebenzig seyen verrückt aus Liebe zur Prinzessin Christine.

Im Narrenhause der Frauen war es Anders — schrecklich — um die Hälfte geringer an der Zahl; aber da die meisten um verworfener Ursachen willen den Verstand verloren, so sprach sich auch ihr Wesen in der Art aus. Ich fand sie im Garten, Tambourin spielend und tanzend. Eine alte gelbbraune, ehemalige Kammerjungfer übte ihre Begriffe von Putz und Ziererei, sobald sie mich gewahrte — wollte mich durchaus ankleiden nach ihrem Sinne; tanzte jene Saltarelle, durch welche 40 Jahre früher sie einen Liebhaber gefesselt hatte. — Sehr viele von diesen Frauen müssen stets im Straf-Camisol mit geschlossenen Armen bleiben, weil außerdem ihre Wuth nicht zu bändigen ist. Die merkwürdigste war eine Räubersfrau, einige dreißig Jahre alt; hoch und schlank;

wunderschön gestaltet; schöne, aber wilde Gesichtszüge; schwarze, struppige, in's Gesicht hängende Haare; bleiche Farbe; griechisches Profil; mehr breiten als länglichen Kopf; fest anliegende starke Ohren; fest geschlossenen breiten Mund mit etwas höhnischen Lippen; ihre Zähne zwei Reihen von Perlen; tief schwarze, mandelförmige, geschnittene Augen mit gefurchten Augenliedern; lange Wimper, die eine schwarz, die andere goldig — zusammengezogene schwarze Augenbraunen, und über der breiten Stirne zwei kreuzbildende Furchen. Enorme Hände und Füße. So stand sie, entschlossen wie eine böse That, im Strafhemde, die eine Hand frei, an einen Pfeiler des Hauses gelehnt. Wild und mißtrauisch waren die kurzen Antworten ihres Mundes, während regungslos ihre auch über Männer emporragende Gestalt wegwerfend auf alle herabschauete. Vulpes und die Wärter waren besorgt, mich in ihren Bereich treten zu lassen. Sie bemerkte es, und fing an, Notiz zu nehmen; sagte mir: „Komm' nur näher, Dir thue ich nichts. Ich seh' Dir schon an, daß ich mit Dir reden kann.“ Vulpes sagte ihr: sie möge sich mit ihren Geheimnissen mir anvertrauen. Schnell erwiederte sie: „wenn ich ein Esel wär', so thät' ich's.“ Als sie sich aber unbemerkt glaubte, sagte sie: „wenn Dein Paß in Ordnung ist, so komm' und hole mich. Dann retten wir einen Mann. Er ist gefangen und Du mußt forschen wo? Bist Du mit ihm bei mir, dann will ich Dir Alles sagen. Auch kannst Du meinen Wagen nehmen, aber Andere gib ihn nicht. Mein Sohn ist in Neapel. Aber katholisch mußt Du seyn, denn ich glaube an Herrn.“ Ich sagte ihr Alles zu und frug sie, wie alt sie sey? Da antwortete sie wild: „wer weiß? wer frägt danach, 22 oder 46.“ Mit wilder, ungestümmer Rede verlangte sie, ich sollte ihr in's Zimmer folgen; sie habe ohne Zeugen mit mir zu sprechen. Aus Besorgniß für mich wurde dieß nicht zugelassen. In Beiseyn Anderer frug ich sie nochmals, wo ihr Mann sey? Listig erwiederte sie: „In Aversa! Kennst Du die Stadt?“ — Ich lachte. Da hob sie fortwährend listig an: „Ich bin mein

Mann und mein Mann ist ich. Frage was Anders!" — Ich: warum läßt Du die Haare in Dein Gesicht hängen; sie werden Deine schönen Augenbraunen zehren? — Hastig ergreift sie eine meiner von der Luft entringelten Locken, zaust unsanft daran und sagt: „Sind Deine Haare besser geordnet?" D. Vulpes und die Wächter eilen herbei, glaubend, es geschehe mir ein Leid. Ich erschrack wohl auch, blieb aber stehen, sehe die Räubersfrau fest an und sagte herrschend: Lass' los, bist Du jetzt Er oder Du? — Thränen traten ihr in's Auge und sie sagte: „Er, denn Er ist gut. Ich aber brauche Dich, des Teufels Werke zu zerstören." D. Vulpes veranlaßte mich, hinwegzugehen, damit die Gestörte nicht zu sehr gesteigert werde. Da schimpfte sie ihm nach und rief mir Warnungen zu: „ihm nicht zu glauben, und überhaupt Niemand zu trauen von denen, die Ehegatten zu trennen sich erlauben."

Zwei andere Weiber, steinalt, faßten und zankten sich, und spuckten sich an ohne Ende. Beide glauben der Teufel zu seyn. Ich stellte mich zwischen Beide und gebot ihnen, inne zu halten. Beide gehorchten. Die Eine brach in Thränen, die Andere in Krämpfen aus; sie wurden entfernt.

Zwei andere Frauen standen in besonderm Verhältniß; die eine glaubt, die Mutter der Andern zu seyn, sorgt und pflegt. Jene Andere will es nicht leiden; wollte aber nun wiederum sich meiner als ihrer Tochter annehmen. Und die Erstere lehrte ihr, wie sie mich zu behandeln habe. Dieß ertrug sie und nahm sich meiner auf's emsigste an.

Die Beobachtungen über den Unterschied der Gemüthsstimmungen im Allgemeinen waren weit weniger verschieden und interessant in diesem Hause, als in dem der Männer.

Gräfin v. N.

Zu den Kunzischen Prophezeihungen im 3ten Hefte des I. Jahrgangs des Magikons.

Am Schlusse des jene Prophezeihungen besprechenden Aufsatzes im Magikon wird an Adam Müllers letzte Prophezeihung erinnert, und zwar namentlich in Bezug auf die von Kunz prophezeihte dreitägige Schlacht auf dem Ochsenfelde im Elsaß und auf den in ihr Sieger bleibenden goldgeharnischten „Friedrich Schlechtweg," * der zugleich als Erlöser des göttlichen Volks, Zurückführer des Rechts und der Ordnung, Begründer glücklicher Zeiten, dem alle Religionspartheien huldigen, bezeichnet wird. Nun ist es allerdings merkwürdig, daß auch der Landmann Joh. Adam Müller ** eine ähnliche blutige und entscheidende Schlacht „zwischen Elsaß und Lothringen" prophezèiht hat. Seine letzte dieselbe betreffende Erscheinung besagt: ***

„Da stand auf der Straße von Wisloch gegen Speier ein rother Trompeter und fing an zu blasen, worauf eine unzählige Menge Kavallerie kam, die ebenfalls roth gekleidet war, — das Blut anzudeuten, das vergossen werden soll. Dann kam Infanterie, die blau gekleidet war, und alle gingen bei Speier über den Rhein. Der höchste Offizier von ihnen ging in lichtem Glanze, eine goldene Krone auf dem Kopfe, welches Jesus Christus war, der dem Streite beiwohnt, welcher jene Schlacht bei Elsaß seyn wird. Nach dieser wird Frankreich in

* Eigentlich: „schlechtweg Friedrich," d. h. Friedenreich, oder, wie es hier auch wohl ausgelegt werden kann: Friedensfürst.

** S. die über ihn erschienene Schrift: Geschichte, Erscheinungen und Prophezeihungen des J. A. Müller u. s. w. Frankf. a. M. bei Willmanns, 1816.

*** Daselbst S. 118. d. a. S.

vier (nach einer andern Stelle nur in drei) Theile getheilt und ein tausendjähriger Friede herrschen, in dem die neue Stadt (das neue Jerusalem, zugleich die allgemeine Bundesstadt) gebaut, und die allgemeine Religion hergestellt werden soll."

Die Analogie zwischen beiden Prophezeihungen, sowohl in Bezug auf die Größe und für immer entscheidende Wichtigkeit der Schlacht, als auf die Gegend, wo sie geliefert werden soll, so wie auf die Person des Siegers, und größtentheils auch auf die sich aus dem Siege ergebenden Folgen, ist unverkennbar.

Muß es übrigens jedem Hellsehenden klar vorliegen, daß die leidige französische Revolution noch keineswegs zu Ende ist, so lassen sich allerdings noch große Begebenheiten erwarten, bevor jener im Stillen wohl von Millionen Menschen ersehnte Zeitpunkt eintritt, wo die arme Menschheit wieder zur Ruhe kommt; und wer die ganze Reihe der auf die Geschichte jener Revolution Bezug nehmenden und sich gleichsam wie ein rother Faden durch sie hinziehenden Weissagung, Prophezeihungen und mystischen Ergebnisse genauer beachtet, wird auch die erst noch ganz neuerlichst aufgestellte Berechnung nicht ohne Bedeutung finden, nach welcher, wenn man die einzelnen Zahlen des Jahres 1774, in welchem Ludwig XV. starb (in Summa 19) zu dem besagten Jahre addirt, man das Jahr 1793 erhält, in welchem der unglückliche Ludwig XVI. endete, so wie, wenn man die einzelnen Zahlen des darauf folgenden Jahres 1794 — in welchem Jahre Robespierre (der Gipfel der terroristischen Revolution) gestürzt wurde — addirt und das Facit (21) zu jener Jahrzahl hinzufügt, sich die Zahl 1815 ergiebt, in welchem Jahre Napoleon für immer gestürzt wurde; so wie hinwiederum die zu dieser — in ihrer Addition die Zahl 15 ergebende — Jahrzahl hinzugefügte 15 das Jahr 1830 ergiebt, in welchem Karl X. gestürzt und vertrieben wurde.

Wir wollen von Herzen wünschen, daß mit diesem letzten Falle diese Rechnungsart abgeschlossen seyn möge, da außerdem

schon das Jahr 1842 (= 1830 + 12) eine abermalige, die baldige Wiederkehr jener allgemeinen Ruhe gefährdende, Veränderung mit sich führen müßte! —

Jedenfalls mag jenes sonderbare Zahlen-Ergebniß als ein Curiosum, und zur Vergleichung mit vorkommenden ähnlichen Ergebnissen, im Magikon aufbewahrt bleiben.

Eine anderweite, sehr merkwürdige, auf das Jahr 1842 Bezug-nehmende Prophezeihung, die wir hier mit aufgezeichnet hatten — die des alten Spaniers Mithas — lassen wir weg, weil sie unterdessen schon in dem 1. Heft des 2. Jahrg. d. Mag. aufgenommen worden ist.

Wohl aber mag hier zum Schlusse noch daran erinnert werden, daß nach den neuesten Berechnungen über das Jahr des Eintritts des tausendjährigen Reichs Christi die (auch von Jung-Stilling u. a. m. angenommene) Berechnung Bengel's, nach welchem das Jahr 1836 der entscheidende Terminus seyn sollte, in dem Maaße unrichtig befunden worden ist, daß Bengel sich um sieben Jahre verrechnet haben, und vielmehr das Jahr 1843 das des Eintritts jenes seligen Gottesreichs seyn soll.

Daß Bengel sich geirrt hat, ist — wie wir wohl Alle sehen und fühlen — nur zu gewiß! Aber auch gegen das Jahr 1843 scheinen, als zu nahe, Umstände zu sprechen, die den Bibelkundigen nicht fremd seyn werden. Jedenfalls ist es gegenwärtig so in der Welt bestellt, daß wir für die nächsten Jahre großen und merkwürdigen Ereignissen entgegen zu sehen haben!

Am 18. September 1841.

— h —

Electrische Lichterscheinungen an thierischen Körpern.

Electricität, Lebensmagnetismus und Mineralmagnetismus sind verwandte Erscheinungen, vielleicht nur verschiedene Aeußerungen einer und derselben Naturkraft. Der innige Zusammenhang, in welchem die wunderbare Trias, der Magnetismus, die Electricität und der Galvanismus, steht, welchen nachgewiesen zu haben ein nicht geringer Triumph der Experimentalphysik in letzter Zeit ist, ist für die Lehre von dem Lebensmagnetismus eben so wichtig, als die näheren Bedingungen es sind, unter denen bald die eine bald die andere dieser Kräfte hervorgerufen wird, oder die eine durch die andere entwickelt werden kann. Jedes lebende Geschöpf befindet sich sicherlich in einem magnetischen Zustande, der seiner Natur angemessen seyn wird. In der Natur des Menschen liegt es, daß er am empfänglichsten ist für den Lebensmagnetismus, und daß dieser sich bei ihm bis zu den verschiedenen ekstatischen Zuständen steigern kann. Auch die unorganischen Körper sind sehr ungleich an Magnetismus oder Electricität.

Die Verwandtschaft des Lebensmagnetismus und des Mineralmagnetismus erhellt nicht bloß aus den Wirkungen, welche letzterer auf den ersteren äußert, sondern auch aus den Electricitätserscheinungen, welche die Geschöpfe darbieten. Diese Erscheinungen werden am Menschen seltener wahrgenommen; doch besitzt man hierüber Nachrichten aus verschiedenen Zeiten. Es wird unter andern auch angeführt, man habe beim Ausziehen seidener Strümpfe oder wollener Kleider bisweilen electrisches Leuchten bemerkt, auch Funken an Frauen, welche frische Wäsche durch die Finger gehen ließen, und beim Anziehen frischer Wäsche habe man sowohl in derselben, als

auch auf dem Leib ein Stechen, Knistern und electrische Funken bemerkt; Fougeronn de Bondaroy, Duhamel's Neffe, ferner Bouillet und Symmer werden als Beispiele hiefür angeführt. Wenn Karl Gonzaga, Herzog von Mantua, seinen Körper rieb, so gab er Funken. D. Croon entlockte seinem Leib durch Reiben mit einem weißen warmen Hemde electrische Funken. Rud. Cramerer kannte einen jungen Mann, dessen Hände beim Abtrocknen gleichfalls Funken oder, wie er es nennt, Flammen gaben, und der Abt Bertholon de St. Lazaré ein Mann, dessen behaarte Brust und Füße, wenn sie mit Löschpapier gerieben wurden, Funken gaben; auch erzählt derselbe mehrere Fälle, wo aus dem Unterrocke von Frauenspersonen Funken herauskamen, die einen Lichtschweif nach sich zogen. Es giebt Menschen, deren Füße beim Gehen oder Laufen electrisches Licht von sich geben. (Die Electricität aus medicinischem Gesichtspunkte betrachtet. Eine von der Akad. zu Lyon gekrönte Preisschrift des Abt Bertholon de St. Lazaré, aus dem Französ. durch J. A. Weber. Bern 1781).

Die Haare scheinen für Electricität besonders empfänglich. Des Theodor Beza's Augenbraunen sollen im Dunkeln geleuchtet haben. An Personen beiderlei Geschlechtes und an Kindern hat man die Electricität der Haare bemerkt. Umständliche Versuche über die Electricität der Haare einer jungen Dame beim Kämmen zur Zeit des Frostes soll Brydone angestellt, und der königlichen Societät der Wissenschaften in London vorgelegt haben; eine damit geladene Flasche habe Weingeist entzündet. Es sind mir diese Versuche weiter nicht bekannt. Als ein auffallendes Beispiel für die Electricität der Haare kann ich mich selbst anführen. Wie lange es ist, daß ich diese Eigenschaft an mir trage, vermag ich nicht anzugeben. Erst vor mehreren Jahren wurde ich zufällig darauf aufmerksam, als ich beim Auskämmen meiner Haare unter dem Geruch, der dem einer in Thätigkeit begriffenen Electrisirmaschine ganz ähnlich war, starkes Knistern verspürte und zugleich die zu den

Seiten des Spiegels herunterhängenden Fransen der Vorhänge sich bewegen sah. Seit der Zeit fand ich in der Electricität meiner Haare nichts mehr Ungewöhnliches. Ich legte Proben davon den Meinigen und mehreren meiner Freunde ab. Der eigenthümliche Geruch nach Electricität ist gewöhnlich sehr stark, die Electricität öfters so intens, daß sie von den Haupthaaren zu den Augenbraunen und den Augenwimpern überspringt, wobei schwaches Stechen verspürt wird. Im Dunkeln lassen sich die electrischen Funken und Lichtstreifen wahrnehmen, und über die Augen fahren bisweilen Blitze. Der Geruch, das Knistern und das Leuchten werden nicht bloß von mir, sondern auch von den Nahestehenden deutlich wahrgenommen. Dabei wird der Kamm selbst mit Electricität beladen, die hörbar überspringt, wenn man einer Zinke den Finger oder andere Gegenstände, am besten Metall, nahe bringt; im Dunkeln sieht man auch, wie der Funken überspringt. Ich könnte auf diese Weise schnell eine Flasche mit Electricität laden, und damit Versuche wie aus einer Electrisirmaschine anstellen. Der Kamm ist so stark electrisch, daß ich damit eine Anzahl Papierschnitzel aufheben konnte, er zog bisweilen fast ganze Bogen Papier, und in einem aufgeschlagenen Buche konnte ich damit bequem ein Blatt umwenden. Unter den Haaren selbst findet ein electrisches Spiel statt. Die Haare, welche ausgehen, zeigen unter einander und zu fremden Gegenständen, besonders zu den Fingern, öfter Anziehung und Abstoßung nach gewissen Zwischenräumen von Ruhe; es ist unterhaltend, diesen Bewegungen zuzusehen.

Die Electricität der Haare kann nicht ohne Einfluß auf den Zustand des übrigen Körpers seyn. Die Haare haben sicherlich eine wichtigere Bedeutung als die des Schutzes, sie sind Organe, durch welche ausgegeben und eingenommen wird, vorzugsweise an imponderablen Stoffen; dafür sind sie ja auch auf dem solarsten Körpertheil so reichlich angesammelt, und der Glaube, daß das Haarschneiden nicht zu jederzeit zuträglich sey, ist so unwahr nicht.

An mir habe ich es wahrgenommen, daß die Electricität der Haare mit dem übrigen Zustand des Körpers in einigem Zusammenhang steht. Je stärker meine Haare electrisch sind, um so heiterer ist mein Gemüth, um so thätiger und fähiger bin ich bei der Arbeit, und um so stärker und fester ist mein Körper; die Muskeln besitzen den rechten Grad von Elasticität. Dieser Zusammenhang ist so wahr, daß ich vorherzusagen im Stande bin, wenn meine Haare Electricität geben, und in welchem Grad. Die Electricität meiner Haare scheint gebunden an die Jahreszeit und die Witterung, indem sie hauptsächlich im Winter sich einstellt, am auffallendsten zur Zeit kalter, trockner und heiterer Tage, welche der Nordostwind mit sich führt, einer Zeit, in der sich auch gern Polarlichter darstellen, wie wenn beide Erscheinungen von denselben Ursachen begünstigt würden. Feuchte Kälte oder heißes Wetter ist dem Gelingen des Experimentes nachtheilig. In diesem Frühjahr und Sommer, so weit wir ihn bis heute zurückgelegt, habe ich kaum deutliche Spuren von Electricität an meinen Haaren bemerkt. Ich hoffe später noch genauere Beobachtungen darüber vornehmen zu können.

Ein achtbarer Arzt theilt in der letzten Nummer von Silliman's Journal nachstehenden merkwürdigen Bericht von einer elektrischen Dame mit. Am Abend des 28. Januars während eines sehr starken Nordlichtes wurde die fragliche Person so electrisch, daß helle electrische Funken von allen ihren Fingerspitzen sprüheten. Dies hörte mit dem erwähnten Phänomen nicht auf, sondern dauerte mehrere Monate lang fort, so daß sie jedem Leiter, den sie berührte, Funken gab. Dies war für sie höchst unangenehm, da sie nichts von Metall anrühren konnte, ohne erst einen electrischen Funken von sich zu geben. Am auffallendsten bemerkte man diesen Zustand bei warmer Luft, mäßiger Bewegung und heiterer Stimmung. Bei ziemlicher Kälte und Traurigkeit verschwand er gänzlich. Wenn sie an dem Ofen saß und die Füße auf den metallenen Rand stellte, so gab sie in der Minute drei und mehr

Funken, in den günstigsten Umständen sogar jede Sekunde einen Funken, den man sehen, hören und fühlen konnte. Die Dame war etwa dreißig Jahre alt, führte eine sitzende Lebensart, war kränklich und hatte vor zwei Jahren an heftigen rheumatischen und nervösen Schmerzen gelitten.

Zur Thierseelenkunde.

1.

Seit einiger Zeit strömt ganz Stockholm nach dem Friedhof der Marienkirche in Södermalm, um den wundersamen Hund zu beschauen, der seit länger als fünfzehn Jahren dort auf einem schon halb versunkenen Grabhügel liegt, und um seinen darunter ruhenden ehemaligen Gebieter im stummen, klaglosen Harm trauert. Diese seltsame fast fabelhaft klingende Thatsache erregte schon vor einer Reihe von Jahren großes Aufsehen. Die Sache wurde, wie uns däucht, in öffentlichen Blättern berichtet, und auch von mehreren Reisenden erwähnt. Allmählig verscholl sie, wie so vieles Anziehende, Bedeutende, ja Staunenswerthe, und gerieth endlich selbst dort in Vergessenheit, bis unlängst wieder die Aufmerksamkeit der schwedischen Hauptstadt und alsbald des ganzen Landes von Neuem darauf gelenkt wurde. Dies geschah in den von Orvar Odd, einem jungen dortigen Schriftsteller, herausgegebenen „Stockholmer Theeblättern," Bazar genannt, welche seit Anfang dieses Jahres erscheinen. Wir wollen die von uns aus dem Schwedischen übertragene Mittheilung hier folgen lassen, und derselben nur die Angabe vorausschicken, daß ein Stockholmer kunstgeübter Dilletant, Frhr. Karl von Bennet, das äußerst interessante Thier gemalt hat und von ihm selbst verfertigte Steinabdrücke dieses Bildes, sowohl in Grau, wie in zwei Farben, in allen dortigen Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

„Wenn Du, lieber Leser, in die Gegend des Marienkirchhofes in Södermalm geräthst, so versäume ja nicht, hineinzutreten. Du kannst darauf rechnen, da jederzeit einen Hund zu finden, welcher neben einem gewissen Grabstein hingestreckt, bewegungslos, todt für Alles, was ihn umgiebt, in rührenden Gram versunken, stets in derselben Lage, unverbrüchlich auf derselben handbreiten Erdscholle ruht. Du wirst ihn da Sommers und Winters, bei sonnigem Wetter und dem tobendsten Unwetter vorfinden. Er scheut nicht die Fröste unserer winterlichen Mitternacht, er liegt da einsam mit seinem Harm im Geräusch der Mittagsstunde. Zur Sommerszeit treibt die Schuljugend ihre lärmenden Unterhaltungen mitten unter den Friedhofskreuzen und spielt „Anwandeln," wobei ihr die Grabsteine die Stelle der Wände vertreten; das trauernde Thier aber — man hat ihm den Namen Fidele beigelegt, der im Munde des Volkes zu Fille eingeschrumpft ist, hört und sieht nichts von dem, was rings um ihn vorgeht, und es ist noch nie irgend Jemand gelungen, ihn von seiner Trauerstätte dort unter Astern und andern Grabblumen wegzubringen. Zur Winterszeit gräbt er sich in die Schneemassen ein, und trotzt der grimmigsten Kälte. Man behauptet, daß er bereits länger als anderthalb Jahrzehende solchergestalt auf diesem Grabe zugebracht habe. Es soll nemlich im Jahr 1825 gewesen seyn, wo man den Umstand zuerst wahrnahm, demselben damals jedoch keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. So geschah es denn, daß man später, nachdem schon einige Jahre verstrichen waren, nicht mehr mit einiger Gewißheit auszumitteln vermochte, wer denn der auf dieser Stätte begrabene Eigenthümer des armen treuen Thieres eigentlich gewesen seyn möge. Das Grab ist seit dem gedachten Jahre ohne Zweifel mehr denn einmal zur Bestattung anderer Leichname geöffnet worden, man will sich aber erinnern, daß um jene Zeit ungefähr, auf derselben Kirchhofsstelle ein Begräbniß stattgefunden, welches mehr als gewöhnliche Beachtung erregte, weil die Bahre von Seeleuten zur Gruft getragen und geleitet wurde. Der Verstorbene mag also ein

Schiffskapitän, vielleicht ein in hiesiger Stadt mit Tod abgegangener auswärtiger Kauffahrer gewesen seyn. Der Hund ist von einer bei uns nicht gewöhnlichen Race, ein Umstand, welcher mit für die Wahrscheinlichkeit der eben aufgestellten Vermuthung zu sprechen scheint. Seine Physionomie hat etwas sehr Auffallendes und in den großen Augen liegt ein fast erschütternder Ausdruck von Trauer. Im ersten Jahre pflegte sich das Thier täglich auf einige Augenblicke vom Kirchhofe zu entfernen, um sich in irgend einem benachbarten Schlachthause eine kärgliche Nahrung zu suchen. Später nahm sich ein in der Nähe der Kirche wohnendes bejahrtes Frauenzimmer des Herrenlosen an, und es erhält von ihr noch zur Stunde seine tägliche Nahrung. Die Fürsorge derselben erstreckt sich so weit, daß sie ihm in der kalten Jahreszeit alte Matten und Decken hinbreiten ließ, diese sind aber alsbald jedesmal gestohlen worden."

2.

Ein begüterter Mann hatte einen großen, wachsamen, klugen und schönen Hund. Dieser lag, obgleich man ihn mitunter frei umherlaufen ließ, gewöhlich den Tag über in einem zu seiner Bequemlichkeit und zum Obdach gebauten Hundehause angekettet. Als er eines Tages losgelassen wurde, fiel es auf, daß er sich besonders zu seinem Herrn hielt, und da ihn der Bediente, wie gewöhnlich, wieder anbinden wollte, klammerte er sich so fest um die Füße seines Gebieters, zeigte sich bösartig, als man ihn mit Gewalt wegreißen wollte, kurz geberdete sich so sonderbar, daß der Herr ihn ließ, wo er war, ja sogar den ganzen Tag bei sich behielt; als es Abend wurde und er zu Bette gehen wollte, lief der Hund entschlossen und zum ersten Mal in seinem Leben mit ihm, stürzte in das Zimmer und unter das Bett, von wo ihn weder Schmeicheln noch Schläge vertrieben. Mitten in der Nacht brach ein mit einem Dolch bewaffneter Mensch in das Zimmer und wollte den Herrn erstechen; der Hund aber sprang dem

Räuber an den Hals, packte ihn mit den Zähnen und hielt ihn so fest, bis der Herr Zeit gewann, nach Hülfe zu rufen und den Elenden zu arretiren; dieser war der Kutscher, der späterhin gestand, daß er und der Reitknecht ihren Herrn, der, wie sie gesehen hätten, eine bedeutende Summe Geldes erhalten hatte, berauben wollten, und ihren Plan verabredeten, indem sie über dem Dach des Hundehauses lehnten.

3.

Auf einer Oekonomie brach eine Gans das Bein. Sie ward gehörig verbunden und in den Stall zu den übrigen Gänsen gebracht, welche gewöhnlich Morgens nach dem nahe gelegenen Bache und auf die von ihm durchschnittenen Wiesen zogen, von denen sie erst Abends wieder heimkehrten. Die Patientin konnte natürlich an diesen Promenaden nicht Theil nehmen. Dafür blieb eine von den Gänsen bei ihr zurück, die regelmäßig um Mittag von einer andern Gans abgelöst wurde.

Neue Schriften aus dem Gebiet des innern Lebens.

1) Die Symbolik der Sprache, mit besonderer Berücksichtigung des Somnambulismus, von H. Werner, der Philos. Dr. — Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1841. Der einsichtsvolle Verfasser des Buchs die Schutzgeister, das im Magikon (Bd. 1. S. 152) empfohlen worden ist, hat obige neue Schrift zur Freude seiner Leser folgen lassen. Nachdem er in einem Vorwort sich mit den Selbstweisen, diesen verheerenden Insecten der neuen Saat einer wesenhaftern Philosophie, gebührendermaßen besprochen, fügt er über seine Schrift hinzu: „Den ersten Gedanken zu ihrer Abfassung gaben mir die zum Theil ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von mir im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergallerien erhoben hat, und die ich den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte." — Anstatt einer ausführlichen Heilungsgeschichte habe er nun vorgezogen, jene Bilder mit einer erläuternden Abhandlung zu begleiten, wobei es denn unvermeidlich geworden sey, genetisch zu verfahren, und eine Darstellung der naturgemäßen Entwickelung der Bildersprache im Somnambulismus zu geben. Er hat jedenfalls mit diesem kleinen Buch eine dankenswerthe Ergänzung der magnetistisch-magischen Wissenschaft geliefert, eine Lücke darin ausfüllt, oder doch zum System ihrer Sprachkunde gehaltreiche Prolegomena gegeben. Die Abhandlung zerfällt in folgende Haupttheile: Die Sprache der Natur, die Sprache des Geistes, die Sprache der Seele, die Sprache des Traums, die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen, die Sprache des Somnambulismus. Seine Darstellung ist um so richtiger,

als er die Functionen des Geistes und der Seele in Bezug auf den Ausdruck der Ideen wohl unterscheidet, und ihr Zusammenwirken dabei bemerkbar macht. Wenn auch hin und wieder seine Terminologie eine willkührliche ist, wie z. B. der Gebrauch des Worts Allegorie, sodann der schon von Andern beliebte Unterschied zwischen Phantasie und Einbildungskraft (was doch in der That nur Uebersetzungen von einander sind): so ist gleichwohl seine Meinung verständlich, und er hält sich sonst frey von selbstgeschaffenen Schulphrasen. Seine philosophischen Erörterungen sind, wie schon obiges Verzeichniß der Kapitel erkennen läßt, vielumfassend, und überall mit merkwürdigen, theils neuen Beispielen belegt, besonders aus den an seinen Somnambülen gemachten Erfahrungen. Ich hätte gewünscht, etwas Näheres von ihm über die typische oder hieroglyphische Sprache der Bibel zu lesen, und zwar mit Rücksicht auf meine Typik in der zehnten Sammlung meiner Blätter für höhere Wahrheit, auch auf den Aufsatz „Ueber Poesie und Prophetie“ in der ersten Sammlung meiner prosaischen Hesperiden (Kempten bei Dannheimer 1836). Auch hätte wohl mögen die Frage in Betracht kommen, zu welcher Art von Sprache die Schrift jener Hand gehörte, die bei Belsazers Mahl an die Wand schrieb. Vermuthlich zur Sprache des Geistes, deren Fülle sich in dem zwiefachen, einander ergänzenden Sinn der Worte kund gibt. Nur das erste Wort steht bei Daniel (K. 5, 25) doppelt; aber zugleich als Fingerzeig; denn auch die beiden andern sind nach der folgenden Auslegung (V. 27. 28.) doppelt zu lesen und zu verstehen, so daß die ganze Rede heißt: (m'ne, m'ne) gezählet, vollendet — (t'kel, t'kel) gewogen, leicht — cupharsin, pharsin) und die Perser, sie theilen. Diese Sprachweise gibt noch zu weiterem Nachdenken Anlaß, indem auch die Bildersprache gleiche Prägnanz zeigt, eine Eigenschaft, welche ihr vom Geist vermöge seiner universellen Anschauungen eingegossen ist, und ohne deren Erkenntniß die Exegese der heiligen Schrift, zumal in den eigentlichen prophetischen Aussprüchen und Schilderungen,

immer an Einseitigkeit und Unvollständigkeit leidet. Die wahre Sprachphilosophie, zu welcher der Verfasser hier einen so schätzbaren Beitrag liefert, hat so wenig wie die Auslegungskunst ihre Wurzel in der gemeinen, wenn auch noch so hoch potenzirenden Logik, sondern allein in der Mystik; denn das Wesen der Sprache verliert sich in die Regionen einer geistigen Welt, wohin unsere Syllogistik nicht reicht. — Wir enthalten uns einer ausführlichern Analyse des Systems des Verfassers, die leicht zu kurz oder zu weitläufig ausfallen dürfte, mit der Versicherung, daß es uns gründlich und der Wahrheit und Natur gemäß zu seyn scheint.

J. F. v. Meyer.

---

2) Die Sehergabe. Von einer Seherin. Leipzig bei Fleischer, 1842. Diese in einem sehr edeln Styl geschriebene kleine Schrift verdient alle Aufmerksamkeit von Seiten der Seher, Magnetisten, Psychologen und sämmtlicher Freunde des innern Lebens. „Die körperlich und geistig schwer geprüfte Seherin," sagt die Vorrede, „geht von der Betrachtung einiger, die höhere Kraft des Magnetismus beurkundenden Erscheinungen zu den innern Gesetzen des geistigen Lebens über, und entwickelt sie mit einer nur aus eigner Anschauung zu gewinnenden Klarheit und Sicherheit." — Sie hat von dem selbsterlebten Magnetismus und Hellsehen einen überaus hohen Begriff, und sucht ihn so darzustellen. Sie gibt zugleich nützliche Lehren für die Anwendung. Sie hatte schon als Kind die Gabe des Schlafwachens, und konnte sich selbst in diesen Zustand versetzen, auch sich des darin Geschauten erinnern; diese letztere Eigenthümlichkeit ist auch auf ihr nachheriges Hellsehen übergegangen, und verspricht uns noch merkwürdige Mittheilungen von ihrer Hand. Sie stellt nun das Hellsehen in sieben Graden dar, unter dem Bild eines Kreises, „der siebenmal in einander läuft, und in dessen zusammenfließendem Mittelpunkte das höchste Hellsehen zu finden ist." Diese Grade

werden also bezeichnet: 1) Die Fähigkeit des Ruhens im Geiste und die Gabe des Friedens. 2) Die Fähigkeit des Erwachens im Geiste und die Gabe der Sinne. 3) Die Fähigkeit des Schauens im Geiste und die Gabe des Lebens. 4) Die Fähigkeit des Ahnens im Geiste und die Gabe des Gemüthes. 5) Die Fähigkeit des Wissens im Geiste und die Gabe des Verstandes. 6) Die Fähigkeit des Denkens im Geiste und die Gabe der Offenbarung. 7) Die Fähigkeit des Herrschens der Seele im Geiste und die Gabe der Prophezeihung. Diese Gabe eignet sie aber nicht bloß den Magnetisirten oder wirklichen Sehern zu, sondern findet sie mehr oder weniger und in verschiedener Ausbildung der ganzen Menschheit zugetheilt, behandelt daher die so eben verzeichneten Gaben oder sieben Hauptformen der Gabe hernach unter der Aufschrift: „Die Sehergabe des Menschen im normalen Leben, nützlich oder schädlich hervortretend." Die tiefe Klarheit, der ungesuchte, natürliche Systematismus und die warme, innige Frömmigkeit machen diese Schrift zu einer der wichtigsten und schönsten, die uns vorgekommen sind. Uebrigens nimmt die Verfasserin (S. 67 beiläufig) „ein Vorhandenseyn unsers Ichs an, bevor wir noch dieses Leben betraten" — eine Präexistenz, von der sich Schreiber dieses niemals überzeugen konnte, und die, da keine Seherin unfehlbar ist, füglich für eine auch sonst vorkommende persönliche Hypothese, wahrscheinlich Täuschung, gehalten werden kann.

---

3) Die entschleierte Zukunft, eine Offenbarung, niedergeschrieben am 18. März 1825, wie sie der Geist der Weissagung dictirte. März 1841. Dieses nur in 36 Seiten bestehende, sehr ernste apokalyptische Büchlein verträgt keinen Auszug. Es beschäftigt sich mit den bevorstehenden Gerichten. Der Herausgeber sagt in der Einleitung: „Von der nachfolgenden, am 18. März 1825 durch den Geist der Weissagung dictirten Offenbarung, die anfänglich in Manuscripten hie und da mitgetheilt wurde, im

Jahr 1832 aber auf Verlangen in deutscher und bald darauf in französischer Sprache im Druck erschien, wird hiermit dem Publicum eine zweite, mit einer Einleitung und einem Anhang bereicherte Ausgabe dargeboten." Als Druckerfirma ist hier Sam. Lucas in Elberfeld angegeben. Sonderbar genug wird auch hier ein siegreicher Vorläufer des Herrn bei der Zukunft zu seinem Reich unter der Benennung König des Friedens angenommen, der in der Prophezeihung von Kunz (Magikon Bd. 1, S. 279 f.) Friedrich Schlechtweg heißt.

---

4) Gedanken beim Anblick einer Schnitterkrone. Zweite Auflage. Basel 1841. Eine gar sinnreiche Betrachtung über die geistliche Führung und Erziehung des Menschen unter dem Bilde des Korns und seiner Behandlung bis zum Brod und dessen Genuß.

---

5) Blicke jenseits des Grabes. Dritte Abtheilung. Mit einem Anhange. Basel bei Neukirch 1841. Diese Abtheilung ist so wenig wie die beiden ersten lediglich der Schilderung oder den Beweisen unserer Fortdauer nach dem Tode gewidmet, sondern enthält Aufsätze über verschiedene Gegenstände der theosophisch-mystischen Wissenschaft; jedoch dringt überall, und zwar im praktischen Sinne, hindurch, was der Titel verspricht. Im praktischen Sinne, d. h. mit den lebhaftesten Empfehlungen des Strebens nach der Wiedergeburt und Heiligung, ohne die Niemand Gott schauen wird. Möge diese merkwürdige Schrift, worin sich prophetischer Geist regt, von recht Vielen in gleichem Sinne benutzt werden. Es ist darum nicht gesagt, daß Alles, was der begeisterte Verfasser dieser Fragmente behauptet, untrüglich sey, z. B. S. 74 ff. über die Elohimsöhne 1. Mos. 6., die er durch die von Gott abgefallenen Engel erzeugt seyn läßt, worüber auch schon die Note des Herausgebers S. 84 einige Berichtigung

enthält.* Großen Anstoß werden an manchen Stellen diejenigen nehmen, welche den Hades und die allgemeine Wiederbringung als seelengefährliche Lehren zu bekämpfen suchen,** weil sie in die heilige Ordnung des Vaters der Barmherzigkeit, welcher auch sie wiedergebracht hat, niemals helle Blicke gethan haben. Der Herausgeber hat darüber S. 174 ff. zurechtweisende Bemerkungen geliefert. Einen großen Theil dieses Hefts aber füllt zuletzt eine: „Schriftmäßige Untersuchung der Frage: Gibt es einen Mittelort zwischen Himmel und Hölle? Dritte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage.“ Hier werden die dafür sprechenden Bibelstellen, und die dagegen zu sprechen scheinen, gründlich analysirt. Man möchte wirklich wissen, was die kirchlich steif orthodoxen Läugner des Mittelorts oder Hades, welche die Sterbenden wie mit dem Dampfwagen in aller Geschwindigkeit in den Himmel hinauf, oder in die feurige Hölle ohne alle Möglichkeit einer Erlösung hinunter fahren lassen, dieser Darstellung entgegensetzen wollten. Man kann sich kaum des Eiferns enthalten gegen diese Eiferer, die den Schlüssel der wahren Weisheit verschmähen und sorgfältig in die Erde vergraben, aus Furcht, es möchte Jemand über den erlernten Buchstaben ihrer Confession hinüberspringen und sie der Trägheit und Unwissenheit anklagen; aus Furcht, es möchte die freie erste apostolische Kirche mit ihren tiefen Erkenntnissen und Wundergaben wiederkehren und ihren buchgelehrten Herzen heiß machen. Mögen sie indessen selig sprechen und verdammen wie sie wollen, oder gar viele Millionen ihrer Brüder von Gott in der Absicht erschaffen seyn lassen, um sie zu seiner Ehre in endlose Qualen des Feuerpfuhls zu verstoßen — ihre Gedanken werden die liebevollen Rathschlüsse des großen Gottes nicht aufheben, und eine bevorstehende neue allgemeine Kirche wird die Schranken durchbrechen, womit sich die jetzigen Kirchlein ihrer wahren Freiheit im Lichte des heiligen Geistes als [illegible]gefangene berauben.

* S. die Auslegung in v. Meyers Bl. für höhere Wahrheit. XI, 61.
** S. Magikon 2r. Jahrg. 2. Heft.

6) Ueber Fatalismus oder Vorherbestimmung der menschlichen Schicksale, erwiesen in 222 Beispielen für das Vorhandenseyn des Divinationsvermögens nebst psychologischen Erklärungsversuchen jenes erhöhten Seelenzustandes von F. Nork. Weimar bei Voigt 1840.

Neben einer kleinen Abhandlung über Prädestination enthält diese Schrift eine aus guten Quellen gezogene Sammlung bedeutungsvoller voraussagender Träumer, Voraussagen im somnambülen Zustande, dann Fälle von Ahnungen, Prophezeihungen und Anzeichen, Fälle vom zweiten Gesichte, Todesvorempfindungen und sich selbst sehen und am Ende einige Blätter über den Einfluß der Gestirne auf die menschlichen Schicksale, wobei sich der Verfasser auf Melanchton, Keppler und auf einen Astronomen der neuesten Zeit, den verstorbenen Prof. Pfaff beruft. Dieser übernahm bekanntlich die Ehrenrettung der Astrologie als Wissenschaft in einem Nürnberg bei Campe 1818 erschienenen Buche, in dem er dahin strebt zu beweisen: „daß der Glaube an den Zusammenhang der Gestirne mit dem Leben der Erde, dem Thun und Leiden ihrer Geschöpfe, durch das Alter der Ueberlieferung, durch die Uebereinstimmung der Erfahrung, durch den Zusammenhang mit allgemeinen ihm verwandten Erscheinungen, durch den Beifall der ersten Männer der Vorwelt, gehalten durch die Unterstützung ähnlicher Begriffe des menschlichen Geistes, mit gleichem Recht auf Wahrheit fußt, als viele andere Begriffe des Menschengeschlechts, gegen die nie ein Zweifel erhoben worden ist.“

Nachträgliches.

Zu dem Aufsatze im vorigen Hefte: „Außergewöhnliche Erscheinungen, die an gewissen Häusern haften," ist noch Folgendes aus einem Schreiben des Hrn. Pfarrer Hochstetters zu Hohengehren, ehemaliger Pfarrer zu Klefersulzbach, (Siehe S. 6. 2. Jahrg. 1. Heft) nachzutragen.

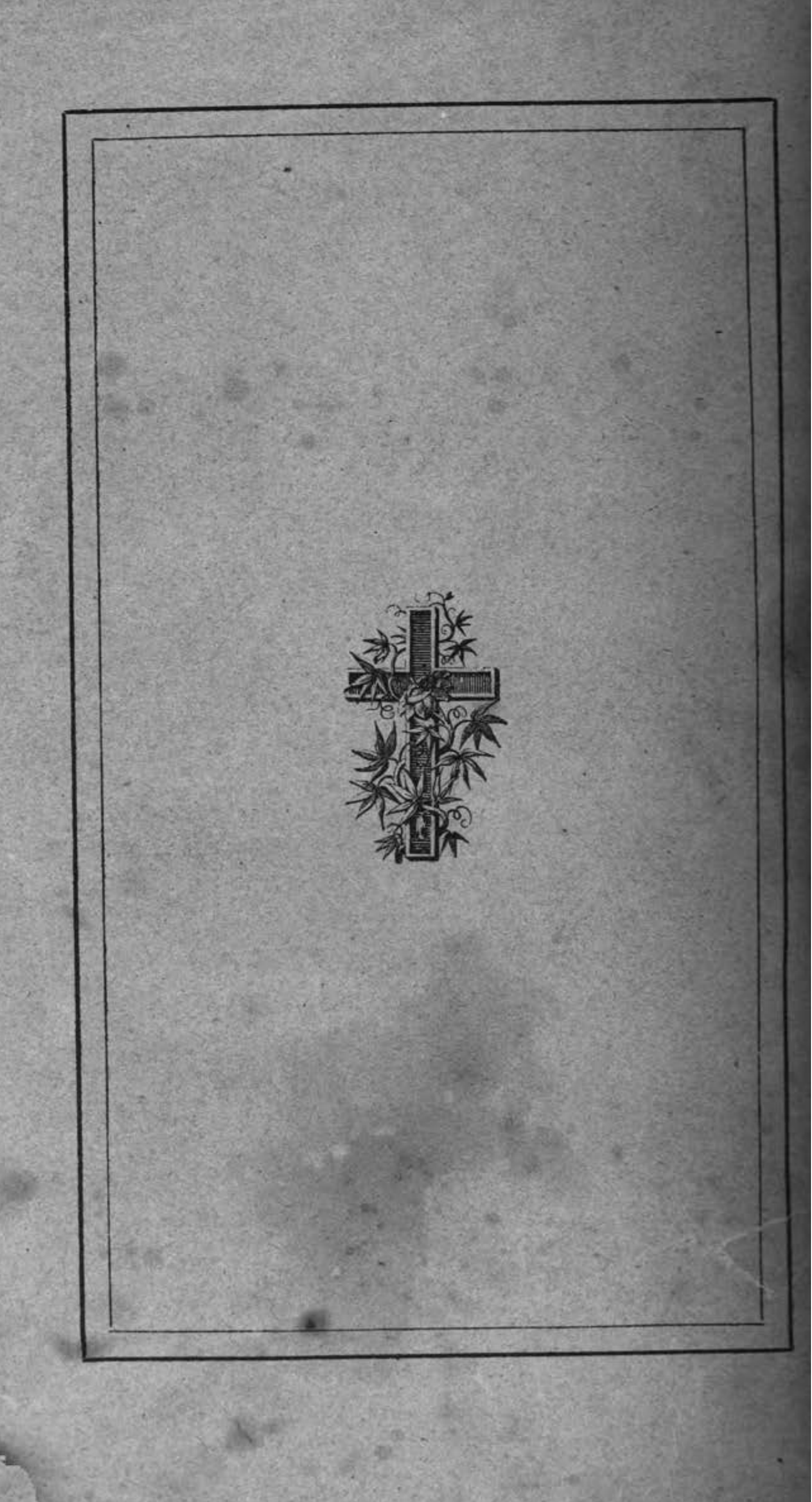
„Ich kann durchaus keinen Werth darauf legen, ob ein Mensch die Geistererscheinungen für Wirklichkeit oder für Täuschung hält; ich kann nur sagen, daß ich im Ganzen über drei Jahre und während dieser Zeit einige Monate lang fast täglich, oder vielmehr nächtlich, mit jenem Poltergeiste im Pfarrhause zu Klefersulzbach zu schaffen gehabt, ohne zu wissen, daß es der Geist eines abgeschiedenen (noch nicht gegangenen) Menschen sey. Die einzelnen Arten der Neckereien, Bosheiten, Albernheiten dieses unflätigen Geistes zu wiederholen, wird man mir nicht zumuthen. Ich wollte lieber, daß der Geisterglaube wieder, wie im Anfange unseres Jahrhunderts verdeckt und vertuscht werden könnte. Ich kam am Ende zu dem Entschlusse, dem unsichtbaren Gast, der mir so viel Lärmen und Störung in's Haus machte, er sey, wer er wolle, auszubieten, und zankte ihn ab, wie man einen Buben zankt. Von Stund an hatte ich Ruhe, und merkte in den fast drei Jahren, die ich nachher noch im Hause wohnte, nichts mehr.

Mein kleiner Knabe, welcher in den letzten Monaten an Nervenleiden fast zum Gerippe abgezehrt war, wurde von Stund an gesund und brauchte keine Medikamente mehr.

Es ist bestimmt, daß schon vor 40 bis 60 Jahren die Pfarrer Wolf und B[illegible]der auf ähnliche Weise in diesem

Hause beunruhigt wurden, wie die noch lebenden nahen Anverwandten noch wohl wissen und versichern."

Zu der „Erscheinungsgeschichte aus Ungarn," die mehrere Zeitschriften geben, und die wir auch im 1. Hefte 2. Jahrg. diese Blätter S. 41 mittheilen, ist die Bemerkung zu machen: daß wir über sie inzwischen selbst in Valpo, wo sie vorgefallen seyn soll, Erkundigung einzogen, aber keine wirkliche Bestätigung derselben erhalten konnten, so daß wir sie bis auf nähere Berichte in Zweifel ziehen müssen.



Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Zweiter Band. Viertes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1843.

Literarischer Anzeiger. Nro. 4.

Im Verlag von Ebner & Seubert in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gesundheitskatechismus

für den

Bürger und Landmann.

Herausgegeben

von

Dr. J. F. Pitschaft,

Großh. Bad. Hofrath.

Zweite Auflage.

In Umschlag geh. Preis 18 kr. oder $4^1/_2$ ggr.

„Nur wenige Bogen, aber sehr empfehlenswerth. Sie enthalten die wichtigsten medicinischen Hausregeln, kurze und klare Anweisungen, wie man sich bei schnell eintretenden Krankheiten, Verwundungen 2c. zu benehmen hat, ehe der Arzt herbeikommen kann, oder ohne daß man den Arzt erst zu rufen hat. Kein Haus sollte ein so kleines nützliches Hülfsbuch entbehren. Gedruckte Belehrungen dieser Art sind in unsern Tagen um so nöthiger, als die ganz veränderte Richtung der weiblichen Bildung bei den Enkelinnen eine fast totale Vergessenheit aller der guten Hausmittelchen herbeigeführt hat, in deren Kunde einst die Großmütter eingeweiht waren. Wie einfältig benimmt man sich oft beim geringsten häuslichen Unglück; bei wie viel Kleinigkeiten inkommodirt man den Arzt zu erscheinen; in wie vielen Unglücksfällen wird die mögliche Rettung blos durch die Unwissenheit und den Blödsinn der Umstehenden unmöglich gemacht, weil sie die einfachsten Hausmittel nicht mehr kennen, die sonst, wenn nicht jeder Mann, doch jede Frau kannte."

Handbüchlein der Sympathie

in 400 Artikeln.

Nebst einer Abhandlung über Sympathie als Einleitung

von

M. Cunow.

In Umschlag geh. Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Allen Liebhabern der Sympathie, deren es wohl nicht blos aus Hang zum Wunderbaren, sondern eben so sehr durch die gemachten Erfahrungen von der Wahrheit der Sympathie, so viele gibt, wird dieses systematisch

geordnete und möglichst vollständige Handbüchlein um so willkommener seyn, als wir bisher ein derartiges noch nie besaßen. Aber auch die von Sympathie wenig oder nichts Haltenden werden nicht umhin können, ihre Aufmerksamkeit einer Schrift zuzuwenden, in deren Einleitung der Verfasser sich bemüht, das Wesen der Sympathie der allgemeinen Ordnung der Natur einzureihen, die Arten des Wirkens darzulegen, und dann in geordneten Abtheilungen ihre Anwendung auf das tägliche Leben in dessen mehrfachen Beziehungen zu geben.

Ueber die Herstellung

einer

allgemeinen christlichen Kirche

und ihre Organisirung

in Ansehung der Glaubenslehre, des Cultus und der Kirchenverfassung.

Ein Versuch zur Beendigung der kirchlichen Wirren der Katholiken und Protestanten

von

Professor **M. Aschenbrenner.**

Velinp. Preis 2 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 18 ggr.

Es sind in dieser Schrift die schwebenden Streitfragen der gegenwärtigen Zeit über den historischen oder positiven Offenbarungs- und Vernunftglauben, so wie die kirchlichen Wirren der Katholiken und Protestanten in unbefangene, genaue Untersuchung gezogen und in Aussicht gestellt, daß nur in einer mit Rücksicht auf die Bibel und Vernunft gebildeten allgemeinen christlichen Kirche ein standhafter Friede der streitenden Parteien gehofft werden kann. Der heftige Zwiespalt der Kirchenparteien hat in einzelnen Familien und in dem Staate schon bittere Anfeindungen und mannigfaltige Störungen des bürgerlichen Lebens verursacht.

Der unheilbringende Kampf soll auf eine nachhaltige Art beseitigt werden. Religiöse Streitigkeiten können für Vernunftwesen nur durch eine vernunftgemäße Berichtigung der Streitfragen eine befriedigende Lösung erhalten. Es soll nicht einseitig das Historische und Positive, aber auch nicht einseitig das rationelle Moment der Religion und Kirche geltend gemacht, sondern durch eine unbefangene Forschung beide Momente zu einem befriedigenden Einklange gebracht werden. Da der Zweck der Untersuchung wichtig ist und nicht durch rhetorische Deklamationen, sondern durch entscheidende Sachgründe in der genannten Schrift erstrebt wird, so kann auf die Theilnahme des Publikums mit Recht gehofft werden.

Schlüssel zur Geisterwelt oder **Die Kunst des Lebens.** Von J. Kerning. 8. broch. 12 ggr. oder 48 kr.

Wege zur Unsterblichkeit auf unläugbare Kraft der menschlichen Natur gegründet, von Kerning. 8. broch. 12 ggr. oder 48 kr.

Durch diese 2 Bücher erhält der Leser nicht nur Belehrung über das Wesen der Geisterwelt, sondern gewinnt auch jene Lebensansicht, die uns Gewißheit und Ruhe in allen Verhältnissen, sogar bei dem Gedanken des Todes verbürgt.

Das Büchlein der Wunder. Ein Magazin der sympathetischen, magnetischen und andern seltsamen Vorschriften und Geheimnissen zu Erreichung verschiedener nützlicher Zwecke. Nebst der Kunst, wahrzusagen und die Lotto-Nummern zu berechnen. Von Von F. M. Glück. Zweite Aufl. eleg. brochirt 9 ggr. oder 36 kr.

Manche sympathetische Mittel vertragen sich nicht mit einem geläuterten Verstande, aus welchem Grunde auch dieses nur zum Wohl der Menschheit verfaßte Büchlein zahllose Verfolger hatte, aber dennoch kann ihre Wirkung in vielen verzweifelten Fällen nicht abgeläugnet werden, denn gerade Verächter und Verspotter dieser Mittel mußten schon selbst erfahren, daß es Geheimnisse in der Natur gibt, die auch der Gelehrte nicht enthüllen kann. Das Büchlein ist nicht versiegelt, man prüfe also selbst!

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Existenz der Geister und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt. Psychologisch erklärt und historisch begründet von F. Nork. Als Fortsetzung des Verf. Schrift über Fatalismus oder Vorherbestimmung menschlicher Schicksale. 1¼ Thlr. oder 2 fl. 15 kr.

Der Verf. versuchte aus den mannigfaltigen Aeußerungen des Nachtlebens der Seele den Rapport der Geister, zuweilen auch als nach dem

Tode fortdauernd, zu beweisen; und die in allgemein faßlichem Style vorgetragenen Erklärungen der verschiedenen Grade der Seelenthätigkeit bei Schlafenden, Scheintodten und — Todten durch eine strenge Auswahl noch wenig bekannter, nicht etwa aus den Spinnstuben geholter, Zeugnisse für ein wechselseitiges Einwirken der materiellen und übersinnlichen Welt zu begründen.

Stimmen aus Jenseits

oder

Das Todtengericht im Grabe.

Den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Scheintodten getreu nacherzählt

von **F. Nork.**

8. 1 Thlr. oder 1 fl. 21 kr.

Diese Bekenntnisse eines durch die Schrecken des Scheintodes zum mönchischen Büßer umgewandelten genußsüchtigen Lebemannes dürften manche von schnöder Weltlust umnachtete Seele aus dem Sündenschlafe wecken: denn nicht einem Jeden möchte, wie dem Helden dieser Geschichte, das Glück zu Theil werden, die Grabesdecke wieder über sich öffnen zu sehen und von den, in das geheimnißvollste Geisterreich ihm vergönnten Blicken noch im irdischen Leben einen nützlichen Gebrauch zu machen.

Von der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bartholmä,

das Wundermädchen in Sonnenheim.

Ein Beitrag zur empirischen Philosophie.

Passions-Büchlein. — Dr. Joh. Jakob Rambach's sieben Betrachtungen über die letzten Worte des für uns leidenden Heilands, neu herausgegeben von Christoph

Karl Hornung, evangelischem Pfarrer in Ansbach. Nebst einer Passions-Geschichte. 152 S. gr. 8. broch. Preis 36 kr. oder 8 gr. (10 Ngr.)

Wir freuen uns, den Freunden christlicher Literatur in diesem Passions-Büchlein eine **vorzüglich schöne Gabe** darbieten zu können.

Weissagung und Erfüllung im alten und im neuen Testamente.

Ein theologischer Versuch

von

J. Chr. K. Hofmann,

außerordentlichem Professor der Theologie an der Universität in Erlangen.

Erste Hälfte. gr. 8. 23 Bogen. Preis 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr.

Das unter obigem Titel erscheinende Werk will den Gang darstellen, welchen die Weissagung des Heils, wie dieselbe im alten und im neuen Testamente verzeichnet ist, in That und Wort genommen hat. – Sie erscheint zuvörderst als Geschichte von Begebnissen, in welchen sich die schlüßliche Heilsgestaltung vorbereitet und vorbildet, und dann als Ausdeutung dieser Geschichte im Worte der Prophetie. Der erste Theil des Werks zeigt die dogmatische Berechtigung zu einer solchen Darstellung des weissagenden Inhalts heiliger Schrift und weist dann im alten Testamente nach, wie hier Fortgang der Thatweissagung mit der Wortweissagung gleichen Schritt hält. Was man sonst unter dem Namen „alttestamentliche Christologie“ in Vereinzelung behandelt, findet sich hier in seiner Zusammengehörigkeit. Die zweite Hälfte wird die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagung in den Thatsachen des neuen Testaments nachweisen, und die Geschichte der neutestamentlichen Weissagung darstellen.

Grundzüge der Geschichte und der Unterscheidungslehren der evangelisch-protestantischen und römisch-katholischen Kirche von Erich Stiller, erstem Pfarrer zu Harburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 1½ gr. oder 6 kr.

Das Büchlein hat die Bestimmung, der Jugend in die Hände gegeben zu werden, und dadurch dem Religionslehrer den Unterricht über den wichtigen Gegenstand zu erleichtern.

Glaubensfestigkeit. Dichtung von Dekan Goeß in Aalen. Gewidmet Herrn Dr. A. Neander, Professor der Theologie in Berlin. Für 4 Männerstimmen componirt von Fr. Weizsäcker, Stadtpfarr-Vikar in Aalen. Preis eines Exemplars 3 gr. oder 12 kr. Preis von 4 Exemplaren 8 gr. oder 32 kr.

Täglicher Wandel des Christen, der immer das Eine, was noth ist, vor Augen hat. Eine Anleitung zum thätigen Christenthum und als Mitgabe für das ganze Leben der confirmirten Jugend geweiht. Zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach. 1838. broch. roh 4 gr. oder 15 kr. geb. 5 gr. oder 20 kr.

Philipp Melanchthons vornehmste Artikel christlicher Lehre 5. 6. und 7. Artikel. A. Vom Ursprung der Sünde. B. Vom freien Willen und menschlichen Kräften. C. Von Erbsünde und Strafe der Sünde. Herausgegeben von einem evangelischen Prediger. Der Ertrag unterstützt eine dürftige Pfarrerfamilie in Baiern. 8. broch. Preis 5 gr. oder 20 kr.

Dieses Heftchen mag Theologen, aber auch überhaupt jedem Christen willkommen seyn, der gern einmal von dem gelehrten und sanftmüthigen Freunde Luthers, den seine Zeitgenossen „den Lehrer Deutschlands“ nannten, etwas, zumal über so wichtige Punkte, lesen möchte.

Die Heilung durch Sympathie,

vorgetragen in einer Versammlung von Landärzten.

(Vom Herausgeber.)

Erlauben Sie mir als Worte der Eröffnung unserer heutigen Versammlung, nur Gedrängtes über eine Heilungsweise in der Medicin und Chirurgie vorzutragen, die der Natur sehr nahe steht, aus ihrem eigentlichsten Wesen genommen ist und die seit uralten Zeiten und besonders damals, wo der Mensch überhaupt noch mehr auf der Stufe der Kindheit und damit seiner Mutter, der Natur, auch näher stand, im Gebrauche war, ich meine von der Heilung durch Sympathie.

Sympathetische Heilmittel haben sich durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt auch in Büchern bewahrt, während die rationelle Medicin sich zu vornehm denkend, sie nicht beachtet, aber doch hie und da erleben mußte, daß Gebrechen, die auf ihre Weisen nicht zu heilen waren, oft jenen sympathetischen Einwirkungen wichen. Wenn dieß jetzt auch seltener als in früheren Tagen der Fall seyn mag, so möchte dieß daher rühren, daß jene ganz zunächst aus dem sympathetischen Treiben der Natur genommene Heilungsweise von Seiten des Heilenden wie von dessen, der geheilt werden soll, eine Verbindung mit der Natur erfordert, die in solchem Maße in jetziger Zeit nicht mehr vorhanden ist, wo der Mensch durch das gesteigerte Gehirnleben sich gleichsam von der Nabelschnur der Natur losriß und immer ferner von Naturverbindung als ein abgetrenntes selbstisches Ganze dazustehen sich zur Aufgabe seiner Bildung machte.

Daher gerade auch blos noch unter dem Volke und gerade da, wo dasselbe noch am wenigsten abstracte Gehirnbildung

ergriff und es noch der Natur am nächsten lebt, wie in abgeschlossenen Wald- und Gebirgsgegenden, diese Heilungsweise auch noch mehr im Gange und von wirksamem Erfolge seyn mag.

So nahe und eng im Verbande mit dem Volke lebend, wie ein großer Theil von Ihnen, findet sich für Sie gewiß oft Gelegenheit, Erfahrungen über Wirksamkeit oder Unwirksamkeit sympathetischer Heilungsweisen zu sammeln, nur gehört zu solcher Beobachtung sowohl Ablegung aller vorgefaßten Meinung und Vorurtheils als eines blinden Glaubens, letzteres um so mehr, als in diesem Gebiete so leicht Täuschungen und Betrug Raum finden.

Schon vor längerer Zeit bildete sich zu Eslingen eine Gesellschaft von Aerzten und Laien, die sich Sammlung und praktische Anwendung sympathetischer Volksmittel zum Zwecke macht. Gewiß wäre einem solchen Bestreben größere Ausdehnung und das vorzüglich durch die Forschungen vorurtheilsfreier, dem Volke nahe stehender Landärzte, zu wünschen, wozu ich Sie bei dieser Gelegenheit freundlichst auffordern möchte. Man wolle dabei nicht meinen, daß man bei solcher Forschung und Glauben seiner Aufklärung und Bildung etwas vergebe und dem Aberglauben huldige; denn die Zeit ist offenbar vorüber, wo man sich scheute, vom Catheder zum Volke hinabzusteigen und unter ihm Perlen für die Wissenschaft zu suchen.

„Das uns umringende Naturgeheimniß ist so tief und die eigentlich gelehrte Forschung zeigt sich der Erforschung desselben oft so wenig gewachsen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelt auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den sogenannten „Vorurtheilen" des Pöbels auch einige Aufmerksamkeit schenkt. In der Regel ist es die fürwitzige Jugend, oder auch der Cathederstolz, welche sich so anmaßend gegen die Philosophie des gemeinen Mannes erklären, wenn man älter als jene und umsichtiger als diese wird, so findet sich mehr Bescheidenheit." (Dr. Nürnberger.)

Herr v. Hartenberg sagt: „Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniß bei großer Beredsamkeit, Klugheit und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vieljährigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und so bei vielen andern Gewerben, scheint die Entwicklung dieses Sinnes am leichtesten und öftesten zu geschehen.

Werfen wir einen Blick auf die magnetischen Erscheinungen „Wie die Organe unter sich in Wechselwirkung stehen, so die Organismen gegenseitig und mit der Außenwelt überhaupt. Hört die gewöhnliche Leitung der dinamischen Wirkungen durch die Sinnesorgane auf, so tritt die eigenthümliche selbstständige des Nervengeistes auf, welche ohne äußere wahrnehmbare Vehikel, jedoch nach den Gesetzen der Polarität wirkt. In dieser freien Wirksamkeit stört ihn kein zwischenliegender Körper; er verbreitet die Strahlen der Atmosphäre, aus der er herauswirkt weit hin, und tritt so als sympathetische Kraft auf. Diese Sympathie herrscht durch die ganze Natur und ist nicht nur von dem Bande, das um die Mutter und den Fötus sich schlingt, bis zum brütenden Vogel und dem sich im Ey plastisch entfaltenden Keime herab in allem Lebendigen sichtbar, sondern reflectirt sich auch in der unorganischen Natur.“ (S. Werners Schutzgeister.)

Betrachten wir nun jene sympathetische Heilungsweise mit ihren Mitteln näher, so werden wir finden, daß sie und die größte Zahl ihr Mittel in den Bereich jener magnetischen Einwirkungen fallen, und wie jene auf reinen Polaritätsgesetzen beruhen, und somit weder als Ausgeburten des Aberglaubens, noch als Wunder zu nehmen sind. Wir führen hier z. B. zuerst das Vertreiben der Rose durch Besprechung an. Diese

Besprechung ist mit Anblasen verbunden, was ganz auf magnetischer Basis ruht.

Eine gebräuchliche Formel der Besprechung ist: „Wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibe dich!" ein Ausdruck, welcher jeden Heilungsproceß bedeutend bezeichnet.

Bekannt auch ist, daß durch Anblasen vorzüglich schmerzhafte oder entzündete Stellen, wie z. E. der Ohren und Augen, besänftiget werden, und die Entzündung zertheilt wird. Stillen der Schmerzen bei Brandwunden, das sogenannte Stillen des Brandes durch Besprechung und Anblasen, gehört ebenfalls hieher.

Es gibt in Spanien eine Classe Menschen, die man Saludadores und Ensalmandores nennt. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß jene allein durch die Macht des Gebetes, wobei sie sich bestimmter Formeln bedienen, (also mehr auf magische Weise) die Krankheiten zu heilen vorgeben, diese aber durch die Kraft des Speichels und des Hauches (also mehr magnetisch) indem sie den Kranken anblasen.

So reduciren sich auch sympathetische Heilungen vermittelst eines besprochenen, angehauchten, geweihten Wassers, einzig auf magnetisches Einwirken. In der Chemia Nolfinkii schon vom Jahre 1621, also lange ehe Meßmer das magnetische Heilverfahren aufbrachte, steht eine aqua vitalis cardiaca microcosmica mit diesen Worten angegeben: „Ein nüchterner Mensch soll Morgens mit gereinigtem Munde Wasser in einem Glase stark und lange anhauchen, dann mit guter Absicht und mit Gebet und mit reinem Herzen dem Kranken reichen, und man wird mit solchem Wasser die unheilbarsten Uebel heilen." Was ist dieß anderes, als magnetisches Wasser? In die gleiche Cathegorie gehört das sympathetische Heilen durch Transplantation, oder durch Uebertragung der Krankheit auf einen andern organischen Körper, auf Thiere, oder auch auf Pflanzen.

Thiere sind schon an sich magnetisch und das Anlegen mancher Hausthiere bei schmerzhaften Krankheiten, die oft ganz

an sie übertragen werden, wie z. E. an Hunde die Gicht, ist bekannt. Dahin gehören besonders auch viele sympathetische Mittel gegen das kalte Fieber. Professor Tode in Kopenhagen versichert, öfters gesehen zu haben, daß intermittirende Fieber durch nachstehendes Mittel vertrieben wurden. In dem zu Anfange des Paroxismus gelassenen Wasser der Kranken, kochte er ein Ey, bis der Harn ganz verdampft war, nahm hierauf die Schale des Eyes ab und begrub das Inwendige in einen Ameisenhaufen. So wie nun die Ameisen das Ey verzehrten, nahm das Fieber ab und hörte bald gänzlich auf.

Bei dieser Gelegenheit erzählt Professor Tode ein sympathetisches Mittel gegen den Steinschmerz.

Es gibt Ereignisse, schreibt er, deren geschichtliche Richtigkeit man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne sich mit oberflächlicher Unfehlbarkeit brüsten zu wollen. In Kopenhagen wohnte eine Familie, welche von allen, die sie kannten, geachtet und für glaubwürdig gehalten wurde. Der Mann hatte lange an Steinschmerzen gelitten. Sein Arzt hatte schon zwei Mittel dafür gegeben, aber ohne dauernden Nutzen. Endlich war der Frau nachstehendes Mittel von einem Freunde empfohlen und seit dem Gebrauche desselben litt der Mann nie wieder an Steinschmerzen. Sie nahm ein leeres Riechfläschchen, that ein halb Dutzend Krebsaugen darein, die mit dem Urin ihres Mannes gesotten wurden, pfropfte es gut zu und begrub es an einer Stelle des Hofes, über welche der Mann täglich hinweg mußte. Er wußte von allem nicht das Geringste und erfuhr erst das Geheimniß, als er schon lange von seinem Uebel befreit war. Ich war mehrere Jahre, erzählt Hr. Prof. Tode weiter, sein Arzt, seine Leiden am Steine waren sehr bekannt, aber in den vielen Jahren, in denen ich ihn noch nachher bis zu seinem Tode besuchte, litt er im geringsten nicht mehr an solchen Beschwerden und dieß ist eine Thatsache, von deren Gewißheit ich vollkommen überzeugt bin."

Die Uebertragung der Gichter von Kindern auf junge Haustauben wurde schon längst von dem Volke als sympathe-

tisches Mittel angewendet. Herr Dr. Müller in Pforzheim brachte zuerst dieses Mittel unter den rationellen Aerzten zur Sprache und sagt hierüber: „In der Gegend von Pforzheim werden schon seit vielen Jahren junge Haustauben als ein Hausmittel gegen Convulsionen der Kinder angewendet.

Ein alter Forstmann, der im Rufe stand, daß er durch Sympathie heile und deswegen großen Zulauf vom gemeinen Volk hatte, sagte mir, als ich ihn darüber zur Rede stellte, daß er nichts Innerliches gebe, daß er nur durch Streichen, besonders der an Zahn- und Kopfschmerzleidenden helfe und bei Kindern, die an Gichtern leiden, junge Haustauben anwende. Von solchen habe er noch immer glücklichen Erfolg gesehen, und nur wo diese nicht starben, nahm die Krankheit auch keinen glücklichen Ausgang. Hr. Dr. Müller machte nun eine Reihe von Versuchen in den bemeldeten Fällen mit Haustauben. Er fand, daß die Wirkung derselben gegen Gichter der Kinder besonders dann von großem Erfolge war, wenn der After der Taube genau an den After des Kindes gebracht und an demselben angehalten wurde. So wie die Taube angebracht war, fing sie ängstlich und tief zu athmen an und war in wenigen Minuten todt und die gichterischen Bewegungen der Kinder verschwanden dann immer. Stellten sie sich wieder ein, wurden sie abermals durch Anlegen einer Taube beschwichtigt. Auch Hr. Dr. Wenz in Carlsruhe, erklärt mit gleich glücklichem Erfolge Versuche selbst mit Haustauben in convulsivischen Anfällen der Kinder gemacht zu haben. Auch er nahm zu diesen Heilversuchen nur immer junge Tauben, die das Nest noch nicht verlassen hatten.

Es möchte übrigens diese sympathetische Heilmethode in solchen Fällen bei Kindern nur immer da von Nutzen seyn, wo die Convulsionen aus Schwäche, aus gestörter Reproduction und erhöhter Sensibilität entstanden waren, also bei Convulsionen, die von der irritabilen Seite bedingt wurden; denn wo entzündliche Reizung, ein Gefäßfieber zur bedingenden Ursache gehört, möchten Blutentziehungen, kalte Umschläge auf

den Kopf, wohl angezeigter seyn und dieß wären dann Fälle von Gichtern der Kinder, bei denen der Gebrauch jenes sympathetischen Mittels auch ohne Wirkung bliebe. Menschen und Thiere in solchem Rapport befindlich, bilden gleichsam nur einen Organismus mit einander. Die Tauben, dem Kranken angelegt, und dadurch in Rapport mit ihm gesetzt, sind für den Augenblick gleichsam integrirende Theile des Organismus geworden, und als der noch nicht inficirte, auch am schwächsten reagirende Punkt desselben, der pars minoris resistentiae, auf den sich der Krankheitsstoff wirft.

Schnell sollen Wunden heilen, aus denen der Verwundete Blut in seine eigene Achselhöhle überpflanzt. Dieß hörte ich schon sehr oft von Arbeitern z. E. von Steinhauern, die sich durch ihre Geschäfte oft blutenden Wunden aussetzen.

Sehr häufig kommt bei sympathetischen Kuren die Transplantation, Einpflanzung der Krankheit in Vegetabilien, hauptsächlich Baumstämme, vor. Bei Heilung von Brüchen ist dieß namentlich der Fall. Eine dieser Vorschriften ist: bei abnehmendem Monde schneide aus einer jungen Weide einen Span, so groß als der Bruch, binde ihn auf diesen und lasse ihn darauf liegen, bis er ganz durchschwitzt ist, dann setze ihn wieder an Ort und Stelle, aus der er geschnitten wurde gut ein.

Brüche der Kinder sah man durch den Gebrauch folgenden sympathetischen Mittels oft schnell heilen.

Man spaltet einen jungen Baum, auch gemeiniglich einen Weidenbaum, und zieht das Kind vor Sonnenaufgang dreimal hindurch, worauf man den Baum wieder gut zusammenbindet.

Wie diese Einpflanzung, Transplantatio, so kommt auch die Einstreuung, Inseminatio, bei sympathetischen Kuren vor. Es wird mit dem leidenden Theile der Saame irgend einer Pflanze, namentlich oft der des Roggens, z. E. beim kalten Fieber, längere Zeit in Verbindung gesetzt, so daß durch die Lebenswärme und Ausdünstung des Kranken im Saamen der erste Trieb des Keimens angefacht wird und dann wird er mit dem eingesogenen Stoffe der Erde übergeben, z. B. in

einen Blumentopf verpflanzt, wo dann bei seinem Wachsthum die Krankheit verschwindet. Die sogenannten kalten Geschwülste, innere Eiterungen, scirrhöse Verhärtungen, nicht zu weit gekommene Verdickungen der Säfte, werden nicht selten durch den Magnetismus bedeutend gebessert und zuweilen ganz geheilt. Ennemoser erzählt in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion" einen Fall, wo durch magnetische Behandlung eine Gebährmuttergeschwulst von der Größe eines Kindskopfes nach Jahr und Tagen völlig geheilt wurde. Solche Geschwülste und noch mehr Aftererzeugungen wie Balggeschwülste, Warzen, Kröpfe u. s. w. sind es auch, die hauptsächlich sympathetischen Mitteln weichen.

Von rein magnetischer Einwirkung ist die Heilung der Kröpfe, selbst der Scropheln, durch Bestreichung mit den Händen, welche Gabe ehemals an den Königen von Frankreich und England besonders haftete und von denen auch wirklich im Großen ausgeübt wurde. *)

Andere sympathetische Mittel gründen sich auf Verflüchtigung der Krankheit vermittelst Uebergabe an die Elemente, oder an die Verwesung. Organische Stoffe z. E., mit denen die krankhaften Theile in Berührung gesetzt, oder mit denen sie bestrichen wurden, werden dem Lichte entzogen, in einen Keller oder auch unter die Erde gebracht, oft auch geradezu der Luft zur Verflüchtigung ausgesetzt, wohin auch das Hängen von derlei Stoffen in den Rauchfang gehört. In gleiche Rubrik sind besonders auch die sympathetischen Mittel zur Vertreibung der Warzen, der Muttermale zu setzen, auch das Stecken des Instrumentes, das die Wunde verursachte, in Speck, in Eichenholz, scheint hieher zu gehören.

Das Stillen des Blutes vermöge Sympathie kommt schon im höchsten Alterthume vor und schon Homer gibt in seiner Odisse Beschwörungslieder zur Blutstillung. Sympathetische Mittel zur Blutstillung wendet unser Volk häufig an.

*) S. den nachfolgenden Aufsatz über die Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige.

Es geschieht dieß aber meistens durch Besprechung, also auf mehr magische Weise, die hauptsächlich auf Glauben beruht, mehr von psychischem Einflüsse ist. Es ist bekannt, daß psychische Einflüsse Blutflüsse leicht hervorrufen und leicht unterdrücken können, namentlich Blutflüsse der Gebährmutter, der Hämorrhoidalgefäße. Daß nun Blutungen aus Gefäßen, die sehr dem sympathetischen Systeme unterworfen sind, auch auf jenem sympathetischen oder magischen Wege unterdrückt werden könnten, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, weniger möchte dieß wohl der Fall seyn bei Blutflüssen aus geöffneten Venen oder Arterien der Aerme, der Füße u. s. w., obgleich der Glaube an sympathetische Blutstillungen auch bei Verblutungen aus solchen Gefäßen unter dem Volke sehr groß ist.

Während ich mich im vorigen Jahre zu München befand, gab eine Frau daselbst eine Bittschrift an den König ein, in welcher sie vorstellte, sie besitze ein sympathetisches Mittel, in Folge dessen sie alle Blutflüsse plötzlich zu stillen fähig seye, und bat um Erlaubniß, ihre Kunst ausüben zu dürfen. Der König sandte die Frau, ihre Kunst erproben zu lassen, in das allgemeine Krankenhaus, wo im Beiseyn der Geheimeräthe Dr. v. Breslau und v. Ringseis einem Kranken, eine Ader am Arme geöffnet und jener Frau nun aufgegeben wurde, nach einigen Minuten ihre Kunst in diesem Falle auszuüben. Die Frau gebrauchte nun auch ihre Sympathie, aber — umsonst, der Kranke hätte sich zu Tode geblutet, hätte man die Wunde nicht mit dem Verbande geschlossen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man nicht blos bei einer Blutung der Art aus einem geflissentlich dazu eröffneten Gefäße, die Kunst dieser Frau erprobt hätte, sondern bei einem von selbst eingetretenen Blutflusse und aus Gefäßen, die mehr dem sympathetischen Systeme unterworfen sind. Ich glaube zwar nicht, daß auch unter andern Bedingungen diese Frau ihr sympathetisches Mittel mit Erfolg ausgeübt hätte, muß aber doch bemerken, daß sympathetische Mittel so öffentlich und in solcher Seelenstimmung angewendet, besonders wenn sie auf physischer Ein-

wirkung beruhen, überhaupt wohl nicht von Erfolg seyn können. Die psychische Stimmung, in der sich diese Frau befand, durch das Gewicht, das jetzt an dem Gelingen dieses Versuches hing und durch die Anwesenheit der gespannten und beobachtenden Aerzte, mußte in ihr selbst zu viel Zerstreuung, Unruhe und Spannung hervorgebracht haben, als daß ein freies Einwirken ihres sympathetischen Mittels und ein magnetischer Rapport mit dem, wohl ebenfalls nicht für sie gestimmten, Kranken hätte stattfinden können.

Wie schon bemerkt, so gründen sich diese sympathetischen Volksmittel gegen Blutstillung mehr auf magisches Einwirken, auch seltener auf Uebertragung des Blutes auf andere organische Körper, oder auf eine andere Körperstelle des Verwundeten selbst, z. E. in die Achselhöle. Eigene Erfahrungen haben mich übrigens noch nicht von der Wirksamkeit des Blutstillens auf diesem Weg überzeugt, ob ich gleich die Möglichkeit, besonders je nachdem die Verblutung aus einem Gefäße kommt, nicht leugnen möchte. Dagegen kann ich aus eigener Erprobung von einem sympathetischen Mittel sprechen, das nicht Blutflüsse, aber Milchflüsse, z. E. bei Kindbettern, die nicht säugen sollen oder können, oder nach dem Aufhören vom Säugen, zu stillen fähig ist. Ich lernte dieses Mittel dadurch kennen, daß ich es von einem Förster bei einer sehr milchreichen Hündin, deren Junge entfernt worden waren, anwenden sah. Es besteht in den runden Scheibchen zerschnittener Korkstöpsel, die man dem Thier um den Hals hing, worauf die Milch ohne Schaden bald verschwand. Ich wandte dasselbe Mittel nachher bei verschiedenen Frauen mit dem besten Erfolge an. Bei mehreren erfolgte während des Gebrauches ein leichtes Laxiren, bei der die Milchsecretion ohne sonst Schaden zu bringen, bald aufhörte.

Weiter gründet sich eine große Reihe sympathetischer Mittel auf den Einfluß des Mondes und seiner verschiedenen Phasen.

Der Einfluß des Mondes auf unsern Erdkörper, namentlich auf Keimen und Wachsthum der Pflanzen, selbst auf die

chemische Wirkung der Wasser, ist bekannt. In letzterer Beziehung weiß ich Fälle, wo bei zunehmendem Monde das Wasser eines Baches sich auf die in dasselbe zur Vorbereitung zum Gerben gelegten Häute, einen ganz andern chemischen Einfluß ausübt, als beim abnehmenden Monde. Schon in den ältesten Zeiten räumte man dem Monde eine große Macht der Einwirkung auf Säfte und Drüsenkrankheiten ein. Seine Einwirkung auf die Menstruation, auf Drüsengeschwülste, namentlich den Kropf, ist bekannt.

Seine Einwirkung auf physisch Kranke, Wahnsinnige, Mondsüchtige, ist entschieden. Dieser Trabant unserer Erde ist gleichsam der Regent ihres Nachtlebens und alles, was in die Kreise dieses Lebens fällt, ist ihm mehr oder weniger unterthan. Krankheiten der Erdbewohner, die hauptsächlich vom sympathetischen und Gangliensysteme bedingt werden, vom Bauche und Gefühlsleben ausgehen, stehen unter seinem Einflusse.

So fällt auch Wachsthum und Leben der Haare, der Nägel, der Aftergewächse, Kröpfe, Warzen, der Muttermaale, der Balggeschwülste, der Polypen, selbst der Eingeweidewürmer, dem gangliösen Bildungssysteme, und somit dem Einflusse jenes Erdbegleiters zu. — Balggeschwülste der Augenlieder sah ich durch Sympathie, die sich auf den Einfluß des Mondes basirte, schon mehrmals verschwinden.

Der Leidende stellt sich bei zunehmendem Monde in den Schein des Gestirnes und bestreicht die Balggeschwulst mit dem eigenen Finger, indem er dabei unter Nennung der drei höchsten Namen die Formel ausspricht: „was ich sehe nimmt zu, was ich bestreiche nimmt ab.“ — dieß muß gewöhnlich in drei Mondsnächten geschehen. Daß auch die gewöhnlichen Mittel gegen Kröpfe wirksamer im abnehmenden als im zunehmenden Monde sind, ist bekannt. Dieß ist auch der Fall bei den Wurmmitteln. Der große Kenner der Eingeweidewürmer, der verstorbene Medicinalrath Dr. Fröhlich zu Ellwangen, reichte nach der unter dem Volke gebräuchlichen Weise, wurmtreibende Medicamente nie anders als nur im abnehmenden

Monde. Die Thatsache, daß bei abnehmendem Monde diese in krankhaft thierischen Säften der menschlichen Eingeweide erzeugten Entozoen, dieselben im abnehmenden Monde eher verlassen als im zunehmenden, rührt wohl weniger von einer Wirkung her, die der Mond direkt auf sie ausübt, als weil seine Einwirkung auf die Nerven des menschlichen Bauchsystems, in solchem eine periodische Umstimmung und dadurch auch periodische Umstimmung (Ebbe und Fluth) in der Saftmasse, in der jene Thiere leben, hervorruft, die dem Leben derselben bei abnehmendem Monde weniger günstig zu seyn scheint. — Muttermale sieht man bisweilen je nach den Phasen des Mondes ab oder zunehmen.

Bei Ausübung der sympathetischen Heilungsweise kommt, da so viele ihrer Mittel, wie wir gesehen haben, auf magnetischer Basis ruhen, auch vorzüglich in Betracht, daß bei ihnen, wie bei magnetischen Einwirkungen, der heilende Arzt auch zugleich das Heilmittel seyn muß, daß also von der Kraft, die von ihm ausgeht, auch sehr das Gelingen solcher Heilungen abhängt. Daher kommt es auch, daß diese Heilungskraft von einigen Menschen oft wirksamer ausgeübt werden kann, als von anderen, ja daß wohl Viele, manchem solcher sympathetischen Mittel Kraft zu geben, gar nicht im Stande sind. Daher es dann auch geschieht, daß, wenn von solchen diese Mittel fruchtlos angewendet werden, man an ihrer Wirksamkeit überhaupt zweifelt, oder sie gar völlig ableugnet und verwirft. Der Erfolg der Anwendung der Sympathie von verschiedenen Händen wird daher immer ein verschiedener seyn. Ein der Natur noch ganz anheim gestellter Bauer oder Schäfer wird in Folge seiner Naturkraft oft viel fähiger seyn, sympathetische Kuren auszuüben, als ein von allem Naturverband abgekommener Professor der Pathologie.

Als einen Beweis, wie sehr die Kraft zu sympathetischen oder magnetischen Einwirkungen oft an einem einzelnen Menschen besonders haftet, will ich nur ein Beispiel aus der ältern Geschichte anführen, welches durch die bewährtesten Schriftsteller der damaligen Zeit namentlich durch eine Reihe von

Aerzten und selbst durch die königliche Gesellschaft der Naturforscher zu London, bestätigt und außer allen Zweifel gesetzt ist.

Im Jahre 1666 befand sich zu London ein Irländer mit Namen Greatraks. Er zeigte sich als einen religiösen Mann voll Würde und Simplicität. Er erzählte von sich: daß er seit 1662 immer in sich das Gefühl gehabt, daß er Kröpfe heilen könne, das ihm keine Ruhe ließ, bis er einen Versuch machte, der ihm dann, wie alle andern, völlig gelang. Er berührte solche Kranke und bestrich sie mit der Hand. Auf gleiche Weise heilte er auch verschiedenartige Geschwüre, Fisteln und Wunden. Es waren Aerzte und andere Gelehrte seine Beobachter. Die königliche Gesellschaft zu London beauftragte den Dr. Boyl zur Beobachtung und dieser stellte die besten Zeugnisse aus und alle überzeugten sich von der Wirklichkeit dieser Heilungen durch die bloße Einwirkung der Hand jenes Begabten. Dr. Astel schrieb von ihm:

„Es war ein Knabe von 12 Jahren, der von kalten Geschwülsten seinen Leib wie übersät hatte, die Greatraks in kurzer Zeit durch Bestreichung mit seinen Händen völlig verschwinden machte. Unreife Geschwüre brachte er durch sanftes Bestreichen mit seiner Hand zur Zeitigung. Personen, die mit Rheumatalgien und Coxialgien behaftet waren, sah ich ihn oft durch eine einzige Berührung heilen.

Es wurde durch die hier gemachten, wenn auch nur oberflächlichen, Andeutungen und aufgestellte Beispiele der verschiedenen Rubriken, in die sich die sympathetischen Heilungen eintheilen lassen, klar, daß sie alle hauptsächlich auf reinen Polaritätsgesetzen beruhen und deswegen auch meistens magnetischen Einwirkungen gleich zu setzen sind. Ferner wurde klar, daß sympathetische Mittel auch in Krankheiten auf solche Organe bevorzugt wirken werden, die dem Einflusse des sympathetischen und Gangliansystems untergeordnet sind. Ferner in Krankheiten, die halb physisch, halb psychisch sind, und es gibt solche Krankheiten, wo die ganze Sensibilität krankhaft geändert ist und wo oft alle Arzneimittel gar nicht

oder gar anders wie bei anderen Menschen wirken, man könnte diese Krankheiten magnetische Krankheiten nennen, wo lebensmagnetische, d. h. psychisch-organische oder rein psychische Einwirkungen am meisten wirken. (S. Passawants Lebensmagnetismus.) In diesen Krankheiten ermüden häufig die Erkrankten an den fruchtlos gereichten gewöhnlichen Arzneimitteln, und nehmen dann ihre Zuflucht zu sogenannten sympathetischen Aerzten und das hie und da auch mit wirklichem Erfolge.

Ferner möchte aus diesen hier gemachten Andeutungen erhellen, daß die nähere Erforschung und Erprobung sympathetischer Mittel auch gewiß ein Gegenstand des rationellen Arztes ist, besonders desjenigen, der so nahe beim Volke lebt, wie die Herren Landärzte, in maßen solche Mittel, wie angeführt wurde, sich nicht immer auf Aberglauben und Finsterniß, sondern wirklich sehr häufig auf die innigste Naturverbindung basiren.

Zuerst möchte auch aus diesen Andeutungen hervorgehen, daß, so wie wir Arzte das Volk noch über sehr vieles zu belehren und dessen wahren Aberglauben auszurotten haben, wir auch vom Volke selbst noch Manches lernen können.

Um Perlen zu erhaschen muß man in die Tiefe des Meeres tauchen, man findet sie nicht in der Höhe und der Naturforscher hat, um neue Wahrheiten zu entdecken, zu der Natur selbst zurückzukehren und an diese sich zu halten, weniger an die allgemeine Bildung und an die Weisheit des Catheders.

Der Galvanismus war längst vor den Beobachtungen Galvani's Eigenthum des italienischen Volkes, welches beim Tarantelstiche, zur Verhütung seiner schlimmen Folgen, zweierlei Metalle auf die Wunde legte und sie so den Einwirkungen des ihm noch unbekannten Galvanischen Stromes aussetzte.

Möchten nun auch aus diesen geringfügigen Andeutungen auf das Wesen sympathetischer Heilung, wenn auch nur bei wenigen Mitgliedern unserer Versammlung, eine für diese Heilungsweise vortheilhaftere Meinung hervorgehen, und sie hie und da zu einer näheren Prüfung und Anwendung sympathetischer Mittel in für sie passend scheinenden Fällen veranlassen.

Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige.

(Vom Herausgeber.)

Eine kaum noch unter unserm Volke übliche Heilung der jetzt immer mehr verbreiteten Krankheit der Scropheln war einst sehr üblich, nämlich die magische durch Berührung, aber vorzüglich durch Berührung der Könige von Frankreich und England, und es geschah dieses nicht allein bei den Kröpfen, sondern auch bei den eigentlichen Scropheln.

Jene Heilung durch Berührung war übrigens einst nicht blos ein ausschließliches Regale jener Könige, sondern man glaubte, diese Kraft hafte auch je an dem siebenten Knaben, wenn keine Tochter dazwischen geboren worden, und mehrere, die sich dieses Geschicks zu freuen hatten, übten diese Kunst in vorigen Jahrhunderten aus. Ausführliches darüber sagt die Schrift vom Jahr 1643: „g. traité de la guérison des ecrouelles par l'attouchement des septénaires etc. 1643." Aber auch heutzutage finden sich noch solche Begabte unter dem Volke. Gernet (siehe dessen Reise durch die schottischen Hochlande) fand auf der Insel Icolnekill einen Mann, der die Scropheln durch bloße Berührung heilte. Auch dieses war ein siebenter Sohn. Er war weit und breit gesucht, und begehrte keine Bezahlung. „Wie es mit dieser Kur zugeht," sagt er, „weiß ich nicht, Gott ist es, der solche durch meine Berührung bewerkstelligt.

Mit solch frommem Sinn wie der schottische Hochländer, mochte auch Philipp der Erste diese Gabe angesehen haben; denn noch in der Sterbestunde unterrichtete er in der Kunst, Scropheln durch Berührung zu heilen, seinen Sohn Ludwig;

er legte ihm die religiösen Worte, die er bei Berührung dieser Geschwülste zu gebrauchen habe, aus, und empfahl ihm dabei vor allem ein keusches, frommes, gottergebenes Leben, ohne welches diese magische Kunst nicht wirke; „denn Gott," sagt er, „erhört keinen Lasterhaften!" (S. Titus in Commentar. de reb. Gallic. lib. 2. p. 110). Es ist auch wirklich nachzuzählen, daß gerade an den frömmsten und besten dieser Könige diese Kraft am stärksten haftete. Ludwig IX. (der Heilige) heilte auf einmal 1500 Menschen von diesem Uebel, und ließ jede Woche einmal solche Kranke zu seiner Berührung zu. Heinrich IV. heilte alle Jahre 4000 Menschen. Am Tage seiner Salbung sandten ihm die Spanier eine Menge Kranke zu, wie man dafür hielt, hauptsächlich, um ihn zu versuchen, aber sie waren ganz erstaunt, daß er sie nur berührte und sich ihre Geschwülste darauf verloren. Ludwig XIV. heilte nach seiner Salbung in Rheims 3000 Kranke aus verschiedenen Nationen. Den Tag zuvor, ehe die Könige von Frankreich diese Kur verrichteten, bereiteten sie sich zu ihr immer durch Gebet und Empfang der heiligen Hostie vor. Sie banden sich damit an keine Zeit, gemeiniglich aber verrichteten sie die Heilung zuerst sogleich nach der Salbung zu Rheims und dann im Jahre viermal, zu Ostern, Pfingsten, Allerheiligen und Weihnachten. Es war auch dazu kein bestimmter Ort ausersehen, denn nicht nur nach der Salbung zu Rheims, sondern auch zu Paris und andern Orten Frankreichs, ja auch außerhalb Frankreichs heilten die Könige Kröpfe. So heilte Carl VIII. Scropheln und Kröpfe zu Rom und zu Genua, und Franz I. in Spanien, als er von Carl V. gefangen gehalten wurde.

Diese Gabe der Könige von Frankreich erweckte die Eifersucht der Könige von Spanien, die nur mit Widerwillen sahen, daß ihre Unterthanen sich Gesundheit in Frankreich erbetteln mußten. Hatten sich nun an solchen zur Heilung bestimmten Tagen die Kranken, die gemeiniglich aus Italien, Spanien und Frankreich selbst kamen, in Menge versammelt, so wurden

sie unter freiem Himmel oder in einem weiten Saale (zu Paris in der großen Gallerie) zusammengestellt, und zwar zuerst die Spanier, dann die Italiener und andere Fremden, zuletzt die Franzosen. Sie wurden in zwei Reihen vertheilt, eine Reihe links, die andere rechts. Ehe der König kam, wurden alle untersucht, ob sie nicht irgend eine Waffe bei sich trügen. Sobald nun der König erschien, fielen Alle nieder und richteten die Hände bittend in die Höhe. Vor dem König ging die Schweizergarde und die ersten Minister und darauf folgte der König mit entblößtem Haupte, betend. Königliche Leibärzte standen den Kranken im Rücken, hielten ihnen die Kröpfe und übergaben sie gleichsam dem vorübergehenden Könige. Der König reckte den rechten Arm gegen jeden Kranken aus und berührte mit zwei über das Kreuz gestellten Fingern die Geschwulst, ohne Schmerzen zu erregen, aber kräftig, indem er jedesmal sprach: le Roi te touche, Dieu te guérisse! wozu seit Ludwig dem Frommen die Könige noch den Namen der heil. Dreieinigkeit fügten. Hierauf gaben die Almoseniers, die hinter dem Könige hergingen, jedem Kranken eine Denkmünze.

Einem solchen Heilungsakte wohnte im Jahre 1635 unser Landsmann, Hieronimus Welsch bei, unter der Regierung Ludwigs XII., desselben Königs, von dem der Herzog von Epernou sagte, als er hörte, er habe Richelieu zum Generalissimus gegen die Spanier erwählt und ihm unumschränkte Gewalt eingeräumt: „Was, Ludwig hätte sonst nichts für sich behalten, als das Vermögen, Kröpfe zu heilen?"

Welsch erzählt von seiner Reise im Jahre 1640 jenen Akt also: „Die Zeit, wenn solches Werk vorgenommen wird, ist zuvor überall bekannt gemacht und weltkundig. Zu St. Germain en Laye, fünf Stunden von Paris, waren ungefähr 200 Menschen mit Geschwülsten und Geschwüren versammelt. Es war am heiligen Dreikönigstage, da ließ man sie Morgens früh in einen großen Saal ein, sie mußten in einer langen Linie neben einander knieen und beide Hände zusammenlegen. Um

10 Uhr, sobald der König die Morgenkirche verlassen, ist er mit seiner Leibwache unter dem Schall der Pauken und Trompeten, sammt einer ansehnlichen Begleitung auf die kranken Leute zugekommen. Ehe aber etwas vorgegangen, so wurde einem jeden von zwei vor dem König hergehenden Herren, von dem einen die Hände, von dem andern das Haupt, das gleichsam zurückgedrückt wurde, gehalten. Dann berührte jedem der König mit ausgestreckter Hand und Kreuzigung der Finger die Geschwulst und sprach dabei jedesmal französisch: „der König berührt dich; Gott heile dich!" Solche Heilung, fährt Welsch fort, geschieht aber nicht sogleich sichtbarlich, denn die Kranken gehen wieder hinaus, wie sie hereinkamen, sondern allmählig. Viele Spanier, so mir auf der Reise begegneten, wie auch Italiener, besonders Neapolitaner, die ich nachher zu Neapel sprach, wiesen mir die Zeichen, wo sie die Geschwüre am Hals gehabt hatten, und erzählten mir glaubwürdig, daß sie seit der Berührung von Tag zu Tag verspürt, wie solche zu heilen begonnen, bis sie endlich ganz heil geworden. Andere sprach ich aber auch, die mir sagten, daß ihnen die Berührung das erste, zweite und drittemal nichts geholfen habe."

Vier Jahre später sah der deutsche Reisende Mandelsloh (s. Mandelsloh itin. lib. 2. cap. 25. pag. 189) diesen Heilungsakt in London mit an und schreibt davon: „An dem heiligen Dreikönigstage 1639 sah ich, wie ihre königliche Majestät von England mit großen Ceremonien das Königsübel heilte. Leute, die Geschwülste am Halse haben, pflegen um dieselbe Zeit von ferne zu kommen, damit, hat ihnen sonst keine Arznei geholfen, sie durch Berührung des Königs geheilt würden.

Diese Kur, die ohne Zuthun einer Arznei geschieht, war mir ein großes Wunder. Der König saß im Saale, die Menschen, die mit solchen Krankheiten behaftet waren, knieten vor ihm nieder, der König stand auf und rührte jeglichen mit beiden Händen an. Drei Bischöfe knieten dabei neben dem Könige, lasen etwas aus Büchern und sprachen den Segen über

die Kur. Der verstorbene König von England, Karl II., heilte zu Breda in Brabant viele solche Kranke.

Jenes Vermögen und jene Empfänglichkeit möchte sich nun bei den Königen und bei den Völkern so ziemlich verloren haben. Das war jene Kraft des Glaubens, die nicht nur Kröpfe, sondern Berge zu versetzen im Stande ist, von dem aber unsere jetzige Welt immer weniger versteht.

Chemische Einflusse mögen nun sicherer als die Kraft des psichischen Lebens auf diese irdischen Massen wirken, und füglicher tritt nun die Jodine des Salpetersieders Courtois an die Stelle jener heilenden Hände der Könige. Diese Jodine, ein vor dem Kometen im Jahre 1811 noch unbekannt gewesener Stoff, der in der Asche mehrerer Seegewächse, hauptsächlich auch des Badeschwammes, eines ältern bekannten Heilmittels gegen Kröpfe, nachgewiesen wird, bis jetzt aber noch nicht im Meerwasser, und selten noch in einigen Salzquellen des festen Landes, hat unter anderm auch hauptsächlich die Eigenschaft, innerlich und äußerlich angewendet, die Geschwülste der Schilddrüse schnell verschwinden zu machen; nur übt er bei fortgesetztem Gebrauch gleiche Wirkung auch auf andere Drüsen aus, und beleidigt den Magen. Wie es nun Wasser gibt, z. B. die Salzquellen, die jenen Drüsengeschwülsten entgegenzuwirken im Stande sind, vielleicht eben eines Jodingehalts wegen, wußte diesen die Chemie bisher auch noch nicht so häufig nachzuweisen, so sehen wir anderntheils eine viel größere Menge von Wassern, die gerade diese Geschwülste, und namentlich Kröpfe erzeugen; und man könnte dabei leicht auf die Vermuthung gerathen, als sey solchen Wassern gerade ein Gegensatz der Jodine, ein anderer Pol derselben beigefügt, dessen Auffindung der Chemie noch vorbehalten ist, und der vielleicht noch von höherem Interesse als die Jodine selbst wäre. Oder sind dieses Wasser, die unter hauptsächlichem Einflusse des Mondes stehen? Offenbar stehen wenigstens jene Drüsengeschwülste und hauptsächlich die Kröpfe in besonderer sympathetischer Beziehung zu dem Monde, und, wie der

Mond selbst auch, wieder zu den Wassern, und lassen daher wohl auch so leicht eine sympathetische, magische Heilungsweise zu. Es ist merkwürdig, daß dasselbe auch bei den Eingeweidewürmern stattfindet. Ist dieses nicht ein Fingerzeig, daß beide ihren hauptsächlichen Ursprung (ihre Mutter) im Wasser haben? in jenem Elemente, mit dem der Mond in unbezweifelter, sympathetischer Verbindung steht? Die noch nicht untersuchten Verhältnisse der Jodine zum Monde (wenigstens zeigt der Badeschwamm solche), würden sich solche erweisen, wären hier auch von Interesse. Paracelsus nimmt eine dergestalt direkte Einwirkung des Mondes auf jene Drüsengeschwülste an, daß er geradezu sagt: „Und ist der Mond der Urheber der Kröpfe, absonderlich bei Frauen.“ Wahr bleibt übrigens, daß die Schönen ihrer Schönheit wegen sich mehr vor dem Einflusse des Mondes als der Sonne zu hüten haben, und wir sehen ja, wie berührt, diesen Begleiter der Erde in offenbarem Bunde mit jenen Halsgeschwüren stehen und sie und die Scropheln immer häufiger werden bei einer sich immer mehr dem Monde als der Sonne hingebenden Generation.

Magnetische Heilungen,

mitgetheilt von Herrn Amtmann Rietsch zu Slawikau in Oberschlesien.

(Siehe Magikon Seite 308.)

In Bezug auf meine Mittheilung im Magikon, 2ter Jahrgang, Seite 308, Nr. 3., erlaube ich mir die ersten, nach jenem in Erfüllung gegangenen Traume, unternommenen magnetischen Heilungen, da sie alle vom glücklichsten, fast augenblicklichen Erfolg waren, wie folgt mitzutheilen.

Am 29. Mai 1840, mithin 12 Tage nach jenem Traume, wurde Mariane Chrubaßchik hieselbst von einem Stier dermaßen auf den rechten Fuß getreten, daß sie eine heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen leiden mußte. Nachdem sie fast einen Tag und eine ganze Nacht jammernd zugebracht hatte, kam ihr Vater zu mir, um Rath bittend, was er wohl am besten gegen die Schmerzen anwenden könnte. Ich wollte ihm kalte Wasserumschläge rathen, als ich den Entschluß faßte, einen magnetischen Heilungsversuch zu unternehmen, und ich sagte ihm, wenn es möglich wäre, solle er seine Tochter zu mir schicken. Auf einen Stock gestützt, kam sie auf dem linken Fuße springend an, weil sie der Schmerzen wegen nicht im Stande war, mit dem rechten Fuß die Erde zu berühren. Ich legte ihr meine beiden flachen Hände auf das stark entzündete und geschwollene Fußgelenk, es glühte förmlich und meine Hände schienen mir wie angepicht, ob ich sie gleich kaum aufgelegt, als sie bald darauf Linderung fühlend, mich bat, ich möchte nur recht sehr drücken, denn je mehr ich drücke, desto wohler sei es ihr, und werde der Schmerz immer weniger fühlbar. Nach ohngefähr 5 Minuten entfernte ich meine Hände,

hieß sie einen Versuch zum Gehen machen, und man denke sich die Freude, sie konnte wieder, ohne Schmerzen zu fühlen, wie früher gehen. Den Stock unterm Arm, ging sie nach Hause und war geheilt. Dies war der zweite glückliche Versuch, aber immer unter Gelobung von Verschwiegenheit that ich es, um nicht verlacht zu werden.

Obgleich mir diese beiden Heilungen Freude machten, so sollte ich bald eine größere erleben.

Am 11. Juni 1840 wurde meine Frau von einem recht gesunden Knaben glücklich entbunden, beide waren und blieben auch munter und gesund. So vergingen einige Tage und wir freuten uns über die Munterkeit des Kindes um so mehr, da bereits früher zwei Knaben bald nach der Geburt gestorben waren.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1840 wurde meine Frau wach, der Kleine weinte, sie sah nach, was ihm fehle, und fand, daß er übel liege, sie stand auf, und nachdem sie ihn besser gelegt hatte, sah sie zum Fenster hinaus. Es war heller Vollmondschein, mithin draußen, wie in der Stube, licht wie am Tage; beim Hinausblicken sah sie den Nachtwächter auf dem Platze auf und abgehen, mit den Gedanken, es ist doch recht gut, daß ich mich nicht fürchte, ging sie ins Bette, machte sich in demselben sitzend das Oberbette zurechte und wollte sich eben umlegen, als sie auf ein am zweiten Fenster rechts an die oberste Glasscheibe wahrgenommenes Anpicken aufmerksam wurde, in demselben Augenblicke sieht sie eine wie das schönste Gold glänzende Taube langsam hereinschweben, welche mitten in der Stube vor dem Bette einige Augenblicke schwebend blieb, und endlich sich langsam herunterlassend am Fuße des Bettes verschwand. Meine Frau beeilte sich nachzusehen, wo sie sitzen geblieben, erhob sich deshalb im Bette, um über dasselbe hinweg auf die Erde sehen zu können, wo sich die Taube hingesetzt zu haben schien, es war aber nichts mehr zu sehen. Während dieses vorging, schlief ich in einem Bette neben ihr gut und fest, weshalb sie mich nicht rufen

wollte, auch sie schlief wieder ruhig ein, und erst am Morgen, als ich erwachte, theilte sie mir ihre Erscheinung mit lebhafter Freude mit, indem ihr das schöne Bild der herrlich glänzenden Taube noch immer vor Augen schwebte.

Am 15. Morgens äußerte die eben angekommene Hebamme, daß sie dem Kinde die Zunge lösen müsse, indem dieselbe zu weit angewachsen sei. Ich war abwesend, als sie diese Operation unternahm, hörte aber später von den dabei Gewesenen, daß sie mit einer kleinen Schere einen Schnitt unter der Zunge gemacht, welcher ihr aber zu wenig tief schien, weshalb sie noch einen zweiten wiederholte. Kaum war aber dieser gethan, als das Kind fürchterlich zu schreien anfing, und so schrie, daß es Gichter bekam.

Das Kind nahm von diesem Augenblicke an nicht mehr die Mutterbrust, durch den vielen Blutverlust war es schwach, die Entzündung im Munde wurde immer größer, und es mußte, um nur erhalten zu werden, immer nur Milch in den beständig aufstehenden Mund eingeflößt werden. Am 17. früh äußerte die Hebamme gegen meine Leute, daß, wenn dem Kinde nicht schleunige Hilfe geschafft würde, so müsse es sterben, und so entfernte sie sich wieder. Ich war abwesend und ahnte nicht, was diesem gesunden Knaben bevorstand. Es war 10 Uhr Vormittags, als ich nach Hause kam. In die Stube kommend, finde ich sie leer, öffne die Nebenstube und sehe Alles weinend. Auf die Frage, was giebts? zeigt man mir das auf dem Tische so eben im Verscheiden liegende Kind. Die Augen waren eingefallen und geschlossen, die Gesichtsfarbe blaß, der Mund stand offen, es schien bereits todt zu sein.

Vom tiefsten Schmerz ergriffen, auch diesen kräftigen Knaben wieder verlieren zu müssen, trat ich näher, fühlte an den Puls, aber er war nicht mehr zu fühlen. Doch bemerkte ich nach einigen Augenblicken ein schwaches Zucken desselben, welches sich bald darauf wiederholte, dann aber ausblieb. Ich wandte mich zu den Meinigen, mit den Worten: ja es ist vorbei, hier ist keine Hilfe mehr. Kaum hatte ich jedoch

dieses Wort ausgesagt, als mich der Gedanke ergriff, mit der mir inwohnenden Heilkraft einen Versuch zu machen. Schnell legte ich, im Vertrauen auf Gott, und um seinen Beistand im Stillen flehend, meine linke Hand auf den Kopf, die rechte auf die Brust des Kindes und bemerkte, wie alle Umstehenden, bald darauf ein starkes Zucken des ganzen Körpers, welches sich noch zweimal, aber immer stärker wiederholte. Beim dritten Male des Zuckens schlug das Kind die Augen auf und weinte, ich nahm es in die Arme und überreichte es der weinenden Mutter, mit den Worten: hier hast du die goldene Taube, ein Geschenk von Gott. — Das Kind nahm die beinahe 3 Tage lang verschmähte Brust der Mutter wieder an, leerte beide und war von diesem Augenblicke wieder gesund. Trauer hatte sich in stummes Staunen verwandelt, mit Freudenthränen im Auge standen wir alle voll Verwunderung um das wieder ins Leben zurückgerufene Kind und dankten Gott im Stillen.

Zwei Tage später bekam meine Frau einen heftigen Schmerz im Unterleib, der den dagegen angewandten Hausmitteln nicht weichen wollte. Ich legte meine Hand auf die schmerzhafte Stelle, und wie der Blitz fuhr der Schmerz in Rücken, und als ich die Hand dort auflegte, kehrte er eben so schnell in den Unterleib zurück, so wechselte er mehrere Mal. Endlich legte ich eine Hand auf den Rücken und die andere auf den Unterleib, hierauf reterirte derselbe in die Hüfte, und als ich ihn auch da verfolgte, verschwand er ohne wiederzukehren.

Bald darauf beklagte sich eines Tages mein älterer Knabe, damals vier Jahre alt, über Halsschmerzen; es wurde nicht darauf geachtet, doch beim Mittagessen wiederholte er die Klage und meinte, er könne nur mühsam etwas hinunterschlingen. Mehr um ihn zu beruhigen, als eine wirkliche Heilung im Sinne habend, hieß ich ihn zu mir kommen und machte mit beiden Daumenspitzen von den Ohren unter dem Kinne, am Halse herunter mehrere Striche und ließ ihn wieder laufen, mit den Worten: geh! nun wirst du wieder gesund

sein. Nach einigen Minuten höre ich denselben immer spucken, sehe nach, was er vor hat, und bemerke, daß ihm ununterbrochen Schleim aus dem Munde fließt, so daß er das anhabende Kleidchen bereits ganz naß hatte; ich reichte ihm mein Schnupfstuch, um sich dasselbe unterzuhalten, und so löste sich noch eine Menge Schleim und das Uebel schien gehoben zu sein. Doch gegen Abend klagte er wieder über Schmerzen im Halse und meinte, er wollte trinken, konnte aber keinen Schluck Wasser hinunterschlingen, verlangte dann Milch mit Brod. Da er auch dieses nicht genießen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu mir und bat, ihm den Hals wieder zu streichen. Ich that es, doch mit mehr Energie und länger anhaltend, welches bald gute Wirkung zeigte. Der Mittags bemerkte Schleimfluß aus dem Halse stellte sich wieder ein, nur viel stärker und länger anhaltend. Der ausfließende Schleim sah dem Eiweiß sehr ähnlich. Nach ohngefähr fünf bis sechs Minuten sagte der Kleine: jetzt werde ich schon wieder essen können, der Hals ist gut und die Schmerzen weg. So ging er zu seinem Teller mit Milch und Brod und aß mit bestem Appetit den ganzen Teller voll aus, war und blieb gesund.

Auch gelang es mir später, denselben Knaben zweimal vom freiwilligen Hinken, nachdem ärztliche Hilfe fruchtlos blieb und der rechte Fuß bereits einen Zoll länger war, als der linke, durch magnetische Einwirkung und Anwendung von magnetisirtem Wasser zu befreien. Später Mehreres über Heilungen an fremden Personen.

Meiner Somnambülen Vorausbestimmung hat genau eingetroffen. Am 18. April c. Abends um 8 Uhr verfiel sie, wie sie am 20. August v. J. angegeben hatte, in hellsehenden Zustand, welches der letzte magnetische Schlaf sein sollte. Da ich aber aus Versehen nicht alles, so wie sie es angeordnet, besorgt hatte, so mußte sie, da ich auch später nicht alles auf die Minute, wie sie es im hellsehenden Zustande angab, besorgen konnte, noch öfter magnetisch schlafen und zwar den

25. April, 13. Mai, 18. und 27. Juni. — Den 6. Juli c. hat sie den vorletzten Schlaf angekündigt, im Fall ich kein Versehen begehe, und hat zugleich sehr gebeten, nur ja auf alles genau zu achten, was sie angebe, sonst würde nie eine Trennung zwischen mir und ihr statt finden können, und ich würde eine immerwährende Plage mit ihr haben, sie zu magnetisiren. Auch hierüber glaube ich später viel Interessantes mittheilen zu können.

Mittheilung einer Geistergeschichte aus Neuenbürg vom Jahre 1780.

(Aus amtlichen Verhören bestehend.)

Nachstehende authentische Geschichte, die sich schon im Jahre 1780 zu Neuenbürg in Würtemberg ereignete, verdient ihrer Eigenthümlichkeit und Glaubwürdigkeit wegen gar wohl aus dem Staube der alten Akten gezogen zu werden, unter denen sie bisher vergraben lag. Sie muß zur Zeit, als sie sich ereignete, im gebildeten würtembergischen Publikum auch wohl bekannt geworden sein: denn dem Mag. Reinhardt (dem nachmaligen Graf und Paire Frankreichs), der sich dazumal in dem theologischen Stifte zu Tübingen befand, gab diese Geschichte Veranlassung zur Dichtung einer Ballade in Bürgers Tone, die im Schwäbischen Musenalmanache von Stäudlin vom Jahre 1782 (S. 56) zu lesen ist. Dies ist wohl alles, was ein Gebildeter damals für diese Geschichte that, und es wäre für das menschliche Wissen doch gewiß von größerer Wichtigkeit und Werth gewesen als jene Verse, hätte man diese merkwürdigen Erscheinungen in jenem Hause auch dazumal sorgfältiger untersucht und geprüft. Hätte Herr M. Reinhardt das dazumal gethan, wozu er gewiß

Gelegenheit hatte, so würde ihm die Nachwelt dafür wohl mehr Dank gezollt haben, als für seine poetische Umschreibung dieser Geschichte: denn an der oberamtlichen Untersuchung derselben, zwar durch beherzte, aber doch ungebildete Männer (wir sagen ihnen übrigens allen Dank), wird es, wenigstens einem gebildeten Publikum, nicht genügen. Herr M. Reinhardt, besonders als nachmaliger Graf und Paire, wäre den Gebildeten ein gewichtiger Zeuge gewesen.

Eine Erklärung auf dem sogenannten natürlichen Wege durch Annahme von Vermittlung einer Somnambüle, durch Annahme von Bildung brennbarer Luft (Irrlichter, St. Elmsfeuer rc.) durch Betrug u. s. w. läßt auch diese Geschichte nicht zu.

Der Kritiker könnte zwar in jener Tochter Immendörfers die Somnambüle herausfinden, aus der durch Ansteckung jene Visionen sich auch auf andere verbreitet hätten; allein diese Erscheinungen, obgleich jenes Mädchen für dieselben als die Empfänglichste erschien, fanden auch nach ihrer Entfernung und auch schon früher bei anderen Bewohnern dieses Häuschens statt, und es zeigten sich jene Feuererscheinungen nicht blos außer dem Hause, wie Sumpflichter, sondern auch in dem Hause selbst und auch auf eine ganz andere Weise als jene Erzeugnisse metallischer und erdlicher Ausdünstungen.

So wie hier diese Erscheinungen sich zeigten und beobachtet wurden, kann auch an Betrug nicht zu denken seyn.

Daß der Hafner weniger vor den Geistern qua Geister erschrak — als wie er an einer der Erscheinungen einen großen Ordensstern bemerkte, vor der Vornehmheit einer hohen Person in seiner armen Hütte, ist charakteristisch, psychologisch bezeichnend und spricht für die Wahrheit seines Schauens.

Daß jener vom Oberamtmann als Wächter und Beobachter aufgestellte beherzte Flötzer (bekanntlich sehr abgehärtete und starke Menschen) jedesmal bei der Erscheinung der Gestalten vom Zittern befallen wurde und so lange die Erscheinung vorhanden war, nicht sprechen konnte, ist ebenfalls charakteristisch und spricht dafür, daß bei solchen Erscheinungen und durch

sie der Seher meistens in einen magnetischen (hier wahrscheinlich fast kataleptischen) Zustand verfällt und in solchem mit der Erscheinung in Rapport tritt und dadurch sie durch ein anderes Auge, als durch das äußere mechanische, zu schauen fähig ist.

Es folgt nun hier ein getreuer Abdruck der in dieser Geschichte damals vor dem Oberamte Neuenbürg gepflogenen Verhöre und ich habe selbst an der uncorrecten Schreibart der Actenstücke nichts verändert. Den liberalen Behörden bin ich für deren Mittheilung sehr dankbar. Es wäre zu wünschen, daß alle Erscheinungen aus diesem Gebiete, wo sie zu einer amtlichen Untersuchung gelangen, nicht in den Registraturen vergraben, sondern wie diese Geschichte den Forschern in diesem Gebiete zur freien Benutzung mitgetheilt würden.

Neuenbürg den 14. Februar 1780.

Gemeinschaftlich Oberamt, Specialis Mgr. Reber, im Wildbad und Oberamtmann Keber zu Neuenbürg erstatten in des Johann Jacob Immendörfers lezteren Orts angezeigter Geistergeschichte, unterthänigst Bericht, mit Beyschluß des gst. Communicati und Protocolli.

Die von Johann Jacob Immendörfer, Bürger und Hafner zu Neuenburg, in dem hier wieder zurückgehenden Memorial gemachte Anzeige, von einer Geistergeschichte, durch die er in seinem Hause schon viele Jahre beunruhigt werde, beweist sich in dem hier mit beyliegenden Protocoll umständlicher, als solche in dem ged. Memorial enthalten ist, das aber nicht der Immendörfer, wie er sagt, sondern seine jüngste Tochter Catharine angegeben habe, die aus Ueberdruß der erlittenen Beängstigung vor sich selbst nach Ludwigsburg und Stuttgart gegangen sey. Eben deßwegen auch dieses Memorial von dem in etwas unterschieden lautet, wie jetzo der ged. Immerdörfer die Beschreibung macht, der ein guter ehrlicher Mann und von dem nach seinem bekannten ganzen

Wandel, nicht wohl zu vermuthen ist, daß er seiner Erzählung einige Selbsterdichtung beigefügt habe, der zugleich versichert, daß alles, was er angegeben, nicht aus einer bloßen irrigen Einbildung herrühre, sondern wirkliche Dinge seyen, die er selbst gehört und gesehen habe, welches auch sein Eheweib, die ebenfalls ein gutes Prädicat vor sich hat, behauptet. Der weitere Inhalt des Protocolli enthält die Aussagen der in dieser Sache abgehörten Nachbarn, welche sämmtlich von mir dem Oberamtmann zur Angabe der gründlichen und reinen Wahrheit vorher nachdrücklich erinnert worden. Im übrigen ist die vorliegende Geistergeschichte eine in Neuenbürg allgemein längst bekannte Sache, die aber gleich wohl mir, dem Oberamtmann, niemalen klagend vorgetragen worden ist. Der Immendörfer hat mir zwar einmal auf mein Befragen einige Umstände erzählt, von mir aber die Anwort nnd Anweisung erhalten, mir, wenn die Geister wirklich zugegen seyen, sogleich die Anzeige davon zu machen, um mich von dem Grund oder Ungrund der Sache selbst überzeugen zu können, welches aber derselbe noch niemals befolgt und zur Ursache angegeben, daß alsdann die Geister sich nicht sehen lassen, wenn fremde Personen zugegen seyen.

Welch alles wir nun mehr Euer, höchster Beurtheilung submissest übergeben und in devotestem Respect beharren.

Neuenbürg Actum den 8. Februar 1780. Vom Oberamt.

Der Joh. Jacob Immendörfer, Burger und Hafner dahier, hat h. d. 27. Jan. h. ai. Sr. Herzogl. Durchlaucht immediate eine Geistergeschichte vorgestellt, die er in seiner Wohnung schon viele Jahre mit großer Beunruhigung spüre, und gebeten, wo es möglich wäre, Verfügungen zur Abhülfe vornehmen zu lassen, welche Sache um Bericht an das hiesige gemeinschaftliche Oberamt remittirt worden.

Es wurde daher der ged. Immendörfer, alt 48 Jahr, sein Weib, Rosina Barbara, alt 60 Jahr, und seine Tochter, Catharina, alt 21 Jahr, folgendermasen vernommen.

1.

Um welche Zeit dergl. von ihm angegebene Geister sich vorzüglich sehen lassen, und wie lange man sie im Hause spüre?

Schon etliche und 30 Jahre bewohnen sie das Haus, welches außerhalb dem obern Thor, hart an dem Einfluß, stehet, und ebensolange werden sie von diesen Geistern beunruhigt, daß auch denen ältern Hausbesitzern geschehen seye.

Die Erscheinung fange alle Jahre vorzüglich in der Egidisnacht an, und zwar vom Abend der Betglocke an, bis an den Morgen der Frühglocke, und daure fort, bis der Frohnleichnamstag passirt sey, besonders an denen heiligen Zeiten, Weinacht, Ostern, Pfingsten, beweisen sie sich am aller unruhigsten. Nach dem Frohnleichnamstag bis zum Egidi Tag aber merke man nur dieses, daß sie im Hause hin und wieder laufen, ohne daß sie sichtbar werden.

2.

Ob sie davon schon gesehen — wie viel ihrer — und wie selbige gestaltet seyen?

Ihrer seyen beständig 3, die ihm Immendörfer, vor 7 Jahren, am Weihnachten in folgender Gestalt erschienen:

Er habe damals die Nachtwache versehen und seye Morgens früh, gegen 5 Uhr bei seinem Ofen ohne Licht gesessen, es seye aber sehr mondhell gewesen, und er habe gewartet bis es 5 Uhr schlagen werde, um den Tag anzurufen.

Kaum vor 5 Uhr aber habe er einsmal diese 3 Geister, vorwärts gegen dem Fenster in der Stube in einer Reihe stehend gesehen: nehmlich der älteste und erste davon, seye mit einem rothbraunen Rock bis auf die Füße hinunter

bekleidet gewesen, der ein kurz aufgerolltes schwarzes Härlen und eine schwarze Kapp wie Sammet aufsitzen gehabt, die vorwärts und hinten mit einem spitzigen Schnauz versehen gewesen. Dem Anscheinen nach möge es ein Mann von 6 Schuh und von ungefähr etlichen und 40 Jahre alt gewesen seyn. Der 2te sey wie ein Müller gekleidet gewesen, nämlich mit einer weißen Kappe, dergleichen weißlichten Wammes bis halb auf die Schenkel und Hosen und Strümpfe mit einem gelblicht zusammen gebundenen Haar. Dieses möge dem Anscheine nach ein Mensch gewesen seyn von ungefähr 6 Schuh und etliche und 20jährigen Alters.

Der 3te seye allernächst an diesem 2ten gestanden und dem Anscheinen nach ein Kind, weiblichen Geschlechts von ohngefähr 7—8 Jahren gewesen, das ganz weiße Haare gehabt und mit einem ganz weißen langen Kleidlein bis auf den Boden, und mit einem schwarzen über die Achseln bis an die Ellenbogen herunterhangenden Mäntelen bekleidet gewesen. Er Immendörfer habe gewacht und die Erscheinung seye sehr schnell und so deutlich und hell ihm in die Augen gefallen, daß er alles genau unterscheiden könne, wie er es hier angegeben habe. Die Angesichter seyen todtenblaß gewesen, alles, Mund, Nasen und die ganze Bildung, habe man genau sehen können, nur keine Augen.

Weil er Immendörfer nun eben diese Geister, vorher öfters in eben dieser hier beschriebenen Gestalt gesehen habe, und in deren sie auch bisher erschienen seyen, so hätte ihm deren Anblick keinen Schrecken verursacht, weil ihm, wie denen seinigen die Sache lange zuvor gewohnt gewesen.

Nachdem aber der 1te davon ihm Immendörfer mit folgenden Worten und einer starken Stimme angeredet habe:

Willst du wissen, wer ich bin?

Und er seinen angehabten langen rothbraunen Rock von einander gerissen, unter dem der Immendörfer, deutlich gesehen, daß selbiger mit weißen Strümpfen, schwarzen Hosen, gelbem Kamisohl, und mit einem über selbiges herge-

hangenen völlighandbreiten roth und gelblichten, wie mit eingestickten Blumen versehenen Ordensband bekleidet gewesen, der auf der linken Seite einen hellglänzenden Stern, wie die Fürsten tragen, gehabt, der aber nur zur Hälfte zum Vorschein gekommen, so, als ob die andere Halbschaid unter dem Ordensband verborgen wäre, so seye er, Immendörfer über diese letztere Erscheinung, die er weder vor noch nachgehends mehr so gesehen, dergestalt in einem Schrecken gesetzt worden, daß er sich in möglichster Eilfertigkeit aus der Stube hinausgemacht habe.

3.

Ob diese drei Geister auch andere Gestalten an sich nehmen und erscheinen?

Nein! so wie er sie hier beschrieben habe, so erschienen sie immerhin, nur mit dem Unterschied, daß der dem Ansehen nach älteste und vornehmste, seinen rothbraunen bis auf die Schuhe hinunterhangenden Rock immer wie zugeknöpft halte, und außerhalb ihm dem Immendörfer, sonst noch niemand in seinem Hause, sein Ordensband und Stern gesehen habe.

4.

Ob diese Geister von guter oder böser Art zu seyn scheinen?

Sie müssen der Ursache von guter Art seyn, weil sie niemand boshafter Weise beleidigen, vielmehr Stundenweis oben auf der Bühne, außerhalb der Kammer wo er Immendörfer mit den Seinigen schlaft, mit einander beten, so daß man auch ganz eigentlich die Worte versteht, nehmlich wie er durch ihr öfters Beten nach und nach angemerkt habe, das Vaterunser, den Glauben, die 10 Gebote und endlich das Ave Maria. Besonders gibt der Immendörfer hier an: daß er diese hier bemerkte Gebete schon vielfältig mit deutlichen Worten verstanden habe. Seine übrige Hausgenossen hingegen melden, daß sie die Geister wohl reden hören, aber die eigentlichen

Worte nicht verstehen, indem sie sich allzusehr fürchten, wenn sie deren Gegenwart merken, dann der Immendörfer noch weiter beifügt, daß er ehedem katholische Hafners-Gesellen gehabt, die ausgesagt, wann die den Rosenkranz gebetet haben, so seyen diese 3 Geister jedesmal nahe zu ihnen hingestanden, wodurch aber die in solche Furcht gesetzt wurden, daß sie nur wenige Tage bei ihm geblieben seyen. Mehrestens höre man sie auf den Bühnen beten und wann dieses geschehen, gehen sie die Stiegen herab in die Stuben, woselbst es scheine, als ob sie in ein ernsthaftes Disputiren mit einander kommen; hierauf höre man als ob sie den Boden aufgraben und an Truchen hinschlagen, so laute nehmlich der dumpf[illegible]ernde Schall von jedem Schlag. Zuweilen schlagen sie die Fenster und Thüren auf und zu und laufen die Bühnen Stiegen auf und ab, äußerst unruhig. Sobald man aber mit dem Licht komme, seye nirgends mehr etwas zu sehen. Sie beleidigen aber gleichwohl niemand, wann sie hingegen allzu unruhig werden, und er, der Ehemann, wie schon ein paarmal geschehen, über selbige mit harten Reden in der Ungeduld sich herausgelassen habe, so seyen sie endlich gewichen und haben überlaut geweint wie die Kinder. Welches Weinen nicht nur er der Mann, sondern auch sein obiges Weib und Tochter gehört zu haben versichern.

Durch das Gebet hingegen seyen sie nicht zum Abweichen zu bringen. Zuweilen höre man einen darunter mit solch lautem Trappen laufen, als ob er schwere Stiefel und Sporn an den Füßen hätte.

5.

Ob diese Geister einer Person vor der andern besonders zusetzen und ob man ein besonderes Anliegen an ihnen gemerkt habe?

Sowohl der Ehmann als das Ehweib melden hier, daß diese Geister, ihrer ältesten Tochter, Christina vorzüglich zusetzen.

Noch als ein kleines Kind habe sie öfters gesagt, daß alle Nacht, ein Mann bei ihr stehe und so habe es gedauert, bis

in das 14 Jahr, da sie confirmirt worden. Sobald dieses geschehen gewesen habe sie alle 3 Geister unterschieden gesehen, der eine davon, mit dem braunen Rock, habe sie öfters aus dem Bett herausheben wollen, und die andern 2 Geister haben ihr gewunken mit ihnen zu gehen, wodurch sie vielfältig in eine tödliche Angst verfällen sey; die Furcht daher ihr zu benehmen, seye ihre jüngere Schwester Catharina zu ihr gelegt worden, worauf der Geist im braunem Rock sich zwischen diese 2 hineingemacht, und jene die Christina, unter dem Haupt aufgerichtet habe. Die Tochter Catharina meldet hier, daß sie zwar wohl gespürt, daß etwas zwischen sie 2 sich in's Bett hineindringe; sie habe aber nur den kleinen Geist in weiblicher weißer Kleidung vor dem Bett stehen gesehen und besonders dieses deutlich gemerkt, wie dieser kleine Geist ihrer Schwester gewunken habe, vom Bett aufzustehen, und ihnen den Geistern zu folgen. Diese ihre Schwester hingegen habe jedesmal alle 3 Geister unterschieden gesehen und öfters voller Angst gesagt, „jetzo stehen diese 3 Geister wieder da und winken ihr, worauf sie Catharina manchmal ihr zugesprochen sie solle aufstehen und sehen, was sie wollen. Sie habe niemalen die Herzhaftigkeit so weit gefaßt. Ihre Schwester habe den Geist im braunen Rock vorzüglich gefürchtet, der immittelst die beede andern Geister umhergegangen nur vor der Bettlad stehend geblieben und ihr gewunken, auch öfters mit seinem Arm unter ihren Kopf hinunter gefahren sey und sie aufgerichtet, worauf sie aber allemal um Hülfe zu schreien angefangen und nachgehends gesagt habe: daß der kleine Geist in weiblicher Kleidung, sie, wann sie wie oben in Schrecken versetzt worden, an den Kopf sanft mit der Hand gedätschelt habe, als ob selbiger sie gleichsam um all ihr Ungemach trösten wolle, welch allem die Eltern anfügen, daß ihre Tochter Christina, dieser Plage dadurch sich entziehen wollen, daß sie sich hier, in Neuenbürg, in unterschiedlichen Häusern in Diensten begeben habe, aber auch in andern Häusern seye sie von derselben verfolgt worden, so daß sie sich jezo in Carlsruhe bei dem Chirurgo Herbst in Diensten

befinde, wo selbst sie im Anfang manchmal einen solchen harten Anfall erlitten, daß sie öfters eine ganze Stund völlig sprachlos geworden und auf Befragen, was ihr fehle, gesagt habe, es seye ihr, als wann die bemeldten Geister vor ihr stünden und sie mit fortnehmen wollten. Doch leide sie in Carlsruhe nur selten dergleichen Anfälle, allhier in Neuenbürg hingegen habe sie nirgends keine Ruhe. Im übrigen sehe man in Abwesenheit der obigen Christina, die oft gedachten Geister im Haus nur gar selten. Doch seye erst kurz geschehen, daß das Immendörferische Ehweib, durch die schnelle Erscheinung eines geistigen Wesens vor ihrem Bett, indem sie sich eben hineinlegen wollen; dermaßen erschreckt und in ein Entsetzen gebracht worden, daß sie wirklich darüber in eine Krankheit verfallen sey. Sonsten aber höre man die Geister auch jetzt noch besonders an den heiligen Zeiten, alle Nacht die Bühnen Stiegen auf und ablaufen, und in der Stube poltern und graben, dergestalt, als wenn sie in der Stube auch eine große, schwere Truhen auf dem Boden herumschleifen thäten. Der Hausvater Immendörfer fügt noch 2 folgende Geschichten bei. Gleich im Anfang, da er noch als Gesell bei seinem wirklichen Ehweib gearbeitet habe, seye ihm morgens um 3 Uhr am heiligen Dreifaltigkeitstag, 3mal hintereinander mit Namen gerufen worden, das er wohl gehört habe; nachdem nun ihm seine Leute ebenfalls zugerufen, er solle aufstehen, man habe ihm schon 3mal gerufen; so habe er darüber zur Antwort ertheilt: hat es 3mal gerufen, so mag es auch das 4te mal rufen. Worauf ein solches Poltern unten im Häußle entstanden seye, daß er gemeint habe, es werde ganz zusammenstürzen. Endlich habe es ihm wieder gerufen, worüber er aufgestanden und hinunter der Stube zugegangen sey, die Thüre sey aber nur halb aufgegangen, worauf er eine ohngefähr 3 Schuh lange und 2 Fuß hohe Truhen vor sich stehen gesehen an welche die Stuben-Thüre angeschlagen habe, und hinter dieser sey ein großer starker Mann gestanden in einem katholischen priesterlichen Meßgewand von kostbarem Zeug, als

wenn es Gold wäre, mit entblößtem Haupt, der den Deckel gegen sich selbst in der Höhe offen gehalten, so daß er Immendörfer beim Eintritt in die Stuben die Truhe eröffnet gesehen in welcher er viel kostbare glänzende Sachen von Silber und Goldstück gesehen, die theils wie Leuchter und andere dergleichen Dinge geschienen, die er aber nicht so genau unterscheiden können, denn sobald er die Thüre aufgemacht und diesen Anblick ganz nahe an derselben vor Augen gehabt, so habe der dahinter gestandene Geistliche gegen ihm mit der Hand gegriffen, als wann er ihn hineinziehen wollte, worauf er Immendörfer aus Schrecken und Entsetzen, die Thüre wieder zugeschlagen und davon gesprungen seye. Sodann vor ohngefähr 15 Jahren an einem Mittwoch, vor dem Grünendonnerstag seye er ganz allein zu Hause gewesen, und habe auf seiner Drehscheibe gearbeitet, unter deren senkrecht es zu unterschiedenen malen dermaßen 3 starke Stöß heraufgethan habe, daß ihm zu diesen 3 unterschiedenen malen der auf der Scheibe befindlich gewezte halbgedrehte Leimen jederzeit von solcher hinunter geflogen sey, worauf er den Entschluß gefaßt, er wolle doch sehen, was unten stecke, habe daher die Bretter an der Scheib vorbei abgehauen und ohngefähr 2 Schuh tief in die Erde hinunter gegraben, worauf er gemerkt, daß er auf etwas anderes, nehmlich wie auf eine Truhe oder sonst etwas dergleichen hinstoße und haue, worüber ihm aber ein solcher Schauer angekommen seye, daß er augenblicklich alles fernere Graben unterlassen und das Loch wieder zugescharrt habe. Dieselbe ganze Nacht hingegen und die 3 folgenden Nächte hindurch bis der heilige Ostertag vorbei gewesen, seye ein solches entsetzliches Graben und Poltern auf diesen Platz gehört worden, als vor und nach niemalen so stark geschehen seye und bald auf dieses hin, habe es angefangen seiner ältesten Tochter heftig zuzusetzen.

6.

Ob diese Geister auch außer dem Hauß schon von andern gesehen worden seyen?

Um das Haus herum habe die Nachbarschaft schon vielfältig feurig aufwallende Kohlhaufen gesehen, dergestalt als ob das ganze Häuslein im Brand stünde. Die Geister selbst aber, haben die Nachbarn wie er vernommen, theils einzeln theils alle 3 bei diesen glühenden Kohlen, er selbst aber der Immendörfer habe vielfältig alle 3 Geister in einen Garten, gerad von seinem Haus hinüber, der jetzo dem Kastenknecht Walz gehörig, und auch die Straße hinaus bis zu dem so genannten Sprizgärtle ohngefähr 300 Schritt gehend, gesehen. Vor ohngefähr 5 Jahren Nachts 10 Uhr habe es geschienen, als ob sein ganzes Haus in Flammen stünde, worüber er entsetzlich erschrocken und gegen die Fenster gelaufen seye um zu sehen, woher diese Helle rühre; wie aber diese eröffnet, so habe er die 3 Geister an dem Hauß vorbei gegen dem Sprizgärtle zu laufen gesehen, worauf sich diese Helle verlohren.

7.

Ob er diese Geister auch schon angeredet habe?

Ja öfters habe er sie befragt, was sie wollen, sie haben aber keine Antwort ertheilt, sondern nur gewunken, daß er mit ihnen gehen solle, welches er aber nicht gewagt.

8.

Ob er jemalen an Geld-Münzen oder sonst etwas vom Werth in oder um das Hauß gefunden habe?

Nichts als ein alter Thaler, hinter dem Hause am Wässerungsgrab bei dem Backofen, wo sich eben die Geister viel spühren lassen, sey vor 18 Jahren gefunden, der hernach um 26 Bazen verwechselt worden und vor ohngefähr 3 Jahren habe er eine gelbe Stockknopf-Krone bei gedachtem Backofen gefunden, die aber ganz zusammengedrückt und verrostet gewesen seye, die er hernach zerschlagen und von selbiger noch 3 Stücke übrig habe.

Beschließt damit seine Aussage und versichert, daß hier in allem die reine Wahrheit angezeigt worden.

In Kraft seiner Unterschrift

Johann Jacob Immendörfer.

Friedrich Silbereisen, Burger dahier, alt 38 Jahre, der gerad gegenüber von des Immendörfers Haus jenseits der Enz wohnt und der von seinem Bett durch seine Kammerfenster, in des Immendörfers Wohnstuben hineinsehen kann, meldet: Vor 2 Jahren um Weihnacht herum, Nachts 2 Uhr, sey einsmal eine so erstaunliche Helle entstanden, so daß er geglaubt habe, sein eigenes Haus stehe völlig in Flammen. Ganz bestürzt seye er daher in der Schnelle mit seinem Eheweib aufgestanden und gegen das Fenster gelauffen, da sie dann ganz deutlich gesehen, als ob des Immendörfers Häusle sammt einer dabei gestandenen großen Beuge Holz, völlig abgebrannt wäre, und in glühenden Kohlen zu Boden liege, welchem Spiel sie gegen zwei Stund zugesehen. Weil aber sie dergleichen schon gewohnt gewesen, wie dann sie vielfältig auch in des Immendörfers Stuben dergleichen Feuer und vielerlei Geschäften durch einander gesehen haben, wann der Immendörfer mit den Seinigen längst zu Bette gelegen, habe er, Silbereisen, sich mit seinem Weib wieder ruhig schlafen gelegt. Des andern Tags sey das ganze Häusle mit sammt der Scheitebeug noch unversehrt gestanden. Die Geister selbst hingegen habe er niemalen persönlich zugegen gesehen.

Eben dieses attestirt auch der Christoph Blaich, Burger und Flözer dahier, alt 38 Jahr, der nicht nur des Immendörfers Häusle zu 2 unterschiedenen malen feurig gesehen, sondern auch vor ohngefähr 10 Jahren, da er noch nächst an des Immendörfers Haus gewohnt, diese Geister vor seinem Fenster bei Nacht öfters ganz kläglich weinend gehört habe, nämlich zu denjenigen Zeiten, wann des Immendörfers älteste Tochter, Christina, die in ihres Vaters Haus keine Ruh

gehabt, zuweilen in seinem Hause geschlafen habe, worauf diese Geister nach 11, 12, 1 und 2 Uhr vor dem Kammerfenster, wo die gedachte Immendörferin geschlafen, oben erwähntermaßen kläglich weinend sich laut hören lassen, welche Aussagen sie beide als reine Wahrheit unterschriftlich bestätigen.

Daniel Friedrich Silbereißen und Christoph Blaich.

Agnesa Weikin, Ferdinand Weik, Burger und Drehers dahier Ehweib, alt 54, deren Tochter Jakobina Weikin, alt 22 Jahr, ledig, deren Sohn Johann Michel Weik, alt 20 Jahr, ingleichen Adam Caspar Fischer, Burger und Schuhmacher dahier, alt 33 Jahr, die vor des Immendörfers Haus jenseits der Enz gegenüber wohnen, versichern, daß sie folgende besondere Erscheinung ganz deutlich gesehen haben: Am nächstverflossen Egidi und zwar 3 Tag nachgehends, seye es 6 Jahr, daß sie die Agnesa Weikin, Nachts gegen 12 Uhr, da sie noch wachend gewesen, nächst an des Immendörfers Haus an des nunmehrigen Kastenknechts Walzen Gartenmauer zuerst nur eine kleine feurige Glut gesehen habe, die sich immer vergrößert und endlich so wie eine große Zaine im Umkreiß geworden, das aber wieder auf einmal in einer Flamme schnell zerplazt seye, und so sey es ein parmal geschehen, worauf sie ihre obgemeldete Tochter, die auch noch wachend gewesen, herbeigerufen habe, und endlich auch ihren obigen Sohn ingleichen den Schuhmacher Fischer, der mit in ihrem Hauß wohne, wecken lassen. Bis nun die 2 letzteren herbeigekommen, so habe sie, die Mutter und Tochter, deutlich gesehen, daß die obige Glut wieder von neuem recht groß geworden, an der der Gartenmauer Länge nach, 2 Männer gestanden seyen, die geschienen, als ob sie an dieser Glut, wie an einer schweren Last aufheben, um welche eine andere kleine Person in weiblicher Kleidung mit einem blauen Lichtlein in der Hand, gesprungen und auf diese 2 Männer, als wie auf ihre Hände hineingeschlagen, wovon man gleichsam einen Klang gehört

habe, zu welchem Gesicht auch obige, ihr Sohn und der Schuhmacher Fischer, gekommen seyen. Das gedachte kleine Weibsbild seye unterschiedenmal schnell gegen des Hafners Haus herüber und wieder über die Straße hinüber zurück gegen die 2 Männer gesprungen, und habe allemal wieder auf dieselbe hineingeschlagen, wovon der eine Mann braunlicht der andere aber weisgraulicht gekleidet gewesen. Es seye durch die entstandene Flamme so hell gewesen, daß man alles habe genau sehen und unterscheiden können, welches zusammen ohngefähr gegen 4 Stunden gedauert. Sonsten haben sie oft und vielfältig in des Immendörfers Stube durch deren Fenster sie sehen können, eine große Helle und viele Geschäftigkeit von Menschen wahrgenommen, und das zu solchen Zeiten, bei Nacht, da sie wohl gewußt, daß von des Hafners Immendörfers Leuten niemand mehr wachend seye, und auf des andern Tags auf beschehenes Befragen von diesen gehört, daß sie in ihrer Kammer auf der Bühne geschlafen haben.

Welches alles sie als eine wirkliche Wahrheit, wie sie es gesehen haben, hiemit unterschriftlich bestätigen.

Die Tochter vor sich und ihre Mutter: Jacobine Weikin, der Sohn Johann Michael Weik und Adam Kaspar Fischer.

Anmerk. Der Weik und Fischer sagen, daß sie nur die 2 Männer, den kleinen weiblichen Geist aber nicht, wohl aber der Weik ein um diese Männer hin und herspringendes blaues Lichtle gesehen und von diesem zuweilen eine feurige Helle gesehen und einen klingenden Schlag gehört haben.

Anna Maria, Christian Salamon Schlegels Bergwerk Steigers Ehweib, alt 45 Jahr meldet:

Vor 4 Jahren am Feyertag Simonis und Juda, habe sie vor Tag des Hafner Immendörfers Backofen anzünden wollen, um darin Brod zu backen, bei dieser Gelegenheit hab sie an des Immendörfers Hauseck einen hellglänzenden Haufen feuriger Glut gesehen. Bald darauf aber habe es Betglocke

geläutet, worauf diese Glut schnell ganz erloschen seye, wie es nun Tag geworden, so habe sie auf dem Platz näher nachgesehen, sie habe aber nicht das geringste von Kohlen oder sonst etwas gefunden.

Kraft ihrer Unterschrift. Anna Maria Schleglin.

Mathäus Blaich, Burger dahier alt 49 Jahre, der ebenfalls jenseits dem Wasser wohnt, versichert, daß er sowohl als sein ehmaliger Knecht Jakob Merklen, um Weinachtzeiten gegen Mitternacht des Hafner Immendörfers Häußle, oberhalb im Dach wie brennend gesehen, das Feuer sey aber nicht wie natürliches Feuer, sondern blaulecht gewesen, das hingegen eine ganz außerordentliche Helle von sich geworfen habe, und wann er des andern Tages den Hafner gefragt, so habe dieser zur Antwort ertheilt, daß er und seine Leute nichts davon wissen, sondern sie alle um diese Zeit zu Bett gelegen seyen.

Seine Tochter Maria Salome, alt 20 Jahre, habe ein paarmal gesagt, daß sie von des Immendörfers Haus die Straße hinaus 2 blaulecht feurige Lichtlein neben einander halb Manns hoch wie selbst schweben gesehen, die sie ihm zwar weisen wollen, und immer mit Fingern auf selbige gedeutet habe, wie und wo sie schweben; Er habe aber davon nichts erblicken können. Welche Aussage als wahrhaftig er unterschriftlich bestätigt.

T. Mathäus Blaich.

Womit diese Untersuchung beschloßen worden den 14. Februar 1780. Continuatum vor

Ober-Amt den 29. Merz 1780.

Auf das in der von dem Jakob Immendörfer Burger und Hafner allhier imediate unterthänigst angezeigten Geistergeschichte, wodurch er und die Seinigen schon seit vielen Jahren beunruhigt werden sollen, gnädigst befohlner maßen geführte Protocollum und erstatteten u. Bericht, erfolgte S. d. 28. Febr. h. a. das gnädigste Decret des Innhalts, daß vom

geml. Ober-Amts wegen die Bestellung gemacht werden solle, daß zu der Zeit wann diese angebliche Geister gewohnt seyn sollen, sich sehen zu lassen, einige herzhafte und rechtschaffene Männer sich in das Immendörferische Haus begeben und das weitere allda abwarten sollen, wovon hernach S. H. D. den weiteren u. Bericht des geml. Ober-Amts gewärtigen wollen.

Diesem gnädigsten Decreto zu uthg. Folge ermangelte ich nicht nachstehenden 3 beherzten und vertrauten Männern, nehmlich den Zollinspector Kirchherren von Schwann, dem Schreiner und Nachtwächter Joh. Georg Walter, ingleichen dem Flözer Christoph Friedr. Binder von hier, den Auftrag zu machen, sich in denen bevorstehenden Osterfeyertagen des Nachts in das Immendörferische Haus zu begeben, das sich allenfalls ergebende daselbst abzuwarten und mir sodann den wahren Verlauf bei ihren obhabenden bürgerlichen Pflichten gründlich und ohne Betrug zu hinterbringen, wozu sie sich auch alle 3 ganz willig verbanden.

Sie gingen hierauf mit einander in der Nacht vom Mittwoch auf den grünen Donnerstag in das Immendörferische Haus, blieben in der Wohnstube die ganze Nacht hindurch ohne Licht, sahen und hörten aber in dieser Nacht lediglich nichts.

Als sie nun diese Wacht in der Nacht vom Samstag auf den Ostertag wiederholten, so kamen dieselben am Ostertag Morgens vor 6 Uhr vor Ober-Amt und erzählten, in Specie der Flözer, Chr. Binder, folgende Geschichte. Er seye mit denen andern beiden beordneten Wächtern des Samstags Nachts um 10 Uhr in das Immendörferische Haus gegangen, nachdem er zuvor um das ganze Haus herum alles sorgfältig visitirt, ob nicht etwa etwas verdächtiges, daß jemand ihnen in der Nacht Angst machen wollte, anzutreffen seyn möchte, habe aber nichts gefunden. Als er sich hierauf in der gleichmäßigen Gegenwart des Hafner Immendörfers in die Stube begeben, so habe er sich vornen in der Stube auf einen Stuhl zwischen 2 Drehscheiben hineingesetzt; gleich darauf seye ihn ein erstaunender Schauder angekommen, so daß er sich zu den

andern auf den Bank hinten in der Stube gesetzt habe. Bald nachher sey, da doch alles wohl beschlossen gewesen, ein großer schwarzer Hund in der Stube herum auf ihn Dep. zugelaufen und ihm unter den Schenkeln durchgeschlupft und wieder fortgekommen, ohne daß er weiter etwas von ihm gesehen hätte. So lange als dieser Hund in der Stube gewesen, habe er Dep. kein Wort reden können, als er aber fortgewesen, habe er dieses den Andern erzählt, welche aber von demselben nichts gesehen.

Bald hernach, da er bei den Uebrigen auf dem Bank gesessen, sey vornen an den Fenstern plötzlich eine große Helle entstanden und Anfangs 1 Mannsbild, das ein Hütlein mit einem handbreiten Saum auf dem Kopf und ein weißfalbes Kleid angehabt, hin und wieder gelaufen. Kurze Zeit darauf, als er von diesem Mann nichts mehr gesehen, seye eine neue Helle entstanden und plötzlich ein kurzes Weibsbild von ohngefähr 4 Schuhen, ganz weiß gekleidet, und lauter Bucklen, durch welche man ganz deutlich habe durchsehen können, auf dem Kopf habend, gegen eine ganze Viertel Stunde vor ihm herumgeloffen und den nehmlichen Weg, wo es hergekommen, auch wieder fortgegangen. Nach Verfluß einer Viertelstunde, in welcher Zwischenzeit Dep. allemal wieder habe reden können, seye zum 3. mal eine große Helle entstanden, und ein langer Mann mit einem rothbraunem Kleid, welches vornen herunter ganz zugemacht gewesen, in der Stube erschienen und gerne eine ganze ¼ Stunde in der Stube herumgeschwebt, bis er endlich auch wieder fortgekommen sey. Bald hernach seye die allerstärkste Helle entstanden und alle 3 beschriebene Geister zumal in der Stuben erschienen. Bald seyen sie außen vor deren Fenstern bald inwendig gewesen, welches letzte gegen einer halben Stunde könne gedauert haben. Der ganze Verlauf der Sache habe von 12 bis um 3 Uhr gedauert. So lange die Geister da gewesen seyen, habe er ein beständiges Schütteln an sich verspürt, und kein Wort hervorbringen

können. Er seye darüber beinahe krank geworden, und habe wirklich Arznei wegen dieser Angst einnehmen müssen.

Frage: All dieses, was er hier angegeben, könne eine blose Einbildung von ihm seyn, und er sich in der Angst solche Sachen vorgestellt haben?

Er habe gar nicht die geringste Angst gehabt, bis ihn eben allemal ein Zittern angekommen. Er habe aber alles ganz deutlich gesehen und könne es auf seine Pflichten nehmen. In der nehmlichen Nacht habe der Säger Girrbach auf der hiesigen Oehlschlag- und Sägmühle das Immendörferische Hauß gleichsam im völligen Brand stehen gesehen. Sonsten wisse er nichts anzugeben, als daß der Hafner Immendörfer das nehmliche auch gesehen habe.

Vorstehende Aussage bezeugt noch weiters bei seinen Pflichten: T. Jacob Immendörfer. T. Auf Vorlesen: Chr. Fr. Binder.

Die beide andere Wächter, Zollinspector Kirchherr von Schwann und Schreiner Walter von hier, geben an: daß sie zwar die Geister selbsten nicht, wohl aber die öfters entstandene große Helle ganz deutlich gesehen, auch gehört haben, daß die Stube etliche mal auf und zugegangen seye, ingleichen daß es sehr gepoltert und stark an die Wand angestoßen habe. Das sey ihnen auch noch ganz besonders vorgekommen, daß, als der Immendörfer des Nachts um 3 Uhr ein Licht angezündet gehabt, solches von freien Stücken ausgelöscht und als er hierauf wieder eine andere Ampel erst nach Verfluß einer 4tel Stunde angezündet, das erste Licht auch wieder von selbsten angegangen sey und ganz blaulecht gebrannt habe. Uebrigens müssen sie dieses bezeugen, daß der Binder sie allemal mit dem Arm gestoßen, wenn er eine Erscheinung gehabt und daß derselbe wirklich nicht im Stande gewesen in dieser Zeit ein Wort vorzubringen.

T. Jacob Friedrich Kirchherr.
Johann Georg Walter.

Nun wurde auch der Säger auf hiesiger Oelschlag- und

Sägmühle, Martin Girrbach, unter nachdrücklichster Erinnerung zur Angabe der Wahrheit vernommen:

De Pers. T. Martin Girrbach, Säger auf der hiesigen Oelschlag- Mühlen, alt 58 Jahre.

1.

Ob Const. von seinem Fenster aus in des Hafner Immendörfers Haus sehen könne?

Ja, er könne an das Haus hinsehen.

2.

Ob er etwas Verdächtiges schon bei Nacht daselbst wahrgenommen?

Er könne weiter nichts sagen, als daß er meistens alle Nächte eine starke plötzlich auffahrende baumhohe Flamme daran entdecke, welches öfters alle 4tel Stunde geschehen könne.

3.

Wann er dieses das Letztemal beobachtet?

Erst in der letzten Nacht 4—5 mal. Es sey ihm gar nichts Neues.

4.

Ob er auch dieses in der Nacht vom Oster Samstag auf den Ostertag gesehen?

Ja damalen seye es besonders stark gewesen.

5.

Ob er niemalen sonst etwas beobachtet?

Nein! man meine öfters, es seyen 2 auch 3 verschiedene Flammen.

6.

Ob diese Aussagen auch gewiß seyen?

Ja! er könnte sie beschwören; er habe ja nichts davon.

T. cum Signo. X.

Conclusum:

finito Protocollo: immediate unterthänigst Bericht zu erstatten.

Neuenbürg, den 3. April 1780.

Geml. Oberamt allda erstattet weitern u. Bericht in der von dem Hafner Jacob Immendörfer u. angezeigten Geistergeschichte mit Anschluß der ersteren Acten und eines neuen Protocolli.

E. H. D. geruhen aus dem neueren hier u. accludirten Protocollo dd. 29. m. pr. des Mehreren gnädigst zu ersehen was sich neuerdings in denen abgewichenen Osterägen auf die von E. H. D. gnädigst anbefohlen, und von mir dem O. Amtmann hierauf getroffene Anstalt, mit Wachen durch 3 rechtschaffene und beherzte Männer in dem Immendörf. Haus ergeben hat. Da bei allen vorgekommenen neueren Umständen die Sache je dennoch noch dunkel und ungewiß genug ist, so wollte sich meines gethanen Zuspruchs ungeachtet niemand mehr zum Wächter gebrauchen lassen, und Immendörfer giebt neuerdings vor, daß die angeblichen Geister inzwischen unruhiger als zuvor seyen.

Wir schließen auch die ersten Acta wieder u. bey, und verharren in tiefster Devotion.

E. H. D.

unterthänigst verpflichtete
Sp. in Wildbad
auch
O. z. Neuenbürg.

Fragmente aus dem Nachlaß eines Forschers.

Mitgetheilt von —y.—

Eines Tags als die somnambule Frau A. zu Straßburg in Krisis war, und man sie über verschiedene Dinge befragte, um ihre Sehergabe auf die Probe zu stellen, zog einer der Anwesenden — ich weiß nicht mehr ob St. Martin oder ein Anderer — einen Theil von Jakob Böhms Werken aus der Tasche hervor, und indem man ihn ihr zureichte, wurde sie gefragt, ob sie den Autor davon sähe und was sie davon hielte? Sie öffnete das Buch, wandte hin und wieder einige Blätter um, hielt ihre Daumen mitten auf dessen innere Seiten, und hielt es dann aufgeschlagen auf die Herzgrube oder vielmehr auf den Plexus solaris. Gleich darauf sagte sie: „Das Buch ist von einem guten, frommen Mann geschrieben, ich sehe ihn, er war klein von Statur" — und nun beschrieb sie ihn wie man ihn dem Aeußern nach in den Nachrichten, die man von ihm hat, geschildert findet. Aeußerst auffallend war es mir, wie sie sagte: „Aber was hat er am Kopf? ich bemerke da eine Narbe." Von allen Gegenwärtigen war es gewiß mir allein bekannt, daß er einst von einem ihm Uebelwollenden in einen Graben gestürzt und davon schwer am Kopfe verwundet worden war. — Sie konnte übrigens weder lesen noch schreiben, und war ohne alle Bildung.

2.

Frau v. W. zu W. soll folgende Erscheinungen haben. Erstlich eine Nonne aus dem 14. Jahrhundert, welche auf die Arbeit der Frau v. W. eine Thräne fallen ließ. Ferner

eine Ahnfrau aus der Zeit Maximilians I. und Karls V. Sie sieht nicht jung aus, und ihre Kleidung und Haltung ist ungefähr den Bildern der Isis ähnlich. Ihre Größe gleicht der eines Mädchens von 8 bis 9 Jahren, und ihre Stimme ist ziemlich hohl. Wenn Frau v. W. diese Erscheinungen hat, so spürt sie vorher einen ganz eigenthümlichen Geruch; es ist kein Modergeruch, aber damit verwandt und unangenehm. Wahrscheinlich ist dieser Geruch die Ursache des Uebelbefindens und der Beklemmungen, die sie bei solchen Begegnissen befallen. Oft wenn sie im Begriff ist, sich zu Bette zu legen, sieht sie diese kleine Figur, die sich darauf lehnt. Mehrmals hat sie Neuigkeiten verkündigt, die sich bestätigt haben; andere Male, besonders wenn man sie fragte, ob dieses oder jenes geschehen werde, wurde ihre Antwort unrichtig befunden.

Fräulein von R. hat diese kleine Figur zweimal gesehen, und zwar wie hinter einem Flohr. — Sie duzt die Frau v. W. und nennt sie: Gute. — Was mag die Ursache seyn, daß diese Ahnfrau sich in so kleiner Gestalt sehen läßt? Die Westermann zu Straßburg (S. Blätter aus Prevorst, 7. Saml. S. 214) hat behauptet, daß je mehr ein Geist sich der Vollendung und der Ruhe nähert, um so mehr die Gestalt, in der er sich sehen läßt, klein werde oder scheine.

Seit einiger Zeit redet die kleine Frau nicht, obgleich Frau v. W. es wünscht, weil sie sehr bekümmert ist um das Schicksal ihres Sohns, der ins Feld zieht, wiewohl es nicht sein Beruf ist. Sie sieht sie gleichwohl oft auf ihr Bette gelehnt, und empfindet jedesmal jenen unangenehmen und unbekannten Geruch. — Andere Personen haben bei ähnlichen Gelegenheiten gleiche Gerüche verspürt. (Rg. Bl. und Prev. 8. Samml. S. 154.)

3.

Eine Dame in Heidelberg, die sich gegen einen armen, alten, auf dem Sterbebette liegenden Mann wohlthätig bewiesen hatte, sah, indem sie eines Abends die Treppe herabging,

eben diesen Mann mit der Mütze in der Hand und sich neigend vor ihr stehen. Sie ließ sich sogleich nach dessen Befinden erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß er vor Kurzem aus dem Schlummer erwacht sey und gesagt habe: „So eben bin ich bei der Dame gewesen, und habe mich für die mir erwiesenen Wohlthaten bedankt."

4.

Im Morgenblatt vom 1. Juli 1812, Nro. 157, und, wenn ich nicht irre, in dem Archiv für Geographie, Geschichte, Staats- und Kriegskunde, 3. Jahrgang, März 1812, ist von einem Chevalier de Bigot die Rede, welcher Lieutenant des Compagnie-Schiffs Miromenil war, und der, während er sich auf der See befand, eine Erscheinung von seiner in Frankreich wohnenden Frau hatte, die ihm als sterbend vorkam. Diese Erscheinung hatte ungefähr zwei Stunden, nachdem diese Frau gestorben war, Statt. Eine umständliche Nachricht davon steht in: Voyage par terre de Santo Domingo au Cap François par Dorve Soulastre. Paris chés Chaumerot 1809.

5.

Professor S . . ., heißt es, sah einen Bedienten, der schon vor mehreren Monaten gestorben war, beschäftigt Gläser zu spülen. Es ist schwer zu sagen, ob dieses wirklich ein objectives Gesicht war, oder eine lebhafte Rückerinnerung und Vorstellung dessen, was er vielleicht häufig gesehen hatte. (Da keine nähere Umstände angegeben sind, so ist die Beurtheilung um so schwerer. Der Seele hängen auch nach dem Tode ihre täglichen Beschäftigungen an, sie setzt sie bewußtlos fort, so lange sie nicht wieder mit ihrem Geist vereinigt und dadurch zur Klarheit des Bewußtseyns gekommen ist. Etwas Aehnliches trägt sich auch wohl vor dem Tode zu. Ein alter Lohnbedienter, der unter andern den Bürgermeister seiner Stadt bediente, wollte auf dem Todbette immer zu diesem, und ar-

beitete beständig mit den Händen, als ob er Kleider oder Schuhe und Stiefel abbürstete, wie es seine gewöhnliche Arbeit war. Offenbar eine Abwesenheit des Geistes, die sich nach dem Abscheiden um so mehr an der mit sinnlichen Gewohnheiten beschäftigten Seele äußern kann.)

6.

Im Correspondenten von und für Teutschland Nro. 241 vom 28. August 1812 ist von einer für todt gehaltenen und schon begrabenen Frau die Rede, die nach ihrer Beerdigung ihren Kindern und der Amme ihres jüngsten Kindes erschien. Bei Wiederöffnung des Sarges fand sich, daß sie nur scheintodt gewesen war. Ihre Erscheinung bei den Kindern hatte vermuthlich Statt bevor sie wirklich todt und ihre Seele von der sichtbaren Materie völlig getrennt war.

7.

Der bekannte Graf Caylus, indem er mit einem seiner Freunde Triktrak spielte, sah auf einem der Würfel einen Blutstropfen, und als er seine Augen emporhob, einen Mönch neben sich stehen. Sogleich rief er aus: „Gewiß ist mein Bruder im Treffen geblieben!“ Wenige Tage nachher kündigte ihm ein eben so gestalteter und gekleideter Mönch an, daß sein Bruder in dem Augenblick, wo er die Ahnung davon hatte, gefallen war.

8.

Eine gewisse Person zu Straßburg hatte häufig Wahrnehmungen von der Zukunft, ohne sie jedoch stets richtig verstehen zu können. Leider wurde sie von ihren Verwandten und Bekannten zu wenig beachtet, ja für wahnsinnig gehalten daher denn die nähere Untersuchung ihrer Sehergabe vernachläßigt wurde. — In der Mitte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts kam sie eines Tags nach Haus und sagte zu ihrem Manne: „Nun Gott sey Dank, endlich ist

denn die Religionsvereinigung zu Stande gekommen. Ich ging über den Münsterplatz, und da sah ich, wie nicht nur Protestanten und Katholiken, sondern auch Juden, aus dem Münster (der Kathedral-Kirche) traten, völlig eins zu seyn schienen, und sich freundschaftlich mit einander unterhielten." Ungefähr vier Jahre nachher fand dieses wirklich Statt, indem alle in Straßburg befindlichen Bekenner verschiedener Religionen sich im Münster versammeln und der Republik schwören mußten. — Ein andermal, indem sie aus dem Fenster sah, sagte sie gleichfalls zu ihrem Mann: „Sieh doch! man sollte glauben, alle Einwohner von Straßburg wären närrisch geworden; alle tragen Cocarden am Hut und weiße Schlupfen am Arm." Auch dieses erfolgte mehrere Jahre nachher; Jedermann trug die dreifarbige Cocarde, und während eines Aufstandes trug ein Jeder eine weiße Binde um den Arm, um anzudeuten, daß er zu den gutgesinnten Patrioten und nicht zu den Aufrührern gehöre. (Fürwahr eine nützliche Warnung, sich vor der vorwitzigen Auslegung von Gesichten und Weissagungen zu hüten, und vielmehr der Zeit zu harren, die sie durch die That auslegt.)

9.

Die citirten Geister erscheinen selten allein; gewöhnlich sind sie von Geistern anderer Art begleitet, die in ein dunkleres Gewand gekleidet sind, und die man für böse Wesen zu halten versucht ist. Die Beschwörer, die nur gute Geister zu citiren versprechen, läugnen es selbst nicht, beschönigen es aber damit, daß die bösen Geister in der Nähe guter Geister einige Erholung finden, und daher selbige zu begleiten pflegen. Auf solche Weise suchte wenigstens Schrepfer*) sich aus der

*) Schrepfer und nicht Schröpfer ist der Name dieses Mannes zu schreiben, über den man zuverlässige, unpartheyische Nachrichten im Magikon zu lesen wünschte, nachdem er bald als Betrüger, bald als böser oder doch unberufener Magus verschrieen ist. Sein endlicher Selbstmord läßt allerdings beide Annahmen zu.

Verlegenheit zu ziehen. — Ein gewisser Beschwörer versprach einen Geist einer höhern Classe erscheinen zu lassen. Anfänglich erschienen die wunderbarsten Carricaturen und Gestalten, die sich erdenken lassen, die meisten in Gestalt von unrein genannten Thieren, mit höchst wunderlichen Verzierungen. So sah man unter ihnen Schweine mit Haarbeuteln am Schwanz u. s. w. Alle diese erschienen mit großem Lärm und Geräusch. Darauf kam der sogenannte Feuergeist selbst in glänzender Gestalt, und bei seiner Erscheinung verschwanden die vorher erschienenen. Als Ursache davon gab der Beschwörer an, daß es sich mit der Ankunft irgend eines Großen der Erde eben so verhalte. Gewöhnlich komme die Dienerschaft und der Troß mit großem Geräusche voran; so wie aber der Herr selbst anfange, entfernen sich jene. (Man vergleiche hiemit die bekannte erste Vision Swedenborgs.)

10.

Allgemeine Bemerkungen.

Wäre man eben so sorgfältig gewesen, manches überraschende Ereigniß genauer zu untersuchen und Gründe für die Möglichkeit von Geistererscheinungen aufzufinden, als man sich Mühe gegeben hat, Beweise dagegen auszuspähen, so wären wir vermuthlich weiter als wir sind. — Der, welcher die überzeugendsten Beweise von der Möglichkeit der Geistererscheinungen fordert, muß erwarten, daß man von ihm eben solche Beweise für deren Unmöglichkeit verlange. Je einsichtsvoller ein Mensch ist, je weniger wird es ihm einfallen, die Grenzen der Kräfte der Geister oder auch nur die der menschlichen Kräfte zu bestimmen. Das zu vermögen, muß man auf einer höhern Stufe stehen, als worauf der Mensch steht, oder sich besonderer Offenbarungen zu rühmen haben. — Es ist auffallend, daß es Menschen gibt, die so absprechend Dinge läugnen, die sie gehörig zu untersuchen weder Geschick noch Gelegenheit haben. Noch auffallender ist, daß Manche sich

rühmen, dergleichen nicht zu glauben, gleich als wenn irgend Jemand zu seiner Ueberzeugung davon ihres Glaubens bedürfte. — Es gibt Personen, die irgend eine Erscheinung zu haben sich fürchten. Das beste Mittel, sich von solcher Furcht zu befreien, ist, sich an den Gedanken der Geisternähe zu gewöhnen. — Es ist nicht unnütz, manches Auffallende und Unbegreifliche bekannt zu machen; unter denen, die es vernehmen, gibt es vielleicht Einige, denen es verständlich und begreiflich ist, die es mit selbstgemachten Erfahrungen vergleichen und sich nähern Aufschluß darüber verschaffen. — Es ist natürlich, daß der Mysticismus wieder in Gang kommt, je weiter die Menschheit vorrückt, je mehr nimmt sie wahr, daß die menschlichen Wissenschaften ihr nicht genügen; ihr Bedürfniß vermehrt sich, und sie sieht sich nach etwas Besserm um, als man ihr bisher dargeboten hat. Das Sichtbare, worauf die menschlichen Wissenschaften sich gründen, führt nicht weiter als aufs Sichtbare. — Sollte man nicht vermuthen, daß denen, die so heftig gegen alles Sichtbare eifern, bange davor sey? Es ist als wenn sie besorgten, daß man mehr erfahren und wahrnehmen möchte, als sie ahnen, wodurch sie denn freilich sich genöthigt sehen würden, zu gestehen, daß sie nichts wissen. — Bequemer ist es freilich, alle die, welche Ahnungen, Gesichte &c. zu haben versichern, für Wahnsinnige oder Betrüger zu halten, als sie zu widerlegen, aber es ist nicht weniger unbillig. Der Glaube an dergleichen, auch wenn es unwahr wäre, ist weniger schädlich als der Unglaube. — Man thut sich viel darauf zu gut, daß mittelst optischer und physischer Werkzeuge Erscheinungen hervorgebracht werden können, und man schwört darauf, daß die Geisterbeschwörer sich solcher bedienen, um Blödsinnige zu betrügen. Dieß kann meines Erachtens nur derjenige beurtheilen, der beides, die Wirkungen jener optischen Werkzeuge und was Geisterbeschwörer sehen zu lassen vermögen, genau kennt. Ein solcher wird bei solchen Behauptungen sich unmöglich des Lachens enthalten können. — Der unzeitige, voreilige Spott, womit man solchen,

die Erfahrungen gemacht haben, begegnet, ist Ursache, daß wir ungleich weniger davon wissen, als wir wissen könnten. Manche scheuen sich, ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen bekannt zu machen, indem sie gewiß sind, daß man ihrer spotten werde, und so geht Vieles verloren, was unser Verständniß davon zu befördern dienen würde. (Rg. Blätter a. Prev. 11. Samml. S. 33.) — Es scheint beinahe, daß Manchen sehr daran gelegen sey, den Menschen unter seine Würde herabzusetzen. Gewiß bringt es ihm mehr Gewinn, wenn er mit seinen Fähigkeiten bekannt und überzeugt wird, daß die gewöhnlichen, kleinlichen Geschäfte nicht seine ganze Bestimmung ausmachen. — Die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher man sich bei irgend einer auffallenden Erscheinung beträgt, ist äußerst befremdend. Hat das Menschengeschlecht schon ausgelernt? ist es zu der Reife, zu der Entwicklung deren es fähig ist, schon gelangt? Sind alle im Menschen liegende Kräfte, sind alle Verhältnisse, in welchen der Mensch mit der sogenannten Außenwelt steht, schon genau bekannt? Wer darf es wagen, die Grenzen des menschlichen Wissens zu bezeichnen? Wie in der Natur, so auch in der Entwickelung der Menschheit, ist kein Stillstand. — Einigen ist bange bei dem Gedanken an die Nähe der Geister. Andere ahnen dergleichen gar nicht; noch Andere scheuen sich darüber nachzudenken, aus Furcht in Schwärmerei zu verfallen und Dinge für wirklich zu halten, die doch eigentlich nur Producte unserer Einbildungskraft seyen; und noch Andere fürchten bei dem Nachdenken und dem Glauben an Geisternähe mit bösen Geistern in genauere Gemeinschaft zu kommen. Aber beunruhigt uns doch der Gedanke nicht an alle die physischen Kräfte, die gleich den Geistern unsichtbar auf uns wirken. Gibt es unter den Geistern solche, die uns schaden können, so gibt es dagegen auch andre, die uns wohlwollen und von Nutzen seyn können. Das hängt von unsern Gesinnungen ab. — Offenbar hat man manche Kenntnisse und Erfahrungen dadurch verscherzt, daß man die Sagen von Ahnungen, Zaubereien, Beschwörungen

u. s. w. verspottete, und es wäre weiser gewesen, genaue Untersuchungen darüber anzustellen. — Ohne Zweifel darf man Gott um Schutzgeister und um die Gemeinschaft mit guten Geistern bitten. Außerdem aber ist es Verwegenheit, Erscheinungen oder Umgang mit Geistern zu verlangen; dadurch setzt man sich mancherlei Täuschungen aus, und läuft Gefahr, hintergangen zu werden. Statt sich an Gabriel, Raphael u. s. w. zu wenden, wende man sich an den einigen Gott, und suche mit ihm in genaue Gemeinschaft zu kommen. Wer bei Gott Gehör findet, darf sich versprechen, von guten Geistern umgeben zu seyn, und Einwirkungen von ihnen zu erhalten, ohne daß man nöthig hat, sie darum anzurufen. Swedenborg suchte von Jugend auf mit Geistern in Verbindung zu kommen; es gelang ihm, aber oft wurde er getäuscht und täuschte sich selbst. (Vg. Blätter a. Prevorst 9. Samml. S. 77 und 7. Samml. S. 3.) Bei seinen Anstrengungen, mit Geistern Umgang zu pflegen, scheint er den einigen selbstständigen Geist vernachläßigt zu haben, und da konnte er nicht wohl anders, als Mißgriffe thun. Die Geister, die um ihn waren, waren nicht immer die, welche er um sich zu haben glaubte. Er hat Manches von ihnen erfahren, aber auch Manches mißverstanden, und manches Irrige gelernt. Ueberhaupt täuschte ihn oft seine Einbildungskraft, wenn er das, was er sah oder hörte, oder zu sehen und zu hören glaubte, niederschrieb. — Man legt öfters mehr Werth auf die Gesichte, als sie verdienen; dergleichen bringen eigentlich nicht zu Gott, sagt Jane Leade. Es sind blose Stützen und Krücken für die Schwachen, damit sie auf dem Wege zu Gott, d. i. zur deutlichen und vollkommenen Erkenntniß Gottes, nicht ermüden. (Vortrefflich! aber eben deßwegen, nämlich als Mittel, halte man sie und alles Mystische oder Magische in gebührenden Ehren, und lege nicht, wie unsere Zeit zu thun geneigter ist, einen Unwerth darauf.) — Es ist weniger auffallend, daß es Menschen gibt, die Wahrnehmungen und Empfindungen von den außer ihrem körperlichen Gesichtskreis liegenden,



Dingen haben, als daß sie so selten sind. Hieran sind wohl unsere vielen Zerstreuungen, die Sorgfalt, die wir auf körperliche Bedürfnisse verwenden, die Scheu, die Viele vor dergleichen haben u. s. w. Schuld. Die Tafel der Seele bei Vielen ist von empfangenen und festgehaltenen Eindrücken schon so voll, daß andere keinen Platz mehr darauf finden, oder doch nicht gehörig tief eindringen können. Daher mag es denn auch kommen, daß man die Sehergabe häufiger bei solchen antrifft, die wenige Bedürfnisse haben, deren Einsichten und Begriffe sehr beschränkt sind, die sich weniger von der Natur entfernt haben, und für das, was auf sie wirkt, noch empfänglicher sind.

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Ein vorbedeutender Traum.

Ein sehr bewährter Mann, Herr R., erzählt:

Mein Vater war ein Mann von kräftigem Körper und, so lange ich mir es erinnere, nie krank gewesen. Um so mehr fiel es uns auf, als er eines Morgens sehr leidend, wie es schien, die Schule verließ. Und er war es gewiß, denn der pflichttreue Lehrer, der sonst nie eine Stunde versäumte, kündigte den Kindern an, sie brauchten den Nachmittag nicht zur Schule zu kommen. Ohne etwas zu speisen, legte er sich nieder und wurde so heftig ergriffen, daß er sogleich phantasirte. Die Schule, die er selbst für den Nachmittag frei gegeben hatte, mußte auf unbestimmte Zeit ausgesetzt werden. Unsere Mutter und wir Kinder litten unsäglich. Tag und Nacht wichen wir nicht von dem Lager des Kranken und hatten zu Hause, wie in der Kirche kein anderes Gebet, als Gott möchte unsern Vater am Leben erhalten. Und es schien, als würde unser Flehn erhört. Der Kranke, der bis dahin keine Nacht geruht, verfiel, nachdem er drei Wochen mit dem Uebel gekämpft hatte, in sanften Schlummer. Welchen Jubel das in unserer Familie erregte, kann man sich denken! Die Mutter weinte vor Freude und überließ sich auf unser Zureden wieder einmal dem Schlafe, weil wir fürchteten, sie möchte sich kör-

perlich und geistig erschöpfen. Auch die übrigen Geschwister suchten die Ruhe, nur ich blieb, als der älteste Sohn, am Bette des Vaters zurück. Mit liebevoller Sorgfalt beobachtete ich den Kranken. Sein Schlaf war fest und kräftig. Am Morgen spät wachte er auf.

„Hast Du bei mir gewacht?“ sagt er heiter und gab mir die Hand.

Ich konnte nicht antworten. Die Rührung hatte mich übermannt. Ich bückte mich auf seine Hand nieder, und heiße Thränen flossen darauf hin.

„Rufe mir Deine Geschwister und Deine Mutter,“ sprach er zu mir, „daß ich Abschied von Euch nehme und Euch segne!“

„Wie Vater,“ rief ich, „jetzt, wo es Ihnen besser geht?“

„Diese Besserung,“ erwiederte er, „ist scheinbar. In vierzehn Tagen bin ich bei Gott!“

Und laut schluchzend rief ich die Mutter und die Geschwister, und er ermahnte uns mit himmlischer Ruhe zum Frieden und legte die Hand auf unser Haupt und segnete uns.

Wir aber konnten uns nicht finden in das, was er sagte. Wir glaubten und hofften noch immer auf Besserung.

„Macht Euch,“ sprach er mit freundlichem Ernste, „keine trügerische Hoffnung! Ein Traum hat mir mein Sterben verkündet, und ob ich gleich nicht an Träume glaube, der Traum der letzten Nacht war zu bestimmt und deutlich, als daß ich zweifeln könnte, er käme von Gott. Mir träumte, ich machte zu Fuß eine Reise nach dem Orte meiner Geburt. Der Tag war schwül, und ich setzte mich, vom Gehen ermüdet, vor dem Dorfe unter einen der hohen Birnbäume, die das Kirchhofsthor überschatten. Da höre ich hinter mir ein Geräusch, und als ich mich umsehe, erblicke ich zwei Todtengräber auf dem Friedhofe beschäftigt, ein Grab zu graben. Da ich nicht wünschte, gesehen zu seyn, so drehte ich den Kopf wieder um, war aber schon bemerkt, denn einer der Todtengräber rief: „Bist Du da?“ Ich gab keine Antwort. Da rief er von Neuem: „Bist Du da?“ Und als ich darauf keine Antwort

entheilte, rief er mit stärkerer Stimme: „Nun, bist Du bereit?" Ich durfte nicht länger schweigen und antwortete „„Ja!"" Die Todtengräber aber setzten ihre Arbeit fort und einer fragte den Andern: „An wem ist jetzt die Reihe zu sterben?" Und der Gefragte nannte — erschrecket nicht — den Bruder Eurer Mutter. Auch er wird nicht lange mehr leben, aber ich werde ihn, ich werde Euch wiedersehen, wir werden uns freuen und unsere Freude wird Niemand uns nehmen!" So sprach der Vater. Das Reden hatte ihn angegriffen. Er sank ermattet in das Kissen zurück. Leider hatte er wahr geredet. Nach vierzehn Tagen hatten wir keinen Vater, nach einem Vierteljahre keinen Oheim mehr.

Mag man über die Sache denken, wie man nur will, es unterliegt keinem Zweifel, bisweilen gehen nicht nur Träume in Erfüllung, sondern es sind auch, in einzelnen Fällen Männer von der Wahrheit eines Traumes überzeugt, die sonst nicht an die Bedeutung der Träume glauben.

Sonderbares Schauen.

Mein Onkel G. bewohnte in Tübingen ein altes Haus, jetzt das katholische Consict, das im Vierecke gebaut ist. Zu meiner Cousine kam eine Anverwandte als Gast. Weil das Fremdenzimmer entlegen war, beteten sich beide Mädchen, um nur recht ungestört plaudern zu können, in eine Stube, welche in den Hof hinaus auf die gegenüberstehenden Mauern des Gebäudes sah und auf die Fenster der Gänge, die man ganz überschauen konnte. In der Nacht erwachte eines der Mädchen an starkem Getöse. Sie sieht die Fenster gegenüber hell erleuchtet und weckt die Gefährtin. Es war, als brenne es lichterloh, und beide gewahrten deutlich prächtig geputzte Frauen

und Ritter auf schönen weißen Pferden durch die Gänge des obern Stockes reiten; ein langer Zug, so herrlich, daß die Mädchen sich daran ergötzten. Erst als er vorbei war und Alles plötzlich wieder finster, empfanden sie Schauer und steckten sich tief in die Kissen. Morgens standen die Cousinen frühzeitig auf, gingen zur Tante hinunter und erzählten ihr Alles; aber der Onkel brach kurz ab und schalt über Träume. Da kam der Diener hinzu, welcher unten wohnte, und versicherte, er habe heut Nacht große Helle gesehen und viel Lärmen gehört, und Viele hätten es noch gesehen und gehört. Der Oheim hieß ihn schweigen, sprach sich aber doch später in einem Männerkreise dahin aus, daß in jener Nacht Etwas vorgegangen sey, und er selbst das ungewöhnliche Geräusch vernommen, aber nichts erblickt habe, weil seine Fenster auf eine andere Seite gingen.

In diesem Hause wurden früher die Söhne der Herzoge von Würtemberg und andere von hohem Adel erzogen und öfters Ritterspiele uud Bankette gehalten.

Todesanmeldung.

A. erzählt: „Wir Geschwister alle waren in Tübingen an bösartigem Nervenfieber erkrankt. Unten lag ich und eine Schwester; im Nebenzimmer die andere, über dem Gange der ältere Bruder, und im obern Stocke mein Bruder O...... welcher um 5 Uhr Abends verschieden war, was man uns noch nicht gesagt. Jedes hatte seinen besondern Krankenwärter. Um 11 Uhr in der Nacht rief die Schwester: „Ich glaube das Nachtlicht will ausgehen.“ Es erlosch wirklich, und unsere Pflegerin ging zu meiner Schwester C.........., die ein Cabinet von uns trennte, um das Nachtlicht bei dem ihrigen anzuzünden. „Bei uns ist es eben auch ausgegangen,“

sagte die Wärterin. Nun ging eine von den beiden hinüber zum Bruder, dessen Wärter gerade aus der Thüre trat, um seine gleichfalls erlöschte Lampe bei uns anzuzünden, Inzwischen kam auch eine von den Leuten herunter, die oben bei der Leiche wachten. Auch da war das Licht ausgegangen. Ich hörte außen im Corridor ganz deutlich die gellende Stimme der Todtenfrau: „jetzt ist nirgend ein Licht.“ Wie das unsere erloschen war, bewegte sich die Thürklinge etwas, als ob man darauf drücke, und die Thüre ging auf. Unser Arzt, der die Leute sämmtlich am andern Morgen verhörte, glaubte uns jetzt doch den Verlust mittheilen zu müssen, und erklärte uns jenen Vorfall als ein letztes Zeichen des Verblichenen an die Geschwister.“

Die Erscheinung nach dem Tode.

„Zwei Freunde, vornehme Russen, führten ein zügelloses Leben. A. folgte bald einer hohen Laufbahn, die ihn längere Zeit von der Vaterstadt entfernte. Als er heimkehrte, erfuhr er auf seine Fragen nach S., dem erwähnten Genossen, daß dieser an einer dem Aussatze ähnlichen Krankheit schwer darnieder liege, verlassen von allen Menschen. A. entschloß sich augenblicklich, seinen Freund aufzusuchen, sich von aller Welt zurückzuziehen, um dem Kranken zu warten, den er, das Gesicht von Tüchern ganz verhüllt, getroffen hatte, und der sich überrascht und gerührt zeigte, von so viel Aufopferung. Nach anhaltender sorgsamer Pflege starb S. In der ersten Nacht nach dem Tode des Letztern erwachte A. plötzlich und sah jenen vor sich stehen, verhüllt wie in der Krankheit. Die Gestalt sprach: „„Dankbarkeit treibt mich, dich zu warnen. Das Leben, das wir zusammen führten, ist nicht der Weg zur Seligkeit. Ich werde noch öfter zu dir kommen.““ A. schnitt jede weitere Ermahnung ab, indem er sich schaudernd unter die

Decke verkroch. Am folgenden Tage erzählte er den Vorfall seinem Adjutanten, gestand diesem, die nächste Nacht nicht allein schlafen zu können und bat ihn, da zu bleiben. Er, der seinen Chef schon in mancher Schlacht muthvoll gesehen, begriff doch gleichwohl dessen Bangen und erfüllte das Begehren. Wieder zeigte sich die Erscheinung — von Beiden gesehen — sprach die nämlichen Worte wie gestern und fügte zuletzt noch hinzu: „„Ich komme noch einmal zu dir, kurz vor deinem Tode, denn du sollst nicht ohne Reue und Vorbereitung sterben.““

Dreißig Jahre waren vergangen. A. hatte sich vermählt und seine glänzende Stellung behauptet. Einst saß er bei seinem Sohne und ließ sich von diesem vorlesen, schlief aber darüber ein; plötzlich erwachte der Vater; er, wie der junge Mann, sahen die Gestalt mit verhülltem Angesichte, welche nach einigen Augenblicken verschwindet. Jener fragt den Sohn, ob auch er die Erscheinung bemerkt. Als Letzterer bejaht, ohne jedoch die nähern Beziehungen zu kennen, schickt ihn der Vater zu Advokat und Geistlichen, vertraut Alles der Gattin und stirbt, nachdem alle Angelegenheiten geordnet, noch am nämlichen Tage.

Ahnungen.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Sept. 1840, bei meinem Aufenthalt in dem Badeort Kronthal, war ich vom Baden und dem getrunkenen Stahlwasser, indem plötzlich kalte Witterung eintrat, stark aufgeregt, und konnte Nachts nicht einschlafen. Ich lag in einem halbwachen Schlummer (intersomnium); als ich endlich kurz eingeschlafen war, schrak ich heftig auf, und lag wieder wie zuvor. Da sah ich einen Brand, und abermal sah ich in einem Haus die Flamme zu einem Fenster herausschlagen. Darauf schrak ich nochmals aus dem Schlummer, indem ich etwas Geflügeltes oben an einem Fenster flat-

tern sah. Alles dieses bloß in der Phantasie. Den andern Tag kam die Nachricht, daß es Nachts in dem nahen Kronberg, sodann, daß es in dem benachbarten Bad Soden, gebrannt habe; und als wir Mittags an der Wirthstafel saßen, so flatterte plötzlich ein Rothschwänzchen oben an einem Fenster des Saals, in den es sich verirrt hatte, mir gegenüber. Auf diese Weise spiegeln sich im innern Auge der Seele öfters bedeutende und unbedeutende Dinge durcheinander, wenn es einmal geöffnet ist; um so weniger soll man sich durch Träume ängstigen lassen, oder über ihre Bedeutung grübeln.

— y —

Inneres Gesicht.

Der Kammerdiener des Hrn. Fürsten von Löwenstein, ein durchaus einfacher, braver Mann, nicht träumerisch, und nicht mit Einbildungen geplagt, verließ, wie er aus Werthheim ging, sein sehr braves Kind, ein Mädchen von 2 Jahren, uud trennte sich nur mit Schmerz von seinem Krankenlager. doch kamen bessere Nachrichten, und der Arzt hält die Kleine für gerettet. Nun saß Louis (der Name des Kammerdieners) ohne die geringste Sorge um des Kindes Befinden, da ihm der Trost so guter Nachrichten wurde, eines Abends wachend (zwischen 9 und 10 Abends) auf einem Stuhle in dem Bedienten-Zimmer, mit des Fürsten erstem Kutscher; und erwartete den Ruf und die Befehle seines Herrn. Da war es ihm plötzlich, als stünde seine Mutter und Schwester, wie sie leibten und lebten, mit schwarzem Band auf der Haube vor ihm, mit dem Finger gen Himmel deutend, und eine Stimme ward laut in ihm, die vernehmlich sagte: „dein Sophiechen (so hieß das Kind) ist todt und im Himmel;“ nun sah er, als im wachenden Zustand: wie die Leute zu Hause um sein sterbendes Kind standen, und ihm Beileidsbezeugungrn aussprachen,

und kam vor Schrecken erst zu sich, als er dem Leibkutscher das eben Empfundene und Geschaute erzählte, der ganz trocken erwiderte: „das bedeutet den Tod deines Kindes!“ Drei Tage darauf kam die Todesnachricht.

Inneres Gehör.

Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte und daher über alles erschrack: so konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erschrack, als ich den Krach hörte. Wir hören also gleichsam noch mit andern Werkzeugen als mit den Ohren.

(Dei Prof. der Phys. Lichtenberg in seinen Bemerk. über sich selbst in den verm. Schriften B. I. S. 18.)

Zweideutiges Orakel.

Dem Herzog von Choiseul wurde geweissagt, er werde in einem Aufstand ums Leben kommen. Obwohl er an einer Krankheit starb, so behauptete man dennoch, die Prophezeihung sey eingetroffen, weil zwölf Ärzte vor seinem Bette über die sicherste Art, den Kranken zu retten, in den heftigsten Streit geriethen.

Eine Todesahnung.

Der belgische Kriegsminister, General Buzen, soll schon seit längerer Zeit Todesahnungen empfunden haben. Seit mehr als 20 Jahren gab er sein 42. Jahr, und als er dieses erreicht hatte, das Jahr 1842 als Lebensziel an. Vor acht

Monaten speiste er beim holländischen Gesandten; das Gespräch kam auf Ahnungen, der englische Gesandte, Lord Seymour, lachte darüber; General Buzen aber erklärte ganz ernsthaft, daß er daran glaube. In seinem 19. Jahre habe er dreimal im Traum sein Grab, mit seinem Namen und der Zahl 42 darauf, gesehen, und er lasse es sich nicht nehmen, daß das Jahr 1842 sein Todesjahr sey. Lord Seymour war von dem Ausdruck der Ueberzeugung, mit der diese Worte gesprochen wurden, dergestalt betroffen, daß er das Gespräch notirte; nach dem Tode des Generals erzählte er es mehreren Bekannten. Vor drei Jahren litt Buzen an einem heftigen Gichtanfall; der Arzt äußerte Bedenken, er aber sagte ganz ruhig, er habe noch drei Jahre zu leben. Der Arzt wußte von dem Traume; ebenso einer seiner Adjutanten; auch in dem Briefe, den er kurz vor seinem Ende an diesen schrieb, soll von jener Ahnung die Rede seyn.

Unruhe nach dem Tode.

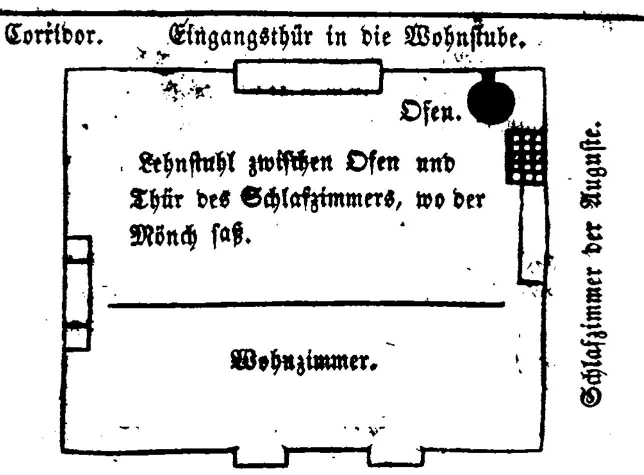
In einem Handlungshause zu Schorndorf starb ein Lehrling an einer acuten Krankheit, ein nervöses Fieber. Einige Stunden vor seinem Tode wurde der junge Mensch sehr unruhig, und sagte zu wiederholten malen „es ist nicht viel.“ Man hielt dieß für Delirien, und hatte auch allen Grund dazu, achtete übrigens nach seinem Tode nicht mehr auf diese Aeußerungen. Allein bald hörte man Nachts ein Getöse, Fußtritte auf einer schmalen Treppe, welche vom Laden in ein Magazin führte, Bewegungen von Thüren, und von Kisten und Fässern, die hin und hergerückt wurden. Selbst Fremde, welche über Nacht im Hause waren, und von der Sache lediglich nichts wußten, weil die Bewohner des Hauses nicht viel Gewicht darauf gelegt hatten, hörten die Geräusche

und fragten am andern Morgen, was dieses zu bedeuten habe. Etwa ein Jahr nach dem Tode des jungen Menschen wurde das Handlungs-Inventarium gemacht, und deßhalb auch in dem obgenannten Magazin alles von seiner Stelle gerückt, und da fand man dann unter einem aufrecht stehenden Fäßchen, mit Waaren gefüllt, 7 Kreuzer, welche sofort weggenommen, und dem übrigen Geld beigemischt wurden, ohne daß man diesen Fund in eine Beziehung zu dem nächtlichen Spuk brachte, erst als dieser von dem Tage an aufhörte, und bis heute sich nicht wieder vernehmen ließ, wurde man auf die Sache aufmerksam, und kam nun auf die Vermuthung, der junge Mensch habe vielleicht die Kleinigkeit entwendet, und hier verborgen, und habe, im Gefühl des herannahenden Todes, die Sache noch entdecken wollen, aber hiezu nicht mehr geistige Kräfte gehabt.

Der Abt im Lehnsessel zu Schuttern.

Vor ungefähr 4 Jahren war Frau A. S. zu Schuttern im Benedictiner Kloster wohnend in den Wochen. Ihre Amme Carolina N. N. war eine Seherin. Herr S. bemerkte, daß diese im Durchgehen der Kindbetterstube durch die Thüre, welche in das Wohnzimmer führt, immer nicht mitten durch die Oeffnung der Thüre ging, sondern ausweichend an dem Thürpfosten streifend herauseilte.

Befragt über dieses sonderbare Benehmen, sagte sie, es säße ein geistlicher Herr in schwarzer Mönchskleidung im Lehnsessel der jedesmal nach ihr griffe, wenn sie aus und einginge. Hier ist der Plan des Zimmers



Zwei Fenster gegen den Garten.

S. wollte sich versichern, ob die Erscheinung Grund hätte. Er befahl demnach seiner Kindsmagd Walpurgis, ihren Dienst diese Nacht bei ihnen zu verrichten, und sich in dem Lehnstuhle zur Ruhe zu begeben. Sie schlief ruhig ein; aber um Mitternacht fuhr sie plötzlich auf, schrie und wischte sich die Augen, vorgebend, sie wisse nicht wie es komme; sie wäre wie aus dem Lehnstuhle herausgestoßen worden. S. beruhigte sie und schrieb dies Träumen zu. Sie setzte sich wieder und schlief ein; aber eine kleine Weile darauf sprang sie wieder heftig auf und bestätigte nochmals, sie könne einmal nicht da schlafen: sie würde, wie mit Gewalt aus dem Schlafe aufgestört und aus dem Lehnstuhle herausgestoßen. S., der nun wohl einsah, daß die Amme Recht hatte, hieß die Walpurgis in ihre Kammer gehen.

Das anscheinend von selbst sich Bewegen schwerer Körper.

Man hat Dr. Kerner schwer getadelt, daß derselbe in der Seherin gesagt, daß oft Sachen, z. B. ein silberner

Löffel, wie getragen von unsichtbarer Hand durch die Luft, niedergelegt worden seye.

Nicht ganz dasselbe, jedoch etwas Aehnliches habe ich selbst erlebt, und will es zur Steuer der Wahrheit hier erzählen, unbekümmert wie die sogenannten Klugen, oder eigentlich gesagt, bornirten Vielwisser darüber urtheilen werden.

Gegen das Lebensende meiner Tochter bekam ich öfter in der Nacht Brust- und Magenkrämpfe, welches mir um so unangenehmer war, da ich meine Tochter allein verpflegte, und Niemand bei der Hand war, der mir meinen Thee, der mir bei diesen Zufällen gewöhnlich geholfen, zubereitet hätte, und ich selbst vor Schmerzen es nicht thun konnte. Der Arzt meiner Tochter, welchen ich um ein Mittel befragte, rieth mir an, mir Pfeffermünzwasser aus der Apotheke kommen zu lassen. Dieses verschaffte ich mir auch, da ich aber während der kurzen Zeit, welche meine Tochter noch lebte, keine Krämpfe mehr bekam, so blieb das Glas mit dem Pfeffermünzwasser auf dem Schreibtisch bei anderen zurückgestellten Arzneigläsern stehen.

Einige Tage nach dem Tode meiner Tochter sitze ich mit einer Handarbeit beschäftigt auf dem Sopha, während die Magd die Möbel abputzte. Da sagte diese „aber Frau A., warum stellen Sie mir denn das Arzneiglas immer hervor auf den Tisch, schon fünfmal habe ich es zurückgestellt und immer stellen Sie es wieder vor.“

Da ich ziemlich weit von dem Tisch gesessen und gar nicht aufgestanden war, also das Glas gar nicht berührt hatte, so sagte ich es ihr, daß ich es nicht gethan, stand aber auf und stellte mich vor den Tisch.

Da sah ich wie das Glas mit dem Pfeffermünzwasser, wie von einer unsichtbaren Hand auf den Tisch hervorgeschoben wurde, und an dem Rand des Tisches vor mir stehen blieb, während die andern Gläser auf beiden Seiten ruhig stehen blieben. Die Magd, welche ich während des Hervorrutschens

des Glases herbeirief, war so in Angst, daß sie ein Kreuz schlug. (Sie war katholisch.)

Da faßte ich das Glas und stellte es in die Reihe zu den Uebrigen und sagte „hier bleibe stehen."

Das Glas regte sich nicht mehr, ich aber machte allerlei Versuche, um auf natürliche Weise das Hervorrutschen des Glases zu erklären, aber weder der Boden noch der Tisch war schief, noch eine Erschütterung möglich, die anderen Gläser waren ja auch fest stehen geblieben, und das Glas stand von nun an auch ganz fest.

Den darauf folgenden Abend bekam ich heftige Brust- und Magenkrämpfe, und durch den Vorfall von dem Morgen an das Pfeffermünzwasser erinnert, nahm ich davon ein und verspürte augenblickliche Linderung meiner Schmerzen.

Meiner Ueberzeugung nach war das am Morgen stattgehabte Ereigniß nur deßhalb geschehen, weil meine liebe Tochter, oder mein Schutzgeist von Jenseits her, mich aufmerksam machen wollten, wie meine Schmerzen zu stillen wären. Mögen die Klugen es auslegen, wie sie wollen, meine Ueberzeugung steht fest, und ich kann auf mein Gewissen versichern, daß es sich also zugetragen, und daß ich keine Mittel unversucht gelassen, den Vorfall auf natürliche, sogenannte vernünftige, Weise zu untersuchen und aufzuklären, welches mir aber durchaus nicht gelungen ist. A.

Vorausschauen der eigenen Grabesstätte.

Es mögen etwa 6 Jahre seyn, daß meine Schwester C. W. (ob träumend oder sonst in einem besondern Zustand, weiß ich nicht) den Gottesacker und das Grab sahe, in welchem ihre irdische Hülle dereinst ruhen sollte. Sie erzählte mir solches bald nachher, und sagte mir, daß sie je und je, wo sie Gele-

genheit gehabt, einen Gottesacker zu treffen, Vergleichung mit jenem Gesicht angestellt, aber nirgends gefunden habe, was sie suchte. Als sie bei einem Besuche, den sie hier machte, etwa vor 4 Jahren, auch den hiesigen Friedhof betreten, sagte sie: „dieser und kein anderer wäre es, allein es fehlen ihm Wege (Anlagen), die ich gesehen und hier vermisse, dann wäre meine Grabstätte hier.“ (Sie streckte zugleich in der Mitte des Gottesackers stehend ihre Hand aus in der Richtung, wie sie ihre dermalige Grabstätte als richtig bezeichnet, drehte sich schnell um, und verließ den Platz, doch ohne Furcht, denn ihr Herz und ihre Seele war auf den Grabeshügeln in ihrem Elemente).

Bald nachher geschah es, daß eine Erweiterung unseres Friedhofes vom Stiftungsrath beschlossen wurde, und zugleich eine Verschönerung durch breite Wege und Anlagen beantragt, auch bald ausgeführt wurde. Dieß meldete ich meiner Schwester, die sich hoch darüber wunderte, ohne zu wissen, wie es nur geschehen könnte, daß sie ihr Leben hier beschließen würde. Allein Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Der Mann wurde krank, bot noch bei Lebzeiten Haus, Hof und Laden feil, starb — und mir wurde kurz darauf die Gelegenheit ein Haus zu kaufen, in welchem meine Schwester als Wittwe mit Familie noch wohnen konnte: sie zog hieher, und ruhet nun nach 3jährigem Aufenthalt dahier in demselben Gottesacker — in derselben Grabesstätte, die ihr Arm und Hand bezeichnet hatte, nachdem sie überströmt von Gnade ihr Leben und besonders ihre letzten Tage hienieden unter nicht genug auszusprechenden Lobpreisungen gegen den beschloß, der ihr Heiland war und welchen ihre Seele liebte.

Die weiße Frau.

In dem Frankfurter Conversationsblatt vom 27. April 1842, Nr. 116, liest man folgendes:

Die bekannte Sage von der weißen Dame (warum nicht Frau?) deren Erscheinen stets einen Todesfall in ihrer Familie anzeigen soll, wird nicht bloß von dem preußischen Königshause, sondern auch von einer andern großen Herrscherfamilie erzählt. So will man wissen, daß, als vor etwa einem halben Jahrhunderte das regierende Haupt dieser Familie um die Hand einer italienischen Fürstentochter warb, die Mutter dieser Prinzessin eine fromme Nonne über die Zukunft derselben befragt und die Nonne geantwortet habe: „Ihre Tochter wird glücklich seyn, aber im fünfunddreißigsten Jahre ihres Lebens von dieser Welt abgerufen werden." — Die Prinzessin bestieg den Thron mit der Ueberzeugung, einem glänzenden Geschicke entgegen zu gehen, aber nur ein kurzes Leben zu haben. Fünf und dreißig Jahre!

Diese Zeit lag noch in weiter Ferne. Aber die Zeit entflieht schnell. Je näher die Fürstin dem Ziele kam, um so mehr bemühete sie sich, das Andenken an jene Prophezeihung aus ihren Gedanken zu bannen. Bald sprach sie gar nicht mehr davon. Ihr fünfunddreißigstes Jahr erschien endlich, und eines Tags flüchtete entsetzt eine Tochter der Fürstin, die etwa 8 bis 10 Jahre zählte und später einen fernen Thron bestieg, zu ihrer Mutter mit den Worten: „da hinter dem Stuhle habe ich eben gesehen . . ." — „Was?" — „Die weiße Dame." — „Fürchte dich nicht, mein Kind," antwortete die Mutter; „sie kommt nicht um deinetwillen; sie ruft mich ab. Meine Zeit ist um." — Am andern Tage starb sie.

Es wäre zu wünschen, daß das Fürstenhaus mit Namen bezeichnet worden wäre, zumal da die Sache schon so lange her ist. Wenn das preußische Königshaus genannt wird, warum nicht dieses?

Das wilde Heer.

Das Mannheimer Journal schreibt: „Ohne meinerseits die Wahrheit des Erzählten durchweg verbürgen zu können, und ohne der Volksansicht in dieser Beziehung mich anschließen zu wollen, berichte ich Ihnen hiermit, was nach durchaus glaubhaften Aussagen von Reichelsheim her, welches etwa eine halbe Stunde von der Burg Rodenstein entfernt liegt, hiesigen Orts bereits seit dem 9. April über diesen wunderbaren Vorgang bekannt geworden ist. Darnach wurde am 8. April gegen Abend die Umgegend des Rodenstein plötzlich durch ein ungewöhnliches Getöse, welches den ältern Leuten sogleich den Auszug des Ritters von Rodenstein ins Gedächtniß zurückrief, vermischt mit Hufschlag, Hundegebell, Peitschengeknall u. s. w. aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Ganz wie früher nahm dasselbe, und also auch der Zug des vermeinten Geisterheeres, seine Richtung an dem Reichelsheimer Schlosse vorbei nach Pfaffenbaarfurth hin. Nie aber, behaupten Leute, welche frühere Auszüge erlebt haben, war das Ganze so furchtbar, als dießmal. Kinder, welche am Fuße des Reichelsheimer Schloßberges spielten, eilten in schrecklicher Angst nach Hause; Jeder suchte unter Obdach und zu Menschen zu kommen, und selbst furchtlosere Ackersleute mußten ihre Feldarbeit aufgeben, weil ihre Thiere scheu wurden, lauter Einzelheiten, welche ganz bestimmt angegeben werden. Sonach läßt sich wohl nicht zweifeln, daß hier wirklich ein Ereigniß statt fand, welches das Volk nach seinem Hange zum Wunderbaren aus dem Geisterreiche ableitet, während der Gebildete es auf natürliche, freilich bis jetzt noch nicht aufgefundene Ursachen zu beziehen sich gedrungen fühlt. Jedenfalls möge es unserm deutschen Vaterlande das Unheil nicht prophezeihen, als dessen Verbote nach dem Volksglauben der Auszug des Ritters von dem Rodenstein angesehen wird, damit alle großartig begonnenen Werke des Friedens ungestört zu ihrer Vollendung fortschreiten können."

Der Brand von Hamburg, der um diese Zeit stattfand,

und der ganz Deutschland erschütterte, war übrigens ein Vorausläufer von vielen ähnlichen traurigen Ereignissen in allen Gauen Deutschlands in diesem Jahre jenes Auszuges von Rodenstein.

Eine Geistergeschichte für Kaltwasserfreunde.

Das Frankf. Conversationsblatt vom 25. Aug. 1842 enthält Folgendes:

Der Oberst L. wurde in dem Krieg in der spanischen Halbinsel gegen Napoleon von dem sogenannten spanischen Fieber heftig befallen. In dem Hause, in welchem er lag, waren noch zwei andere Offiziere an demselben Leiden gefährlich erkrankt. Einst in der Nacht lag der Oberst schlaflos auf seinem Lager, ohne Wärter da, und gegen Mitternacht erschien ihm ein ehrwürdiger Mann, der zu dem Kranken sagte: „Deine Kameraden in dem Hause werden sterben; du selbst kannst nur dann genesen, wenn du thust, was ich dir empfehle. Sobald der Tag anbricht, stehe auf, gehe hinunter in den Hof, wasche da den Kopf, die Brust und die Arme, trockne dich sorgfältig ab, kehre darauf in dein Bett zurück und verhalte dich ruhig, so wirst du gesund werden.“ Der Oberst L. that, wie ihm geheißen worden war, und genas. Die beiden andern Offiziere starben, die Spanier aber, denen der Gerettete erzählte, was ihm begegnet sey, wunderten sich nicht, sondern sagten, der alte Mann, der ihm erschienen, sey ein Mönch Anselmo, der in der Gegend umgehe, von Vielen gesehen worden sey, und Allen den Gebrauch des kalten Wassers anempfehle. Der Oberst verbürgt die Wahrheit seiner Erzählung; er lebt noch und sein Name ist bei der Redaction des englischen Journals Northern Times zu erfahren.

Merkwürdige Chronologie.

Die englische Zeitung the Times bringt folgende Berechnung:

Robespierre fiel im Jahre 1794
Diese Ziffern zusammen und mit obiger
Jahrzahl addirt 1
7
9
4

geben . . 1815

Napoleon fiel 1815
Durch gleiche Addition 1
8
1
5

entsteht . . 1830

Karl X. fiel 1830
1
8
3
0

1842

Ob hiernach für 1842 noch etwas Weiters als der Sturz und Tod des Herzogs von Orleans (13. Juli) dem französischen Reiche bevorsteht, ist eine Frage, die nur der Allwissende beantworten kann. Wir wünschen das Beste.

Geschrieben im Juli 1842.

N. S. merkwürdig ist noch, daß das Jahr 1858 nämlich
1842
1
8
4
3

1858

ohngefähr den Zeitraum bezeichnet, in welchen der Graf von Paris als majorenn den französischen Thron bestiegen hätte.

Paracelsus Prophezeihung von Napoleon.

In Paracelsus Schriften findet sich eine merkwürdige Prophezeihung von Napoleon. Diese steht in dem Werke, das den Titel führt Astronomica et Astrologica von Anno 1567. Dort heißt es Seite 106:

„Nun ist aber das offenbar in der Figur coeli, daß einer aus Frankreich einfallen werde in das römisch deutsche Kaiserthum, derselbe werde einen Reichthum und mit demselben Streif (Kriegszuge) sich selber einen Adler zueignen und also sich einen Kaiser nennen, und mit solchem Range in Frankreich wieder einziehen, wird auch trefflich Schaden thun, aber nichts nahmhaftes besitzen oder auch haben“ (behalten).

Merkwürdige Mißgeburten.

In einer der letzten Versammlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien (am 15. Juli) kamen zwei menschliche Mißgestaltungsfälle vor, welche neuerdings einen Beleg zu dem alten Volksglauben an den mächtigen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft auf das Fötusleben zu liefern scheinen. Herr Dr. Zink, der verdienstvolle Gründer des orthopädischen Instituts (in der Alservorstadt) führte nämlich einen eilfjährigen Knaben mit einem künstlichen Vorderarme vor, da ihm die Natur denselben versagt hatte. Seine Mutter, eine geborne Pariserin, an einen Wiener Schuhmachermeister verehelicht, hatte das Unglück, eines Abends (vor eilf Jahren, als sie mit dem Knaben guter Hoffnung war) zur Zeit des Zapfenstreichs, während sie in Wien durch die Schlössergasse ging,

von einem betrunkenen Soldaten, der mit blankem Säbel in der Hand hinter ihr her kam, und dem sie in dem engen Gäßchen nicht schnell genug ausweichen konnte, durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet zu werden. In der Angst, ihren Kopf, nach dem der Hieb geführt ward, zu schützen, hatte sie sich vorgebeugt, und dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt. Die Verwundung, welche eine heftige Entzündung und Geschwulst des ganzen Armes zur Folge hatte, wurde zwar glücklich geheilt, aber bei der (acht Monate darauf) eingetretenen Entbindung kam der Knabe zur Welt, dem der linke Vorderarm gerade von der Stelle an fehlte, an welcher die Mutter in ihrer Angst mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt hatte. Die Wahrheit dieser Erzählung wird durch noch lebende Zeugen bestätigt. Herr Dr. Zink hat sich durch die Construktion des künstlichen Armes, welcher dem mittellosen Knaben nicht allein seine körperliche Verunstaltung benimmt, sondern ihn auch besser in den Stand setzt, für seine dereinstige Subsistenz selbst zu sorgen, ein großes Humanitätsverdienst erworben. — Der zweite analoge Fall bestand in der Mißbildung eines Kindes, das am größten Theile der äußern Hautoberfläche mit einem harten Felle bedeckt geboren wurde. Die Mutter desselben soll auf die Nachricht, daß das Leben ihres Schooßhündchens, welches vor das Haus gelaufen war, in Gefahr schwebe, indem der Hundsschläger in der Nähe schweife, in heftigen Schrecken versetzt worden seyn, als sie eben guter Hoffnung war. — Zwei Thatsachen, die allerdings geeignet sind, die physiologische Kritik zu interessiren, wenn auch der große Forscher Haller ausruft: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist!“

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens von J. N. Lüderitz zu Moskau.

Traum und Wirklichkeit.

Herr H.... starb im vorigen Jahre an der Auszehrung, und da er in seiner Familie höchst glücklich lebte; so wurde ihm die Trennung von Frau und Kindern unendlich schwer. — Einige Tage nach seiner Beerdigung träumte Mad. H., daß in ihrer Wohnung im zweiten Stock, eines der nach Hofe gehenden Fenster, durch einen starken Luftzug mit Gewalt aufgerissen werde; und daß sie, um das Zerschlagen desselben zu verhindern, schnell darnach gegriffen, sich dabei zu weit hinausgestellt habe, und dadurch mitsammt dem Fenster in den Hof hinunter gestürzt seye.

In der zweiten Etage, wo Mad. H. wohnte, ist an der Hofseite des Hauses eine Gallerie, die des Nachts verschlossen ist. — Am frühen Morgen nach jenem Traume, sah Mad. H. den Wächter (Dwarnik) des Hauses auf der Gallerie umhergehen, als suche er etwas. Mad. H. fragt ihn, was er wolle. — Seine Antwort war: „diese Nacht ist eines Ihrer Fenster mit Gewalt zerschlagen worden; — ich und ein benachbarter Wächter haben es gehört; und nun sehe ich nur nach, was für eins es wohl gewesen sei: — kann aber kein zerbrochenes finden."

Mad. H. erwiederte lächelnd: „hier ist kein Fenster zerbrochen; ich habe es nur diese Nacht geträumt, und meinen Traum kannst Du doch nicht gehört haben." „Das wohl nicht,"

meinte der Wächter, — „aber das wirkliche Zerschlagen eines Ihrer Fenster habe ich gehört."

Es fand also ein wirkliches Geräusch, wie Fenstergeklirr statt; das zwei wachende Männer im Hofe, und Mad. H., die nach der Straße zu schlief, im Traume auf gleiche Weise hörten, dessen Ursache aber durchaus nicht aufzufinden war. — Wie ist dies zu erklären?

Eine Woche nach jenem Traume kam der Geschäftsführer des verstorbenen H..... vom Jahrmarkte aus Nischni zurück, und ging eines Abends zu dem ziemlich entfernt wohnenden Compagnon desselben, um die Rechnungen abzuschließen.

Bald nach 10 Uhr ging Mad. H. zu Bette und träumte, daß ihr Mann bei ihr sey und zu ihr sage: „ich muß heute Abend zu N. gehen, um die Geschäfte abzumachen." — Mad. H. antwortete ihm: „warum willst Du dahin, man wird sich vor Dir erschrecken." — Er aber erwiederte: „das soll nicht geschehen, ich gehe nicht hinauf zu der Familie, sondern nur ins Comtoir zu den Herren." Und nun begleitete Mad. H. in Trauer gekleidet, ihren Mann bis an die Hausthüre. — Hiemit endigte der Traum.

Am andern Morgen fragte Mad. H. den Geschäftsführer, ob er gestern Abend die Geschäfte beendigt habe, und ob ihr Mann auch dabei gewesen sey. — „Wie, Ihr Mann?" „Ja!" sagte Mad. H. scherzhaft, „ich habe ihn ja hingeschickt!" — Der Geschäftsführer trat ernst und betroffen einige Schritte zurück und fragte: „um welche Zeit?" — Sie: „Gegen 11 Uhr." — „Sonderbar!" rief er: „gerade um diese Zeit waren wir noch sehr beschäftigt und hörten im offenstehenden Nebenzimmer, in welchem kein lebendes Wesen war, auf einmal ein starkes Gepolter. Augenblicklich fiel uns Ihr Mann ein, und Einer von uns ging sogleich in dieses Zimmer und rief: Hr. H.! sind Sie da? — Es erfolgte aber keine Antwort, und auch kein weiteres Geräusch."

Hier entstand nun an zwei von einander entfernten Orten ohngefähr zu gleicher Zeit und bei ganz verschiedenen Menschen,

ein und derselbe Gedanke, an die Gegenwart eines Verstorbenen: — in der schlafenden Frau, und bei den, durch ein unerklärliches Gepolter, in ihren Berechnungen gestörten Herren.

Mein ältester Sohn hatte bereits das dreißigste Jahr erreicht, ohne jemals in ein vertrautes Verhältniß mit dem schönen Geschlechte gekommen zu seyn. Nun, vor vier Jahren, wurde er einmal zu einem seiner Freunde zum Abendessen eingeladen und fand daselbst als Gäste, zwei junge und leichtfertige Mädchen. — Der Abend verging unter mancherlei Scherzen, und beim Abschiede steckte eines der Mädchen meinem Sohne, das andere dem andern Herrn, einen ihrer Ringe an den Finger; mit der Bitte, sie nächstens zu besuchen.

In der hierauf folgenden Nacht träumte meinem Sohne, er sehe an der Wand einen hellen Punkt, der sich bald zu einem Gemälde gestaltete, das immer größer wurde und endlich das Portrait seiner vor achtzehn Jahren verstorbenen Mutter in Lebensgröße darstellte. Indem er nun dieses betrachtete und sich mit Bedenklichkeit die Bemerkung machte: daß es ihn so starr und überaus ernst ansehe, stürzte das Bild plötzlich mit so starkem Gepolter herunter, daß er darüber heftig erschrack und erwachte. *)

Sogleich dachte mein Sohn an den fremden Ring, den er am Finger trug und die Vermuthung entstand in ihm daß: vielleicht die Mutter über solchen Spaß zürne.

Einige Tage darauf speiste er mit seinem Freunde in einem Gasthause. Beide scherzten noch über die Ringe, welche sie trugen, und wurden einig, nach dem Essen zu jenen Frauenzimmern zu fahren.

Als sie bereits unterwegs und nicht fern mehr von dem Hause waren, wohin sie wollten, da fällt meinem Sohne zufällig ein, nochmals nach dem Ringe zu sehen: aber er war

* S. Blätter aus Prevorst 10s Heft pag. 114, 121, von den früheren Einwirkungen meiner sel. Frau auf ihre Kinder im Traume.

verschwunden, und dies war ihm um so unbegreiflicher, da der Ring sehr fest an dem Finger steckte. Man hielt sogleich still, durchsuchte aufs sorgfältigste den Schlitten, aber der Ring wurde nicht wieder gefunden.

Dieser Vorfall hatte aber zur Folge, daß mein Sohn seinen Besuch nun nicht abstatten mochte; und diese Frauenzimmer auch nie wieder sah. —

Ahnungen.

Einst als Mädchen wurde meine jetzige Frau mit ihrer Mutter in S...... auf einen Ball gebeten, auf welchen sie sich sehr freute. Doch an dem Tage, auf welchem der Ball stattfinden sollte, wurde sie und ihre Mutter, ohne zu wissen weßwegen, so wehmüthig und traurig gestimmt, daß sie sich des Weinens nicht enthalten konnten. In der Hoffnung, sich zu zerstreuen, fuhren sie aber dennoch zum Tanze. Aber auch hier, in der taumelnden Freude, verschwand ihre Betrübniß nicht; sie mußten weinen, ohne sich eines Grundes dazu bewußt zu sein. — Am folgenden Tage aber erhielt die Mutter einen Brief mit der betrübenden Nachricht, daß ihr Sohn in St. P. gestorben sei.*)

Schon Tages zuvor war der Brief unter einer andern Adresse angekommen; man gab ihn aber, in der guten Absicht, die Ballfreude nicht zu stören, erst den Tag darauf ab.

Auf einem Landgute lebte ein junges hochschwangeres Bauernweib. Eine Dame, die dort ankam, und gerade einige Ellen Leinwand nothwendig brauchte, fragte, da keine dort verkäuflich war, dieses Weib, ob sie ihr ein solches Stück Leinen überlassen könne. Das Weib antwortete: sie habe

*) S. dessen Traum im 10 H. d. Bl. aus Prevorst pag. 154.

allerdings ein solches Stück, aber sie bedürfe es selbst und habe sichs aufbewahrt, damit man ihr das Gesicht damit bedecken könne; denn sie werde während ihrer Niederkunft sterben. Allein sie wolle es dennoch geben, wenn man ihr mit Gewißheit verspräche, nach ihrem Tode für ein anderes Stück zu sorgen. Dieses wurde gern versprochen. Doch vergebens suchte man ihr die Todesahnung auszureden; — sie behauptete vielmehr mit der entschiedensten Betheurung, daß sie im Wochenbette sterben werde.

Einige Tage nachher bekam das Weib Geburtswehen; an welchen sie mehrere Tage litt, und während der Geburt entstand ein so heftiger Krampf, daß sie und ihr Kind daran starben.

Erscheinungen.

Ein Pädagog und glaubwürdiger Mann, Herr K...., erzählte mir unlängst ein Ereigniß, das er vor 20 Jahren mit einem Jugendfreunde erlebte, der zwar nur 15 Jahre alt war, aber durch männlichen Ernst, strenge Religiosität und lebendiges Gefühl für alles Edle und Schöne, sich vor allen Knaben seines Alters auszeichnete. Herr K. hat diesen, damals an der Auszehrung gestorbenen Freund, wie die nach seinem Tode gemachte Erfahrung, noch in so lebhafter Erinnerung, als sei Alles erst gestern geschehen. — Ich ließ mir die Erzählung von ihm selbst niederschreiben und theile sie hier mit.

Nachdem ich in der letzten Nacht bei meinem Freunde gewacht hatte, winkte er mir um 3 Uhr Morgens und sprach langsam und mit abgebrochenen Sätzen: „Ich sterb, — mich tödtet die Schande meiner Mutter, — — — ich bin ihr Kind und darf sie nicht richten: — der Allwissende sei ihr Richter. — — Lege mir das Kissen ein wenig niedriger, — — so, — küsse mich, — noch einmal. — — Dank für Deine Liebe, — — Wiedersehen! — — Gott!!!“ —

Er war dahin, — Ich drückte noch einen langen, langen Kuß auf seine bleichen Lippen, ließ seine Mutter wecken und verließ das Haus.

Den Abend nach seiner Beerdigung konnte ich nicht einschlafen und saß noch gegen Mitternacht aufrecht im Bette; das Haupt gestützt und die Augen voll Thränen. — Ich dachte an Heinrichs zärtliche Freundschaft, an die Liebe, mit welcher er mir ergeben war; — dachte nach über unsere so oft geführten Gespräche über Gott und Unsterblichkeit; gedachte, wie oft, wenn meine Phantasie sich ins Unendliche verlor, er mich mahnte, alle Grübeleien zu unterlassen. — Aber mein Wunsch ihn doch noch einmal zu sehen und zu sprechen, wurde nun immer lauter und dringender in mir, und unter Schluchzen streckte ich meine Hände in die mondhelle Nacht und rief: O Heinrich! Heinrich! warum bist Du so früh heimgegangen? — Da war es mir, als vernähme ich mit geistigem Ohre das Nahen eines Wesens und blickte starr auf die Thüre meines Schlafzimmers, auf welche die Strahlen des Vollmonds schienen. Sie öffnete sich, und herein schwebte Heinrich. — Er war bekleidet, wie zuvor im Sarge, mit einem weißen lang über die Hüften herunterwallenden Todtenkleide und das Haupt geziert mit einem Rosenkranz, ganz so, wie Freundesliebe ihn geschmückt hatte. Segnend streckte er mir seine rechte Hand entgegen und mit der mir so bekannten traulich-ernsten Stimme sprach er: „Fritz weine nicht! — sieh' ich bin jetzt dort, wo jedes Leid verstummt; wo ich die ewige Liebe von Angesicht zu Angesicht schauen werde, wo auch wir uns wiedersehen, wenn Du gut und brav bleibst.“ —

Ich zitterte und bebte, aber nicht aus Furcht und Schrekken, — ich beugte mich vielmehr mit Jubel hervor, streckte ihm meine Hände entgegen und rief mit lauter Stimme: „ich will nicht mehr weinen und will ruhig seyn! — nur sage mir: was Gott ist? — Kaum hatte ich so gefragt, da verfinsterten sich augenblicklich seine Züge, und aus seinem Munde ging ein dumpfes grollendes Gemurmel hervor: drohend zeigte er

mit seinen Händen nach Oben, schüttelte unwillig den Kopf, und verschwand.

Hervorgestreckt aus dem Bette und mit stierem Blicke nach der Kammerthüre sehend, fand mich meine Mutter, die in ihrem nahen Schlafgemache mein lautes Reden vernommen hatte und zu wissen verlangte, was mit mir vorgegangen sei.

Dem Lehrer Herrn E.......dt starb vor 18 Jahren seine Frau. Ueber diesen schmerzlichen Verlust wurde er aber so traurig und niedergeschlagen und seinem Schmerze überließ er sich so sehr, daß er selbst seine Berufspflichten darüber vernachläßigte. — Nach einem auf diese Weise qualvoll durchlebten Jahre, erblickte er einst, als er sich gegen 11 Uhr Abends, so eben zum Schlafen niedergelegt und seinen Trauergedanken wieder freien Spielraum gelassen hatte, plötzlich in der Mitte seines dunklen Zimmers, einen hellen, runden und etwas bläulichen Schein, aus welchem eine so furchtbar=laute und widerlich=gellende Stimme erscholl, daß sein Innerstes durch und durch erschüttert wurde. — Nach einigen Sekunden schwieg die Stimme und mit ihr verschwand auch die Lichterscheinung.

Da nun diese unartikulirte, widerliche und sonderbare Stimme mit keiner andern zu vergleichen war, so meint Herr E. sei es wohl gewiß, daß sie durch ein Wesen höherer Art entstand, das sich nur mit dem größten Unwillen zu solcher Manifestation hat entschließen können.

So schrecklich indeß auch diese Erscheinung auf Herrn E. wirkte, einen eben so wohlthätigen Einfluß hatte sie auf seine Gemüthsstimmung, denn von demselben Augenblicke an war seine Traurigkeit verschwunden und mit heiterm Muthe konnte er wiederum seine Berufspflichten erfüllen.

Dem Herrn Anton E...., der in Wisloch bei Heidelberg lebte, wurden im Jahre 1787 einmal des Nachts die Bettvorhänge aufgezogen; zugleich hörte er mit starker Stimme rufen: Anton! Anton! Anton! — und nun geschah ein heftiger Schlag oben auf dem Boden. In dem Rufe seines Namens erkannte er augenblicklich die Stimme seines in Rheinhausen wohnenden Vaters.

Da nun dieser Vorfall ihn sehr beunruhigte, so war er entschlossen, früh Morgens einen Boten dahin abzufertigen, um sich nach dem Befinden seines siebenzigjährigen Vaters zu erkundigen. Doch ehe noch der Bote sich auf den Weg gemacht hatte, da kam schon ein Abgesandter von seiner Mutter an, der ihm die traurige Nachricht brachte, daß der Vater gestern Abend im Rheine ertrunken sey.

Der alte Mann war an jenem Abende mit der Flinte und seinem Jagdhunde auf dem Rheindamme spazieren gegangen und stürzte, wahrscheinlich vom Schlage getroffen, von da hinunter ins Wasser. Sein Hund eilte aber alsbald nach Hause und winselte und heulte jämmerlich. Da man hieraus natürlich befürchtete, es müsse ein Unglück geschehen seyn, so ging der, noch im älterlichen Hause wohnende Sohn, sogleich hinaus um den Vater zu suchen. Er folgte dem vorangehenden Hunde, bis dieser am Rheine an einem Orte stehen blieb, und hier fand er die Leiche.

Etwa 12 bis 14 Jahre später ging eines Abends oben genannter Anton E... mit seinem Freunde und Gevatter, dem reichen Postmeister K... in Wisloch in den Garten. Unter mancherlei Gesprächen kamen sie auch auf das Thema von Unsterblichkeit und jenseitigem Leben.

Herr A. E., obwohl er gleich nach dem Tode seines Vaters, jene merkwürdige Erfahrung gemacht hatte, zweifelte dennoch, wie alle Zweifelsüchtigen, an seiner Unsterblichkeit; der Postmeister dagegen glaubte an persönliche Fortdauer. — Endlich gaben beide Männer sich das Wort, daß der, welcher

von ihnen zuerst sterben würde, dem andern, wenn es möglich sei, erscheinen und Nachricht bringen wolle.

Nach Verlauf von zwei Jahren starb nun der Postmeister K... und zwei Wochen nach seinem Tode hatte Anton E.... folgende Erscheinung. Er sah des Nachts in einer Ecke seines dunklen Zimmers unweit der Thüre einen kleinen hellen Punkt, der sich nach und nach immer mehr vergrößerte und so hell wurde, daß er fast einem Brillantfeuer glich. Nun formirte sich diese blendende Hellung allmälig zu einer menschlichen Gestalt und nun sah er den Postmeister in einen grauen Ueberrock gekleidet, gerade so wie man ihn im Leben zu sehen gewohnt war. „Du Kleingläubiger!" sagte er, mit dem Finger drohend: „sage meiner Familie, daß ich ewig glücklich bin, und daß sie ja nie vergessen solle, den Armen Gutes zu thun." Und damit verschwand die Erscheinung.

Der im Jahre 1803 in Heidelberg lebende Professor Sch.... erzählte in seinen Vorlesungen Folgendes: -

Zwei Jugendfreunde, die zusammen erzogen wurden und auch miteinander ihre Studien auf der Universität beendigt hatten, reisten darauf nach Italien und lebten daselbst einige Jahre. — Nun aber mußte einer von ihnen wegen Familienangelegenheiten wieder nach Deutschland zurück. Die nunmehr getrennten Freunde korrespondirten dann noch einige Zeit miteinander und endlich unterblieb der Briefwechsel.

Als nun der Freund in Italien eines Tages an seinem Schreibtische saß und sich zufällig umsah, da erblickte er hinter seinem Stuhle seinen Freund in ganz natürlicher Gestalt. — Außer sich vor Freude sprang er nun auf, um den Geliebten zu umarmen. — Doch dieser verschwand augenblicklich. Ersterer notirte sich nun den Monat, den Tag und die Stunde

dieser Erscheinung, und schrieb sogleich mehrere Briefe, um sich nach dem Befinden des Freundes zu erkundigen, dessen Aufenthaltsort er nicht mit Bestimmtheit wußte. Endlich erhielt er die Nachricht, daß sein Freund wirklich zu jener Zeit seiner Erscheinung gestorben sey.

Diese drei Fälle erzählte mir der Sohn des Herrn Anton E...., ein angesehener und sehr geachteter Mann.

Die fromme Gattin eines hiesigen Fabrikanten und sehr biedern Mannes, stillte ihr letztgeborenes Söhnchen beinahe zwei Jahre lang, dann aber kränkelte sie sehr. Keine Mittel schlugen an, und nach sieben Monaten erfolgte ihr Tod. — Nach dem Verluste seiner Gattin hatte der Wittwer aber noch ein ganzes Jahr hindurch das Gefühl, als wäre sie noch um ihn und in seiner Nähe, obgleich sie ihm nie erschien. Und auch das jüngste bald dreijährige Kind, das wegen seines sanften und liebevollen Wesens der besondere Liebling der Mutter war, zeigte sich während dieses Trauerjahres, sowohl im Schlafe durch angenehme Träume, wie auch wachend oft überaus fröhlich, und fragte man: was hast Du geträumt, warum warst Du so froh? — da antwortete es immer: die Mutter ist bei mir gewesen.

Einst während diesem Jahre war der Wittwer über eine häusliche Angelegenheit sehr zweifelhaft und bekümmert. In dieser Sorge dachte er nun lebhaft: wenn doch die Mutter jetzt da wäre, ich möchte gar zu gerne wissen, was sie darüber denkt und ihren Rath hören. Kurze Zeit darauf sah seine Köchin die verstorbene Frau in weißer Kleidung und mit einer Saloppe zur Hausthüre hereintreten, wo ihr dann im Vorzimmer Jemand, der ein Hausgenosse zu sein schien, die Saloppe abnahm. Der Köchin fiel diese unerwartete Erscheinung nicht im mindesten auf, denn sie dachte in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß die Frau gestorben sei. Nun kam die Erscheinung auch in die Küche, um, wie es bei ihren Lebzeiten oft

geschah, von da in's Schlafzimmer zu gehen. — Bei ihrem Durchgange frägte die Köchin sie nach alter Gewohnheit, was ihr gefällig wäre, und die Frau gab ihr eine Antwort, die sie zwar im Gedächtniß behielt, deren Sinn sie aber nicht verstand. Jetzt ging die Frau ins Schlafzimmer und die Köchin sah, wie sie sich daselbst aufs Bette legte. Erst nun, da die Erscheinung auch sogleich verschwand, fiel es der Köchin ein, daß ihre Frau ja gestorben, und was sie gesehen, etwas Außerordentliches gewesen sey.

Nun erzählte die Magd ihrem Herrn, daß sie seine Frau gesehen und welchen angenehmen Eindruck ihr Erscheinen auf sie gemacht habe. Der Herr aber fragte sogleich: hat sie Dir nichts gesagt? Die Köchin erzählte nun, was die Erscheinung ihr geantwortet hatte, und der Herr begriff den Sinn ihrer Worte sogleich, denn sie enthielten die von ihm gewünschte und eine ihn befriedigende Antwort auf die Frage, welche er so gern seiner Frau vorgelegt hätte.

Einige Zeit nachher spielte ein, zwei Jahr älterer Bruder mit dem jüngeren Lieblinge der Mutter; in dem ziemlich geräumigen Saale mit einem Brumkreissel. So ungeschickt nun auch der ältere Knabe diesen Kreissel warf und drehte, so bewunderungswürdig schnell und lang lief derselbe doch im Saale herum, der Jüngere hingegen legte sich auf die Diele, lachte und freute sich ungemein und versicherte, die Mamma schnelle und drehe den Kreisel. Der Vater, welcher diesem Spiele der Kinder zusah, und dem, bei der Ungeschicklichkeit des Knaben, der nie mißlungene und schnelle Lauf des Kreissels auffallend und unerklärbar war, stellte sich nun, als wolle er ihn mit der Hand greifen; um so den jüngsten Knaben dazu zu veranlassen. Da dieser aber nicht darnach greifen wollte, so bückte sich der Vater nun selbst, um ihn im Laufe aufzufangen, doch nun war auf einmal der Kreissel verschwunden und das sorgfältigste und mehrtägige Suchen im Saale und den benachbarten Zimmern war vergebens, der Kreissel war nicht wieder aufzufinden.

Nachdem nun der kleine Liebling während dem Trauerjahre sich gar oft schlafend und wachend an der Gegenwart und dem Anblicke seiner Mutter erfreut hatte, so träumte ihm nochmals am Ende desselben so lebhaft von der Mutter, daß er im Schlafe von einer lauten Fröhlichkeit in ein bitterliches Weinen überging, während welchem er erwachte. Auf die Frage seines Vaters: was träumtest Du, warum weinst Du? gab er die Antwort: „die Mamma ist bei mir gewesen und hat mir gesagt: ich komme jetzt nicht mehr, ich fliege auf zu Gott." — Seitdem hat das Kind nie wieder von der Nähe der Mutter gesprochen und keine so aufregende Träume gehabt, und auch dem Vater war gleichzeitig das Gefühl von der Nähe seiner Frau verschwunden.

Der Mann, der im vorigen Jahre diese Erfahrungen machte, hatte den Vorsatz, sie zu verschweigen, um nicht, wie gewöhnlich geschieht, ausgelacht zu werden. Da aber zufällig sein Beichtvater, ein sehr würdiger Mann, über geistige Rückwirkungen mit ihm sprach: so fühlte er sich angeregt, diesem auch seine Erfahrungen mitzutheilen. Aus der Erzählung dieses Geistlichen habe ich dieses niedergeschrieben, obwohl er mir den Namen des Mannes verschwieg.

Im Plutarch, nach Kaltwassers Uebersetzung wird erzählt, daß der Sparter König Pausanias zu Byzantium, eine Jungfrau von vornehmer Familie, namens Kleonika, in schändlicher Absicht habe zu sich rufen lassen, welche ihm endlich von ihren Eltern aus Furcht und Zwang Preis gegeben werden mußte.

Die Jungfrau bat diejenigen, welche vor dem Schlafzimmer standen, das Licht wegzunehmen, ging dann im Finstern stille nach dem Bette zu, da Pausanias schon eingeschlafen war, stieß aber aus Versehen an und warf einen Leuchter um. Bei diesem Geräusch fuhr Pausanias erschrocken auf, zuckte, weil er sich von einem Feinde überfallen glaubte, den neben

ihm liegenden Dolch und stieß die Jungfrau nieder, welche an der empfangenen Wunde starb. Nach ihrem Tode ließ sie dem Pausanias keine Ruhe mehr, sondern erschien ihm des Nachts im Schlafe als Gespenst und sagte mit drohender Geberde diesen Vers her:

„Komm vor Gericht! Wollust bringt Männern Verderben und Unglück!“

Er machte sich darauf aus Byzantium fort und weil er von dem Gespenste noch immer beunruhigt wurde, nahm er seine Zuflucht zu dem Todtenorakel in Herakleia, ließ die Seele der Kleonika hervorrufen und suchte ihren Zorn zu besänftigen. Sie erschien ihm endlich und sagte: er werde bald nach seiner Ankunft in Sparta von dieser Plage befreit werden, wodurch sie vermuthlich sein bevorstehendes Ende andeuten wollte.

Melanchtons Zeugniß über Dr. Faust.

Das wahrhafteste Zeugniß über Dr. Faust scheint Melanchthon in seinen Tischreden zu geben. Er sagt in ihnen: daß er ihn selbst gekannt, und daß er von einer kleinen Stadt nahe an seinem Vaterland von Knittling (oder jetzt Knittlingen in Würtemberg) gewesen. Dieses Knittlingen ist nur eine Stunde von Bretten, dem Geburtsorte Melanchtons.

Auch sagt er, Faust seye in einem Dorfe des Herzogthum Würtembergs vom Teufel geholt werden. Seine Worte sind folgende:

Ich habe einen gekannt, mit Namen Faust von Knittling, einer kleinen Stadt in der Nähe meiner Vaterstadt. Er hatte auf der Schule zu Crakau die Magie gelernt; schweifte überall herum und lernte viele Geheimnisse. Er wollte sich zu Venedig sehen lassen und sagte, er werde gen Himmel fliegen. Der Teufel aber zog ihn herab und gab ihm einen solchen Stoß, daß er auf die Erde stürzte und fast gestorben wäre; doch starb er nicht. Vor wenigen Jahren saß derselbe Johannes Faust Abends gar traurig in einem Dorfe Würtembergs. Der Wirth fragte ihn, warum er gegen seine sonstige Art und Weise so traurig sey? Denn er war sonst ein arger Wüstling von dem schlechtesten Lebenswandel, so daß ihm einigemal seine Lüste fast das Leben kosteten. Er sagte dem Wirthe in jenem Dorfe: Laß dich heute Nacht nicht erschrecken. Um Mitternacht nun bekam das Haus einen Stoß. — Als morgens Faust nicht aufstand und es fast schon Mittag war, ging der Wirth in sein Zimmer, und fand ihn neben dem Bette auf dem Gesichte liegen, und so hatte ihn der Teufel getödtet. Er hatte so lang er lebte, immer einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war. Dieß Melanchton.

Ueber Luthers Ansicht von Befragung der Todten.

(S. 376 des Magikons.)

Luther hat Recht, wenn er die Todten-Befragung aus Neugierde verwirft, aber er hat Unrecht, 1) wenn ein von Gott verlassener König von seinem verstorbenen frommen Lehrer, Priester und Propheten sein und seines Volkes Schicksal erkundigen will; 2) wenn er glaubt, es sey nicht der rechte Samuel gewesen, da doch die Schrift keinen Zweifel darüber äußert, — da das Weib sagt: „ein Gott sey aus der Erde erstiegen," was noch kein Mensch von einem Spuckgeist gesagt hat, — da das Weib sogleich vom Geist erfuhr, daß der Fragende, obgleich verkleidet, der König Saul selbst sey, und da Alles sogleich pünktlich in Erfüllung ging, was der Geist Samuels verkündete.

Swedenborg war, ungeachtet man ihm an der Reinheit seiner Lehre Manches tadelt, gewiß ein frommer gottesfürchtiger Mann und doch nahm er keinen Anstand, die Gabe, die er hatte, mit Verstorbenen zu reden, so oft zu gebrauchen, als er wichtiger Zwecke willen darum gebeten wurde. Die Thatsachen sind selbst von unserm Kant, der ungern etwas gelten ließ, was er nicht erklären konnte, aufs beste verbürgt.

Die Seherin von Prevorst hatte gleichfalls die Gabe, mit Verstorbenen zu reden. Sie citirte die Todten nicht, sie kamen von selbst zu ihr. Was sollte sie hindern, die Geständnisse der Geister von ihren im Leben begangenen Missethaten anzuhören, sich mit ihnen zu besprechen, für sie zu beten und sie auf den Erlöser hinzuweisen? Und wie schön war der Erfolg, wenn die Geister die Gebete wie ein Labsal in sich einsaugten, wenn ihre dunkle Gestalt in ein lichtes, weißes

Bild sich umwandelte und sie zuletzt, zubereitet für eine höhere Stufe, die Seherin mit dem innigsten Danke für die Belehrung verließen! Wer möchte hier Aberglauben wittern! Die warme christliche Liebe richtet anders, als das kalte mosaische Gesetz. Die Liebe hat auch für solche Geister, welche durchs Gebet Hülfe suchen, ein weites mitleidiges Herz, was das mosaische Gesetz nicht kennt und nicht kennen konnte. Der gekommene Messias ist ein Anderer, als den die Juden erwarteten und daher auch nicht annahmen, und so ist auch sein Reich, das sich nicht nur auf die ganze Erde, sondern auf Himmel und Hölle ausdehnt, ein ganz Anderes, als was das mosaische Gesetz gestiftet hat und stiften konnte.

Noch weniger findet der Vorwurf der Todtenbefragung Anwendung bei Besessenen. Die Dämonen werden nicht aus den Gräbern hervorgerufen; sie dringen von selbst in die Körper der Lebenden ein und wohnen dadurch unter uns und mit uns. Was soll uns denn hindern, ihre Empfänglichkeit fürs Gute zu prüfen, durch Ermahnung, Warnung und Gebet auf sie zu wirken, und wenn dieses nichts hilft, sie durch die Kraft des Namens Jesu auszutreiben? Haben denn nicht die Dämonen mit Christo gesprochen und Er mit ihnen, Matth. 8, 31 und 32? Wenn Christus sich nicht mit ihnen in Unterredung einließ, so ist dieß sehr natürlich, weil sie Ihm nichts sagen konnten, was Er nicht schon vorher wußte. Bei Menschen ist dieß anders; diese können, wenn sie fest im Worte stehen, aus Allem Belehrung schöpfen. Man kann in der That die ängstliche Engherzigkeit unserer Orthodoxen einerseits und den großsprecherischen Heroismus unserer Rationalisten andererseits bei solchen Erscheinungen nicht genug bemitleiden. Beiden rathe ich übrigens, sich davon entfernt zu halten; denn die Erstern könnten vor Entsetzen krank werden und in die andern könnten die Demonen selbst Lust bekommen, einzufahren.

E.

Ueber den Vampyrismus.

Ansicht von Görres und gesammelte Data in dessen christlicher Mystik, 3r Bd., 1840, S. 274 ff.

(Siehe im 3. Hefte des Magikons Webers Aufsatz über die Braut von Corinth.)

Der Verf. der Bemerkungen zu Webers Aufsatz hatte in Görres christl. Mystik Näheres über den Vampyrismus vermuthet, konnte aber das Buch nicht gleich bekommen. Hier die nöthigen Stellen daraus, die, was das Thatsächliche betrifft, die Richtigkeit der Vermuthung, daß man dem Zauber durch Verbrennen ein Ende zu machen sucht, sowie die gründlichen Studien Göthe's zu seinem Gedicht, zeigen. Görres hält übrigens den Vampyrismus für slavisch.

Gegenseitige Bezüge der Menschen zu einander. Unter dieser Rubrik handelt G. von außerordentlichen magischen Wechselwirkungen, die, dem Verhältniß zu den Naturreichen analog, durch alle Regionen gehen; in der untersten vegetabilischen beginnend, tritt dann der Bezug, nach Erlöschen aller höheren Lebenskräfte im Tode, am entschiedensten hervor und diese Wechselwirkung zeigt sich dann am auffallendsten. In die thierische Lebensregion sich ausbreitend, sind es Bezüge, die mit der Umsessenheit beginnen, zuletzt im Besitzen und Besessenseyn auf dem natürlichen Wege zur Zeugung führen. Auf der magischen Linie werden dann in diesem selben Gebiete jene gegenseitigen Befruchtungen zum Leben oder zum Tod sich finden, in denen eine Persönlichkeit auf die andre, durch Mittheilung der ein-

wohnenden Lebenskräfte in die Ferne wirksam, heilenden oder verderblichen Einfluß übt: eine Wirkung, die entweder als Anlage in die tieferen Regionen gelegt, schon in der bloßen Anwesenheit des Begabten oder Heimgesuchten, durch die von ihm ausgehenden Einflüsse ins wache Leben eingreift; der wie bei den magnetisch-somnambulistischen Erscheinungen vorsätzlich geübt und an gewisse Manipulationen geknüpft, in die tiefer liegenden Lebensgebiete eingreift und im Heil- oder Todesschlaf sich den Zugang bahnt. — Zuerst nun betrachtet G. nach dieser Scala als den magischen Bezug der untersten Vitalkräfte im Todtenreich, den Vampyrismus. Seit 1718, wo durch den passarvitzer Frieden ein Theil Serviens und der Wallachei an Oesterreich kam, liefen von den Befehlshabern der im Lande cantonirten Truppen Berichte an die Regierung ein, wie es dort allgemeiner Volksglaube sey: verstorbene, im Grabe noch fortlebende Personen, gingen unter gewissen Umständen aus dem Grabe hervor, um den Lebendigen das Blut auszusaugen und sich selbst dadurch unter der Erde im Wachsthum und gutem Wohlseyn zu erhalten. Ein von Blut unterlaufenes Mal, meist am Halse, war das Zeichen eines solchen nächtlichen Besuchs und ein Druck, wie des Erwürgens oder Erdrückens die fühlbare Plage des Erscheinenden. Bei Oeffnung der Gräber fand man die Leichen unversehrt, Haare und Bart gewachsen, neue Haut unter der alten und Fülle frischen Bluts in den Augen, im Munde und in der Nase. Ein Pfahl wurde durch die Brust oder ein Nagel durch die Schläfe getrieben und die Leiche dann enthauptet oder verbrannt. Aus einem solchen nach Wien gesandten Bericht nahm Rauf, „vom Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern, Lpz. 1728" das dahin Passende auf; andere gerichtliche Fälle stehen bei Calmet, gelehrter Verhandlung 2r Thl. von den sogenannten Vampyren, Augsb. 1751, pag. 39 und 150 der Glaube ist, daß Alle, die von Vampyren umgebracht werden, wieder zu Vampyren werden, daß die Vampyre, auch Vieh angreifen und die das

Fleisch von solchem Vieh essen, auch Vampyre werden. Eine Person, die im Leben mager gewesen, fand man wohlgenährt. Nicht auf Servien beschränkte sich das Vorkommen des Vampyrismus; anderwärts und schon früher ging vielfältiges Geschrei darüber aus. Die Zeitungen meldeten unterm Jahr 1693 und 94 (Mercurius, pag. 48), wie sich in Polen und besonders in polnisch Rußland nicht selten Vampyre sehen ließen, die bei hellem Tage Menschen und Vieh das Blut aussaugten, das, den Begrabenen zu Mund, Nase und Ohren auslaufe, so daß sie oft im Blute schwämmen. Einige, um sich vor ihnen zu schützen, mengten von ihrem Blut unter das Brodmehl, und die von solchem Brod aßen, blieben sicher vor ihnen. Dieß erinnert an Karls d. Gr. Capitularien pro partibus Saxoniae 1—6: „wer vom Teufel betrogen nach der Heiden Art glaubt: ein Mann oder Weib fresse Menschen und nun eine solche Person verbrennt und ihr Fleisch zum Essen gibt oder selbst ißt, soll des Todes sterben." Wie in Polen, so war es auch gemeiner Ruf in Mähren: daß es seit einiger Zeit oft geschehe, daß Verstorbene sich wieder ihren Bekannten zeigten, und mit ihnen, ohne zu reden, zu Tische säßen; wo dann der, dem sie mit dem Haupte winkten, unfehlbar nach einigen Tagen sterbe. Die Magia posthuma des C. E. v. Scherz über die mährischen Vampyre, 1706 gedruckt, berichtet über sie manches Auffallende, u. a. von einer verstorbenen Frau, die zuweilen auch als Hund erschienen und Hals und Magen unter vielen Schmerzen zusammendrückend, die Leute erstickt, dann auch das Vieh geplagt und Kühe und Rosse geängstigt, die Schweife zusammengebunden ꝛc. In den schlesischen und mährischen Gebirgen zeigt sich (nach demselb. v. Scherz) dergleichen gar oft, früherhin kam die Plage noch öfter, bei Tag und Nacht und die Mobilien der Verstorbenen rückten und bewegten sich dabei; Abschlagen des Kopfs und Verbrennen der Leichen sey das einzige bekannte Mittel, doch ließen sich diese Plagegeister bisweilen noch 4 Tage nach dem Verbrennen sehen. Verdächtige Personen lasse man daher

manchmal 6—7 Wochen unbeerdigt liegen und wenn sie nicht verwesen wollten, verbrenne man sie. — Auch dem Bannat sind solche Fälle von Vampyren nicht fremd geblieben. Ein Bericht bei Calmet (aus dem Mercurius von d. J. 1693 und 94, pag. 56) erzählt: die Meisten, welche dort an ihnen erkrankten, glaubten, sie sähen ein weißes Gespenst, das ihnen aller Orten nachgehe, worauf sie die Eßlust verlören, abmagerten und ohne Fieberbewegung in 8—14 Tagen dahinschwänden; das landesübliche Heilmittel sey: einen Knaben auf einem ungesattelten, ganz schwarzen Hengst, der noch keine Stute besprungen, über die Gräber des Gottesackers reiten zu lassen, und das Grab, über das er alles Antreibens ungeachtet, nicht hinüber will, zu öffnen, wo man dann den Vampyr, fett und wie sanft schlafend, finde. Diese Probe ist ächt serbisch volksmäßig und wahrscheinlich uralt heidnisch; eben so sagenhaft die Erzählung von dem Ungar, der den Vampyr dadurch vertrieben, daß er ihm das bei seiner Ausfahrt auf dem Grabe zurückgelassene Leichentuch genommen und mit ihm auf den Kirchthurm geeilt, dann aber, da der Rückkehrende, um es wieder zu erlangen, zu ihm hinaufgestiegen, ihn kopfunter die Leiter hinabgestürzt. Göthe behandelte diesen Spuk vom Todtenhemd und schreibt ihn dem Kirchhof in Laage (der Abtei?) zu; auch findet man ihn als böhmisch-rabbinische Legende zur Ermittelung der Ursache einer Epidemie erzählt in Lange's Städteansichten, bei der Gesch. v. Prag). Eben so legendenhaft ausgemalt ist die Geschichte von dem Vampyr Grando in der Mark Kring in Krain, den man lange nach dem Tode im Grabe ganz roth gefunden und dessen Gesicht dabei ordentliche Bewegungen gemacht, als wenn er gelacht, ja den Mund eröffnet, als ob er frische Luft schöpfen wollen. Als man ihm darauf mit lautem Zuruf ein Crucifix vor das Angesicht gehalten, seyen ihm alsbald die Thränen aus den Augen gedrungen; und als man ihm zuletzt, nach einem Gebet für seine arme Seele, den Kopf abgehackt, habe der Todte ein Geschrei gethan und sich gewendet und fast gewunden,

nicht anders als ob er lebendig wäre, auch das Grab ganz vollgeblutet (Zauberbibl., 1 Bd., S. 274).

Als Grundthatsache, an die alle diese Erscheinungen sich knüpfen, hat die Erfahrung sich herausgestellt: daß im Vampyrismus die begrabene Leiche lange nach dem Tode unverweslich bleibt. Der Tod, d. i. die Scheidung der Seele von dem Leibe, ist in diesem Zustande unzweifelhaft; allein die Verwesung tritt nicht ein, viel mehr nährt sich der Körper. Nicht das Erdreich bringt diese Wirkung hervor, denn benachbarte Leichen verwesen; auch ist es keine mumienartige Erdörrung, sondern eine positive Thätigkeit. Nerven und Muskeln sind mit dem ganzen übrigen organischen Apparate zurückgeblieben und haben im vorliegenden Fall die ihnen einwohnenden niedern, physisch-plastischen Lebenskräfte noch theilweise zurückbehalten und die nun sind es, die hier die wundersam befremdliche Erscheinung bewirken. Das Blut und die Gefäße sind nicht ferner mehr beseelt im geistigen und bekräftigt im animalischen Leben, sie sind aber belebt im Vegetabilischen und vielleicht noch eine Stufe darüber, in dem des Zoophyten, und wirken in ihnen bewußtlos in der gebundenen Wirkungsweise dieser Organismen. Sie nun im Blute treibend schützen es vor dem Gerinnen, und während sie es also beweglich halten, bewahren sie ihm auch die Reizkraft, daß es fortdauernd die Gefäße zur Rückwirkung erregt; aber nicht ferner mehr als ein warmes Lebensblut, sondern als kalter Pflanzensaft, der langsam durch die Venen aufwärts zum Herzen hinaufsteigt und eben so langsam durch die Lungen wieder zu ihm niedersinkt; und dann durch die Arterien, die aber ganz nach Art der Venen wirken, gleich den zur Wurzel niedergehenden Saftröhren in den Pflanzen, zu den Haargefäßen zurückkehrend, zudem durch die Einsaugung der Feuchtigkeit aus der Grabesluft sich stets an Masse verstärkend, Absonderungen macht und organische Gebilde der untersten Art gestaltet. Diese Wangenröthe der Vampyre ist also die Todtenblume, die das in seinen niedrigsten Verrichtungen noch nicht erloschene

Leben unter der deckenden Erde treibt, und ihre Wohlbeleibtheit vergleichbar der, welche Pflanzen zeigen, die zufällig in der Tiefe der Bergwerke aufgegangen und nun bleich aber breit, dick und mastig, vor ihren Brüdern gleicher Gattung, die im Lichte leben, kaum mehr kenntlich sind. Die Menge des vermehrten Bluts erklärt sich leicht durch analoge Beispiele von Lebenden. Auch angebliches Athmen, Herzschlag, Verziehen des Mundes könnte durch Zugang der äußern Luft und Zudrang des Bluts erklärt werden; nicht minder könnte ein beobachteter irrlichtartiger Schein überm Grabe ein Deuter und Zeichen des unten vorgehenden Processes gewesen seyn.

Das ist nun der Stamm, an den eine andre Folge von Erscheinungen sich anlegt. Der Vampyr im Grabe übt eine Wirkung des Hinschwindens auf die Lebenden aus, die ohne Fieberbewegung schnell dahin sterben und wieder zu Vampyren werden. Die Sucht, die sie hinrafft, ist aus dem entgegengesetzten Zustande hervorgegangen, in dem sie nach dem Tode als Vampyre sich befinden. Ist dann also der Tod eingetreten, so folgt sofort in der Rückwirkung der überirdischen Ebbe die unterirdische Fluth, dadurch, daß das pflanzenhafte Leben, in seinem früheren Rücktritt nicht getödtet, vielmehr von den höheren Kräften gekräftigt, jetzt im Vorschreiten in die Haargefäße wiederkehrend, in ihnen verstärkte Wirksamkeit äußert. Der Vampyr, mit dem Vampyrisirten im Rapport, ruft in ihm den entgegengesetzten Zustand von dem seinigen hervor, wie der Magnet sich zunächst im Eisen den entgegengesetzten Pol erweckt. Die Wirkung beider ist aber eine Wirkung in die Ferne, und das Gefühl, das sie begleitet, zeugt für die Natur des Gegensatzes, in den sie sich begibt. Der blutreiche Vampyr bringt nämlich die Empfindung der Blutentleerung durch Saugen hervor und wird sohin, wie sein türkischer Name ausdrückt, ein Blutsauger, wie auch der magnetische Pol, das Eisen an der ihm zugekehrten Seite des ihm Gleichartigen wird. Das Ungleichartige, was der Vampyr saugt, kann nichts anderes als der Nervengeist sein, dessen die in ihm überfließend

und strahlend gewordene vegetale Lebenskraft bedarf, wie die überirdische Pflanze nach dem Lichte hungert. So wird also dem Gefühle des Angesogenwerdens noch ein anderes mehr nervöser Art zur Seite gehen; und wie dem Extravasat im Vampyr der blaue Fleck an der gesogenen Stelle, als dem Orte der Einimpfung entspricht, so wird der vegetativ gewordenen Nervenstimmung im einen eine krampfhaft gesteigerte im andern gegenüberstehen. Darum ist das Gefühl des Saugens zugleich auch mit allen Gefühlen begleitet, die das Alpdrücken zu bezeichnen pflegen: ein weißes Gespenst, ein schweigender Schatten, oder irgend eine Thiergestalt, die nicht von dem Erkrankenden lassen will, würgt ihn unter vielen Schmerzen, ihm Hals und Magen zusammendrückend; und also zunächst gegen die solarischen Ganglien und den umschweifenden Nerven, die überhaupt alle magischen Einflüsse vermitteln, diese seine verderbliche Wirkung richtend. Das zeigt sich auch an den Thieren, die in den Kreis dieses zerstörenden Rapports gerathen. Bei den Kühen hat der Vampyr durch die zuleitenden Nerven auf die Wirbelsäule und ihre Fortsetzung sich geworfen; Schweife haben unter einander sich verkrämpft, der Blutsauger hat sie unter vielen Schmerzen zusammengebunden zu einer Art von Rattenkönig. Beim Rosse, ganz Muskelsystem, viel zum Ziehen und Tragen bestimmt, darum auch in seiner ganzen seltsamen Natur Nervenzufällen so leicht ausgesetzt, hat er gleichfalls von den Ganglien aus auf den Rücken und die Bewegungssysteme sich geworfen; er hat das Roß als Mähr geritten, daß es außer Athem schäumend und mit Schweiß überronnen am Morgen steht. So ist es also eine nervöse Wirkung in die Ferne, die das Band zwischen dem Vampyre unter der Erde, die er durchwirkt, und den von ihm Heimgesuchten über der Erde knüpft; denn auch wenn die Todtenblume in der unterirdischen Nacht erblüht, rührt sich fern am Lichte des Tages der Tod, den das Leben in sich faßt. Wie aber dies Leben, durch ein von ihm ausgehendes Vital-Miasma ein anderes befruchtend, in ihm sich selbst in einem

dritten reproducirt, so wird auch dieser Tod, der in der Krankheit in ein Lebendiges eingetreten, durch das Leben, das er an sich gerissen und gebunden hält, ein Todesmiasma bereiten, das, wieder andere Lebendige befruchtend, ihnen denselben Tod einzeugt, aus dem es hervorgegangen. Das wird denn nun auch im vorliegenden Fall sich also verhalten müssen. Der Vampyr, weil noch nicht ganz der Verwesung verfallen, bildet in den ihm gebliebenen cadaverösen, giftig gesteigerten Lebenskräften einen Ansteckungsstoff. — Das Arom, worin diese Asphodelblume des Hades duftet, der dann, die Erde durchwirkend vorzüglich die Blutsverwandten, ihm harmonisch Gestimmten sucht und, ihre Nervenaura berührend, diese in denselben Zustand bringt, der ihn hervorgetrieben. Denn, wie schon das Metall unten in der Tiefe eine Sehnsucht hat, an den Tag hinauszutreten und das Wasser einen Trieb im Lichte sich zu ergehen, und wie beide nun den, der sie versteht, ansaugen unter ganz ähnlichen Gefühlen, wie die geschilderten: so hat, was einmal im Leben gewesen und noch einen Rest unerloschner Lebenskraft in sich bewahrt, eine so größere Sehnsucht, wieder ins verlassene Lebensreich zurückzukehren; und so sucht es mit ihm in alle Wege neue Bezüge anzuknüpfen, um an ihnen sich wieder hinaufzuhelfen. Und ist es ihm damit gelungen, dann tritt es zu den Lebendigen in ein ähnliches Verhältniß wie das, in dem die Magnetisirte zum Magnetisirenden steht. Es nimmt wahrhaftes Leben von denen, deren es sich bemeistert, es in sich zu einem falschen umgestaltend, und gibt dafür den Tod; so das Leben bestehlend, ohne sich selber zu bereichern. Die Vampyrisirten sind also von den Todten wahrhaft organisch Besessene; und das Volk hat in seinem Instinkte auch dießmal richtiger gesehen, als die Gelehrten in ihrem durchgängig verneinenden Verstande. Es hat überdem im Verbrennen der Leiche das einzige wirksame Heilmittel gegen diese Seuche ausgefunden, die, wie es scheint, epidemisch von Zeit zu Zeit wiederkehrend, mit dem Weichselzopf vorzüglich an den Stamm der Slaven sich knüpft; wie

die Pest an den der Türken, weil sie in allen seither bekannt gewordenen Fällen nur in ihm hervorgetreten. (Zu den Griechen, die die Vampyre Brucolaken nennen, haben wahrscheinlich die einwandernden Slavenstämme den Vampyrismus verpflanzt. Tournefort war im J. 1701 Zeuge eines solchen Brucolakenlärms auf der Insel Mikon.) Als Anlage wird übrigens der Cretinism, in dem der Mensch ein Zoophytenleben lebt, eine dieser krankhaften Erscheinungen gewissermaßen verwandte bilden."

Soweit Görres, der dann zum „Guten und Bösen Auge" und zum thierischen Magnetismus übergeht. Seine Ansicht bleibt immer interessant, obgleich er uns eigentlich noch die Aufklärung schuldig bleibt, warum gerade die Slaven solche blutsaugerische Naturen sind und nicht andere Völker?

Das wilde Heer alt und neu; von G. v. M.

Es ist in diesen Blättern oben und mehr noch in den Blättern aus Prevorst der merkwürdigen Erscheinung gedacht worden, die im nördlichen Europa häufig und in Deutschland zu allen Zeiten beachtet wurde — des wilden oder wüthenden Heers nämlich.

Nach Grimm's und Görres Ansichten waren diese bis jetzt unerklärten Natur= oder Geisterstimmen schon im grauen Alterthum Gegenstand religiöser Verehrung. Da das Getöse sich am häufigsten zur Zeit der Wintersonnenwende hören läßt, so erwartete der blinde Heide da den Heldengott zu Pferde, mit einem großen Troß von Reitern und Hunden, nach Kriegsart oder jagend, durch die Lüfte fahrend mit wildem Halloh und den getreuen Eckart als warnenden Greis voran. Der Hackelberg, eigentlich Hackelbernd, der Rodensteiner und Schnellarts (dieses Wort soll einen Geist bedeuten) und viele andere Localbenennungen sind, nach Annahme der neueren nordischen Mythologen, alle die nämliche Erscheinung des wilden Jägers mit seinem Heer. Nun könnte es zwar als möglich gedacht werden, daß da und dort auch besondere, im Leben wüste und wilde Personen als Jäger oder Gutsherren spucken und einen ähnlichen Lärm von sich geben; es ist sogar wahrscheinlich, daß dem aller Orten so ist, wie ja auf dem Meere auch der fliegende Holländer eine generalisirte Erscheinung von wilden, wüsten Capitains und Matrosen seyn kann, die da oder dort mit ihrem Schiffe untergingen. Man hat auf dem Lande noch andere Begebnisse der Art aus mittelalterlichen Erzählungen. Eine Sage von Attila, ist von dem berühmten Maler Kaulbach als „die Hunnenschlacht" verewigt, welche in den Lüften überm Schlachtfeld bei Rom meh=

rere Tage fortspielt. Von einem feurigen Kriegsheer erzählt eine Legende der Abtei Kimburg an der Hardt, eine Erscheinung, welche die dortigen Mönche auf eine Meuterei gegen den rechtmäßigen Landesherrn deuteten, und die durch Besprechung und Seelmessen gehoben worden seyn soll.

Jene uralte Erscheinung ums Julfest herum könnte eine Naturerscheinung seyn, die sich besonders im Norden kundgäbe, und es ist auf Mancherlei in dieser Hinsicht gerathen worden. Am wenigsten denkbar ist die Vermuthung von Vögelzügen, wie Kraniche, Wildgänse, Eulen ꝛc. Die Stimmen dieser Thiere haben etwas Einförmiges und zu Bekanntes; aufgeklärte Jagdliebhaber versichern, daß die sonderbaren Töne etwas so überwältigend Grauenhaftes haben, daß man unwillkührlich davor niederducken müsse, wenn sie über einem wegziehen. Dieß versicherte dem Erzähler namentlich ein Mann, der von zu aufgeklärter Denkungsart ist, als daß er sich Jagdspuck von irgend einer Erfindung aufbürden ließe. Es war unter seinen Jagdgenossen öfter von der Erscheinung des wilden Heers die Rede, und er wünschte diesen Spuck doch auch einmal wahrzunehmen. Es geschah, ohne daß er darum klüger wurde. Das seltsame Geräusch zog so dicht über den Jägern hin, daß auch der sehr beherzte Zweifler niederduckte, als reiße es ihm Kopf und Glieder weg. Früher immer lächelnd bei solchen Erzählungen, bekräftigt er nun die erlebte Wahrnehmung, ohne das Mindeste zu einer Erklärung beibringen können; mit Vögelstimmen und Flügelgeschwirren, wie von tiefstreichendem Vogelwild, habe es doch keine Aehnlichkeit, sondern der Lärm sey verworren und stärker, überhaupt unerklärlich.

Man hat die Vermuthung aufgestellt, daß es eine tellurische Erscheinung sey, die besonders durch die Wintersonnenwende oder in ihrer Zeit bedingt sey. Erdblähungen haben es Einige genannt, Andere Luftzüge von electrischer oder ähnlicher Natur erklären wollen. Dem sey wie ihm wolle, schon im tiefsten Alterthum wurden wie gesagt, diese besonders im

Winter gehäuften Erscheinungen beobachtet und als etwas Grauenhaftes auf Gottheiten bezogen. Nicht unmöglich wäre es, daß die sogenannte Silva Ottonis, der Odenwald, (gegen die Behauptung Grimms, der so tief südlich Odin nicht finden will), doch von dem Gott Odin oder Woden den Namen hätte, der ja hier vornehmlich zwischen Rodenstein und Schnellerts (Snellars) arg sein Wesen trieb und zwar Winters und Sommers, wie denn auch im verflossenen Jahr (1842) die Leute vor Grauen von der Erndte wegliefen, als eines Tages das Getöse ertönte.

Ein kleiner Beitrag zu vielen solcher Winter-Wunder in neuesten Tagen ist Folgendes. Ein Mädchen von Neuenhain am Taunus trug an einem Winterabend Krüge mit Kronberger Sauerwasser nach Höchst, und ging, wie öfters, allein hin und zurück. Auf dem Rückweg, es war schon spät und ziemlich dunkel, überfiel sie in der Einsamkeit des weiten gestreckten Wegs bergan ein Grauen, und sie sehnte sich nach Menschen. Es dauerte nicht lange, so hörte sie auch (es war in der Richtung von Hofheim gegen Sulzbach, das ihr schon zur Rechten dalag) ein Geräusch wie von kommenden Wagen mit lärmenden Gästen und Hunden und sie freute sich, daß ihre Straße sich doch ein wenig belebe. Aber der Lärm wurde, je näher, immer wilder und unheimlicher, und als er dicht über ihrem Kopf die Landstraße kreuzte, zog es ihr alle Haare zu Berge — ein Teufelsspuck. Ihr Grauen war unsäglich und gern hätte sie wieder die Stille der einsamen Chaussee, wo sie öfter still hielt, das verhallende Geräusch zu beobachten. Indem sie so that, kam eine Frau ihr nach, die etwas später von Höchst aufgebrochen war, und vor ihnen kam deren Mann von Soden ihr entgegen. Die Frau erzählte nun beiden denselben Schreck, den sie unten an derselben Stelle gehabt, mit denselben Symptomen wie von einer wüsten Compagnie, die quer gegen den Hauptweg heranziehe, dann aber plötzlich über ihrem Kopf dahersause und vorüberdröhne.

Zur Thierseelenkunde.

1.

Das Gericht der Störche.

Einer der angesehensten französischen Marineoffiziere, der vor einigen Jahren im Archipel eine Korvette kommandirte, erzählt im Semaphore folgenden Vorfall: „Wir kamen in den Hafen von Zeitun, einer Stadt in Thessalien, welche an dem Golfe gleichen Namens liegt. Den Bewohnern von Zeitun mochte wohl seit vielen Jahren kein französisches Kriegsschiff zu Gesichte gekommen seyn, genug sie nahmen uns außerordentlich gastlich auf. Mit den Kanonensalven war es schwach bestellt, desto lauter war das Hurrageschrei, als wir uns ans Land setzen ließen. Ich wohnte in einem der ersten Häuser der Stadt, welches an einem mit hohen schattigen Bäumen besetzten Platze stand. Am nächsten Morgen fiel mir auf dem höchsten Baume ein Storchnest auf; mein Wirth sagte: „„Sie kommen gerade zu rechter Zeit; denn die Eier müssen bald auskommen. Ich bin sehr gespannt darauf, denn ich habe Nachts die Storcheier heraus und Hühnereier ins Nest legen lassen. Der Storch ahnt nichts Arges, denn er brütet, als handle es sich um seine eigenen Eier. Mich soll wundern, was es geben wird.““

„Mein Wirth, ein Grieche, war ein großer Vogelliebhaber, der sich besonders viel mit Störchen beschäftigte, und viel über die klugen Thiere zu sagen wußte.“

„Bekanntlich wird der Storch in Griechenland fast verehrt, wie der Ibis im alten Aegypten. Der Aberglaube schützt ihn vor jeder Gefahr. Wohl nie ward in Hellas ein Storch

durch die Kugel eines Jägers, oder durch den Stein eines Vorübergehenden verletzt: wohin die Vögel kommen, sind sie willkommen; jedes Dach bietet ihnen gastliche Aufnahme. So leben sie ohne Fahr und Noth unter den Menschen, welche sie mit Bedauern fortziehen, und mit Jubel wiederkehren sehen. Die Bäume in Zeitun dienten deßhalb einer ganzen Storchkolonie zum Asyle."

„Mit dem Neste, in welches mein Wirth die Hühnereier gelegt hatte, erlebten wir eine kuriose Geschichte. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Zeitun kamen die Jungen aus. Das Storchweib sah und erkannte die fremden Geschöpfe, welche unter ihren Flügeln zur Welt kamen, mit Schrecken. Denn als der Storchmann zum Neste kam und ihre Stelle einnehmen wollte, wich das arme Geschöpf nicht vom Flecke, sondern drehte sich mit sichtbarer Angst und Verlegenheit nach ihm um, der Storchmann schwang sich in die Lüfte empor, kam bald wieder, war aber nicht im Stande, das Weibchen dazu zu bewegen, daß es das Nest räumte. Es suchte im Gegentheil die fremden Wesen unter seinen Flügeln den Augen des Männchens so gut wie möglich zu verbergen."

„Das Nest war ein Sitz der Trauer und der Furcht geworden. Der Storchmann hatte Verdacht geschöpft und wollte durchaus ins Nest, wo seine Vaterfreude so schnöde verhöhnt worden war; aber das Storchweib hielt ihn mit vorgestrecktem Schnabel und gespreizten Flügeln zurück. Indeß gelang es ihr nicht länger, die Küchlein zu verbergen, denn bald kamen ihre verrätherischen Köpfe am Rande des Nestes zum Vorschein. Als der Storchmann das gesehen, flog er zornig auf und versammelte eine ganze Schaar von Störchen um sich."

„Aus allen Himmelsgegenden kamen Störche geflogen und setzten sich zu den andern Störchen auf die Bäume. Die Berathung war lange und stürmisch. Endlich schienen sie zu einem Endresultate gekommen zu seyn, denn wir sahen, wie sie einmüthig gegen den Baum anrückten, auf welchem das Nest mit den Küchlein saß.

„Ein großer Kreis ward um das Nest gebildet, und nun stürzten die Störche auf das arme Weibchen los, bissen und zerrissen es, und warfen die zerzauste, bluttriefende Leiche aus der Höhe herab zu Boden. Darauf kam die Reihe an die Jungen, welche gleichfalls zerbissen und vom Baume herabgeworfen wurden. Sogar das Nest ward in Stücke zerrissen. Als auf diese Weise ein strenges Gericht ergangen war, flogen die Störche noch eine Weile um den Baum, auf welchem das Nest gestanden, als ob sie ihrer That sich freuten, und kehrten zu ihren Nestern zurück."

2.

(Mitgetheilt von Freifrau von H. zu C.)

Es wurde von mir und einigen meiner Freunde eine Landpartie verabredet, man wollte die an der nahen St.—k. sich befindliche Eisenbahn benutzen, die schon früh abgeht, und es wurde länger darüber hin und her gesprochen, ob man sich auch zu gehöriger Zeit dort einfinden könne, da man deshalb nothwendig mit Beginn des Tages reisefertig seyn müsse. Ich namentlich bezweifelte, ob meine Leute mich so früh wecken würden, versprach jedoch mein möglichstes zu thun, und begab mich des Abends, nachdem ich einen sehr strengen Befehl ertheilt hatte, das Wecken nicht zu versäumeu, zu Bette. Mein Hund schläft in meinem Zimmer; ich lag in tiefem Traum, als ich auf einmal eine seiner Pfoten fühlte, die bestrebt war, mich in Bewegung zu setzen; ich ermunterte mich, und konnte nicht begreifen, was das Thier wolle, das sonst bei Nacht sehr ruhig schläft; indem schlug die Glocke 2 Uhr, die Stunde, die ich bestimmt hatte, mich zu wecken, ich stand auf, machte hell in meinem Zimmer, und erst als das gute Thier diese Anstalt gesehen hatte, legte es sich wieder auf sein Kissen in

der Zimmerecke und schlief weiter. — Es hatte des Abends zuvor den Befehl an meine Zofe gehört, war auch während der Verhandlungen über die Landparthie mit einem Hunde zugegen gewesen. Wie kann ich noch an seine Absicht zweifeln, und wer wagt dem treuen Thiere das Verdienst seiner Intelligenz zu rauben? O daß man mehr Acht haben wollte auf das Seelenleben der Thiere, wie viele schöne Züge von Treue, Ergebung, Anhänglichkeit, gepaart mit menschlicher Klugheit würde man finden! — Aber der Mensch in seinem stolzen Wahn will heut zu Tage weder über sich noch unter sich ein geistiges Walten glauben.

Die Ansichten der Alten über die Geisterwelt.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, von dem, was aus den Alten über die Geisterwelt und deren verschiedene Beziehungen bekannt ist, das Hauptsächlichste mit ihren eigenen Worten zu geben. Ein solcher Beitrag zur Urgeschichte des Glaubens an höhere vernünftige Wesen liegt dem Zweck des Magikons nicht ferne.

Es mögen folgende Gesichtspunkte seyn, aus welchen diese Ideen der Alten uns am deutlichsten entgegentreten.

I. Daseyn höherer Geister.
II. Ihr Wesen.
III. Die Guten.
IV. Die Bösen.

I.

Das Daseyn höherer Geister.

Die Griechen nannten dieselben Dämonen, die Römer Genien, ohne Rücksicht auf ihren moralischen Charakter, und dachten sich darunter zwischen den Göttern und den Menschen in der Mitte befindliche vernünftige Wesen.

Die Dämonenwelt steht in der Mitte zwischen Gott und dem Sterblichen.

Plato.

Sie sind ewig, in der Ordnung gleich nach den Göttern, uns nahe, inmitten zwischen den Göttern und unserem Geschlecht. cf. Luc. 20, 36. Plotin.

Nach dem Zeugniß alterthümlicher Weisen gibt es unleugbar gewisse Wesen, welche zwischen den Göttern und den Menschen hingrenzen, welche die Alten mit Recht Genien nennen und verehren heißen. Xenokrates, Platos Freund, hat diese Vorstellung durch das Beispiel der verschiedenen Dreiecke erläutert. Die göttliche Natur, sagt er, sey in gleichseitigen, in allen ungleichseitigen Dreiecken die sterbliche Natur enthalten; die Genien sah er in demjenigen Dreieck, das zwei gleiche Seiten hat, welche der dritten ungleich sind. Das gleichseitige ist nach allen drei Seiten gleich, das andere nach allen drei Seiten ungleich, das dritte ist theils gleich, theils ungleich; und diesen entspricht das Wesen der Genien, welche menschliche Eigenschaften neben göttlichen Kräften besitzen.

Plutarch.

Manchen bedenklichen Zweifel über die Vorsehung Gottes scheinen mir diejenigen gelöst zu haben, welche das Geschlecht der Dämonen oder Genien zwischen die Götter und Mensch hineindachten, und so eine Art versöhnender Verbindung zwischen uns und ihnen (den Göttern) herstellten. Entweder stammt diese Lehre von Zoroaster und den Magiern, oder kommt sie von Orpheus aus Thracien her, oder sie ist egyptisch oder phrygisch; wir haben sie aus dem Anblick ihrer Opfer, Orgyen und heiligen Gebräuche, denen freilich manches Abentheuerliche und Schwärmerische beigemischt war, geschlossen.

Derselbe.

II.

Beschaffenheit der höheren Geister.

Plato versetzt die Dämonen in die dritte und mittlere Luft-Region, ein luftartiges Geschlecht; nie könne man sie vollständig erblicken, denn, obgleich nahe, offenbaren sie sich doch nie ganz. Minucius Felix erläutert die oben angeführte platonische Vorstellung (von den Dreiecken) dahin, daß die Substanz der Dämonen halb leiblich, halb geistig, sei, und einestheils etwas von irdischer Schwere, anderntheils etwas von himmlischer Leichtigkeit und Feinheit an sich trage; daher die heidnischen crassen Ideen von dem Genuß und der Sättigung derselben bei Gelegenheit der Opfer, woselbst sie vom Blut der Opferthiere sich nähren; daher Lucians Spott:

> Zeus sehe, wenn man opfere, woher dieser Schein und Rauch aufsteige? Die Götter aber, die neben Zeus Platz genommen, sehen auf die Erde herab, wenden den Kopf nach allen Seiten, ob sie nicht eine lodernde Flamme gewahren möchten oder einen Schein in die Luft sich erheben, der wirbelnd den Rauch umgebe. Opfere nun zufällig Jemand, so schmausen sie gierig vom Opferdampf, und saugen, wie die Fliegen, am Blut, das den Altar umströmt. Lucian.

Indessen vergnügten sich die Dämonen nach Augustin nicht so wohl an dem Rauch eines Opferthieres, diesen konnten sie auch sonst genießen, sondern wohl eher am Gemüth des Opfernden. Unverkennbar ist übrigens hier die Identification der Dämonen und Genien mit den eigentlichen Göttern der Alten, und man weiß fast nicht, sind die Götter selbst, oder die Genien gemeint, wenn es heißt:

Als er (Gott) den ersten Grund legte zu dem herr-

lichen All, als dasjenige ward, was die Natur als das Höchste und Beste aufweist, da schuf er Götter (Genien) als Diener seines Reichs, damit alle Dinge ihre Vorsteher hätten. Seneka.

Hehr sind alle (Dämonen) und schön, ehrwürdig und unschätzbar in ihrer Würde. Was ists aber, wodurch sie also sind? der Verstand. Stets weise, in ruhigem, festem, reinem Sinn wissen sie Alles, nicht nur das eigentlich Menschliche, sondern das Ihre, das Göttliche, was nur der Verstand faßt. Plotin.

Einer bewundernswerthen Klugheit freuen sie sich, eines scharfen Verstandes und treuen Gedächtnisses; so erkennen sie alle unsere Gedanken. Plato.

Stärker sind sie als die Menschen und übertreffen unsere Natur weit an Kraft. cf. Ps. 103, 20.

Derselbe.

III.

Die Guten.

Ihr Geschäft ist Diener Gottes und Beschützer der Menschen zu seyn. Siehe die obere Stelle bei Seneka.

Deinen strahlenden Thron umstehen die geschäftigen Boten. cf. Dan. 7, 10.

Orpheus bei Clemens Strom.

Die Engel, deren Hauptsorge auf die Menschen gerichtet ist. Derselbe.

Diese (nehmlich die verstorbenen Menschen des goldenen Zeitalters)
Diese, Dämonen geworden, so wollt' der erhabene Zeus es,
Wandeln auf Erden die Edeln, als Hüter der sterblichen Menschen,
Nehmen des Guten wahr, und achten auf schändliche Thaten,
Luft bekleidet, so ziehen sie hin, zerstreut durch die Lande,
Segen spendend. cf. Ebr. 1, 14.

Hesiod.

Der Menschen fromme Hüter
Und Geber hoher Güter. cf. Ps. 34, 8.

Derselbe.

Dreißigtausend Dämonen zählt die allnährende Erde,
Nimmer sterbliche, denen die Hut der Menschen vertraut ist.
cf. Dan. 7, 10. Ps. 68, 18. Math. 26, 53.
Ebr. 12, 22. Derselbe.

Den Göttern trägt er (der Dämon) vor und legt ihnen dar die Angelegenheiten der Menschen, und den Menschen die der Götter; jener Gebete und Opfer dieser Gebote und Vorschriften. Gott vermengt sich nicht mit dem Menschen; durch ihn (Dämon) geht aller Verkehr, alle Unterredung zwischen Göttern und Menschen.

Sokrates bei Plato.

Den Rechtschaffenen und Edeln lieben sie bewundernswürdig, den schlechtern hassen sie in hohem Grad.
Plato.

Sie ziehen umher als Rächer des Hochmuths und menschlicher Frevel. Plutarch.

Völker, Städte, Häuser und Familien waren ihrem Schutz anvertraut:

Damals (im goldnen Zeitalter) ward zuerst Gott auf dem ganzen Erdkreis Herr und Versorger; wie jetzt durch die verschiedenen Landstriche die einzelnen Theile desselben an die obersten Götter vertheilt sind.
Plato.

Recht und Gericht in Angelegenheit ihrer Lieblinge unter sich theilend, bevölkerten sie die Länder; die Bevölkerung aber nährten sie, wie Hirten ihr Eigenthum ihre Heerden, ihre Lastthiere. Derselbe.

So ordneten es die Götter, indem der eine derselben diese, der andere jene Gegend unter seine Leitung nahm.
Derselbe.

Den Städten hat die göttliche Einsicht verschiedene Hüter zugetheilt; wie den Neugebornen ihre Seelen, so werden den Völkern Schicksalsgenien beigegeben.
Symmachus bei Valentinian.

Daher die römische Sitte bei Eroberung von Städten, die Schutz-Gottheit herauszurufen, daß solche zu ihnen übergehen sollte, zu Rom sollte sie eben so würdig verehrt werden, als an dem zu verlassenden Ort. Plinius, Livius, Macrobius. Haus- und Familien-Götter (Laren und Penaten) gehören auch in die Classe der Genien und Dämonen. So ruft Charinus im Kaufmann des Plautus im fünften Akt beim Abschied aus dem Vaterhaus:

Ihr Penaten meiner Eltern, du hausväterlicher Lar!
Euch befehl' ich meiner Eltern Eigenthum beschützet es.
Denn ich andre Penaten suche, einen andern Lar.

Schließt ihr eure Thüren zu, daß es innen finster ist, so laßt euch doch nie in den Sinn kommen, ihr wäret allein. Ihr seyd es nicht. Ein Gott ist bei euch drinnen, und was brauchen die ein Licht, um zu sehen, was ihr thut. cf. Ps. 139, 2, 3, 11, 12.

Epiktet.

Die Sorge der Genien und Dämonen für einzelne Menschen ist in folgenden Stellen ausgedrückt:

Jedwedem Menschen tritt bei der Geburt
Ein guter Dämon alsogleich zur Seite,
Ein heilig, hehrer Führer durch das Leben.

Meander.

Als Hüter hat er (Gott) jedem seinen Dämon aufgestellt, und hat ihn demselben in die Hut gegeben. Der schläft nicht, noch läßt er sich täuschen. cf. Ps. 121, 4.

Epiktet.

Jedem von uns hat Gott einen Führer beigegeben, nicht den gewöhnlichen (höchsten), sondern der von niedrigerem Rang ist, der aus der Zahl derer, von denen Ovid sagt: de plebe deos. Seneka.

Ein Genius ist eine Gottheit, in deren Schutz jeder Lebende gleich bei der Geburt genommen wird. cf. Matth. 18, 10. Censorin.

— Der Genius, der des Lebens Sterne regieret, Gott der Menschennatur. Horaz.

Ein jeder Mensch hat seinen Genius.
Aulus Gellius.

Ein Genius ist uns ein so unaufhörlich nahebleibender Wächter, daß er nicht einen Augenblick von uns weicht, sondern uns begleitet von Mutterleibe an, bis an unser Ende. cf. Ebr. 1, 15. Festus.

Ja noch nach dem Tode ist ihr Geschäft mit den Menschen nicht beendigt.

Den Romulus führte nach seinem Tode sein Genius in die Himmel ein. cf. Luc. 10, 22.
Dionys.

Nach dem Tode wird der Dämon, der uns beigegeben war, uns unverzüglich mit sich reißen und fortziehen in seiner Hut vors Gericht; dort wird er unserer Ver-

antwortung Zeuge seyn; etwaige Lügen widerlegen, die Wahrheit bestätigen; ganz auf sein Zeugniß wird der Spruch ankommen. cf. Matth. 25, 31.

Plato.

Homer gab seinen Helden Ulysses, Diomed, Agamemmnon, Achill, Götter bei als Gefährten bei entscheidenden Augenblicken und Gefahren. cf. Es. 91, 11.

Cicero.

Hierher gehört besonders der Dämon des Sokrates, der hauptsächlich damit beschäftigt war, einzuschreiten, daß Sokrates nichts triebe noch verrichtete, was er besser unterlassen hätte. Wir lassen ihn selbst reden.

Es ist mir, sagt er, auf göttliche Anordnung von meiner Kindheit an ein Dämon nahe; dies ist nämlich eine Stimme, die bei dem, was ich thun will, abrathend sich kund gibt; nie aber ermunternd; — haben Andere dem Urtheil dieses Dämons zuwider gehandelt, immer hat es übel geendet.

Sokrates bei Plato. (Theagoras.)

Einst sollte er darüber Auskunft geben, wie es komme, daß er nur Einzelne (privatim) in der Tugend unterrichte und nicht auch bei öffentlichen Versammlungen dieses thue? er erwiederte: darum, weil mir etwas Göttliches, Dämonenartiges nahe ist; dieß ist schon seit meiner Jugend der Fall; eine Stimme nämlich wird mir zu Theil, welche, so oft sie geschieht, mich abhält von dem, was ich thun will; auffordernd war sie nie.

Derselbe bei Plato. Apolog. des Sokr.

Vor seinen Richtern sagt er unter Anderem: mir ist o Richter etwas Wunderbares begegnet. Jene weissagende Dämonenstimme nämlich pflegte sich mir immer kund zu thun; selbst bei den geringsten Kleinigkeiten widersetzte sie sich mir, wenn ich etwa nicht ganz recht zu handeln im Begriff war. Nun sehet ihr mich in dieser Lage, die gewiß Mancher für äußerst unglücklich hält. Aber weder heute früh, als ich aus meinem Hause trat, noch als ich diese Bühne bestieg, um mich zu verantworten, noch bei irgend einem Ausdruck im Fluß dieses meines Vortrags war mir ein göttliches Zeichen entgegen, so oft ich sonst, wenn ich sprach, mitten im Sprechen gewohnt war, eine Warnung zu erfahren; in diesem Falle nun ist mir weder Rede noch Handlung mißbilligt worden. Warum? ich glaube es euch eröffnen zu können: mir ist nämlich klar, diese Lage müsse gut für mich seyn. Ists doch ganz falsch, wenn wir den Tod für ein Uebel halten. Was ich hier behaupte, stützt sich hauptsächlich auf den Umstand, daß gewiß mein Dämon mir widerstanden hätte, wäre mein Vorhaben nicht gut gewesen. Besser wäre mirs, zu sterben — das ist mir eine ausgemachte Sache — und von den Mühen frei zu werden; dagegen war mein Dämon nie. Ebendaselbst.

O ihr, die ihr diesen Ausspruch des göttlichen Plato von mir vernommen, möchtet ihr doch Gesinnung, Gedanken und Thaten darnach einrichten, daß wisset, nichts sey vor jenen Hütern im Gemüth oder äußerlich verborgen. An Allem nimmt jener (Dämon) genauen Antheil, Alles sieht er, Alles bemerkt er und im Tiefinnersten der Seele nimmt er die Stelle des Gewissens ein. cf. Ps. 139, 10—12. Apulejus.

Dies ist auch fast wörtlich der Ausspruch mehrerer Magnetischer von den Schutzgeistern.

Endlich sey es noch erlaubt, über die Bilder und die Verehrung der Dämonen und Genien noch weniges beizusetzen. Bald stellte man sich dieselben vor als kleine Knaben, (woran noch Oberon und ähnliche Sagen erinnern), bald als Jünglinge, zuweilen auch als Greise, bekränzt mit Laub.

Komm, o Genius, schaue die dir bereiteten Feste,
Daß dir der Blumenkranz schmücke das heilige Haar.
Triefen sollen die Schläfe dir von köstlichen Narden,
Feucht vom geopferten Naß, satt vom gespendeten Wein.

Alpius Tibullus,
ein alter römischer Dichter.

Auf einigen alten Münzen Trajans, Hadrians u. a. Kaiser hält ein Genius in der Rechten eine Schaale über einen mit Zweigen geschmückten Altar; an der linken hängt etwas wie eine Geißel herab.

IV.

Die Bösen.

Ihr Character: Der christlichen Lehre vom Fall vormals guter Engel entsprechen folgende Stellen aus dem heidnischen Alterthum.

Clemens von Alex. führt in seinem Strom. den Plato mit folgenden Worten an:

Den in der Schrift genannten Teufel, als den Fürsten der Dämonen, bezeichnet er (Plato) als ein übelthätiges Wesen, in seinem X. Buch über die Gesetze. Er sagt: Ein Wesen, das dasjenige regiert, was sich überall

bewegt, muß man nicht sagen, es regiere auch den Himmel. Ists nun aber Eines, oder sinds mehrere? Mehrere. So setzen wir als wirksam nicht weiter, als zwei; eine wohlthätige und eine entgegengesetzte.

Nicht nur Empedokles hat schriftlich hinterlassen, es gebe böse Dämonen, sondern auch Plato, Xenokrates und Chrysippus, auch Demokrit. Die Philosophen aus Chrysippus Schule sagen, es seyen einige böse Genien abgewichen, deren sich die Götter als Vollstrecker der Strafgerichte bedienen bei gottlosen und lasterhaften Menschen.

Plutarch.

Gott gibt dem Menschen, wenn er will, den Tod, doch furchtbare Macht feindseliger Dämonen hat dieses Königshaus mit Blutvergießen besudelt.

Euripides.

Die Vorstellung, daß böse Dämonen den für die Götter geweihten Gottesdienst für sich benützen, und namentlich die Orakel mißbrauchten, sagt die Stelle:

Die unreinen Dämonen halten sich hinter den Statuen und geweihten Bildern versteckt, nehmen durch Einflüsterungen den Schein der nahen Götter an, indem sie zuweilen die Seher begeistern, im Heiligthum verweilen, die Fiebern der Eingeweide bewegen, den Vogelflug lenken, das Loos leiten, Orakelsprüche bewirken.

Aber wild in der Höhle, denn immer des Gottes geduldig,
Rast die Prophetin umher, ob ihrer Brust sie entschüttern

Möchte den mächtigen Gott. Der plagt den unbändigen Leib ihr
Nur desto mehr, und zähmte ihr das Herz, und preßte sie zur Stelle.
Alsbald öffnen von selbst sich hundert Thoren des Hauses,
Mächtig groß; nun tönt der Prophetin Spruch durch die Lüfte.
cf. Matth. 15, 21. Luc. 8, 29. Virgil.

Dieß wird von Apollo selbst gesagt, nicht von einem bösen Dämon; ich führe es aber bei Gelegenheit der Orakel als Beispiel davon an, daß dort vorzüglich der Einfluß höherer Wesen geglaubt wurde. Man weiß nicht, soll man eher an Inspiration, oder an Besitzung denken.

Nie hat, Apollo, mich dein Spruch getäuscht,
Wenn mich auch Furcht beschlich, ein Kakodämon
Laß' mich, statt deiner, seine Stimme hören.
Euripides.

An dem lockigen Scheitel ergriff (Zeus) zürnend die Ate,
Thut mit strafenden Worten hinzu den hochheiligen Eidschwur:
Nie soll Ate fortan die schimmernden Grenzen der Sterne
Je betreten, denn allwärts sucht sie Allen zu schaden.
Sprachs und stieß mit der Rechten sie jählings hinab vom Olympus.
Jene stürzte im Fall zu der Erde Tiefen herunter.

Dieß deutet nicht nur den Fall, sondern auch die Unmöglichkeit der Rückkehr in einen bessern Zustand und die

Begierde zu verderben an, welches unsre Lehre dem Teufel und seinen Engeln beilegt. (Matth. 15, 39. 25, 41. Luc. 10, 18. Jes. 14, 12. 1 Petr. 3, 19. Ate entspricht dem lateinischen: Noxa, Schaden, Tob. 3, 8. 6, 15. Diesem entsprechend liest man bei Plato und Pythagoras von einem Wesen, das mit gelähmten Flügeln zur Erde gefallen, und bei Plutarch von Dämonen, die von den Göttern im Zorn vom Himmel verstoßen worden. 2 Petr. 1, 4.

Wir bemerken an Homer, daß er edle Männer zuweilen vorzugsweise „den Göttern ähnlich nennt; braucht er aber den Ausdruck: den Göttern gleich," so versteht er darunter gute und böse Dämonen, deren Wesen und Willensrichtung gemischt und ungleich ist; darum nennt sowohl Ajax den Hektor, als Jupiter die Juno tadelnd einen Dämon gleich so heißt es, Achill sey gleich einem Dämon auf den Feind losgerannt; darum schreibt auch Plato den Göttern das Recht und die Oberherrschaft, den Dämonen aber das Gegentheil zu.

Plutarch.

Xenokrates glaubt, die unglücklichen Tage, an welchen Schläge, Wehklagen, Fasten, Unglücksstimmen, unfläthige Reden geschehen, stimmen weder mit der Verehrung der Götter noch der Dämonen überein.

Derselbe.

Irdische, unstäte, menschenfeindliche Wesen sind die (bösen) Dämonen.

Apulejus bei Minucius Felix.

Rächer alter, unsühnbarer Frevel.

Plutarch.

Wie sie von Lastern und schlechten Eigenschaften nicht frei sind, also reizen sie auch die Menschen, um ihnen hernach zu schaden; daher sie die Strafen ihrer Sünden und Vergehungen zu büßen haben. 2 Sam. 18, 10, ff.

Derselbe.

Auch der Ort, der ihnen angewiesen ist, verdient Erwähnung.

Alles ist voll von Dämonen.

Heraklit bei Diog. Laert.

Die Luft ist voll von Idolen (Gebilden).

Aristoteles.

Die Luft ist voll von Wesen, die man Dämonen nennt.

Diog. Laert.

Der Himmel ist voll von guten, noch mehr aber von bösen Dämonen.

Plato.

In der Luft befinden sich große und mächtige Wesen, aber häßlich und feindselig. Eph. 2, 2. 6, 12.

Plutarch.

Augustin bezieht dieß nicht auf den höheren Raum, wo die Gestirne sind, sondern auf den untern, (die Atmosphäre der Erde), in dessen Dunkelheit die Wolken sich sammeln und die Vögel fliegen; hier werden die Dämonen, wie in einem Gefängniß zum künftigen Gericht behalten. 2 Petr, 1, 4.

Selbst in Ansehung des Grads oder des Rangs unter den guten und bösen Dämonen, findet man Spuren in den Schriften der Alten.

> — Eine der guten, welche Hesiod würdig die reinen Spender göttlicher Gaben nennt, denen königliche Ehre zu Theil geworden, weil das Wohlthun etwas Königliches sey; denn wie unter den Menschen, so seyen unter den Dämonen Grade. Plutarch.

und die umgekehrte Ordnung unter den bösen:

> Lust und Schmerz fühlen sie, und sind andern Bewegungen und Veränderungen des Gemüths unterworfen, von denen die einen mehr, die andern weniger ergriffen werden, denn wie unter den Menschen, so sind auch unter den Dämonen Grade der Laster und der Tugenden.
>
> Derselbe.

Vorstehende Stellensammlung überläßt nun der Mittheiler dem Nachdenken des Lesers, überzeugt, daß derselbe daraus manchen Schluß auf die auch in der vor- und außerschriftlichen Welt der christlichen Lehre oft sehr nahe kommenden Vorstellungen über die Geisterwelt finden dürfte.

Neue Schriften.

1.

1) „Der Brief an die Hebräer. In sechs und dreißig Betrachtungen ausgelegt von Rudolf Stier, Pfarrer zu Wichlinghausen in Barmen. Erster Theil. Halle, Schwetschke und Sohn, 1842." — Man wundre sich nicht, hier eine theologische Schrift angezeigt zu finden. Auf die Gotteslehre muß alle reine Magie gegründet seyn, und was die Heiden Magie nannten, nämlich die Erkenntniß und Kraft einer höhern Welt, erscheint in unsern heiligen Urkunden in höchster Potenz, als Wissenschaft und Gabe des heiligen Geistes, als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Zudem ist die Hieroglyphendeutung des Briefs an die Hebräer ein Muster des Aufschlusses aller weisen Räthsel, mit welchen die wahre Magie es zu thun hat. Eben deßwegen wird diese wichtige Epistel von denjenigen geringgeschätzt und für nachapostolisch gehalten, welche keinen Sinn für die wahre, positive Philosophie oder vielmehr Throsopie haben. Wenn sogar Luther, seiner Vorrede nach, unter die Zweifler an ihrem apostolischen Ursprung gehört, so erklärt er sie doch für „eine ausbündige, feine Epistel, die vom Priesterthum Christi meisterlich und gründlich aus der Schrift redet, dazu das alte Testament fein und reichlich auslegt." Er war also doch kein eigentlicher Gegner der Typik, wie diejenigen, die in ihrem prosaischen Geist niemals die Bildersprache des Hebraismus begriffen haben, obschon sie die eigentliche Lehrmethode der Offenbarung, ja des ganzen Alterthums ausmacht, und mit ihren Aussichten in die Ewigkeit hinüberreicht.

Der Verfasser der vorliegenden Bearbeitung des Hebräerbriefs schätzt ihn hoch; er nennt ihn „eine der bedeutsamsten, tiefsinnigsten, inhaltsreichsten Schriften in der heiligen Schrift," und ist mit vielen Andern geneigt, ihn dem Apostel Paulus zuzueignen. Er macht gleich im Eingang auf seine Dringenheit für die noch schwachgläubigen Judenchristen, zumal in Palästina, und auf seine Wichtigkeit für spätere Leser, als eines „abschließenden Zeugnisses des Geistes über das Verhältniß des A. und N. Testaments zu einander" aufmerksam. Als gelehrter Exeget hinlänglich bekannt, hat R. Stier dießmal eine populäre Form der Behandlung gewählt, wie sie den für „Betrachtungen" am angemessensten ist. Diese fortlaufenden, mit eingeschalteter wörtlichen Uebersetzung versehenen Betrachtungen sind erklärend, ausführlich begründet und erbaulich. Sie sind praktisch im reinsten schriftlichen Sinn, voll eindringlicher Ermahnungen auch im typischen Theil des Briefs, dessen Erläuterung wohl gelungen ist.

Im Einzelnen findet Ref. Einiges zu erinnern, und zwar erstlich, daß bei C. 1, 5 die Psalmworte: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget," zu eingeschränkt genommen werden. Der Verf. sagt: „dieß Wort redet keineswegs von der sogenannten ewigen Zeugung, wie es oft fälschlich genommen wird," sondern die Zeugung zum Sohne Gottes sey das Durchbrechen der Gottheit in die Menschheit, dessen Anfang zwar in der Geburt, dessen Vollendung aber erst in der Auferstehung geschehen. Hier möchte wohl eins das andre nicht ausschließen. Die Prädicate Vater und Sohn setzen eine Zeugung des letztern vom erstern voraus, und in der Gottheit eine außerzeitliche, ewige. Hiernach erhält das Heute den höchsten Sinn in Folge dessen, daß vor Gott keine Zeit ist, sondern lauter Gegenwart, so daß es ein ewiges Heute wird, wie dem gleichbedeutend vorkommt der Tag der Ewigkeit (ἡμέρα τοῦ αἰῶνος) 2 Petr. 3, 18. Hierauf folgt ferner als Wirkung des Vaterwillens die Zeugung in das Fleisch, dann die Zeugung in den Geist durch die Auferstehung (Apostelg. 13, 33),

und endlich die Einsetzung in die unendliche Würde des königlichen Hohenpriesterthums (Hebr. 5, 5). Dieses Alles zusammen sind die „Ausgänge" (wie es wörtlich heißt Mich. 5, 1) des Weltregenten, deren Beginn und Grund im ewigen Anfang liegt. — S. 22 steht wohl aus Versehen: „die sieben Seligkeiten" (der Bergpredigt), während es acht sind. — Bei C. 2, 14—18 findet sich eine tiefe, gründliche Untersuchung über die Sündfähigkeit Christi, wodurch mein Aufsatz hierüber (in den Blättern für höhere Wahrheit X, 198) erläutert und vervollständigt wird.

Einen starken Widerspruch erhebt der Verf. gegen die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung der Dinge, die er nicht in der heil. Schrift gegründet findet, sondern das Gegentheil. Allerdings bleibt sie für uns dermalen problematisch, verdient aber keine so entschiedene Verwerfung wie bei dem Verf. der sie geradezu als „Irrlehre" bezeichnet S. 163. Wir wollen näher zusehen. Wenn er daselbst zu C. 6, 4 von der Unmöglichkeit der Wiederbekehrung der Abgefallenen spricht, so behauptet er sie nicht blos von Menschen, sondern auch von Gott, und sagt: „Wenn du drauf pochen willst, daß bei Gott alle Dinge möglich seyen, meinst du denn auch: Wer aber nicht glaubt, wird dennoch selig? Oder, weil du das freilich nicht so schlechthin für möglich bei Gott erklären wirst, ists ihm auch möglich, die da nicht glauben, alle endlich zum Glauben zu bringen?" Darauf antworte ich nun kühn mit Ja! und würde mich scheuen, die Allmacht der Gnade zu beschränken. Wenn die verhärtetsten Missethäter schon in dieser Welt durch göttliche Strafgerichte zur Buße gebracht werden können: wie viel mehr muß dieses durch die Feuerqualen der Ewigkeiten möglich seyn? Oder was hätten diese sonst für einen Zweck? — Ferner wird S. 225 zu C. 7, 25 das ewige Hohepriesterthum Christi, vermöge dessen er „selig machen kann aufs vollständigste (eigentlich bis zum Ende), die durch ihn zu Gott kommen," lediglich intensiv und nicht auch extensiv verstanden, und der Verf. sagt hiebey: „Jener in neuester

Zeit unter den Gläubigen immer weiter um sich greifende Irrthum einer Lehre, welche die endliche Seligkeit aller gefallenen Menschen und Engel, die sogenannte allgemeine Wiederbringung, im Schriftworte findet, hängt sich auch vornehmlich hier an des Apostels Rede von einem ewigen Priesterthum Christi. Ich kann, jemehr ich in der Schrift forsche, nur desto stärker diesem Irrthum und Mißverstand widersprechen; ich habe noch kein Bibelwort gefunden, das genau angesehen, scharf auslegt, dafür spräche. Soll etwa ein ewiges Priesterthum ein solches seyn, durch dessen Segen in alle Ewigkeit noch Versöhnungen unversöhnter Creaturen geschehen? Auch dann bliebe ein Widerspruch, ein Undenkbares in diesem Wort, denn einmal müßte ja doch in der Zeit der Letzte zu Gott gebracht seyn, und das Priesterthum in diesem Sinn aufhören. Aber der Apostel ist ferne davon so etwas zu meinen, indem er Christi Priesterthum ein ewiges, d. h. eigentlich, wie es lautet, ein unvergängliches, unwandelbares heißt." Hierauf ist zu erwiedern, daß viele Stellen der Bibel, wenn man sie nicht nach vorgefaßter verneinender Meinung scharf auslegt oder beschneidet, dafür sprechen (vg. m. Glaubenlehre S. 280), daß es aber nach der göttlichen Klugheit der Offenbarung vielmehr Winke sind, als scharf ausgesprochene, daher scharf auszulegende oder klare Sätze; denn in diesem Fall wäre sie für das Heil vieler Seelen allerdings gefährlich. Ferner, wenn der Letzte zu Gott gebracht ist, so hört das Priesterthum in diesem Sinn wirklich auf, was ja um so viel früher der Fall seyn müßte, wenn der Verf. Recht hätte, während man ihm das Intensive (der Vollendung der Einzelnen) in eben jenem ausgedehnten Maßstabe gar wohl zugestehen kann. Wir lesen ja, daß die Herrschaft des Sohnes auch einmal aufhören wird (1 Kor. 15, 28, wobei V. 25 und 26 zu vergleichen. — S. 227 findet der Verf. eine Beschränkung in den Worten: „die durch ihr zu Gott kommen," und fragt S. 228: „Aber die da nicht kommen? die da nicht geheiliget werden?" indeß der Apostel doch nur sagen will, die

Seligkeit bestehe in dem Kommen zu Gott, sey damit gleichbedeutend, und es komme kein Geschöpf zu Gott ohne durch diesen ewigen Hohenpriester. M. vergl. noch S. 299, 347 und 376. Es scheint als ob die Gegner der Lehre von der allgemeinen Wiederbringung meinten, sie hebe das jüngste Gericht auf. Keineswegs! die Meinung ist die, daß erstlich nach dem Tode noch eine Läuterung bevorstehe, die zum bußfertigen Glauben an das allgenugsame Verdienst Jesu Christi führen könne; daß aber, wo dieses nicht geschieht, die Seele dem jüngsten Gericht anheimfällt, und nach dieser schließlichen Verdammniß nur nach Aeonon oder unvorstellbar langen Perioden der Qual in der gänzlichen Vernichtung ihres Widerstandes endlich die Wege des Heils finden könne, so die Kraft des Blutes Jesu und sein Hohespriesterthum sich, ohne Ende oder bis zum äußersten Ende, bis zur gänzlichen Vollendung (εἰς τὸ παντελὲς) bethätigen, und Alles endlich zu seinem Ursprung wiederum kommen werde. Wer nun thöricht genug ist, der verschiebt seine Buße auf die erste und auf die zweite noch ungleich schrecklichere Verdammniß des Todes; wer sich aber der Klugheit der Gerechten befleißigt, der läßt sich das Wort gesagt seyn: „Heute, so ihr seine Stimme höret" u. s. w. Dieses letzte zu verkündigen und einzuschärfen ist die Aufgabe des Predigers und Seelsorgers, nicht auf Sündenvergebung nach dem Tode oder nach den Aeonen der Verdammniß zu vertrösten, dagegen wenn er von Solchen, die um die Seligkeit ihrer verstorbenen Angehörigen und Freunde bekümmert sind, befragt wird, nur Hoffnungen auszusprechen. Die Apokatastasis dagegen ist ein Gegenstand christlich-philosophischer, bibelgemäßer Berathung, zuerlässig nicht werth, schlechthin als Irrlehre mathematisirt zu werden. Denn sie traut Gott zu, was seiner würdig ist. Diejenigen aber, die sich nicht auf die Frage einlassen wollen, und Alles dem Wissen und der Barmherzigkeit Gottes anheimstellen, thun sicherlich besser als die, welche sich dadurch zur Gleichgültigkeit im Schaffen des Seligwerdens verleiten lassen; und dieses ist die

Meinung der heil. Schrift, indem sie so dunkel, nur in Winken, gleichsam hinter den trüben Nebeln der Ewigkeiten, einen Strahl der Hoffnung für die Verlornen aus dem Antlitz des ewigen Mittlers blicken läßt.

2) Eben so sehr und gewissermaßen noch näher berührt die Leser des Magikons folgendes Buch: „Die Lehre von Christi Höllenfahrt nach der heil. Schrift, der ältesten Kirche, den christlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfassenden Bedeutung dargestellt von Joh. Ludw. König, k. Preuß. Garnisonprediger zu Mainz. Frankf. a. M. bei Zimmer 1842.“ — Gleich in der Vorrede sagt der Verf. „Festiglich hoffe ich, daß meine Schrift dazu beitragen wird, die schon so vielfach in unserer Zeit von glaubigen Lehren vertheidigten Lehre vom Hades als Mittelort, festzustellen; man muß der heil. Schrift gradezu ins Angesicht schlagen wollen, wenn man in unserer Zeit dieselbe abzuläugnen wagt.“ Die Abhandlung über die Höllenfahrt Christi selbst ist der Ankündigung des Titels gemäß gründlich und mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführt. In der Einleitung wird zuerst dem Wort Hölle in diesem Bezug seine wahre Bedeutung zugeeignet, nämlich als Hades oder Scheol, als Mittelort, wie es auch Luther in seiner Bibelübersetzung dem ursprünglichen Gebrauch gemäß genommen hat. Es ist nur aus dem Mangel an Umsicht und wahrer Wissenschaft begreiflich, daß Theologen an der Höllenfahrt Christi zweifeln können, da diese zunächst nichts Anderes ist, als der Eintritt seiner Seele in den Stand der Abgeschiedenen, in das Reich der Todten, wohin jede Seele geht. Er ging aber auch um den Unseligen im Gefängniß das Evangelium zu verkündigen; bei diesem Anlaß behauptet der Verf. S. 53, Christus sey zuvörderst nicht in jene Tiefe gegangen, sondern als Frommer und Heiliger, wie er auch dem Schächer angekündigt, ins Paradies, dann aber aus großer Sünderliebe auch hinab zu den im Ort der Strafe Beschlossenen, und sucht hiebei eine Aeußerung in meinem Büchlein Hades zu widerlegen. Ich gebe zu, daß die von mir gebrauchten Ausdrücke

mißverstanden werden können, bemerke jedoch, daß ich (S. 45) eigentlich im Gegensatz von der spätern verkehrten Kirchenlehre geredet habe, wonach die Höllenfahrt erst nach der glorreichen Auferstehung des Herrn Statt gehabt haben sollte. Uebrigens räume ich ferner ein, daß der Zustand der heiligen Seele Jesu im Hades kein peinlicher gewesen seyn kann, vielmehr ein friedlicher, und insofern war sie gleich mit dem Abscheiden im Paradies; aber sie mußte sich erst in der Demuth einer abgeschiedenen Menschenseele offenbaren, um eben hiedurch die geschehene Loskaufung der Menschheit zu bezeugen und den Hochmuth des Feindes zu beschämen, ehe sie in die Orte der Wonne bleibend emporsteigen konnte; und so konnte sie den Schächer zu seiner völligern Läuterung zu den Schrecken des Gefängnisses mit hinabnehmen und dann emporführen. Doch wir wollen die Zeitfolge und das Raumverhältniß dieser geheimen Fahrt, als für unsern Begriff zu hoch, der göttlichen Allwissenheit überlassen. M. vgl. noch was aus Tertullian S. 92 angeführt wird: „und stieg nicht früher" rc. — In dem 2. Abschnitt, der Lehre der ältesten Kirche, weist der Verf. den sehr allgemeinen Glauben an den Hades nach, mit dessen beiden Abtheilungen für die Frommen und Gottlosen; erst seit der Zeit des Ambrosius und Augustinus wuchs die Bedeutung von der Hölle, inferi und infernum, als bloßem Ort der Verdammten. Eben so lehrte die christliche Kirche allgemein die Höllenfahrt Christi, nach dem Zeugniß einer Menge von Kirchenvätern, die mit großer Belesenheit angeführt werden; wiewohl man sich hiebei, und noch mehr bei den angeführten spätern Schriftstellern über die Verschiedenheit der Auffassung einer Sache wundern muß, die nicht allzu schwierig seyn kann, wenn wir verstehen, was der Hades ist, und was die Schrift über dieselbe sagt. Am richtigsten und bibelgemäßesten erscheint die Lehre in der ältern griechischen Kirche. — Die Wichtigkeit der Höllenfahrt Christi wird mittelst der allgemeinen Gnade Gottes gegen alle Völker gründlich beleuchtet. Hat aber die evangelische Predigt an die

Todten mit Christi Höllenfahrt angefangen, so wird sie auch fortgedauert haben und noch fortdauern, und so ist das, was in dieser Hinsicht die neuesten Erfahrungen ergeben haben, bestätigt und erklärt. — S. 237 möchte die sühnende Kraft der Strafe im Hades, wiewohl sie keineswegs an sich und ohne das Verdienst Christi genügend seyn kann, deßgleichen die Kraft der Fürbitte der Lebenden, zu weit abgewiesen seyn. — S. 240 und 278 wird die Wiederbringung aller Dinge wegen der Stelle Matth. 12, 31. 32, wonach es Sünden gibt, die jenseits nicht vergeben werden, verworfen. Allein sowohl diese, als etwaige andre Stellen sagen nur, daß es Sünden gibt, um deren willen der verstockte Sünder auch im Hades keine Vergebung zu erwarten hat, sondern dem jüngsten Gericht anheimfällt. Ob nun dieses „ewige Gericht" (Marc. 3, 29) gleich ewig, d. i. gleich endlos mit Gott (dem allein unsterblichen, 1 Timoth. 6, 16) seyn kann, das ist die Frage. — S. 242 ff. wird von der ersten Predigt Christi im Hades, und den folgenden und noch fortwährenden Rettungsanstalten daselbst, sehr richtig gehandelt, so daß auch dieses Buch alle Empfehlung verdient.

Dr. J. F. v. Meyer.

2.

Ueber den animalischen Magnetismus. Eine Vorlesung gehalten in der Gesellschaft Albina zu Dresden am 12. Febr. 1840, von Dr. Ludwig Choulart, königl. sächs. Hofrath und Professor. Dresden 1842. — Diese Blätter enthalten für jeden, der ein Werk über den Magnetismus las, wie z. E. das von Passavant, von Ennemoser u. s. w. nicht das mindeste Neue. Veraltet ist auch die Schimpferei und verschrobene Ansicht, die S. 30 dieses Schriftchens über die Seherin von Prevorst zu lesen ist und

der wir nur das entgegensetzen wollen, was ein wirklicher Naturforscher und berühmterer Name über diese Geschichte vor Jahren im Morgenblatte schrieb, zudem da es nur wenigen Lesern dieser Blätter noch im Gedächtniß stehen wird und sehr vielen wohl gar nicht zu Gesicht kam. Hofrath und Prof. Dr. Schubert schrieb über diese Geschichte der Seherin von Prevorst also:

„Es ist besser," so sagt ein alter, ehrwürdiger Prediger, der zugleich König war, „zu gehen in das Klagehaus, denn in das Haus voll fröhlicher Trinker; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Trauern ist besser als Lachen; denn durch ein tiefbetrübtes Angesicht wird das Herz gebessert." Dieses Bessersehn jener ernsten Stunden, in welchen uns, etwa bei dem Hinscheiden eines Menschen, welcher einen Theil unserer liebenden Seele mit sich wegnimmt, oder bei eigner Todesgefahr, durch die entstandene Lücke der Mauer, ein Lufthauch aus dem Jenseits anweht, dieses Besserseyn solcher Stunden, als der Stunden des leichtsinnigen Lachens und Tändelns und Genießens, muß auch den Fremdling in solchen Gefühlen, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben anwandeln, wenn er die Geschichte der Seherin von Prevorst liest.

Das ist ein eigenthümliches, bemerkenswerthes Vorrecht unserer, so wie der nächst vorhergehenden Zeit, daß Erscheinungen aus einer angrenzenden, nachbarlichen Geisterregion, wie zum Theil die des sogenannten thierischen Magnetismus sind, immer häufiger, augenfälliger und deutlicher werden. Wie etwa am späten Abend, in der Nähe der stillen Mitternachtsstunde, eine vorhin ganz andere Dinge besprechende Gesellschaft auf einmal unwillkürlich auf Gedanken an die Geisterwelt geräth, und sich gegenseitig Geschichten, dunkel und schauerlich, wie die Mitternachtsstunde selber, erzählt, so bringt unsere Zeit, man weiß nicht wie, auf einmal Thatsachen hervor, welche von dem gewöhnlichen Treiben dieser Zeit eben so verschieden sind, als das Schwatzen nächtlicher Trinker von

den Geistergeschichten, die sich unter ihnen ungebeten, und vielen unerwünscht, auf einmal, erst als Scherz, dann in immer tieferem Ernst einstellen.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst ist es nicht blos jenes besondere, schauerlich-mächtige Interesse, mit welchem schon das Kind auf Erzählungen aus der Geisterwelt horcht, was das Buch so unwiderstehlich anziehend für Leser von dem verschiedensten Bildungsstand, Naturell und Alter macht, sondern es liegen in jener Geschichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe, Keime, welche in den Lesenden eingehen, er weiß selber nicht wie, und da Fragen und Antworten aufregen, so schwer und gewichtig; daß er sie nicht so bald hinweghauchen und wegweisen kann.

Es ist ein alter Glaube unsers Geschlechts, welches einzig und allein durch die Gabe der Sprache vom Geschlecht der Thiere sich unterscheidet: der Mensch vermöge noch auf einem andern Wege, als durch jenen der aus Fleisch und Blut, Haut und Knochen gebildeten Glieder auf seine Umgebung und selbst weit über diese hinaus zu wirken. Die älteste Zeit „der Heiden und Völker“ glaubte an eine magische Kraft des ausgesprochenen Wortes, mächtiger und gewaltiger als die Kraft der vielschaffenden Arme oder der beweglichen Füße. Die Offenbarung nannte uns dieses magisch-kräftige Wort als Gebet. Eine solche Kraft des in uns wohnenden Geistes über das ganze sichtbare, ja unsichtbare Reich der Wesen habe der Mensch ursprünglich besessen, ehe ihm statt des verloren gegangenen allmächtigen Wortes dieser Leib von Staub, so vergänglich und vom Tod durchdrungen, geworden sey. Dieser Leib von Staub ist nur einstweilen ein vorbedeutender Stellvertreter des ursprüglichen und künftigen Leibes, wirksam und schützend nach außen, wie dieser. Denn jenes Wort, allmächtig wirksam, das einst dem Menschen gegeben war, ehe er statt seiner das vergängliche Fleisch anzog, habe sich selber

zum Fleisch und Blut heruntergesenkt und könne nun statt dieser wieder von der Seele angenommen und angezogen werden: schon im Vorbilde als magisch wirkendes, übrigens noch äußerlich oder innerlich hör- und vernehmbares Wort, genannt Gebet. Die Seele, vom alten Leibe des Fleisches und Blutes im Tode geschieden und noch nicht mit dem ursprünglichen und künftigen Leibe des Wortes überkleidet, sey blos leidend, nicht freudig in eigner Kraft.

Diese Leiden einer von dem Leibe entkleideten (nackten) Seele, aber auch die freudige Selbstkräftigkeit einer mit dem künftigen Leibe des Wortes (wirksamen Gebets) überkleideten Seele, zeigt uns, wenn auch beides nur im leiser angedeuteten Vorbilde, die höchst lesenswerthe Geschichte der Seherin von Prevorst." Schubert.

---

3) „Der heiligste Name Jesu, das sicherste Hülfsmittel in Krankheiten, wo kein Arzt helfen kann, oder Beispiele von Krankenheilungen durch glaubiges Gebet. Aus den darüber geführten Protokollen und mehrern andern Schriften zusammengetragen vom Verfasser der Gebetbücher: Schritte zur vollkommenen Liebe Gottes u. s. w. Gesammtausgabe. Neue Auflage." Regensburg bei Manz 1842. — Der Verf. sagt gleich im Eingang: „Die Blätter aus Prevorst gaben mir Veranlassung zu dieser Schrift; dort las ich im sechsten Bändchen die merkwürdige Heilung eines fallsüchtigen Menschen durch glaubiges Gebet 2c." — Das Buch hat sechs Abtheilungen, welche früher in eben so viel einzelnen Bändchen erschienen und hier zusammengedruckt sind. Hieraus erklären sich die häufigen Wiederholungen einer und derselben Lehre, nämlich daß alle leibliche Uebel durch den Namen Jesu Christi, nach seiner eigenen Verheißung, heilbar seyen, bei festem Vertrauen auf dessen allvermögende Kraft und glaubigem Gebet, nicht nur Plagen, die vom Teufel herrühren, wie Besessenheit,

oder Krankheiten, die er durch seine Einmischung für menschliche Kunst unheilbar macht, sondern auch natürliche Leiden aller Art; ja daß nicht nur besonders begabte Personen auf diese Weise zu heilen vermögen, sondern auch die Kranken sich selbst, wenn sie festen Glauben und in der Verheißung wurzelndes Vertrauen haben; und daß diese evangelischen oder wunderbaren Heilungen nicht bloß der Apostelzeit angehören, sondern, da Jesus Christus heute wie gestern und in Ewigkeit derselbe ist, auch jetzt noch und immerdar eben so möglich sind wie damals, und häufig in der That geschehen; endlich daß leibliche, natürliche Mittel, als zur Heilung von Gott erschaffen, keineswegs zu verwerfen, aber auch diese im allerheiligsten Namen Jesu zu gebrauchen und ihnen so der himmlische Segen mitzutheilen sey; und noch dieses: daß zwar das glaubige Gebet um Genesung nicht in allen Fällen erhört werde, weil sonst kein Mensch sterben würde, daß aber das Uebel als eine Prüfung des Glaubens oft fortwähren könne, ohne daß das glaubige Gebet ermüden dürfe, indem es vielmehr um so dringender und anhaltender werden müsse, unter Reinigung des Gewissens durch geistliche Uebungen. Dieses ist der kurze Inbegriff der in diesem wichtigen Buche vorgetragenen Wahrheiten, zu denen sich jeder unbefangene bibelglaubige Christ bekennen muß, was auch die überkluge, glaubenslahme vermeinte Aufklärung dazu sagen mag. Die angeführten Beispiele der in der neuesten Zeit durch glaubiges Gebet im heiligsten Namen Jesu geheilten Kranken sind eben so häufig als merkwürdig, und geben diesem Buche, glaubhaft bezeugt, einen hohen Werth. Die mit der Gabe gesund zu machen besonders Begnadigten waren zwar für unsere negativen Geister oft genug ein Gegenstand des Zweifels und des Spottes; indessen lese man, was hier über sie beigebracht ist, namentlich über den von Semler gemißhandelten Exorcisten Pfarrer Gaßner, Fürsten Hohenlohe, Martin Michel, Pfarrer Nußbaumer, Nikolaus Wolf und Sekretär Eigler. Man werde auch nicht irre daran, daß der

Verfasser des Buchs, der höchst wahrscheinlich ein Römisch-katholischer Geistlicher ist, auch auf die Begriffe seiner Kirche, als der allein wahren und allein seligmachenden, beschränkt ist. Es wäre ihm hier sehr viel zu erwiedern und aus seinem Buche selbst entgegenzuhalten, z. B. S. 184 unten, wo er sagt, daß Ananias, obgleich er kein Apostel war, doch den erblindeten Paulus wieder sehend machte, und fortfährt: „Die Gewalt, Kranke zu heilen, gründet sich also auf den Glauben an Jesus. Je größer dieser Glaube, desto größer die Gewalt.“ Hier hätte nun der Verf. zu beweisen, daß die sogenannnten Protestanten (die vielmehr Evangelische und dadurch wahre Katholiken sind) keinen Glauben an Jesus haben oder haben können; wiewohl nicht geläugnet werden soll, daß der einfache, ungestörte Wunderglaube mehr in der Römischen als in der protestantischen Kirche einheimisch ist, und daß diese sich durch übertriebene Kritik hierin selbst entnervt, während jene sich vielfach in Diuge verirrt hat, welche nicht sowohl dem evangelisch-christlichen Glauben als der Superstition angehören, die denn auch wirksame Kräfte äußern kann. Wir meinen damit nicht etwa das vom Verf. empfohlene Zeichen des Kreuzes, womit sich auch Protestanten segnen, und das Luthers Katechismus werth hält. Aber wenn die glaubige Anrufung des heiligsten Namens Jesu zur Heilung genügt, wozu noch die der seligen Jungfrau, seiner Mutter, oder die auf ihre (eigene) unbefleckte Empfängniß geprägte Münze? Von Luther selbst führt der Verf. S. 267 aus dessen Schriftchen an, daß er die Wahnsinnigen für vom Teufel Geplagte gehalten, und man kann, was die Heilung durch das Gebet betrifft, hinzufügen, daß jener Urheber der Reformation seinem schon halb todten Freund Philipp Melanchthon zu Weimar durch seine kräftige Fürbitte Leben und Gesundheit gerettet hat. So gewiß gehören diese wunderbaren Curen nicht der Römischen Kirche allein an, noch liefern sie einen Beweis für deren Alleinigkeit. Indessen übersehe man gern dergleichen Schwächen bei einem so wohlmeinenden Schriftsteller und

einem Buche, woraus für Verständige sehr viel und Großes zu lernen ist.

---

4) „Die Astronomie und die Bibel. Versuch einer Darstellung der biblischen Kosmologie, so wie einer Erläuterung und Bestätigung derselben aus den Resultaten und Ansichten der neueren Astronomie, von Joh. Heinr. Kurtz, Oberlehrer der Religion, der griechischen und hebräischen Sprache am Gymnasium zu Mitau. Mitau, Verlag von Friedrich Lucas, 1842." — Es handelt sich hier von dem Widerstreit und der Aussöhnung zwischen der menschlichen Wissenschaft und der biblischen Offenbarung, nämlich davon, ob erstere, und namentlich die Astronomie, mit einigem Schein Rechtens gegen letztere ankämpft, oder in ihren besten Resultaten vielmehr mit ihr zusammentrifft; und diese Frage hat der Verfasser hier in einem gründlich und schön geschriebenen Werkchen nach frühern Vorgängern mit Glück gelöst, und was diese behauptet hatten, scharfsinnig und mit vieler Kenntniß bestätigt. Es ist nämlich besonders die Wichtigkeit unsers Erdkörpers für das Universum zu vertheidigen, der mit Unrecht in seiner jetzigen Niedrigkeit so häufig als ein unbedeutendes Körnlein in der großen Sternensaat betrachtet wird. Es kommen dabei noch viele sonstige Bedenken zur Sprache, die der magischen Wissenschaft in ihrem größeren Umfang angehören. So ist z. B. die Frage, ob die Fixsternwelten, die von unserm Sonnensystem so weit entlegen und unterschieden sind, von eigentlichen Engeln bewohnt werden, wie der Verf. (S. 160) annimmt, oder ob diese noch in höhern Regionen ihren Aufenthalt haben? wobei sich erinnern läßt, daß die vor der Erdschöpfung vorhandenen „Kinder Gottes" (Hiob 38, 7) auch noch andre Wesen in sich begreifen können, die weder zur adamischen noch wahren englischen Natur zu rechnen sind. Es ist daher auch unrichtig, wenn (S. 195) gesagt wird:

„Die Schrift kennt nur zweierlei Arten Geschöpfe, die mit Vernunft begabt, ihren Schöpfer zu erkennen und selbstbewußt zu preisen vermögen: „die Engel und die Menschen.“ Denn 1 Mos. 6, 2 sind weder Engel noch Menschen gemeint. Bei den Sterneinflüssen und deren Erwähnung in der heil. Schrift (S. 209) hätte eine Stelle in dem Gesang der Debora Richt. 5, 20 angeführt werden können. Doch was im Einzelnen bemerkt werden möchte, benimmt dem Werth des Ganzen nichts, und es ist zu wünschen, daß dieses nützliche kleine Buch unter Allen, die über das Wesen des Weltalls etwas zu wissen glauben oder darnach begierig sind, recht viele Leser finden möge.

---

5) „Nordische Sagen der deutschen Jugend erzählt und mit einem wissenschaftlichen Anhange versehen von C. Rußwurm. Mit 5 Holzschnitten von L. v. Maydell. Leipzig, Friedrich Fleischer 1842.“ — Auch die Sagen oder Mythen gehören in den Kreis des Magikons. Alle Mythologie oder heidnische Götterlehre ist magischer Natur, und kann nur von denjenigen ganz verstanden werden, welche gründliche magische Kenntnisse besitzen. In ihr verbargen die alten Weisen ihr geheimes Wissen, obgleich sie nachher von Dichtern aus Unverstand phantastisch ausgeschmückt und gemißhandelt wurde, auch Heldensagen hinzukamen, die mehr historischer Art waren. Ein Hauptbestandtheil ist dämonologisch, betrifft die Mittelwesen in der Natur. Dieses zeigt sich auch in gegenwärtiger Schrift, welche eine gute Uebersicht der nordischen Götterlehre und vieler wilden Heldensagen (worunter Hamlet) liefert, hinten mit gelehrten Nachweisungen. Es kommen hier auch wirkliche Zaubereien vor, wie die S. 308 in der Note angeführte Fernwirkung. Die Holzschnitte sind gut erfunden und gezeichnet.

J. F. v. Meyer.

---

6) **Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambüle Auguste K. in Dresden.** Dresden und Leipzig 1843. — Die Beobachter und Mittheiler dieses magnetischen Schlaflebens (von welchem der eine der bildenden Kunst, der andere der Themis huldigt,) verdienen den aufrichtigsten Dank der Freunde magischer Erscheinungen. Der Gegenstand dieses schlafwachen Lebens ist ein Mädchen von 16 Jahren, an dessen Unschuld und Aufrichtigkeit durchaus nicht zu zweifeln ist. Hier fand kein Betrug, keine Verstellung statt. Von sich sagen die Beobachter: „Freilich wäre es wichtig gewesen, wenn Männer von verschiedenartiger wissenschaftlicher Bildung, wenn nämlich Naturforscher unsere Stelle bei der Kranken vertreten hätten. Wir haben es immer gefühlt und fühlen es noch, daß unser Beruf weit ab von dem Felde liegt, auf welchem wir jetzt vor das Publikum treten. Wir würden es auch nicht gewagt haben, eine Stelle einzunehmen, zu der wir auch von Amtswegen berufen waren, aber diese waren nicht auf ihren Posten u. s. w."

Wir glauben nicht, daß Stockärzte, Gelehrte von Profession und namentlich solche, die ihre vorgefaßte Meinungen und Cathederweisheit mit sich bringen, in solchen Fällen bessere Beobachter sind. Die genauesten Prüfungen bestätigen auch bei diesen Somnambulen die Erscheinungen des Wahrnehmens in die Ferne, der sichtbaren Einwirkung der Kranken auf die Magnetnadel, der Erscheinung mit andern als mit den gewöhnlichen Organen zu sehen, namentlich das Lesen mit der Stirne oder dem Scheitel, so daß den Beobachtern die Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen zur völligen Evidenz wurde. Die geistige Entwicklungen dieser Somnambulen betreffend, Ideen, die wunderbare Geistesgewandtheit des fast noch im Kindesalter stehenden Mädchens, so zeugen auch diese von einem tiefen innern Geistes- und Seelenleben im Menschen, das im gewöhnlichen wachen Leben mehr zurückgedrängt ist, in den Zuständen des somnambulen Lebens aber in seiner völligen Intensität zu Tage kommt.

Sehr wahr aber sagen die Beobachter: „wir sind weit davon entfernt, die Aeußerungen unserer Seherin für Orakelsprüche ausgeben zu wollen; sie werden der Prüfung und Sichtung in vieler Hinsicht bedürftig seyn. Sie selbst hat vielfältig zu dieser Prüfung aufgefordert, vor Köhlerglauben gewarnt und sich bemüht, den Schein der Betrüglichkeit und Allwissenheit zu zerstören, den andere Somnambule (aber gewiß nie eine reine) sich zu geben bemüht waren."

Die gar zu vielen abstrakten Fragen, die an diese Somnambule in ihrem schlafwachen Zustande gestellt wurden, sind nicht zu billigen und diese setzen oft voraus, daß man die Meinung von ihr hatte, sie sey allwissend im Reiche geistiger Räthsel. Sie sträubte sich billig oft selbst dagegen, wußte sich aber immer mit großer Geistesgewandtheit zu helfen. Die Antworten auf solche Fragen füllen das Buch und sind immer merkwürdig zu lesen, aber wie die Beobachter ja selbst verlangen, — auch zu prüfen. Unter Ideen, die wohl mehr der Graf Szaparyschen Dresdner magnetischen Schule als einem innern Schauen und Fühlen entsprungen zu seyn scheinen, gehört wohl vorzüglich auch was diese Somnambule über Herzsomnambule und Gehirnsomnambule und über elektrische und magnetische Kraft entwickelt, wo sich auch oft Widersprüche zeigen. Die wahrheitsliebende Somnambule sagt: (S. 233) „Ihr dürft nicht glauben, daß Alles, was eine Somnambule sagt, wahr seye, denn sie drückt sich oft falsch aus, weil es ihr nicht leicht wird, das passende Wort zu finden. Also widerlegt soviel, als ihr könnt; ich weiß es ganz richtig, aber ich könnte mich oft falsch ausdrücken." —

Sehr viele ihrer Antworten sind aber sichtbar aus einem tiefen Seelenleben gegriffen und von größerem Werthe als manche hochgepriesene Cathederweisheit.

Dieses werthvolle merkwürdige Buch empfehlen wir allen Lesern unserer Blätter.

7.

Eine Selbstschau von Heinrich Zschokke. 1—2 Th. Aarau 1842. — Die Biographie dieses merkwürdigen Mannes empfehlen wir unsern Lesern in mancher Hinsicht. Im ersten Theile derselben ist besonders merkwürdig, was Zschokke von seinem sogenannten „innern Gesichte," einer besondern an ihm haftenden Sehergabe erzählt. Diese Gabe erinnert auch an das Rückwärtsschauen, zum Gegensatze vom Vorausschauen, mancher sich in magnetischen und exstatischen Zuständen Befundener, wie z. E. der Nonne von Dülmen. Zschokke aber hatte diese Gabe bei einem ganz gesunden, nicht überspannten, Nervensysteme, zum Beweise, daß solche Gaben des Innern, wie z. B. auch die Gabe des Geistersehens, mit einer sonst ganz normalen Körperbeschaffenheit verbunden seyn können. Er äußert sich hierüber also:

Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren ersten Anblick fällen, richtiger zu seyn, als dasjenige nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Andersscheinen, oder durch unser Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht auch von unwillkührlichen Sympathien und Antipathien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen sogar bei Kindern wahr, denen Menschenkenntniß abgeht. Andre sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig auf physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.

Es begegnete mir zuweilen, beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüber ging, ganz unwillkührlich, und im Zeitraum weniger Minuten. Während dessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des

fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen, wie Kommentar zum Text der Gesichtszüge, klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Fantasie; um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigten. Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal, im traulichen Familienkreise Kirchberg, die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehen, aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochenen wisse; denn was ich gesagt, sey vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und, wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung, oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung, nicht ohne Bestürzung derer, die sie gaben.*)

Am wenigsten konnt' ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur faßen. So oft ich jemanden meine ihn betreffende Traumseherei kund that, erwartete ich mit Zuversicht die Antwort zu hören: „So war es nicht!" Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!" oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führe ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

*) „Welcher Dämon inspirirt Sie? Soll ich wieder an Besessene glauben?" rief der geistreiche Jochmann von Riga, als ich ihm in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft, seine Vergangenheit erzählte, mit der ihm erklärten Absicht, zu wissen, ob ich mich täusche. Wir riethen lange am Räthsel herum, aber auch sein Scharfsinn konnte es nicht lösen. Zschokke.

An einem Markttage in der Stadt Waldhut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben) von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speiseten an der zahlreich-besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwidern, besonders einem hübschen jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Grade das Leben desselben war an mir vorbeigeschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meinte ich, als Lavaters Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehen, wenn ich die Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür, auf einem Tische der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich die Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reichte ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch.

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Person, Handeln und Geberden derselben unter gewissen Umständen, romanartig zusammenstellen könne. Woher aber kam mir das

unwillkührliche Wissen von Nebensachen, an denen mir nichts gelegen seyn konnte; und von Leuten, meistens mir sehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das zufällig Eintreffende dabei ein sich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm seine Erlebnisse schilderte, vielleicht dabei ganz andre Vorstellungen, als die meinigen, während er in erster Ueberraschung die meinigen und seinigen wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieses Zweifels willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigsten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte.

Kein Wort weiter von dieser seltsamen Sehergabe, von der ich nicht einmal sagen kann, daß sie mir je genützt habe; die sich nur selten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Personen geäußert hat, an deren Durchschauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Besitz ist. Auf einer Reise, mit zweien meiner Söhne, traf ich einst mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshause des untern Hauensteins, eines der Jura-Pässe, zusammen. Er richtete eine Zeitlang die Augen auf mich; mischte sich in unser Gespräch; sagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Bestrebungen und Erstrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anwesenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es belustigte, daß auch andere die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu seinem Wissen komme, wußte er weder sich selber, noch mir anzugeben. Er schien sich aber doch auf diese geheime Weisheit etwas einzubilden.

